Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Eine deutsche Revue

für

Politik, Literatur und öffentliches Leben,

redigirt von

J. Kuranda.

Dritter Jahrgang.

I. Semester.

Leipzig,
Friedr. Ludw. Herbig.

1844.

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND

Digitized by Google

Inhalt.

I. Semester.

Politische Rückblicke. Deutsche Vor= und Rückschritte im J. 1843. S. 3. — Skizzen aus Berlin. Von A. F. I. Die Geheimnisse von Berlin. S. 13. — Der deutsche Adel als Lesepublicum. S. 21. — Literarische Uebersichten. Deutsche Literatur in Böhmen I. S. 26. — Tagebuch: Aus Paris. S. 32. — Das Berliner Hofschauspiel und das Burgtheater in Wien. S. 34. — Notizen. S. 36.

Scenen aus dem deutschen Leben. Vater, Sohn und Graf. Von Josef Rank. S. 39. — Chateaubriand. Eine biographische Skizze. S. 50. — Literaturbriefe von F. Gustav Kühne. S. 63. — Tagebuch: Briefe aus Wien. S. 70. — Notizen. S. 74.

Arago. S. 79. — Briefe aus Dresden. S. 89. — Literarische Uebersichten. Deutsche Literatur in Böhmen II. S. 96. — Tagebuch: Hans Jörgel gegen Hoffmann und Campe. S. 104. — Notizen. S. 106.

Dramatisch und Theatralisch. Von F. G. Kühne. S. 111.—Skizzen aus dem deutschen Universitätsleben. Von Ernst Dronke. I. Berlin. S. 124. — Französische Maler. I. Horace Vernet. S.132. — Tagebuch: Notizen. S. 141.

Skizzen aus dem deutschen Universitätsleben. Von Ernst Dronke. II. Die Universität Marburg. S. 143. — Schilderungen aus Belgien. Flamänder und Wallonen. Von J. Kuranda. S. 149. — Zur Charakteristik des deutschen Parterres. Von J. Kuranda. S. 157.— Tagebuch: Aus Prag. S. 162. — Notizen. S. 165.

Der Salon der Frau von Varnhagen. (März 1830.) I. S.171. — Briefe aus Dresden. S. 185. — Halm's Sampiero. Von M. H. v. Geldern. S. 191. — Tagebuch: Notizen aus Wien. S. 197. — Vlaemsch Belgie. S. 199. — Vermischte Nachrichten. S. 201.

Der Salon der Frau von Varnhagen. (März 1830.) II. S.203. — Für Rußland! S. 214. — Tagebuch: Briefe über Wiener Kunstzustände. S. 221. — Notizen. S. 225.

Skizzen aus Berlin. Von A. F. II. Drei Schwestern. S. 231. — Französische Maler. II. Ingres. S. 250. — Tagebuch: Aus Wien. S. 258. — Aus Paris. S.260. — Vermischte Nachrichten. S. 262.

Magyarische Journalistik und Literatur im J. 1843. (Aus dem Vilag von M. B. Steinhardt.) S. 263. — Dingelstedt und die öffentliche Meinung. Von Sigm. Schott. S. 271. — Tagebuch: Kleine Skizzen aus meinem Leben. Von J. F. Castelli. S.279. — Unsere Zeitschriften. S. 281. — Aus Wien. S. 282. — Notizen. S. 286.

Saint Marc Girardin über die dramatische Literatur. S. 291. — Ein Blick auf Spanien. (Aus Papieren eines verabschiedeten Lanzknechts.) S. 297. — Aus Kiel. S. 305. — Kleine Skizzen aus den Rheinlanden. Köln und Bonn. Von W. H. Riehl. S. 310. — Tagebuch: Aus Wien. S. 316. —Notizen. S. 319.

Die dänische Poesie der Gegenwart. Von Eduard Boas. I. S. 323. — Gebirgsmenschen. (Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechts.) S. 341. — Zwei neue Lieder von Karl Beck. S. 349. — Tagebuch: Aus Wien. S. 354. — Notizen. S. 358.

Die dänische Poesie der Gegenwart. Von Eduard Boas. II. S. 363. — Deutsche Monumente. Von Moriz Hartmann. S. 383. — Tagebuch: Eine Ehescheidungsgeschichte. Von A. F. S. 386. — Aus Wien. S. 387. — Notizen. S. 389.

Digitized by Google

Eine Gemäldesammlung in Wien. Von Betty Paoli. S. 395. — Theatralisches aus Berlin. S. 418. — Tagebuch: Notizen. S. 423.

Skizzen aus dem österreichischen Heere. (Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechts.) I. Der Husar. S. 427. II. Zur Geschichte einiger Regimenter. S. 432. — Persönlichkeiten der französischen Kammer. I. Der Alterspräsident Laffitte. S. 435. — Tagebuch: Gustav Adolph und Tilly. — S. 447. — Notizen. S. 448.

Wien und Berlin. Parallelen von J. Kuranda. S. 451. — Persönlichkeiten der französischen Kammer. II. Der Minister Villemain. S. 464. — Tagebuch: Aus Paris S. 473. — Dr. H. Merz und die Jahrbücher der Gegenwart. S. 474. — Ein neuer Ukas gegen die Juden. S. 475. — Notizen. S. 478.

Ein Besuch beim ungarischen Reichstag. März 1844. Von J. Kuranda. I. S. 483. — Eine Stimme für das alte Studententhum. Von Wilhelm Falckenhainer. S. 491. — Tagebuch: Die Leipziger Redacteure und der Journalnachdruck. S. 502. — Aus Wien. S. 505. — Nassau und Rußland. S. 509. — Aus Paris. S. 510. — Notizen. S. 514.

Ein Besuch beim ungarischen Reichstag. März 1844. Von J. Kuranda. II. S. 515. — Wienbarg über sich selbst. S. 525. — Tagebuch: Aus Berlin. S. 535. — Aus Dresden. S. 538. — Aus Wien. S. 540.

Frauenliteratur. S. 543. — Streifzüge im Norden. I. Von Petersburg nach Lübeck. S. 553. — Tagebuch: Revue der Zeitungen. Die Deutschen in Griechenland. — Schuselka und Französisch. S. 565. — Aus Wien. S. 568. — Der gestiefelte Kater in Berlin. S. 571. — Notizen. S. 572.

Die Zukunft der deutschen Lyrik. Von Hieronymus Lorm. — S. 575. — Streifzüge im Norden. II. Von Hamburg nach Braunschweig. S. 588. — Tagebuch: Aus Berlin. S. 600. — Notizen. S. 603.

Ein Blick in die geselligen Regionen. Von Adolphine ***. S. 607. — Gespenster im hellen Deutschland, gesehen von Lorenz Diefenbach. — S. 614. — Auferstehung. Von Karl Beck. S. 617. — Tagebuch: Laube's Struensee. S. 627. — Aus Berlin. S. 631. — Notizen. S. 634.

Kleine Skizzen aus den Rheinlanden. II. Von W. H. Riehl. S. 639. — Persönlichkeiten der französischen Kammer. III. Dupin der Aeltere. S. 648. — Tagebuch: Aus Berlin. 1. und 2. S. 658. — Aus Wien. S. 664. — Notizen. S. 665.

Das Bellmannsfest. Ein Lebensbild aus Skandinavien von Eduard Boas. S. 671. — Louis Philipp und Talleyrand. S. 678. — Villareal. (Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechts.) S. 685. — Tagebuch: Aus Innsbruck. S. 691. — Aus Berlin. S. 694. — Aus Wien. S. 696. — Notizen. S. 699.

Berlin und die untern Volksklassen. Von J. Kuranda. S. 703. — Rahel Levin und ihre Gesellschaft. (1801.) Aus den Papieren des Grafen ****. S. 709. — Tagebuch: Aus Wien. S. 721. — Aus Berlin. S. 723. — Aus Dresden. S. 725. — Die Wiener Zeitschrift und Karl Beck. S. 727. — Notizen. 730.

Rahel Levin und ihre Gesellschaft. (1801.) Aus den Papieren des Grafen ****. II. S. 735. — Das Theater in administrativer Beziehung. I. S. 747. — Tagebuch: Aus Paris. S. 767. — Notizen. S. 769.

Das Theater in administrativer Beziehung. II. S. 771. — Episteln von Franz Grillparzer. S. 787. — Tagebuch: Aus Breslau. S. 791. — Aus Wien. S. 793. — Aus Köln. S. 797. — Notizen. S. 798.

Ein Besuch beim ungarischen Reichstag. März 1844. Von J. Kuranda. III. S. 803. — Die Berliner Universität. Von A. F. S. 816. — Tagebuch: Aus Wien. S. 827. — Nehmt Euch ein Exempel d'ran. S. 829. — Die Werke Friedrich's des Großen. S. 830. — Der ewige Jude. S. 831. — Notizen. S. 832.

Digitized by Google

Politische Rückblicke.

Deutsche Vor- und Rückschritte im Jahre 1843.

Zwei ganz entgegengesetzte Regierungssysteme streiten sich in Europa um die physische und geistige Hegemonie. Während man im Westen freiwillig, oder durch die Umstände gezwungen, entschieden dem öffentlichen Staatsleben huldigt, glaubt man im entfernten Osten durch eine geheime Regierungsform die größte Macht erzeugen und zusammenhalten zu können. Beide Systeme stehen sich feindlich seit langer Zeit gegenüber und es liegt in der Natur der Sache, daß sie mit der Zeit, wenn eine naturgemäße Ausgleichung nicht eintritt, in Conflict gerathen müssen. Mitten in diesem europäischen Dualismus steht nun Deutschland, das in dem letzten Vierteljahrhundert seine innere Organisation auffallend vernachlässigt hat, noch immer schwankend, ob es dem westlichen oder dem östlichen Regierungssystem folgen soll. Das Volk, d. h. die denkende Masse, neigt sich unverkennbar zum erstern, während die Beamten der Regierungen, jeder öffentlichen und volksthümlichen Controle abhold, lieber dem letzteren folgen möchten. Es war für Deutschland ein offenkundiges Unglück, daß Napoleon nach den Bedingungen des Congresses von Chatillon nicht Frankreich als Königreich nach den alten Grenzen angenommen hat. Wie schnell hätte sich dann nicht das träumende und philosophirende Deutschland im Angesicht des großen Feldherrn, dessen harte Mißhandlungen es noch im frischen Andenken hatte, neu und auf eine volksthümliche Weise organisirt! Unsere jetzige Lage ist aber noch schlimmer als damals. Wir stehen nicht mehr einem geschlagenen Soldaten-Kaiser, dessen glänzender Stern auf den Feldern von Leipzig und Waterloo verblichen ist, sondern dem ganzen Westen gegenüber, der im Besitz eines öffentlichen Staatslebens und einer nationalen Repräsentation eine unberechenbare Kraft zu ent-

wickeln fähig ist. Dazu kommt noch, daß die französische Regierung, welche für die Zukunft der neuen Dynastie besorgt ist, sich in neuester Zeit eng an die englische angeschlossen hat, die wieder in anderer Art für die innere Ruhe ihres Volkes besorgt sein muß. Durch so wichtige Interessen fest an einander gekettet, wird es dem übrigen Europa schwerlich gelingen, sie zu trennen. Sollte aber dennoch in Folge irgend eines Ereignisses die Trennung beider gelingen, so stände wohl gar ein Bündniß der französischen Regierung mit Rußland in Aussicht, und Deutschland würde dadurch in eine noch gefährlichere Lage gerathen. Man hat zwar den Glauben, eine Allianz zwischen Rußland und Frankreich sei wegen der Verschiedenheit ihrer Prinzipien für immer unmöglich; allein die Vorgänge in Griechenland haben bewiesen, wie weit sich das Cabinet von St. Petersburg um Prinzipien kümmert, wenn es gilt, die russische Macht zu vergrößern. Die Revolution von Athen wurde, wie kein Mensch mehr zweifelt, von Rußland begünstigt, um den König Otto zu verdrängen. Wie wenig auch die Ereignisse in Athen auf die deutschen Verhältnisse influiren, so ist Deutschland mittelbar zu einem großen Resultate dabei gekommen, in so weit auch die deutschen Fürsten, die noch immer zu Rußland seiner „legitimen" Grundsätze wegen ein Vertrauen hatten, die Augen geöffnet haben und erkennen, zu welchen Mitteln die russische Politik im Rücken ihrer Freunde greift. Die Ereignisse in Serbien dienten als Lehre für Oesterreich; die Begebenheiten in Athen sind eine Lehre für ganz Deutschland geworden, daß Rußland noch ein treuloserer Nachbar als Frankreich ist. Wie daher immer die Ergebnisse der nächsten historischen Entwickelungen ausfallen mögen, so viel steht fest, daß, wenn nicht eine freie und öffentliche Organisation in Deutschland bald verwirklicht und dadurch die ganze innere Kraft der Nation entwickelt wird, die geistige und physische Hegemonie auf Seiten des Westens sein wird.

Wir verkennen in keiner Art, wie viel, besonders in diesem Jahre, für die Ausbildung der deutschen Heere und die Befestigungen im südwestlichen und östlichen Deutschland, so wie für die Herbeiführung eines umfassenden Eisenbahnnetzes geschehen ist, wir behaupten aber, daß solchen kolossalen Nachbarn gegenüber eine bloße materielle Verstärkung nicht ausreicht. Eine unbesiegbare Macht ist nur dann vorhanden, wenn die geistige Kraft mit der materiellen Hand in Hand

Digitized by Google

geht. Dies ist in Deutschland nicht der Fall; es kränkelt vielmehr an einem mehrfachen höchst verderblichen Dualismus. Im südlichen Deutschland hat das constitutionelle Staatsleben tiefe Wurzel geschlagen und noch neuerlich in Baden einen dem geheimen Regierungssystem ergebenen Minister zum Rücktritt gezwungen, während in den östlichen Staaten das Repräsentativsystem noch nicht volle Geltung hat erlangen können. In den meisten Staaten besteht außerdem eine nicht zu erkennende Kälte und Mißstimmung zwischen den Regierungen und den gebildeten Classen, die um so bedauernswerther ist, als diese sowohl im Kriege als im Frieden die Führer der Massen zu sein pflegen. So war es in den Freiheitskriegen, so wird es immer sein, weil nur die Gebildeten, abgesehen von der Ueberlegenheit ihrer Kenntnisse, ein klares Bewußtsein haben und nur daraus und nicht aus einer mechanischen Befolgung gegebener Befehle in der Stunde der Noth für die angestammten Dynastien und für die Unabhängigkeit des Vaterlandes tiefe und wahre Begeisterung geschöpft werden kann.

Ist nun in dieser Lage der Dinge eine größere National-Entwickelung, besonders von der geistigen Seite, die man bisher offenbar zu sehr vernachlässigt hat, nothwendig, so kann es auch keinem Zweifel unterworfen sein, daß die größern deutschen Mächte, schon ihrer größern Wichtigkeit und Ausdehnung wegen, die Führung in einem für das künftige Wohl Deutschlands und für den europäischen Frieden unerläßlichen Beschlusse übernehmen müssen.

Wir erkennen die besondere Lage Oesterreichs, das aus mehreren ungleichartigen Nationalitäten besteht, gerne an und sind weit entfernt, dieselbe Regierungsform, wie für Preußen, zu verlangen, das, mit Ausschluß des Großherzogthums Posen, nur aus deutschen Stämmen zusammengesetzt ist. Der Kaiserstaat muß sich daher höher, als die Nationalitäten stellen, und wird, auch ohne eine directe Repräsentation, diesen Standpunkt sicherlich auch in der Zukunft behaupten, wenn er allmälig die Freiheit der Presse, so wie Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und der Administration einführt. Man hat gefragt, ob Oesterreich deutsch, ob es slavisch sei; wir glauben; seine Operations-Basis kann nicht irgend eine Nationalität, die es vorzugsweise begünstigt, sein, sondern der einzelne Bürger, dem sein Recht in der revidirten Gesetzgebung klar, mit freigebiger Hand, ohne Aengstlichkeit gesichert sein muß. Um den einfachen Bürger dem

Uebergewicht der privilegirten Classen und der Beamten zu entziehen, muß eine freisinnige und wohldurchdachte Gemeinde-Ordnung ihn in den Stand setzen, seine Rechte kräftig vertheidigen zu können. Durch ein freies Gemeindewesen mit selbständigen Wahlen wird sich die Regierung dankbare und kräftige Bürger unter all den Völkerschaften erziehen, die unter ihrer Herrschaft leben. Aus dieser höhern Stellung des öffentlichen Rechts und der individuellen geistigen Freiheit erwachsen der kaiserlichen Regierung, die wegen ihres Wohlwollens und ihrer Milde große Anerkennung in Deutschland findet, nicht zu verkennende und unschätzbare Vortheile. Sie erhält gegen das Ausland, besonders aber gegen Rußland, das Oestreich im Süden zu umgehen droht, eine verstärkte Stellung und gewinnt endlich die Sympathie von ganz Deutschland, wodurch — abgesehen von allen historischen Verhältnissen — ihre Macht in jeder Beziehung mehr gehoben und gekräftigt werden muß. Zwar ist gegen dieses dem Kaiserstaat wohl zusagende System von Publicisten, welche die Natur des Menschen und das Wesen der Staatsverhältnisse nur oberflächlich kennen, der Einwand erhoben worden, daß es für Oesterreich zu spät sei, indem die anomalen National-Zustände dort eine zu große Ausbildung erlangt hätten. Dieser trostlosen Meinung können wir aber in keiner Art beitreten. In jedem Staate gibt es Momente, wo die Elemente in ihren Widersprüchen deutlicher hervortreten; wohl demjenigen, der die Heilung des Uebels so nahe bei der Hand hat, als Oesterreich. Wollte man die Zukunft der glänzenden Staaten der Gegenwart, die Zukunft Englands von solchen Gesichtspunkten aus in Frage stellen, wie man es bei der Zukunft Oesterreichs gethan, welche Prophezeihungen wären da zu machen. Oesterreich hat in seinem Länderverbande kein Irland, es hat keine Kirchenconflicte unglücksschwanger über dem Haupte, es hat bei allen Anlehen keine englische Staatsschuld im Hintergrunde, es hat, trotz der traurigen Noth des Erzgebirges, keinen Pauperismus britischer Natur, es hat keine Chartisten-Banden in seiner Mitte, die Anhänglichkeit an das regierende Haus hängt in keiner seiner Provinzen blos von den Reden eines einzigen Mannes, wie O'Connell, ab, alle Fäden der Gesetzgebung liegen fest in der Hand der Staatsgewalt, und es hat bei einer Reorganisation nicht die hartnäckige, gefährliche Allmacht egoistischer Tories zu fürchten; ein reicher, kaum

zur Hälfte ausgebeuteter Boden liegt in seiner Mitte und zur Hebung seines Nationalwohlstandes braucht es nicht erst ferne Welttheile durch eine ungeheure und doch unsichere Flottenmacht in Unterwürfigkeit zu halten. Die blühendste Zukunft kann es aus sich selbst entwickeln, durch einen Schritt, freilich durch einen großen, aber zugleich durch einen so nahen natürlichen. Und man wagt zu behaupten, es sei zu spät!! — Deutschland sieht hoffend auf Oesterreich, seinen alten Führer; es hat das Vertrauen zu seiner Würde, Einsicht und Klugheit, daß es den Wendepunkt der Zeit erkannt hat, der ein freisinniges Staatssystem nöthig macht, um seine Macht und mit ihr die Macht der ganzen deutschen Nation zu sichern und zu heben.

Preußen hat allerdings viele Schritte näher, um durch ein freisinniges System seine innere Kraft zur höchsten Entwickelung zu bringen und dadurch allen Gefahren, die uns künftig im Westen oder Osten drohen möchten, mit Sicherheit zu entgehen. Von seinem eigenen Volke selbst wird es mächtig auf diese Bahn gedrängt. Die letzten in diesem Jahre versammelt gewesenen Provinzial-Landtage haben alle deutschen liberalen Lebensfragen entschieden bevorwortet. Der ostwestpreußische Landtag hat mit mehr als zwei Dritteln Stimmen die Freiheit der Presse verlangt und ist darin mit absoluter Stimmenmehrheit auch von dem rheinischen unterstützt worden. Der schlesische hat mit einer imposanten Majorität und nur gegen vier Stimmen um die Oeffentlichkeit seiner eigenen Verhandlungen gebeten. Beinahe alle haben den Entwurf des Criminalgesetzbuchs entweder abgelehnt, oder um dessen nochmalige Revision und erneuerte Vorlage in Verbindung mit der Strafprozeßordnung gebeten. Diese und ähnliche freisinnige Petitionen, wie auch die bevorwortete weitere Ausbildung der ständischen Central-Ausschüsse, welche weit die der ersten Landtage unter der neuen Regierung überholt haben, sind um so überraschender, als in Preußen nur das Grundeigenthum grundgesetzlich repräsentirt und alle geistigen Capacitäten, so wie die Besitzer von Capitalien und alles beweglichen Eigenthums völlig ausgeschlossen sind. Der Grund dieser für Deutschland freudigen Erscheinung, deren noch mehrere und noch viel wichtigere auf den nächsten Landtagen sich unzweifelhaft anschließen werden, liegt in der gänzlichen Vernichtung des Feudal-Systems, das durch die freisinnige

Gesetzgebung der Freiherrn von Stein und Hardenberg vom Jahre 1804 bis 1813 bewirkt worden, so wie in den neuen Einrichtungen für die Schule und das Heer, welches eine wahre nationale Institution und der förmliche Gegensatz der frühern Soldateska ist. Das preußische Volk strebt mit Riesenschritten vorwärts und die neue Regierung ist viel zu gerecht und einsichtsvoll, um die Entwickelung dieser neuen Kraft, die ihr zuletzt am meisten zu gute kommen muß, gewaltsam zu hemmen.

Traurig gestimmt und tief geschmerzt hat es uns jedoch, daß die neue Regierung sich noch nicht mit der Presse oder was gleich bedeutet, mit den gebildeten und denkenden Classen der Nation auf einen freundlichen Fuß zu stellen vermocht hat. Sie hat nunmehr die literarische Einheit Deutschlands dadurch gebrochen und hierin einen offenbaren Rückschritt begangen, daß sie auswärtige, unter deutscher Censur erscheinende Blätter verboten und die Strenge so weit getrieben hat, daß sie selbst Blätter, welche unter Aufsicht der eigenen Beamten erscheinen, unterdrückte. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, welche Fehlgriffe, Indiscretionen und Ungezogenheiten sich jene Blätter haben zu Schulden kommen lassen, aber so viel steht fest, daß eine geistige Macht nur mit Erfolg mit dem Geist und nicht mit der bloßen physischen Gewalt bekämpft werden kann. Wie uns scheint, hat man den ersten Fehler darin begangen, daß man den Organen der Presse zu viel Wichtigkeit beilegte und sogleich von ihnen verlangte, daß sie sich nach Regierungs-Idealen bewegen sollten. Jeder Schriftsteller trägt aber sein geistiges Ideal in sich selbst und es ist hart, so lange er die Landesgesetze nicht verletzt, ihn zwingen zu wollen, davon abzugehen. Hätte man die radicalen Blätter nicht verfolgt und in geistigen Dingen die Gewerbefreiheit, wie sie in materiellen besteht, eingeführt, so hätte sich die Presse unter sich selbst bekämpft und wäre nach und nach gezwungen worden, sich den Interessen und den Bedürfnissen der großen Mehrheit anzuschließen. Die literarische Gewerbefreiheit, wodurch allein die gebildeten Classen zufrieden gestellt werden können, hätte um so mehr gewährt werden sollen, als sie gesetzlich wirklich besteht. Das Gesetz über die Einführung der allgemeinen Gewerbfreiheit schreibt ausdrücklich vor, daß man auch seine Erzeugnisse in Kunst und Wissenschaften künftig frei debitiren könne und daß Niemanden, der ein

Zeugniß der Polizei-Behörden über seine Sittlichkeit beibringt, der Gewerbeschein versagt werden solle. Die Verwirklichung dieses Gesetzes für die Schriftsteller sowohl als das lesende Publicum hätte aus einem doppelten Grunde eintreten sollen, theils deshalb weil der Literat auf der einen Seite unter fortwährender Censur steht, auf der andern aber nur durch Vermittelung eines Buchdruckers oder Buchhändlers wirken kann, deren Concession das allgemeine Gewerbegesetz selbst von besondern Bedingungen abhängig macht. Unter der Verwaltung des bekannten Geheimen Rath von Tzschoppe ging man in der Aengstlichkeit so weit, daß man von dem Redacteur eines jeden Blattes eine politische, literarische und sittliche Garantie verlangte. Jetzt wird, wie wir in einem neuesten Ministerial-Rescripte lesen, die Befähigung und das längst gefühlte Bedürfniß verlangt. Beides ist aber gegen das Gesetz über allgemeine Gewerbefreiheit. Die Beurtheilung der Befähigung ist lediglich Sache der Abonnenten, und um das Bedürfniß kümmert sich grundgesetzlich die Regierung nicht mehr, seitdem die alte Zunftverfassung mit ihren Zwangs- und Ausschließungsrechten aufgehoben worden ist.

Aber nicht allein diesen exceptionellen Verordnungen ist die geistige Thätigkeit in Preußen unterworfen, sondern auch alle anderen Censur-Gesetze sind ohne ständische Begutachtung erlassen worden, obwohl das Grundgesetz vom 5. Juni 1823 ausdrücklich vorschreibt, daß alle allgemeinen Gesetze, welche die Personen, das Eigenthum und die Steuern betreffen, vorher von den Provinzial-Ständen begutachtet werden sollen. In Preußen sind drei allgemeine Censur-Gesetze für das ganze Land ohne Beobachtung dieser wichtigen und wesentlichen Förmlichkeit in diesem Jahre erlassen worden. Unter'm 4. Februar wurde durch eine Kabinets-Ordre die vom Ministerium entworfene neue Censur-Instruction genehmigt und eingeführt. Man hielt nun die Preußische Censur-Gesetzgebung, wenigstens für das laufende Jahr, für geschlossen, da es in § 13 der gedachten Instruction ausdrücklich hieß, daß nur besondere Zeitumstände einen vorübergehenden Erlaß, der jedoch von nun an stets von dem Landesfürsten ausgehen soll, über die Gestattung oder Versagung des Druckes von Schriften und Artikeln, die sich auf politische Gegenstände beziehen, begründen können. Neue Ereignisse sind indeß, wie Jeder weiß, nicht eingetreten; und dennoch ist unter'm 30. Juni d. J. ein neues Gesetz auf den Vor-

schlag des Staatsministeriums, welches nicht allein die politischen, sondern auch alle anderen Gegenstände der Presse, und zwar nicht vorübergehend, sondern auf immer umfaßt, erlassen worden. Nach demselben sind eine nicht unbedeutende Anzahl älterer Beschränkungen wieder in's Leben gerufen worden, jedoch die Gewerbefreiheit hinsichtlich der Monatsschriften gestattet worden. Später sind auch die Ober-Censur-Richter — zwölf an der Zahl — ernannt und eine Censur-Proceß-Ordnung von den Ministern des Innern und der Justiz veröffentlicht worden. Mit Ausnahme von zwei Geheimen-Ober-Tribunal-Räthen und zwei Professoren sind nun alle Ober-Censur-Richter Ministerialräthe. Die Minister mithin haben in Preußen das Recht, die Mitglieder dazu vorzuschlagen, und haben von diesem Recht gleich in der Art Gebrauch gemacht, daß sie die größere Zahl aus ihren eigenen Räthen gewählt haben, die dadurch nicht allein von andern Arbeiten abgezogen werden, sondern auch so oft ein Interesse bei der Sache haben, als Gesetze oder Ministerial-Verfügungen von der Presse beleuchtet und angegriffen werden. Ministerialräthe hätten um so weniger zu Ober-Censur-Richtern bestellt werden sollen, als nach dem Landesgesetze die Entscheidung eines jeden Richters, der ein nahes oder nur entferntes Interesse bei der Sache hat, abgelehnt werden darf. Durch diese, zwar wohlgemeinte, aber unsers Erachtens für die Gegenwart nicht mehr ausreichende Institution hat die Presse dennoch an Terrain etwas gewonnen, da das Ober-Censur-Gericht alle seine Entscheidungen, wozu es übrigens nicht verpflichtet ist, bisher mit Gründen motivirt hat und viele der öffentlichen Prüfung übergeben worden sind. Die Censur-Gesetze sind aber im Allgemeinen in Preußen viel zu beengend, als daß eine freisinnige Besprechung der Landesangelegenheiten und der politischen Ereignisse möglich wäre, da nicht nur eine bescheidene und ernste, wie in dem alten Censur-Edict vom 18. October 1819, sondern sogar eine wohlmeinende Untersuchung der Wahrheit gefordert wird, eine Bedingung, die es sogar zweifelhaft läßt, ob selbst erwiesene, aber höchst gravirende Thatsachen veröffentlicht werden dürfen. Alle diese Ausnahmsgesetze haben aber im Publicum eine günstige Aufnahme nicht gefunden, was nicht überraschen darf, da sie bedeutend strenger als die sogenannten Karlsbader Beschlüsse sind, nach welchen eine Appellation von der Censur an die Gerichte zulässig ist. Wenigstens diese hätte

nachgegeben werden sollen. Wir sind bei den Angelegenheiten der preußischen Presse deshalb etwas länger verweilt, weil der Kampf allgemein gegen diesen Gegenstand sich gewendet hat, und die errungene Freiheit hierin immer die erste und breiteste Basis des öffentlichen Staatslebens sowohl in Preußen als in Deutschland bilden wird. Auch kann Preußen ohne eine aufrichtige, freisinnige und kräftige Beschützung derselben nimmermehr hoffen, eine allgemeine Sympathie im Gesammtvaterlande zu erlangen. Wir sprechen daher eben so sehr im Interesse der Regierung als der Nation, und es freut uns, melden zu können, daß die nächsten Landtagsabschiede, die seit neun Monaten in reiflicher Ueberlegung und Bearbeitung begriffen sind, einige Erleichterungen, wie aus guter Quelle verlautet, bringen werden. Auch scheint das Ministerium in neuester Zeit die Unterdrückung und Vernichtung der noch bestehenden selbständigen Zeitungen nicht mehr bezwecken zu wollen, eine Richtung, die wir um so mehr lobend anerkennen müssen, als in geistigen Dingen auch der glänzendste Sieg immer zu einer Niederlage für die Regierung in der öffentlichen Meinung sich gestaltet.

Dies sollten auch die kleinern Staaten beherzigen und entschiedener, als es bisher geschehen ist, für die Freiheit der Presse und die aufrichtige Verwirklichung eines öffentlichen Staatslebens auftreten, weil dadurch ihre innere, wie ihre äußere Sicherheit nur wachsen kann. In der zweiten baierischen Kammer ist jedoch, während die erste darüber ein feierliches Schweigen beobachtet hat, kräftig für die freie Presse gesprochen worden, wie nicht minder in der sächsischen Kammer, die auch entschieden für das öffentliche Gerichtsverfahren sich erklärt hat. Während aber das sächsische Ministerium dieser neuen Entwickelung, die überall in Deutschland den freudigsten Anklang gefunden hat, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte, hat das neue Badische Ministerium ein auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit basirtes Criminalproceßverfahren den versammelten Ständen vorgelegt, das nicht allein dort angenommen, sondern auch wohl später im Bunde mit dem rheinischen Verfahren, die Runde über ganz Deutschland machen wird.

Wir haben in unsrer flüchtigen Skizze wegen Mangel an Raum und um die Zeit und Geduld der Leser nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, nur die wichtigsten Lebensfragen, welche Deutschland jetzt

beschäftigen und bewegen, berühren können und müßen, so sehr es uns auch schmerzt, manches Interesse für diesmal unbesprochen lassen. Bei dem Hinblick auf so großartige Gegenstände, von deren Wendung das ganze künftige Wohl und die nationale Selbständigkeit des Gesammtvaterlandes abhängt, kann es nur ein mitleidiges Achselzucken erregen, wenn ein Philosoph einen andern deshalb vor Gericht stellt, weil er seine Lehre, an deren Verbreitung ihm am meisten gelegen sein sollte, mit einem kritischen Commentar veröffentlicht hat. Das ist offenbar ein Rückschritt, zum Glück für Deutschland aber nur ein philosophischer.

Am 15. December 1843.

Skizzen aus Berlin.

Von A. F.

I.

Die Geheimnisse von Berlin.

Das große Interesse, welches die „Mystères de Paris“ im deutschen Publicum gefunden, hat auch schon hier in Berlin die literarische Industrie zu einem ähnlichen Unternehmen angeregt, man will „die Geheimnisse von Berlin“ erzählen. Es ist nicht meine Absicht, mich hier etwa schon vorher über den zu erwartenden Werth oder Unwerth dieses Werks auszusprechen; ich will nur an seinen Titel einige allgemeine Bemerkungen und Betrachtungen knüpfen. Dieser hat nämlich in den meisten hiesigen Kreisen Erstaunen, Ueberraschung und Verwunderung erregt, man hat ihn wohl auch vielfach belächelt, bespöttelt, bewitzelt. „Geheimnisse von Berlin,“ habe ich Einige ausrufen hören, „wo sind sie? Wir sind, wir leben ja in Berlin, aber Gott sei Dank, wir wissen Nichts von dergleichen interessanten oder ekelhaften Geheimnissen, wie sie uns der Pariser Journalist aus seiner Stadt wohl auftischen kann; bei uns muß man sie erst künstlich und mühsam erfinden, sie in Unterhaltungsbüchern und Romanen uns erzählen; unsere Wirklichkeit, unser Leben ist frei und unberührt davon, wir können unsere Tage friedlich und gemächlich dahinleben, unsere Armenverwaltung, unsere Polizei ist zu gut organisirt, zu wachsam, um dergleichen vor sich gehen und aufkommen zu lassen.“ So die Ruhigen, die Friedlichen, die große fette Heerde der Philister. Anders, obwohl ähnlich, drückt sich der junge Stutzer, der romantische Commis, der poetische Jüngling der guten Gesellschaft, die Dame vom Stande darüber aus. Sie alle haben „die Geheimnisse von Paris“ mit unauslöschlicher Begierde verschlungen, sind entzückt davon, „schwärmen,“ wie man sich hier gern ausdrückt, dafür, nicht blos

für das Buch, sondern auch für jenes abenteuerlich-romantische Leben, aus dem es hervorgegangen ist. „Was ist gegen jenes romantische Aroma, jenes mystisch-phantastische Dunkel, mit dem die Verhältnisse der französischen Hauptstadt umgeben sind, die nackte Alltäglichkeit unseres prosaischen, glatten, abenteuerlosen Lebens, was könnte aus ihm wohl ein Schriftsteller schöpfen, wie könnte es ihm gar Stoff zu jenen mysteriösen Geschichten geben, deren Lectüre uns so ergötzt und hinreißt? Sollte er erst Künstler genug sein, uns ähnliche Gemälde vorzuführen, durch Aehnliches uns zu „amüsiren," unser Leben müßte uns ja in jedem Augenblick an die Lüge seines Products erinnern." In all diesem Geschwätz nun, wie wir es in der letzten Zeit von den verschiedensten Seiten gehört haben, offenbart sich eine Wahrheit, die gerade für unsere entgegengesetzte Behauptung spricht, daß nämlich das ganze deutsche Leben, wie es, aller Oeffentlichkeit entbehrend, die noch zerstreuten Keime und Bedingungen seiner Entwickelung in seinem Innersten bergen muß, noch ein tief verschlossenes Geheimniß, ja lauter Geheimniß ist. Man mißverstehe uns nicht: wir wollen hier nicht politisiren, wir meinen auch nicht etwa jene Geheimnisse, die in Sitzungen und Berathschlagungen über das Wohl und Weh des Volks bei verschlossenen Thüren, oft in der Stille der Nacht, im Cabinet des Ministers, im Bureau des Beamten vor sich gehen — die Leute, die uns diese erzählen könnten, werden sie uns wohl nie erzählen — wir sprechen nur von den Geheimnissen des täglichen socialen Lebens, wie sie auch bei uns schon, besonders in den großen Hauptstädten, aber unberücksichtigt, unerkannt, unergründet in allen Kreisen der Gesellschaft sich finden. Ja, ja, meine Herrschaften, sehen Sie uns nicht so verwundert an, auch sogar Berlin hat seine mysteriösen Seiten, hat außer jenen läppischen Stadtklatschereien, an denen Eure Neugier sich so reichlich ergötzen und befriedigen kann, auch noch seine fast in undurchdringliches Dunkel gehüllten, seine tiefen, ernsten Geheimnisse. Auf seiner Oberfläche freilich, auf der Ihr Euch nur bewegt, merkt und ahnt man davon Nichts, das sieht Alles so glänzend, so glatt, so reinlich, so ruhig und friedlich aus, da ist Nichts als Vergnügen und Luxus, lauter Tanzen und Singen, tief aber, und immer tiefer muß man in den Kern, in das innerste Herz dieses Lebens und Treibens dringen und wenn man nur Augen hat und Interesse für menschliche Zustände, wird man

sie auch hier bald entdecken, die große geheimnißvolle Tragödie unsres Jahrhunderts, die noch stummen, aber drohenden Elemente eines Kampfes, wie er ein Mal, und dann leider nicht zu Euerm Amüsement oder literarischen Vergnügen, sondern mit fürchterlichem Ernst aus seinem Versteck hervortreten und für tausendfach durch die bestehenden Verhältnisse zerstörtes, vernichtetes, vergiftetes Lebensglück die offne blutige Rache fordern könnte. Sieh' Dir doch nur dieses Berlin an, mit seinem ungeheuern weitverzweigten Straßenlabyrinth, wie es in kräftiger Werdelust sich täglich mehr zu einer Weltstadt emporarbeitet; es birgt dreimalhundert und funfzigtausend lebendige Menschenherzen mit allen ihren wühlenden, gährenden Leidenschaften, ihren mächtigen Trieben, all ihrem Hunger nach Gewinn und Besitz, ihrem Anspruch auf Lebensglück und Lebensgenuß, ihrem Jubel und ihrem Schmerz, ihrem Haß und ihrer Liebe; es birgt in sich, in schroffster Weise, alle jene furchtbaren Gegensätze, an denen das moderne Leben so reich ist: die himmelschreiendste Armuth, den Hunger nach einem Stück Brod neben dem ausgelassensten, üppigsten, raffinirtesten Reichthum, die überschwänglichste himmelblickende Frömmigkeit neben dem frivolsten Weltsinn, nervenschwache Sentimentalität neben thierischer zügelloser Rohheit, eingebildete Lakaien-, Krämer- und Philisterseelen neben schönen freien Charakteren u. s. w. u. s. w. Suche Dir von diesem lebendigen Durch-, Neben- und Miteinander nur ein Bild zu machen und Du wirst schon nicht mehr an den Geheimnissen zweifeln, die innerhalb dieser chaotischen Bewegung nothwendig verborgen liegen müssen; sie kommen Dir freilich hier noch nicht so ganz von selber auf offnem Markt entgegen, Du mußt, um sie zu finden, Dir erst verschlossne Herzen und Häuser zu öffnen, in sie einzudringen, Dich in ihnen heimisch zu machen, sie zu verstehen wissen, mußt überhaupt um Dich sehen, beobachten, jede Dir aufstoßende Erscheinung unter einem höhern, allgemeinern Gesichtspunkt, als Deinem bisher gewohnten, betrachten, das Leben, die Menschen und ihre Zustände tiefer erfassen und würdigen lernen, ehe Du über sie ein Urtheil fällen kannst. — Da gehst Du ja täglich, als sei es Deine Pflicht, mit allen Attributen eines Pariser Lion ausgestattet, von wohlriechenden Pommaden und Wassern duftend, unter den Linden und im Thiergarten spazieren, Du kommst kaum ein Mal aus diesem Gebiet heraus. Freilich siehst Du auch hier schon den siechen

und gebrechlichen Bettler Dir langsam und ängstlich folgen, er stört und dauert Dich zugleich, Du legst, schnell vorübereilend, eine Gabe in seine zitternde Hand; aber sieh Dir doch nur sein Gesicht an, die erlöschende Kraft seines einst wilden, gluthvollen, stolzen Auges, diese von Lastern und Leidenschaften, von Hunger, Jammer und Wuth verzerrten und zerwühlten Züge, der Mann ist wahrhaftig interessant, werth, Deine Neugier zu erregen, vielleicht gar aus Paris. Gehe ihm nur nach, weit und immer weiter bis in seine Wohnung, in jene entfernten Stadttheile, von deren Existenz Du kaum gehört, in jene engen, schmutzigen, fast luft- und lichtlosen Straßen, wo die Geheimnisse von Berlin ihren Sitz aufgeschlagen haben. Was wirst Du hier erblicken? Neue Dinge, die Du in allen Deinen Träumen von der Poesie der Armuth nie geahnt, eine Dir neue Welt voll schrecklicher Mysterien, von denen Du in Deinem, nur dem Vergnügen und der Annehmlichkeit gewidmeten Leben nie etwas gehört und gesehen hast. Hast Du Dir je denken können, wenn Du Dich Abends mit wohlgefülltem Magen in Dein wärmendes, weiches Bett legtest, daß mit Dir hier Tausende ihre nur halb mit dünnen Lumpen umhüllten, frierenden, von Arbeit und Hunger ermatteten Glieder auf den kalten, harten Fußboden ihres mit allerhand ungesunden Dünsten erfüllten, armseligen Zimmers strecken müssen? Gehe nur dem Bettler nach und Du wirst Dich davon überzeugen, Du wirst nicht in ein Geheimniß, sondern in eine Welt von Geheimnissen eintreten, in eine ganze Kette des nicht poetisch und romantisch zugestutzten, sondern des wirklichen, haarsträubenden, grausenerregenden Elends; wirst hier den Menschen sehn in seinem fürchterlichen Kampfe mit dem Nothdürftigsten, in seinem schon halb ohnmächtigen Bemühen, nur athmen, geschweige denken und Bewußtsein haben, Mensch sein zu können; Alles dessen beraubt, was das Leben nicht etwa angenehm, nein was es nur erträglich macht; mit all seinem Thun nur in den Schmutz, in die Gemeinheit, die Niedrigkeit, das Laster verwiesen, durch die Verläugnung alles menschlichen Wesens allein sich noch erhaltend. Sieh' Dir sie aber nicht blos an, diese bleichen Hungergestalten mit den hohlen Augen und dem stumpfen Blick; das Elend, und wäre es noch so gesunken, ist weich und mittheilsam, suche tiefer einzudringen und Du wirst auch des Großartigen und Tragischen genug finden, wirst hinfallende Ruinen von einst starken, mächtigen, nun aber durch

die Verhältnisse zerdrückten und zermürbten Charakteren, das untergegangne, gebrochne Talent, die hingeopferte gemordete Schönheit entdecken. Siehst Du, mein Freund, das ist auch eine und zwar eine der Hauptseiten von Berlin, Du aber kennst sie nicht, sie ist Dir ein Geheimniß; Du schwärmst für Pariser Geheimnisse und weißt Nichts von denen, die sich in Deiner nächsten Umgebung, dicht bei Dir, in der Stadt, in der Du bist und lebst, befinden. Sieh doch nur dort das alte, schmutzige, häßliche Weib mit den rothen, triefenden Augen, wie sie von den vorüberrasselnden Carossen bespritzt, so emsig und eifrig in der Gosse nach einem Stück alten Eisens, einem Knochen sucht, muß Dir nicht ihr ganzes Leben und Treiben ein Räthsel sein? Was mag wohl ihr Lebenslauf, ihr Schicksal sein? Hat sie vielleicht einmal in bessern Verhältnissen gelebt, oder ist sie in Hunger und Sünde grau geworden, immer Knochensammlerin, Diebeshehlerin, Kuppelweib gewesen oder vielleicht gar einst eine elegante, stolz einhergehende Dame, ein glückliches, heiteres Mädchen, nur jetzt ein Opfer unsrer gesellschaftlichen Zustände? So wie Du sie da siehst, als diesen letzten Rest eines menschlichen Wesens, ist sie gewiß ein Geheimniß, Du mußt nur die Mühe nicht scheuen, es zu enträthseln. Folge auch ihr einmal nach in die schmutzige, räucherige Kneipe, vor deren Anblick schon Dein eleganter Sinn sich empört; sieh, wie sie so begierig den dargereichten Branntwein schlürft, den Labetrunk, wie sie mit einem Male aufthaut, beweglich, fröhlich, gesprächig wird. Nun unterhalte Dich mit ihr und hast Du genug von ihr erfahren, so benutze die Gelegenheit, Dir die übrigen Gäste anzusehn; vielleicht sind es Diebe und Vagabunden, jedenfalls Bettler und arme Arbeiter, laß Dich von ihrer rohen Lustigkeit oder ihren finstern Blicken nicht zurückschrecken, mische Dich unter sie, setze Dich zu ihnen, mache sie zutraulich und wenn Du nach einigen Stunden nach Hause kehrst, werden die erlebten Scenen Deinen Berliner Geheimnißschatz wieder um ein Bedeutendes vermehrt haben. — Du amüsirst Dich mit der feinen, nobel herausgeputzten Lohndirne, Du wirfst ihr Geld hin, sie muß Dich mit ihrem Witz, mit ihren frechen, schamlosen Redensarten ergötzen. Ist sie nicht ein Geheimniß, eines von jenen schrecklichen Geheimnissen, wie sie Dich in allen Straßen von Berlin in allen möglichen Gestalten umschwärmen? Suche Dir nur ihr Herz zu gewinnen, laß Dir in vertraulicher Stunde ihre Geschichte er-

zählen; gewiß in irgend einer Beziehung eine sociale Tragödie. — Und kennst Du sie gar nicht, jene verrufenen Straßen und Winkel, wo die Entmenschlichung und das Laster frei und offen sich geberden, wo Du Nichts siehst und hörst, als die wilde Lust, das wüste Geschrei losgelassener, entfesselter Bestialität? Gewiß auch Du bist schon dort gewesen; von einem fröhlichen Gelage kommend, hat auch Dich der Weintaumel ein Mal dahin geführt, damit Du den lustigen Abend mit einem guten Witz beschließest. Erinnerst Du Dich nicht jener trunkenen, tobend, singend und schreiend dahinziehenden Horden, jenes viehischen Jauchzens, aller jener langen Reihen von erleuchteten Häusern und Spelunken, aus denen wüster Lärm, Musik und Tanz Dir entgegentönten? Hier hausen sie, die bedauernswerthesten, unglücklichsten, elendesten Opfer unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, jene armen, verachteten, von der Gesellschaft ausgestoßenen, moralisch und physisch gemordeten Geschöpfe; in diese schmutzigen, geheimnißvollen Gassen Berlins zusammengeschichtet, bergen sie unzählige schaudererregende Geheimnisse in ihren Herzen. Doch ich sehe, Du hast keine Zeit mir weiter zuzuhören; Du hast jetzt zartere Geschäfte, Du scherzest da mit der kleinen, lieblichen Kellnerin. Sie hört Dir zu, aber sie lacht, sie antwortet Dir gezwungen, der strenge Blick des Herrn, der Deine volle Börse kennt, befiehlt es ihr. Könntest Du ihr Inneres sehen, Du würdest nachlassen mit Deinem leichtsinnigen, frivolen Geschwätz; ich kenne zufällig dieses Mädchen, ziehe nur getrost Deinen Hut vor ihrer Größe, sie ist mehr als Du, mein Freund, sie ist ein großer, ein tragischer Charakter, ihre Geschichte — ich werde sie Dir bald ein Mal erzählen — ist ein geheimnißvoller Kampf, ein echtes Berliner Geheimniß. Aber Du bist heut einmal nicht aufgelegt zum Ernste, es ist ja Fastnacht, Du stürmst fort, willst die öffentlichen Vergnügungsplätze, die Maskenfeste durchwandern. Ei, wie Du da in wilder Ausgelassenheit Dich unter die bunte, wimmelnde Menge mischest, allen Deinen Humor und Witz sprühen läßest! Ha! sieh nur, wie die Musik sie Alle elektrisch fortreißt, wie sie in wüstem, rasendem Taumel die glänzenden, feenhaften Säle durchtoben! Sieht das nicht gerade aus, als hätten sie geheime Schmerzen zu betäuben, in momentanem Rausche den ganzen Jammer einer grauenhaften Wirklichkeit zu vergessen? Diese gemachte trunkene Lust, sieht sie nicht wie eine verzweifelte Flucht aus, aus dem Elende und

der Noth des Lebens und der Verhältnisse? Fällt es Dir gar nicht ein, wie zahllose Geheimnisse verborgen liegen müssen unter dieser wahnsinnigen Fröhlichkeit, unter allen diesen Masken, diesem Flitter und Putz? Mitten also in Deinem Vergnügen, in Deinen Freuden umgeben und umschwärmen sie Dich, die Dir noch unbekannten, von Dir unbeachteten Geheimnisse von Berlin; Du magst Dich drehen und wenden, wohin Du willst, thue nur die Augen auf, Du wirst sie finden. Meinst Du etwa vor ihnen in Deine vornehmen, eleganten Zirkel fliehen zu können? Hier erst hausen sie in ihrer schrecklichsten Gestalt, hier siehst Du, statt des augenfälligen, offenbaren, das verdeckte, das glänzende Elend, die gleißende Sünde, das geschminkte Laster, die ganze Noth und Angst gedrückter, verkümmerter, verzweifelter Verhältnisse unter dem Schimmer des sogenannten guten Tones verborgen. Man lacht hier mit dem Dolch im Herzen, singt und tanzt mit der Thräne im Auge, der Verzweiflung in der Brust, umgibt die häusliche Tragödie mit der Maske der Heiterkeit, der Geselligkeit und des Scherzes; nicht etwa aus freiem Entschluß, weil man, wie der rohe Haufe da, sich betäuben, vergessen will, sondern weil man muß, weil der Ton es so gebietet. Sieh Dir doch nur diese verschiedenen Gestalten und Gesichter genau an, beobachte, studire sie, ihre Züge, ihre Bewegungen, ihre Blicke, ihr Benehmen und Wesen, forsche, frage, erkundige Dich dann, Du wirst oft genug Mühe haben, Dein Erstaunen zu mäßigen. Hier ist der Ort, wo Du Dich am allerwenigsten von dem ersten Eindruck, von der Außenseite blenden lassen darfst; da siehst Du freilich Nichts als Glanz und Pracht, Freude, Jubel und Wohlleben, lauter glückliche, reine Verhältnisse, Alles in Liebenswürdigkeit und Glätte aufgelöst; aber versuche es nur, den schönen Schleier ein wenig zu lüften, darunter erst lauert die Gemeinheit, das Elend, der Jammer, das trostlose Unglück in seinen verschiedensten Gestalten als ein stummes, ein nie an das Licht des Tages tretendes Geheimniß. Gern möchte ich Dir sogleich, da Du mich so ungläubig ansiehst, mit einigen saubern Beispielen aufwarten, doch habe ich die Absicht, Dich erst später speciell in diese Kreise zu führen. Du lebst und webst in ihnen und kennst sie noch nicht von ihrer wahren Seite, wie Du überhaupt in Berlin lebst, von und über Berlin sprichst und weder sein Leben, noch seine Verhältnisse kennst und begriffen hast. Du willst von Allem nur den

Schaum, die Oberfläche genießen, den tiefen, verborgenen, bittern Kern nicht kennen lernen. Um so anmaßend wie Du über Berlin urtheilen zu können, muß man dasselbe nicht blos bis in alle seine entferntesten Stadttheile, zu allen Tages- und Jahreszeiten, am frühen Morgen und in später Nacht, am kalten Wintertage und an dem lauen mondscheinhellen Sommerabend, emsig durchwandert haben, man muß auch sein Leben, nach allen seinen Seiten und Richtungen, ergründet, studirt, durchforscht und durchlebt, den Blick lange geübt, nüchtern und klar gemacht haben für die Auffassung ganzer Verhältnisse und Zustände. Hättest Du dies je gethan, so würden auch die Geheimnisse von Paris Dich, ihrer realen Grundlage nach, sogleich an Aehnliches erinnert haben, was Du hier schon erlebt und gesehn; Du würdest richtige Parallelen gezogen, wirkliche Unterschiede und Eigenthümlichkeiten gefunden haben. So aber bist Du ja nur ein Fremder in Deiner eignen Stadt, Du weißt kaum so viel von ihr als von Paris, und deshalb aber muß der Schriftsteller kommen, Dir ihr innerstes Wesen als ein Geheimniß aufdecken, Dich auf dasselbe hinweisen, Dir von ihm erzählen. Es ist das Bewußtsein und der nothwendige Entwickelungsprozeß unserer Zeit, der auch in der sogenannten belletristischen Literatur sich zu äußern anfängt; auch sie will sich von der Illusion, in und von der sie bisher gelebt hat, emancipiren, will besonders aufhören, glänzendes Elend mit glänzenden Farben zu übertünchen, vielmehr das wahre, wirkliche, aus unsern ganzen Zuständen hervorgehende, von den Meisten, wenn auch gefühlte, doch noch nicht begriffene, das nothwendige Elend des Einzelnen wie der Gesammtheit aus seinem geheimnißvollen Versteck hervorholen, es kritisch, so wie es ist, darstellen und schildern. Ob die bei den angekündigten „Berliner Geheimnissen" beschäftigten Kräfte auch dieses Bewußtsein haben und deshalb dem im Titel angegebenen Zwecke Entsprechendes leisten werden, davon können und wollen wir hier durchaus nicht sprechen. Jedenfalls sehen wir, ist das Genre angeregt; sollten auch die ersten Versuche verfehlt und mißlungen sein, es wird nicht an jungen Kräften fehlen, die es immer wieder von Neuem und mit Liebe und Fleiß bearbeiten werden.

Der deutsche Adel als Lesepublicum.

Niemals gab es in der deutschen Literatur so viel Adel als jetzt, und doch war die deutsche Literatur niemals so wenig unter dem Adel als eben wieder jetzt. Ueberschaut die schöngeistigen Productionen, unter drei Verfassern ist der eine ein Adeliger; tretet in den Buchladen, unter zwölf Käufern sind eilf Bürgerliche. Der deutsche Adel sieht scheel und mürrisch drein, wenn die Regierung irgend einem närrischen, aber fleißigen Industriemann, der die Schwachheit hat, mit einem „von" prunken zu wollen, das gewünschte Spielzeug schenkt, aber er vergißt, daß der neue Eindringling nur Revanche nimmt dafür, daß so viele Adelige in seinen Stand sich eingedrängt haben. In den vorigen Jahrhunderten war der Grand Seigneur Consument; er ließ seinen Reichthum, seine Revenüen unter die fleißigen Bürger fließen, er war der Käufer für all die Luxusdinge in dessen Magazinen; sein waren die kostbaren Gemäldegalerien, die prachtvollen Privatbibliotheken, er hatte seine Musikkapelle, wie er seine Hauslieferanten hatte. Er drückte vornehm lächelnd das Auge zu, wenn man ihn einen Gegenstand theurer bezahlen ließ, ja er suchte seinen Stolz darin, daß er überzahlte; diesem Grand Seigneur ließ man seine Grandezza gerne, er war beliebt bei dem fleißigen Krämer und Handwerker, der von ihm lebte. Nun aber hat er eine andere Richtung genommen. Er wetteifert mit dem Bürgerlichen an Sparsamkeit, an Knickerei sogar. Wo man früher von „fürstlicher Pracht" sprach, bedient man sich nun der „edlen Einfachheit", welche weit wohlfeiler ist. Der Hauslieferant ist abgeschafft, dagegen sieht man die Frau Gräfin in bescheidener Herablassung in jedem Gewölbe ihre Einkäufe selbst besorgen. Die Gemäldegalerien sucht man fortan bei Banquiers und Großhändlern. Die Privatkapellmeister werden, à ein Thaler das Billet, angehört, oder noch häufiger gar nicht gehört. Noch findet man in den alten Palais die Prachtbibliotheken,

die der Großvater und Urgroßvater angelegt, weil sie zu seiner Würde gehörten, weil sie einen wesentlichen unerläßlichen Bestandtheil des Glanzes seines Hauses bildeten. Aber der Stammbaum dieser alten Bibliotheken ist abgeschnitten, die alten prächtigen Foliobände und Quartanten, die schönen Elzevire - Ausgaben in Goldschnitt und Saffianband stehen ohne Nachfolger da. Wozu auch diese Sammlungen fortsetzen? Die Leihbibliothek und die Brüsseler Nachdrücke à 20 Gr. der Band, versehen die gnädige Gräfin mit dem vollen Bedarf ihrer Lectüre und der Herr Graf findet es viel zweckmäßiger, sein Geld in Eisenbahnactien als in vergilbten Büchern anzulegen. Früher allerdings würde die zarte aristokratische Hand einer Dame zusammengezuckt haben, wenn sie ein Buch hätte berühren sollen, das bereits durch ein Dutzend andere Hände gelaufen ist und das vielleicht noch das Aroma an sich trägt, welches es Tags zuvor auf dem Tische einer femme entretenue eingesogen hat. Es lag ein schöner poetischer Stolz darin, den Freund, der uns eine schöne Stunde bereitet hatte, ausschließlich besitzen zu wollen. Welch ein schöner Reiz liegt auf dem Buche, von dem wir wissen, daß bereits unsere Mutter daraus sich erquickte; das immer nur von theuren Händen berührt wurde und wie ein Familienfreund auf andere theure Wesen sich vererbt, die, wenn sie einst darin lesen, sich unsere Empfindungen dabei vergegenwärtigen. Solche aristokratische Schwärmereien sind jetzt außer Mode: in diesem Punkte ist selbst der stolze Adel demokratisch geworden. In der Kirche und in der Leihbibliothek sind alle Menschen gleich.

Man wundert sich oft, warum es in Deutschland an guten Zeitschriften fehlt, warum unsere Romane des feinen Parfums entbehren und nur für die rohe Masse geschrieben scheinen*). Der Grund liegt aber zum großen Theil darin, weil die meisten Romane nur in Leihbibliotheken ihren Absatz finden, weil die Zeitschriften nur auf Caféhäuser und Journalzirkel rechnen können und in Form und Inhalt auf den Haufen speculiren müssen. Der deutsche Adel ist zwar

*) Die Romane der Frau von Paalzow sind vielleicht die einzigen deutschen, die in letzterer Zeit eine wiederholte Auflage erlebten; der kluge Verleger wußte nämlich anfangs auszusprengen, es sei ein seitdem gekröntes Haupt ihr eigentlicher Verfasser. —

Nichts weniger, als die geistige Elite des deutschen Publicums und es wäre um Nichts besser bestellt, wenn man Zeitungen und Romane für ihn schreiben wollte. Wohl aber sollte er das Bessere unterstützen helfen. Er, der reiche genießende Theil der Nation, sollte ein Haltpunkt für Schriftsteller sein, die nicht für den Lesepöbel schreiben wollen. Er sollte selbst da, wo es ihm an Bildung fehlt, seinen Ehrgeiz darin suchen, sie wenigstens äußerlich zu repräsentiren. Die Schlösser und Paläste der Aristokratie sollten eine Zuflucht für jene schöne Literatur sein, die das Höhere Aesthetische erzielt. Der Verleger sollte auf sie rechnen können, damit der Schriftsteller freie Hand gewinnt und nicht gezwungen ist, nur der Lust des Haufens zu fröhnen. Der deutsche Adel bemüht sich so oft, auf die Geltung der englischen Aristokratie hinzuweisen; aber er nimmt sich kein Beispiel daran, daß der englische Adel consequent in all seinem Thun ist und dadurch unwillkürlich sich Achtung erobert. Der englische Adel schützt und pflegt die vaterländische Wissenschaft und Literatur. Und um bei unserem Beispiele stehen zu bleiben, welche englische Lady, ja welcher Gentleman überhaupt würde dort ein Buch aus der Leihbibliothek holen lassen, wenn nur halbwegs Mittel da sind, es zu kaufen? Der französische Adel hat zwar seine Rechte verloren, aber die Traditionen seiner Blüthenzeit hat er nicht aufgegeben und man braucht nicht erst in die Faubourg St. Germain zu gehen, um zu erfahren, daß eine Dame von Stande ein halbbeschmutztes Buch nicht in ihr Boudoir einläßt und die Cabinets de lecture nur für die wenig Bemittelten da sind. Die deutsche Aristokratie, die doch so gerne mit französischer Bildung coquettirt, hat dafür einen ganz stumpfen Sinn. Sie fühlt darin weder so delicat wie der Franzose, noch so stolz großmüthig wie der Engländer. Wozu soll sie Bücher kaufen? — sie hat eine verstopfte Nase und scheut den Parfüm des Lesecabinets nicht, und um die Literatur zu unterstützen — was ist ihr die Literatur? was ist ihr Capulet?

Ich habe in Belgien, in dem demokratischsten Lande Europas, Gelegenheit gehabt zu beobachten, was ein kluger und patriotischer Adel selbst in Mitte der für ihn ungünstigsten Verhältnisse sich an Achtung und Geltung erobern kann. In Belgien, wo der Adel alle politische Bedeutung verloren hat, versteht er es, sich eine bürgerliche Bedeutung zu sichern. Keine Noth, keine öffentliche Cala-

mität in einer Stadt, wo nicht der reiche Adel zuerst mit der Hilfe bei der Hand ist; kein Künstler, der nicht von den Arembergs, Merodes, Ursels, Beaufords und wie sie Alle heißen, reiche Bestellungen erhält; kein gutes Buch, keine gute Zeitung, wo nicht diese Namen an der Spitze der Subscriptionslisten, nicht selten für ein halbes Dutzend Exemplare, stehn. Auf diese Weise wird das Volk gewöhnt, sie als Patrizier zu betrachten, denen es, da sie keine höheren Rechte, sondern nur eine höhere Achtung verlangen, diese gerne zollt. Und warum sollte es nicht? In jedem Lande, in jeder Stadt wird man die ältesten Familien, ob vom Adel oder von dem Bürgerstande, unwillkürlich höher stellen, wenn sie ihre würdige Stellung von Geschlecht zu Geschlecht behauptet haben. Der deutsche Adel mit seinen vielen glänzenden historischen Namen könnte selbst in Mitte einer Zeit, die keine mittelalterliche Privilegien anerkennen will, immer noch die höchste Theilnahme und Popularität sich sichern, wenn er seine Stellung nur begreifen würde. Thut er das? Wir wollen hier nur im Namen der Literatur fragen, ob er, der doch so viel für die „gute alte Zeit" schwärmt, so viel thut, als eben diese gute alte Zeit wenigstens für sie gethan hat. Er zeige uns, um was er seine geerbten Bibliotheken bereichert oder gar neue angelegt hat?

Ich will das kleine Ereigniß erzählen, was mich zu diesen Zeilen angeregt hat. Vor wenigen Tagen stand ich in der Schröder'schen Buchhandlung unter den Linden in Berlin. Eine glänzende Equipage fuhr vor. Ein vornehmer Herr, dessen Namen ich verschweige, stieg aus, um einige französische Bücher in Empfang zu nehmen, die für ihn bereit lagen. — Haben Sie den neuen Roman von Willibald Alexis? fragte er. — Den Urban Grandier? hier ist er, sagte der Commis; er kostet drei Thaler. — O ich will ihn nicht kaufen, erwiderte jener; meine Frau wünscht ihn blos zu lesen und Sie werden wohl so gefällig sein, mir ihn zu borgen. — Sehr gerne, Herr Graf, allein wir können ein aufgeschnittenes Buch dann schwer verkaufen. — Ich will Ihnen für das Lesen gerne etwas vergüten; auch soll es blos von der Seite aufgeschnitten werden. — Der Commis protestirte gegen die Vergütung mit der ironischen Bemerkung, daß eine Buchhandlung keine Leihbibliothek sei. Der Graf nahm das Buch und ging. Welche sarkastische Bemerkungen der Commis hinter ihm her machte, hörte er freilich nicht. Allein ich hätte ihn gefragt, ob

es zu Zeiten seines Großvaters auch Sitte war, daß ein reicher Graf von vornehmem Ton sich von einem Buchhändler eine Gefälligkeit erzeigen ließ, um drei Thaler zu ersparen; und ob die gnädige Comtessin, seine Großmutter, auch um diese Ersparniß ein Buch unaufgeschnitten verschlang, d. h. in der unbequemsten Lage, wie ein Bettler, der zwischen dem Hausthor den geschenkten Bissen hinunterschluckt, ohne viel nach Comfort zu fragen.

Daß dieses Beispiel nicht das einzige in dieser Art ist, kann man in jeder Buchhandlung erfahren.

J. K—da.

Literarische Uebersichten.

Deutsche Literatur in Böhmen.

I.

Unter dem bunten Schwarm goldberänderter Taschenbücher, die jedem neuen Jahre vorausflattern, zeichnet sich die „Libussa“ *) durch ihr eigenthümlich fremdartiges Ansehen aus; sie ist keine blos modisch-geistreiche Salondame, der auf so und so vielen Toilettentischchen jährlich ihr kleines Opfer gebracht wird, sie hat ernstere Zwecke und ihre Bedeutung entspricht dem geheimnißvollen Klang ihres Namens. — Ist es nicht merkwürdig, daß gerade die sagenhafte Czechenfürstin es sein muß, die mit prophetischem Finger hinweist auf eine deutsche Literatur in Prag, ein deutsches Geistesleben im Böhmerlande? Will sie etwa andeuten, daß die Germanisirung bis rückwärts zu den Urquellen der Czechenwelt gedrungen ist? Daß die deutsche Bildung nur wie ein rosiges Morgen- oder Abendroth die geschwärzten Monumente einer alterthümlichen Vorzeit überfliegt? Oder verkündet sie den ewigen Frieden, die geschwisterliche Verschlingung deutschen und slavischen Geistes? — —

In der That wird die Libussa den tiefer Blickenden das böhmische Doppelwesen repräsentiren, das mit dem einen träumerisch wehmüthigen Antlitz zurückschaut in die dunkle slavische Vergangenheit, während es mit dem andern wach und bewußt in den deutschen Tag hineinblickt. Böhmen ist, wie jedes Uebergangsland voll schroffer Gegensätze, scheinbarer Verschmelzungen, verdeckter Abgründe, die im Leben viel Trübendes, Peinliches, aber, wie alles Dämmernde, auch ihr Romantisches haben. Wie die Sprachgrenze, selbst geographisch, in seltsamen Windungen zwischen engen Dorfgassen, zwischen Feld und Garten, Palast und Hütte durchläuft, so trennt die scharfe Grenzlinie, welche der deutsche Boden gezogen, oft beinahe Vater und

---

*) Libussa. Jahrbuch für 1844. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Dritter Jahrgang. Prag.

Sohn, Bruder und Schwester, ja Gedanken und Gefühle eines und desselben Menschen. Im Herrenhause ist Gesellschaft, Musik und Tanz. Das jüngste Fräulein singt zum Piano ein Göthe'sches Lied, oder declamirt Schiller's Glocke; aber der czechische Gesang des blinden Bettelmannes, schwach herübertönend aus der anstoßenden Dorfschenke, oder das Wiegenlied der alten Amme in der Gesindestube, schlägt tiefere Saiten in Aller Herzen an. Wie freut sich der alte Vater seines Sohnes, der in deutscher Zunge so unbefangen mit den hohen Herrschaften redet; die Schwester empfängt ihres Bruders vornehmere Freunde mit deutschen Grußworten, die sie erröthend und stotternd vorbringt, und die Fremden lächeln freundlich, denn das Deutsche hat einen seltsamen Reiz auf den widerstrebenden Lippen eines hübschen Czechenmädchens; aber Vater und Mutter segnen ihren Sohn und die Schwester betet für ihren Bruder — auf Czechisch. Eigenthümlich äußert sich das Doppelleben der Germanisirten. Der Junker, der Offizier, der Beamte, der Lehrer und der Priester, sie alle treten öffentlich in der Rüstung und im Sonntagsstaat deutscher Bildung auf; sie commandiren, sie lehren und verordnen deutsch; aber ihre vertrauten Reden, ihre Gemüthlichkeit oder wenigstens ihre Zornausbrüche und Flüche sind czechisch. Umgekehrt sind der deutsche Knabe und das deutsche Mädchen, die vielleicht nur die nothdürftigsten czechischen Ausdrücke verstehen, fortwährend den seltsamsten Eindrücken ausgesetzt; sie glauben sich, unter das Volk tretend, rings von Geheimniß umgeben; ein Spaziergang in's Dorf ist ein Abenteuer; auf der kleinsten Fahrt brauchen sie dann und wann einen Dolmetsch. Und weit weg, verklärt von glänzender Ferne, wie in goldnen Abendwolken ruhend, das Land ihrer Sehnsucht, die Heimath ihrer Ideale, liegt ihnen die deutsche Welt; dort tönt ja die Sprache, in der sie beten und schwärmen gelernt, die Sprache ihrer Dichter und ihrer Liebe; wo selbst der Bettler deutsch spricht, muß Arkadien, muß Utopien sein. Alles Edle und Reine, alles Glänzende und Erhabene, alles Schöne und Lichte ist ihnen deutsch; alles Dunkle und Unheimliche, alles Rohe, Dürftige, Burleske und Gemeine ist ihnen czechisch; mit andern Worten, Wirklichkeit und Gegenwart sind böhmisch, Ideal und Zukunft deutsch. Und wenn sie einmal plötzlich nach Deutschland kommen, werden sie Anforderungen stellen, die nicht zu befriedigen sind. —

In neuerer Zeit hat das Czechenthum sich aus dumpfem Traum aufgerüttelt und laut verkündet, daß es nur scheintodt gewesen; es will nicht mehr blos der Bettlermantel sein, der von den Gliedern seines deutschen Herrn schlottert; nicht mehr blos der dunkle Schatten, den die Hand und das Scepter des deutschen Lebens wirft; es will gleichberechtigt sein. Man soll in czechischer Zunge nicht mehr blos fluchen und murren, sondern auch segnen und preisen können. Einige Dichter von Beruf haben die Landessprache zu Ehren gebracht und bewiesen, daß auch sie ein Spiegel des Schönen und Edlen sein kann. Und wie ein alter, im Gram erblindeter Wandersmann, wenn er sein verloren geglaubtes Saitenspiel wiederfindet, es über Alles preist und höher stellt, als Stab und Stütze und thut, als hätte er seine Jugend und sein Augenlicht wiedergefunden; so ging der czechische Enthusiasmus im ersten leicht verzeihlichen Rausch über sein Ziel hinaus. Wenn er früher sich zu scheu und selbstverachtend vor dem deutschen Licht verkrochen, glaubt er jetzt, es überstrahlen und entbehren zu können, möchte er jetzt allein herrschen in einem Lande, dessen blühende Saaten er nicht allein gesäet; und so fordert er selbst wieder zum Widerspruch und zu neuer Ungerechtigkeit gegen den kaum erweckten Nationalgeist auf. Doch was sage ich? Nur die jugendlichen, ungestümen Herolde der Bewegung sind es, die mit ihren lauten Träumen von Ottokarischer Herrschaft, von neu zu begründenden Reichen die Welt in Staunen versetzen; nur der Schaum der Sturmwoge ist es, der bis gegen den Himmel spritzt. Der Steuermann erkennt sein Ziel besser, und die Männer, die grau geworden sind in der Pflege und Wiedererweckung ihres heimathlichen Genius, muthen ihm keine solche Sprünge zu.

Und was soll dies Alles, werden Sie fragen; wie hängt dies mit der deutschen Literatur in Böhmen zusammen? — Ich wollte nur bemerken, daß sowohl deutsches, wie czechisches Leben im Böhmerlande unausrottbar tief wurzelt; dieses durch die unverwüstliche Lebenskraft des Volkes, jenes durch die Keime eines freiern Bürgerthums, die in Böhmen durch deutschen Sinn gepflanzt worden sind. Ich brauche nicht an das historische Recht zu erinnern, auf das sich Beide berufen; ich rede nur von den wesentlichen Lebensbedingungen in Gegenwart und Zukunft. Wollte und könnte Böhmen die deutsche Hand wegstoßen, die in seinen Angelegenheiten mitschafft und

mitordnet, um aus rein slavischer Quelle zu schöpfen, so müßte es freilich „einige Jahrhunderte zurückgehen", um dann, auf langen barbarischen Umwegen, weiß Gott wohin, zu gelangen. Das jedoch will und denkt kein Czeche. — Was aber ist der schwache Anflug deutscher Cultur ohne Volk? Eine germanisirte Büreaukratie und ein gebildeter Lehrstand machen keine Nation. Und wollte, wie Einige wünschen, die deutsche Faust mit eisernem Schulmeisterlineal die Czechen zu Deutschen schlagen: sie würde auf granitne Knochen stoßen und, den ganzen unberechenbaren Grimm dieses still trotzigen Stammes weckend, würde sie selbst ihn zwingen, mit Abscheu vor den Wohlthaten der Cultur durch Brand und Schutt sich den Rückzug in die Barbarei zu sichern. Schlecht steht es jenen heiseren Zeitstimmen an, die den verschiedensten Stämmen Ungarns Einigkeit predigen, wenn sie in Böhmen die Zwietracht schüren und nur deutsche Herren und czechische Knechte, oder umgekehrt, sehen wollen. Die Herrschsüchtigen beider Theile, die mit einem kategorischen: Entweder oder, den gordischen Knoten zu zerhauen denken, kennen das Land und, was ihm Noth thut, nicht. Weil dort auf jedem Schritt und Tritt sich Deutschthum und Slaventhum begegnen, muß es zum Kampf auf Tod und Leben sein? Ist nicht der Czeche durch ernsten Sinn und starkes Gemüth unter allen Slaven dem germanischen Wesen am nächsten? Der Deutsche in Böhmen sei vor Allem Böhme und es fällt dem Czechen gewiß nicht ein, mehr sein oder Bürger eines neuen südwestslavischen Reichs werden zu wollen. Und der Deutsche im Czechengebiet ist so wenig Pangermanist, wie der Czeche Panslavist. So weit man zurückblickt, ging alle böhmische Kraft und Bedeutung aus dem Ineinandergreifen deutscher und czechischer Elemente hervor. Ein deutscher Kaiser war es, der die alte Praha mit ihren theuersten Denkmalen krönte; selbst in den Glaubenskämpfen, bis in den dreißigjährigen Krieg, waren die Parteien nicht nach der Nationalität geschieden; deutscher Adel und czechisches Volk, czechischer Adel und deutscher haben in Sieg und Tod oft treu zusammengestanden. Und nur in einem einträchtigen Zusammenstehen beider Elemente liegt für Böhmen eine Zukunft. Freilich haben die Wehen der Zeit auch hier manche Kluft weiter gerissen, als sie ursprünglich war. Das erwachende Nationalbewußtsein zerrt beide Theile auseinander. Der Czeche lechzt nach einem Ersatz für so lange Jahre der Verstoßung;

und der ist ihm zu gönnen, da seine Ansprüche nicht über eine Anerkennung hinausgehen, die ihm gebührt. Der Deutsche im Czechengebiet wird, wenn das erste Zahnfieber der Nationalität vorbei ist, sich um so eher wieder mit dem Volke befreunden, als beide auf dem Fuße der Gleichheit zu einander stehen werden; mit der übertriebenen Demuth des Einen und dem Hochmuth des Andern werden auch Heimtücke, Verachtung und Neid von beiden Seiten verschwinden; beide werden dann einsehen, wie sehr sie Einer des Andern bedürfen, wie viel sie, bei aller Verschiedenheit, Einer vom Andern angenommen haben. Nur die Nationaldeutschen, die im Böhmerwalde, im Erz- und Riesengebirge horsten, mit dem Antlitz nach Deutschland gewendet, die gleichsam die in's Ausland führenden Pässe besetzt halten, gegen etwaige Uebergriffe des Slaventhums — nur sie scheinen kein Herz für Böhmen als ihr Vaterland zu haben*); sie betrachten sich als eine deutsche Colonie im fremden Lande; und das Auge ihrer Sehnsucht weilt überall eher, als auf den Thürmen von Prag. Allein wenn sie sich den Czechen fremder fühlen, so ist ihr Verkehr mit denselben doch stets freundlich und frei von gehässigen Reibungen geblieben.

Ich wollte die deutsche Literatur in Böhmen besprechen und gebe Ihnen da fromme Wünsche, welche die Liebe zur Heimath in mir hervorruft, wenn ich an die Libussa denke, die sagenhafte alte Czechenfürstin, die mit prophetischem Finger zugleich auf die slavische Vergangenheit und eine noch dämmernde, aber große Zukunft deutet.

Das Taschenbuch „Libussa", dessen drei erste Jahrgänge auf manche frische Quelle, die unbeachtet im böhmischen Dunkel rieselt, hingewiesen haben, hat weder eine deutsche, noch eine slavische, sondern recht eigentlich eine böhmische Tendenz. Es vertritt die deutsche Literatur in Böhmen, aber es weist auch mit patriotischer Wärme auf die edelsten Offenbarungen czechischen Geistes hin. So neigen sich diesmal all die deutschen Lyriker Prags gewiß gern vor dem zu früh erloschenen poetischen Gestirn Macha, dessen „erster Mai" von Siegfried Kapper, mit sorgfältiger und hingebender Liebe verdeutscht, diesen Jahrgang der Libussa ziert.

*) Siehe: „Aus dem Böhmerwalde", von Josef Rank.

Dies könnte eine Zufälligkeit scheinen. Die Sache hat aber eine tiefere Bedeutung. Elemente, die in ihrer rohen und ursprünglichen Gestalt sich abstoßen und befeinden, versöhnen sich oft oder vertragen sich wenigstens, wenn sie in eine höhere Sphäre sich entwickelt haben. Jener doppelfarbige Strahl des böhmischen Geistes, welcher der „Libussa" einen so eigenthümlich fremdartigen Reiz gibt, entspringt aus keiner Absicht, ist nicht künstlich hineingetragen, er ist eine Naturnothwendigkeit. Die deutschböhmischen und die czechisch-böhmischen Poeten Prags werden stets etwas Gemeinsames haben.

Ich habe den mir zugemessenen Raum anfangs zu sehr überschritten, um diesmal auf die besondern Merkwürdigkeiten der „Libussa," wie Macha, Führich, Ebert eingehen zu können; ich schließe daher nur mit einer allgemeinen Andeutung. Man wird zugeben, daß die Sprache allein nicht den ganzen Dichter macht. Die Muttersprache ist ein lebendiger Strom, der Ideen und Anschauungen in die Seele des Dichters führt und die Wurzeln seines Geistes von Jugend auf tränkt; aber die Sprache nimmt auch wieder Eindrücke von der Individualität des Dichters auf und pflanzt sie, wenn sie mächtig sind, weiter fort. Und die Muttersprache wirkt nur da mit unumschränkter Alleinherrschaft, wo sie zugleich als Volkssprache das jugendliche Ohr umrauscht. Die deutschen Poeten Prags haben eben so viel Slavisches, als czechische Gelehrsamkeit und Bildung Deutsches in sich hat. Ich rede hier nicht von Dilettanten und Virtuosen, die, wie überall, fertige Bilder und Reflexionen in Reime fassen, ich denke an Poeten aus innerem Drang. Die Jugendeindrücke dieser Dichter stammen aus slavischem Volksleben; ihr Geist, ihre wissenschaftliche Bildung ist deutsch; der Grundton ihrer Phantasie, ihres Gemüths wird stets die Färbung ihrer ersten Erlebnisse behalten. Physisches und geistiges Klima wirken nicht auf den Verstand, aber auf Empfindungs- und Anschauungsweise; geht doch durch Lenau's und Beck's Poesien ein Ton, der in Deutschland etwas fremd anklingt, weil er ungarisch ist. — Wenn die Poeten selbst sich dieser Eigenthümlichkeit oft nicht bewußt sind oder bewußt werden wollen, so ist sie doch bei einer nicht blos ästhetischen Beurtheilung nicht zu übersehen.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Die Ausstellungen im Palais royal. — Neujahr und Weihnachten. — Das neue Journal Vorwärts und seine Zukunft. — Ruge. — Die Damen Ruge und Herwegh. — Louis Blanc über Deutschland. —

Die große Woche für das Palais royal ist angebrochen. Die Magazine und Läden flimmern und glänzen von unermeßlichen Ausstellungen des raffinirtesten Luxus. Das Neujahr steht vor der Thüre und jeder Franzose wünscht seine Dame, seine Kinder mit Etwas zu beschenken, was voriges Jahr noch nicht da gewesen. Goldschmiede, Juweliere, Geschmeidefabriken, Glasarbeiter, Modistinnen, Buchbinder, Kalendermacher, Alles strengt seine Phantasie an, um das Unerhörte, Niedagewesene zu ersinnen und seinem Nachbar den Rang abzulaufen. In Frankreich ist der Neujahrstag, was für Deutschland Weihnachten sind. Dieses Volk ist ein geschichtliches, selbst bis in die kleinsten Züge hinab. Das Neujahr, das einen geschichtlichen Abschnitt in dem Leben eines jeden Einzelnen, wie in der gesammten Zeitrechnung bildet, ist ihm wichtiger als die Weihnachtsfeier, die blos eine religiöse Bedeutung hat und ein Fest der Innerlichkeit ist. Bei dem Pariser zumal, der recht gern nach Innen sich wendet und bei dem religiösen Feste eben keine große Bedeutung haben, muß der Neujahrstag, der eine äußerliche Epoche bezeichnet, schon an und für sich mehr gemeinschaftliche Theilnahme hervorrufen. Die lebenslustige coquette Französin sieht sich an diesem Tage um ein Jahr älter und will sich durch irgend einen Putz, ein Geschenk — trösten und zerstreuen lassen. Daher entstand auch die Sitte, daß jeder Herr an diesem Tage den Damen seiner Bekanntschaft einen Blumenstrauß, eine Düte Bonbons oder je nachdem er ihr näher steht, etwas Bedeutendes zum Geschenke macht, gleichsam als wollte er ihr dadurch ein Zeugniß ablegen, daß, obgleich ihre Grazie um ein Jahr gealtert ist, sie doch in seinem Herzen denselben Platz einnimmt, wie früher. Dies ist die weltliche Seite. Aber auch die geistliche Seite findet an diesem Tage besser ihre Rechnung, als bei der Weihnachtsfeier; der Priester weiß, daß das Christenthum manches Franzosen sehr zweifelhaft ist und daß ein rein

christlicher Moment ihn vielleicht stumpf für seine Ermahnungen finden würde. Die menschliche Schwäche ist ihm ein sicherer Weg für französische Erbauung und darum sieht man die gallische Kirche nie thätiger, als zum Neujahre, wo sie an die Hinfälligkeit, an das Alter mahnen kann und manche Seele fischt, die noch um Weihnachten eine sehr widerspenstige gewesen ist. Man erinnere sich nur, daß die ganze Schilderhebung des Clerus, der in neuerer Zeit Frankreich allarmirt, sich von einer Neujahrsrede datirt, die der Erzbischof von Paris vor zwei Jahren Ludwig Philipp gehalten hat. — Das neue deutsche Journal „Vorwärts" (von Börnstein und Bornstedt redigirt) tritt wirklich in's Leben und lassen Sie mich Ihnen das Geständniß machen: ich glaube, es wird reüssiren, weil es praktisch angefangen wird. Börnstein ist ein schnellfingriger Mensch, der, obschon nur mit sehr oberflächlichen Kenntnissen versehen, dennoch durch einen gewissen angeborenen Takt sich herauszubeißen weiß. Es gibt, wie eifrig auch die Uebersetzer hinter Allem her sind, was hier erscheint, dennoch noch Material genug, um ein Blatt, namentlich das in Loco erscheint und den Andern zuvorkommen kann, reichlich zu füttern und interessant zu machen. Die erste Frage ist, ob das Journal in Deutschland nicht verboten sein wird, und dagegen soll Herr von Bornstedt, der viel bei der preußischen Gesandtschaft aus und eingeht, Präservativmittel eingeleitet haben. Der vertheilte Prospectus thut zwar gewaltig liberal und kündigt Ueberschriften von Aufsätzen an, die sogar Scandal versprechen; dies ist aber nur so eine Art Kunststückchen, wie bei den großen Anschlagszetteln der Menagerien, wo man ein Krokodil abconterfeit sieht, welches einen Menschen verschlingt; wenn man in die Bude tritt, findet man, daß das schreckliche Krokodil nur ein ausgestopftes ist. — Herwegh und Ruge, die man früher als Mitarbeiter bezeichnete, werden sich wohl hüten, beizutreten. Die Zeitschrift, welche Ruge herausgeben wollte, selbst ist übrigens noch weit im Felde. Ruge, der bekanntlich mit seiner Frau sich gänzlich hier angesiedelt hat, gefällt sich in Paris sehr wohl, was bei seinem heiteren Temperament, das im Umgange gar nicht so streng hallischjahrbücherlich ist, nicht verwundern kann. Die Damen Herwegh und Ruge sind zwei sehr schüchterne Frauen, die in Mitte der lebensfrohen Französinnen sich viel deutscher geberden, als ihre freisinnigen Eheherren. — Die „Revue independante" brachte in ihrer vorletzten Nummer einen Artikel von Louis Blanc über eine geistige Allianz zwischen Frankreich und Deutschland, worin Ruge „un Allemand bien connu pour la distinction de son esprit et l'intrépidité de ses convictions" sehr aufgemuntert wird, seine Zeitschrift zu begründen, pour établir entre la France et l'Allemagne un fraternel échange de sentiments et d'idées; mais pour qui'l porte tous les fruits qu'on en peut attendre, il faut que la jeune Allemagne secoue les chaines auxquelles elle a l'imprudence

d'ouvrir son coeur, und damit geht Herr Louis Blanc sogleich auf das linke Rheinufer über und weist nach, warum die Franzosen dessen so sehr bedürfen. – Wirf die Katze, wie du willst, so fällt sie auf die Füße — sagt ein Sprichwort. Philipp P....

II.

Das Berliner Hofschauspiel- und das Burgtheater in Wien.

Berlin, December.

Ein Artikel in der Zeitung für die elegante Welt, der über das hiesige Hofschauspiel ein strenges, aber wohl motivirtes Urtheil aussprach, hat hier Alles in Allarm gesetzt, was mit dem prahlerischen Titel des Hof-Schauspiels zusammenhängt. Die ganze Körperschaft vom Kopf bis zum Schwanz ist empört über die Blasphemie: Das Königliche Schauspiel Berlins, die Bühne Iffland's und Ludwig Devrient's, sei nur ein Theater zweiten Ranges. Und doch hat Laube mit diesem Worte den Nagel auf den Kopf getroffen. Eine Bühne ersten Ranges muß jedes Stück doppelt besetzen können und das hiesige Hofschauspiel reicht mit seinen Mitteln nicht ein Mal einfach aus. Ohne jugendlichen Heldenspieler, ohne einen Darsteller für das Fach der Intriguanten, sieht sich die Direction in ihrem Repertoir überall gehemmt, wie kaum eine Provinzialbühne. Wer die Berliner arrogant nennt, der sehe ihr jetziges Theater an und er wird gestehen: es sind recht bescheidene Leute.

Aber welches Theater in Deutschland ist denn jetzt besser daran? fragt die Intendanz. Ist nicht das Burgtheater in Wien in derselben Lage? Gegen solche Fragen läßt sich allerdings nicht gut streiten. Gibt es doch noch hundert und hundert andere Dinge, bei welchen Berlin nicht besser daran ist als Wien; warum soll das Bessere gerade beim Theater beginnen? Allein es ist gar nicht wahr, daß das Wiener Hofburgtheater in gleicher Lage sich befindet. Wien hat einen Löwe, einen Fichtner, einen Lucas für das Fach der Helden und Liebhaber; es hat an dem vortrefflichen La Roche einen Charakterdarsteller von seltenem Werthe. Wien ist nie in Verlegenheit bei der Besetzung eines neuen Dramas, während man hier mit beiden Händen nach der Medea und der Antigone greift, weil die einfachen Bedingnisse der alten Bühne geringere Ansprüche an vielfachen Kräften machen.

Man thut Herrn von Kistner Unrecht, wenn man ihm Alles in die Schuhe schieben will. Die meisten dieser Uebelstände liegen in jenem Fehler, den man in unserem lieben Vaterlande gegen alle Jugend sich zu Schulden kommen läßt. Die Jugend wird immer an den Katzentisch gewiesen. Ein junger dramatischer Autor, der sein Stück bei einer Bühne einreicht, wird nicht für die Zukunft beurtheilt, son-

dern für den Nutzen des Augenblicks. Die Bühne sagt nicht: Ich will dieses Drama trotz seiner mancherlei Mängel zur Aufführung bringen, um einem talentvollen Autor Gelegenheit zur Entwickelung zu geben, sondern sie fragt: wie viel Häuser wird dieses Stück machen, und fahre ich nicht besser, wenn ich ein französisches übersetztes Stück gebe? Dieselbe Frage richtet sie auch bei dem Engagement eines jeden Schauspielers an sich. Sie denkt nicht: Dieser junge Mann hat eine hübsche Gestalt, ein schönes Organ, Feuer, Lernbegierigkeit, er ist zwar noch roh und ungeschickt, aber ich will ihn heranbilden für die Zukunft, sondern sie fragt: Wozu kann ich ihn sogleich verwenden, welche Lücke füllt er aus? Bei einem Provinzialtheater, wo der Pächter wechselt, ist eine solche Politik des Augenblicks zu verzeihen. Der Egoismus eines Directors ist zu entschuldigen, der sein Geld nicht für die Heranbildung eines Talents verschwenden will, das vielleicht erst sein Nachfolger ausbeuten wird. Aber eine Hofbühne, ein stehendes Institut muß sicherlich einen höheren Gesichtspunkt haben als den Augenblick. Dieses ist's auch, was das Theater français so blühend machte und wodurch das Hofburgtheater so sehr vor dem Berliner Hofschauspiel sich auszeichnet. Die Wiener Hofbühne hat manches Stück von jüngern Dichtern gegeben, an das keine andere Bühne sich wagte. Darum hat sie sich ihren Grillparzer, Bauernfeld, Halm herangezogen trotz der ungünstigen Censurverhältnisse. Eben so mit seinen Schauspielern. Die wenigsten seiner berühmten Acteure sind als fertige Künstler dahin gekommen. Erst allmälig sind sie von dem minder bedeutenden zu dem wichtigern Rollenfache übergegangen. Als Heurteur alt wurde, war Löwe da, als Korn sich zurückzog, trat Fichtner an seine Stelle, als Costenoble starb, nahm La Roche seine Rollen. Alle diese Ersatzmänner waren bereits da, als man ihrer bedurfte und spielten zuvor lange Zeit an der Seite der Abgetretenen, der Ersetzten. Dadurch ist das Hofburgtheater immer au grand complet geblieben und nur wenn Herr von Holbein das traditionelle Verfahren seiner Vorgänger aufgibt, kann die Wiener Hofbühne in dieselbe Lage kommen, in welcher sich gegenwärtig die hiesige befindet. Letztere sollte als eine lehrreiche Warnung für andere Bühnenadministrationen dienen. Erst als Ludwig Devrient todt war, engagirte man Seidelmann, und erst nun, da Seidelmann aus dem Leben ging, speculirt man auf Döring. Allerdings kann man den jetzt in Hannover lebenslänglich Engagirten nun nicht haben und Herr von Kistner sagt mit Recht: „Ich kann keinen Seidelmann aus der Erde stampfen.“ Aber warum habt Ihr nicht gesäet, als es noch Zeit war? Als vor zwei Jahren Döring hier gastirte, da war er noch frei und Ihr hättet ihn haben können; aber damals war't Ihr versorgt und um die Zukunft kümmerte sich Eure Weisheit nicht. Nun mögt Ihr auch den bittern Trank leeren, den Ihr Euch eingeschenkt, und die öffentliche Meinung

richtet Euch ohne Schonung. Dieser Vorwurf trifft eigentlich die Vorgänger des Herrn von Kistner und er selbst ist nur das Opfer der kurzsichtigen Politik der bisherigen Leitung.

Eine andere Ungeschicklichkeit, welche man in Wien sich nicht zu Schulden kommen läßt, findet man jedoch unter der gegenwärtigen wie unter der frühern Direction. Es ist dies das Abnützen der Schauspieler zur unrechten Zeit. Sollte man es glauben, daß Eduard Devrient, dem doch jetzt hier die ersten Rollen in der Tragödie wie im Schauspiel zugetheilt sind, gezwungen ist, in der Auber'schen Oper „Des Teufels Antheil" die abgeschmackte Rolle des blödsinnigen Königs zu singen? Eine lächerliche Nebenrolle in der Oper für den ersten Helden im Schauspiele. An welcher Bühne ersten Ranges begeht man noch solche kluge Streiche! Eine kluge Bühnenleitung muß den beliebten Schauspieler in seiner Beliebtheit zu erhalten suchen: sie wird ihn als einen Festschmuck behandeln, den sie nur bei glänzenden Gelegenheiten vorführt. Wenn man das Seidenkleid in der Küche trägt, so wird es bald sein festliches Ansehen einbüßen. Dieses ist eine Politik, welche das Burgtheater sehr gut versteht. Es gibt viele Abende, wo man nur das zweite Treffen, die Hilfsgarde, spielen und keinen Namen ersten Ranges auf dem Zettel sieht. Sieht das Publicum nun in einem neuen Stücke einen solchen figuriren, so bringt es von vorn herein eine Feststimmung mit und das neue Product hat gleich ein günstiges Vorurtheil für sich.

Zum Schlusse dieser Parallele zwischen Wien und Berlin dürfen wir auch nicht verschweigen, daß das Zusammenspiel des Burgtheaters um etwas rascher und lückenloser stattfindet als an der hiesigen Hofbühne. Nur bei Raupachischen oder noch älteren Stücken greift das Ensemble Ring in Ring, wie es die Tradition einer früheren besseren Zeit nch eingeführt hat; in vielen modernen Stücken vermißt man die schnellen gleichzeitigen tempi, die zum wahren Leben eines Stückes nothwendig sind. Möge das Hofschauspiel sich zusammennehmen, daß es nicht auch in dieser Beziehung zum Range einer zweiten Bühne herabsinkt. Lückenhafte Fächer lassen sich wieder ausfüllen, aber der Gesammtgeist einer Bühne ist, wenn er eine Zeitlang eingeschlafen, schwer wieder in's Leben zu rufen.

III.

Notizen.

Robert Heller's „Prinz von Oranien." — Die Wiener Buchhändler; Schuselka. — Cecil Forster, eine Mystification. — Dörings Audienz bei dem König von Hannover. — Berichtigung.

Unter den Romanen, welche die Leipziger Pressen in den letzten Wochen an's Tageslicht förderten, verdient Robert Heller's „Prinz

von Oranien"*) mit vollem Rechte eine Auszeichnung. Heller's schönes Erzählertalent ist noch in aufsteigender Linie begriffen. Sein neuer Roman, der einen Abschnitt des niederländischen Aufstands behandelt (von der Entstehung der Wassergeusen bis zur Belagerung und Entsetzung von Leyden) ist nicht nur durch künstlerische Anordnung, sondern auch durch reiche Quellenstudien rühmenswerth. Vielleicht hat der Verfasser durch Letztere sich etwas zu viel aufgeladen. Nach der Lebendigkeit des ersten Theils erscheinen viele episodische Partien des zweiten Bandes gedehnt und mitunter überflüssig, und erst im dritten Bande erhebt sich das Interesse wieder lebhafter. Es ist ein sonderbares Ding mit unsern historischen Romanen. Den meisten sieht man es an, daß der Verfasser während oder wenigstens kurz vor der Arbeit sich an das Studium des geschichtlichen Apparats gemacht hat. Dadurch tritt oft der Uebelstand ein, daß viele einzelne Details, die für die Gesammtcomposition, so wie selbst für die Charakteristik der Epoche unwichtig sind, allzusehr sich aufdringen. Scott, der große Meister des historischen Romans, wählte seine Stoffe größtentheils aus der Geschichte seines Landes, deren Geist er von Jugend auf eingesogen, deren Romantik bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen war. So entwickelten sich seine Figuren organisch aus ihrem natürlichen Boden. Seinen Nachfolgern, die das historische Rüstzeug erst aus allen veralteten Chroniken mit sauerem Fleiße herbeitragen müssen, wird jede der mühsam erworbenen Einzelnheiten ein theures Gut, ein Kind ihrer Schmerzen, das sie nicht leicht von sich werfen, wenn es nicht paßt, sondern es beibehalten, auch wenn der Rahmen des Ganzen dadurch zu springen droht. Es ist gerade mit dem historischen Romane, wie mit den versificirten Dramen, worin der Vers meistens den Dichter zur Breite verlockt und die Diction auf Nebenwege führt. Glücklich der, den sein natürliches Talent aus dem Labyrinth der Einzelnheiten wieder in die frische Region der Phantasie führt, wie dies bei Heller im dritten Bande seines Romans der Fall ist, wo sich Alles wieder zusammenfindet, was früher sich zerstreut hat. Der überwiegende Reiz, den die erfundenen Personen in dem „Prinzen von Oranien" vor den gegebenen historischen voraushaben, erregt die Vermuthung, daß Heller noch einen weit glücklicheren Wurf thäte, wenn er in seiner nächsten Production das historische Gebiet verließe und einen vollständig erdichteten Stoff behandeln würde.

— Aus einem Privatbriefe erfahren wir, daß die Wiener Buchhändler eine Gremiumsitzung veranstaltet haben, in welcher der Beschluß gefaßt werden sollte, die bösen Schriften über Oesterreich nicht mehr zu beziehen und besonders die Verbindung mit Hoffmann und Campe zu

*) 3 Bde. Leipzig, L. Reichenbach 1844.

unterbrechen!(?) Die Folge wird zeigen, wie der Beschluß ausgefallen ist. — Schuselka ist übrigens mit einem Verweis davongekommen und nachdem man ihn ermahnte, in Zukunft die österreichischen Censurvorschriften strenger zu befolgen, ist sein Proceß niedergeschlagen worden.

— Der Schauspieler Döring, der bekanntlich durch ein glänzendes lebenslängliches Engagement sich in Hannover gebunden hat, ist dadurch verhindert, den Anerbietungen Berlins, das ihn gerne an Seidelmann's Stelle setzen möchte, Gehör zu geben. Döring, der in der großen preußischen Residenz einen viel reichern Wirkungskreis sich geöffnet sieht, hat mancherlei Mittel versucht, um seinen hannöverischen Contract zu lösen — doch umsonst. Endlich nahm er selbst Audienz bei dem König. Warum wollen Sie fort von Hannover? — frug Ernst August mit dem bekannten englischen Accent. — Döring suchte mit den verblümtesten Reden die Motive zu schildern, welche einem Künstler die Stellung in Berlin wünschenswerth machen. — Ich möchte auch lieber König in England als in Hannover sein, antwortete der Monarch, muß doch hier bleiben. Und Sie bleibt auch hier!

— Unter der Ueberschrift: die Brüder Forster und die Gräfin Hahn-Hahn bringt die Augsburger Allgem. Zeitung einen sonderbaren Artikel, der offenbar auf einer Mystification beruht. Der Held des Hahnschen Romans Cecil Forster wird als ein noch lebender Diplomat geschildert und der erschossene Bruder als ein ehemaliger Regierungsrath Sigismund Forster bezeichnet. Dieses kann der Lesewelt zwar sehr gleichgiltig sein; aber zu verwundern ist es, daß ein so ernstes Journal wie die Allgem. Zeitung solche Dinge aufnimmt, die vollständig erfunden, dabei aber mit Details angefüllt sind, die bis in's Kleinste gehen. Ist nun das Publicum mystificirt worden oder die Redaction? Der Artikel ist von einem sonst wenig spaßhaften Schriftsteller, von Alfred Reumont.

Berichtigung. In Bezug auf den Artikel „Gewissenlosigkeit deutscher Kritik" von F. G. Kühne, den wir in einer unserer letzten Nummern brachten, ist uns aus Hannover ein Schreiben zugesendet worden, worin die Anklage: der Kritiker, Herr Schnabel, habe eine und dieselbe Kritik in der Posaune und im Stuttgarter Morgenblatt abdrucken lassen, als vollkommen grundlos erklärt wird.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur I. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Literarischer Anzeiger

zu den

Grenzboten.

№ 1. 1844.

Bei **Fr. Ludw. Herbig** in Leipzig ist erschienen:

Ein

Novellen-Cyclus.

1843. gr. 8. geh. 3 Bände. 3 Thlr.

Novellen-Album.

Mit Beiträgen von B. Auerbach, L. Diefenbach, H. König, H. Laube rc.
1842. gr. 8. geh. 3 Thlr.

Der Proceß Caumartin-Sirey-Heinefetter. Von einem Augenzeugen. 1843. 8. geh. 12 gGr.

Des Quintus Horatius Flaccus Satiren, erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von E. F. Wüstemann. Mit einer Abhandlung von C. G. Zumpt über das Leben des Horaz u. die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren. 1843. gr. 8. 3 Rℓ.

Kirsch, Lehr- und Lesebuch der gemeinnützigen Kenntnisse für evangel. Volksschulen. 1. Lehrgang für Mittelklassen. 2. Auflage. 1842. 5½ gGr.

Desselben II. Lehrgang für Oberklassen. 1836. 8 gGr.

Bei Abnahme von Partien tritt ein ermäßigter Preis ein.

Bei **C. F. Nast** in Ludwigsburg ist erschienen:

Marcet, Prof. F., Die Experimental-Physik. Zum Selbstunterrichte für Gebildete und zum Gebrauche in Real- und polytechnischen Schulen. Nach der 3. Auflage des Französischen übersetzt von Prof. G. Kißling. Mit 6 Figurentafeln. 1843. gr. 8. geh. 1⅓ Thlr.

Seeger, Dr. G., Handbuch der topographischen Anatomie. Für practische Aerzte u. Wundärzte, insbesondere für Gerichtsärzte und Operateurs. 2 Bde. 12. 1841. 1 Thlr. 20 gGr.

Es ist nun erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

H. Zschokke's ausgewählte **Novellen** u. **Dichtungen**. Zehn Theile in Schillers beliebtem Taschenformat, mit der Abbildung von H. Zschokke's Landhaus „die Blumenhalde," u. vermehrt mit der Novelle: die isländischen Briefe. Auf feinem Maschinenpapier vollständig à 6 Thlr. 16 gr. — 10 fl.

Dieselbe Ausgabe auf halbweißem Druckpapier à 5 Thlr. 8 gr. — 8 fl.

Der 4te bis 6te Theil erscheint im August, der 7te und 8te Theil im Oktober, der 9te u. 10te Thl. im November nächstens von beiden Ausgaben.

Stunden der Andacht. Sechs Bände vollständig, 22. Auflage, auf halbweißem Druckpapier, gr. 12. à 4 Thlr. 16 gr. — 7 fl.

Der 5te und 6te Band erscheint in nächster Herbstmesse.

Stunden der Andacht in einem Band vollständig, 23. Auflage in groß Quartformat, à 2 Thlr. 12 gGr. — 3 fl. 44 kr.

Von dieser wohlfeilsten Auflage für unbemittelte Stände ist jetzt die erste Hälfte versandt worden; die zweite Hälfte erscheint in nächster Herbstmesse, und beide Ausgaben sind dann vollständig.

H. Zschokke, **das Goldmacherdorf**, eine anmuthige und wahrhafte Geschichte. Siebente Auflage in Taschenformat, fein Papier 8 gGr. — 30 kr.; ordinair Papier 6 gGr — 24 kr.

H. R. Sauerländer,
Verlagsbuchhandlung.

Bei **W. G. Kurtz** in Reutlingen ist erschienen:

Fröhlich, C. G., Naturgeschichte f. das Volk nach M. G. C. Raff's Naturgeschichte f. Kinder ganz neu bearbeitet. Mit einem 400 Figuren enthaltenden Bilderhefte. gr. 8. 1842. Preis der Ausg. mit schwarzen Abbildungen 18 gGr., mit gemalten Abbildungen 1⅓ Rℓ.

In Königsberg in Pr. bei **H. L. Voigt** ist erschienen u. in allen Buchhandlungen zu haben:

Lätitia. Eine Novelle. 8. geheft. Preis 20 gGr. 25 Ngr.

Bei **Ignaz Klang** in Wien ist erschienen:

Kunzek, Dr. Aug., Leichtfaßliche Vorlesungen über Astronomie, für Jene, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt. Mit 5 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 1842. 1 Thlr. 16 gGr.

Kuffner Chr., Phantasmion. Neuere Novellen, Sagen, Märchen und Bilder. 8. geh. 1839. 18 gGr.

Dessen erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen. Ausgabe letzter Hand 10 Bde. 12. 1843. 7 Thlr.

Mayrhoffer, Gedichte von, Neue Sammlung. Aus dessen Nachlasse mit Biographie und Vorwort herausgegeben von Dr. Ernst Freiherr von Feuchtersleben. 12. 1843. 1⅓ Thlr.

Meyern, Fr. Wilh., Dya — Na — Sore oder die Wanderer. Ein Roman in 5 Bänden. 3. vollständige Original-Ausgabe. 12. 1841. 3 Thlr.

Dessen hinterlassene kleine Schriften. Herausgegeben mit Biographie u. Vorwort von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. 3 Bde. 12. 1842. 3⅓ Thlr.

Pyrker, Joh. Ladisl. Legenden der Heiligen auf alle Sonn- u. Festtage des Jahres in metr. Form. Mit 70 Vignetten u. 11 Randverzierungen. gr. 8. 1842. geh. 4 Thlr.

Nemekházy, Josephine von, Feldblumen. Gedichte. Mit 16 Vignetten. 8. 1⅔ Thlr.

Volks-Kalender von Gubitz.

So eben ist an die Buchhandlungen versandt und überall (Preis: 12½ Sgr. oder 10 gGr. Sächsisch oder 45 Kr. Rhein.) zu haben:

Gubitz „Volks-Kalender für 1844"

(mit 133 vorzüglichen Holzschnitten, zum Theil in Farben-Doppeldruck.

Schon ist es öffentlich anerkannt, daß dieser zehnte Jahrgang von Gubitz „Volks-Kalender" sich noch vor allen früheren Jahrgängen auszeichnet, wie denn der Herausgeber immer Neues zu bringen weiß, was Andre dann erst nachzuahmen versuchen. Da es über den Raum einer Anzeige hinausgehen würde, die Titel der 90 höchst mannigfaltigen Aufsätze anzugeben, weisen wir nur, um die entschiedene Richtung auf Nutzen und Unterhaltung dem Selbstprüfen der Leser anzudeuten, auf folgende Einzelheiten hin: „Prophezeiungen für 1844", von F. W. Gubitz; „Die Sternbilder" (treffliche Darlegung von Mädler, um Himmelskunde leicht faßlich allgemein zu verbreiten); „Erziehung und Lehre" (deren Unterschied und Zwecke) von F. W. Gubitz (mit Bildern im Doppeldruck); „Gustav Adolph", von Anton Gubitz (in Bezug auf die Gustav-Adolphs-Stiftungen); „Putz- und Modesucht", von Bertram (eine nöthige Beachtung in unsrer Zeit!); „Die Gefahren des Handwerks", von Fr. v. Schönholz (die Eingriffe des Communismus schildernd); „Burg Falkenstein" (mit der, von bisherigen Berichten ganz abweichenden Sage); „Lotterie", von F. W. Gubitz (wichtige Folgen vermittelnd); „Die Wartburg", von Fr. Paolo (wohl zu beherzigende Erinnerung!); „Die Wolken", von W. v. Waldbrühl (Andeutungen, was sich von den Wolken in Bezug auf Witterung schließen läßt), und als Anwendung: „Zur guten Stunde", von C. Rienitz; „Die Buchhändler-Börse" (zur Kenntniß des Buchhandels); „Die Schlacht bei St. Jakob 1444" (zur Jahrhunderts-Feier), von Fr. Paolo; „Was soll ich aus meinem Sohne machen?" (gewiß allen Familien eine willkommene Hinweisung!) ꝛc. — Wie bisher wird die Einwirkung dieses „Volks-Kalenders" eine gesegnete und erfreuliche sein!

Berlin, im Oktober 1843.

Vereins-Buchhandlung.

Bei **Heinrich Hunger** in Leipzig ist erschienen:

Geschichte der Astronomie vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bis zu Ende des Jahres 1842. Von Dr. G. A. Jahn. 2 Bände. 4 Thlr.

In meinem Verlage sind so eben erschienen:

Der alte Fritz. Ein deutsches Volksbuch. 8. brosch. Ladenpreis: 1 Thlr.

Der alte Dessauer. Ein deutsches Volksbuch. 8. brosch. Ladenpreis: 1 Thlr.

Gottfrieds v. Berlichingen ritterliche Thaten. 8. br. Ladenpr.: 1 Thlr.

Sylphen. Novellenkränze. Herausgegeben von Dr. Karl Riedel. 8. brosch. Ladenpreis: 1 Thlr.

Bilder aus der **Heimath** und **Fremde.** 8. brosch. Ladenpreis: 1 Thlr.

Der räthselhafte Fremde oder **der Scheintod.** Herausgegeb. von David Russa. gr. 8. brosch. Ladenpreis: 1½ Thlr.

Lebensbilder aus der Camera obscura des Auslandes. 8. brosch. Ladenpr.: 1 Thlr.

☞ Vorstehende 7 Romane werden zusammen für nur 4 Thlr. abgegeben; eine Auswahl von 4 Bänden für 3 Thlr.

Ludwig Schreck.

Leipzig, Druck von Friedrich Andrä.

Scenen aus dem deutschen Leben.

Vater, Sohn und Graf.

Von Josef Rank.

Herbstliche, sanft melancholische Ruhe liegt über dem schönsten Theile einer Gebirgsgegend der Westgrenze Oesterreichs; der lieblichste Tag des jüngsten Septembers vorüber bis zum Abendschein, dessen milde Beleuchtung zauberhaft übergießt die Berge, die Wälder und Dörfer. Auf der sanften Erhöhung eines Feldes, an einem Baume lehnend, sieht ein Vater seinem wandernden, denkenden, städtisch gekleideten Sohne zu, der, den geheimsten Bewegungen seiner Seele folgend, am nahen Waldrande hin- und hergeht. Allmälig wird allabendlicher Gesang der Knaben und Mädchen allgemeiner, die hinter ihren Heerden nach Hause ziehen; sonst nur wenig Lärm aus fernen und nahen Dörfern. Herbstlich, merkt man wohl, sind die Gemüther geworden. Frühling und Sommer thun rascher, lauter, bewegter.

Denkt unser Vater, von der Milde des Abends und eigenthümlicher Stimmung überkommen, und während dieser Gedanken immer am Baume lehnend — —

— . . . Das möcht' ich wissen; spaßhaft ist's! Was muß es sein? — Ich meine: kein Wölklein heut' am Himmel; — Sang von Knaben nur und Mädchen; — ruhig Alles sonst, daß Einem wohl wird, und geht die Sonne so schön nieder. Ueber'm Halmfeld fliegen, rauschen Vögelschaaren. Der Herbst rückt weiter und Laub fällt nieder. Der Mensch wird still, die Erde rastet aus vom Segen. Muß sagen, man wird stiller, traurig fast, doch Dank für Alles sei

dem Himmel! — Das ist's, was ich denken kann und sagen. Das aber möcht' ich wissen, was mein Sohn dort mag denken und träumen? Studirt so lange, selten, daß er lacht mehr, voll Ernst und Denken immer; — das möcht' ich wissen, was er mehr weiß als sein Vater? Ist's der Mühe werth? Woher so viele Dinge, die er lernt und kann? Und ist's der Zeit und Mühe werth, daß man's erlernt? — — was muß es sein?! Er muß doch auch sehen, was ich, und hören und fühlen, was ich. — Wird der Abendschein schöner, wenn ich darüber denk', und kann ich den Herbst zum Frühling machen? Was ist's, was er denkt? Wenn's gar viel wäre und wichtig, was man lernen kann und denken — wenn's gar viel wäre — dann mein' ich, ließ es Gott nicht zu, daß wir's vom Land nicht auch noch lernen müßten. Was? Nun ja. Das möcht' ich wissen...

So denkt unser Vater und bleibt am Baume lehnen.

Im ersten Hofe des nahen Dorfes beginnt eben ein Bursche zu singen; es ist die einzige Stimme eines Erwachsenen, die singend zu hören.

Weil jetzt die Straß' durch'n
Wald hinaus g'macht,
Hab' ich zum Mäderl so
Weit nicht bei Nacht.

Zirpt dort im Mauerl drin
Heimlich ein' Grill —
Wie hart ist das Ding, wenn Ein'n
's Mäderl nicht will u. s. f.

Ohne die Texte zum Gesang zu verstehen, hört unser Vater den Burschen doch singen und denkt sich im Stillen:

— . . . Mußte jener so viel sehen, denken, erfahren, und hat seine Freuden verloren. Er ist mein Sohn. Ist der Andere nie mit viel Denken geplagt gewesen zu Hause, und der ist voll heiterer Dinge. Auch er ist mein Sohn. Kommt's zum Guten, so viel zu denken, erfahren — warum seine Freuden verlieren? Führt's zum Ueblen, so wenig zu lernen — warum so viel unschuldige Freuden? Das möcht' ich wissen. Da hab' ich zwei Söhne nun und vergleich sie zusammen . . .

Denkt so und bleibt am Baume lehnen. Im Dorf hört er den Burschen singen:

Zwei schneeweiße Täublein,
Ein Maderl dazu,
Und zum Leben brav Geld:
Ist's a Freud' auf der Welt!

Am Waldsaum im Abendscheine sieht er den träumenden Sohn wandern; und indem er diesem länger mit betrachtendem Auge folgt, bemerkt er einen vornehmen Wagen, den zwei prachtvolle Schimmel unweit vom wandernden Sohne aus dem Walde ziehen. Im Wagen sitzt ein schwarzgekleideter Herr, rückwärts ein glänzender Jäger und vorne der Kutscher in Zinnoberroth und Hellblau. Es scheint, ob der Herr im Wagen, wie er den jungen, eleganten Wanderer sieht, befehle, daß der Wagen langsamer gehe. Die Schimmel halten gar plötzlich. Unser Vater sieht seinen Sohn in Gedanken gegen den Wagen hinschreiten.

— . . . Wird doch mein Sohn den Wagen bemerken, den Herrn im Wagen, unsern Grafen! Es ist der Graf! — Wird doch erschrecken ein wenig, oder so thun — und den Hut abnehmen? Er wandert ja geradezu gegen den Wagen! — Wird er doch das thun, den Hut abnehmen und erschrecken ein wenig, daß Se. Excellenz die Ehrfurcht merkt, auf die Se. Excellenz so viel hält! Wird doch mein Sohn so klug sein und das nicht unterlassen? Mir kommt ein Bangen, daß es sein könnt', daß er's nicht thut. Solch ein Herr, den wir so selten sehen, nach Jahren einmal, der so mild blickt und spricht auf seinen Unterthan, und wenn er's nur wüßte, all' seine Beamten entließ', die ihn und uns betrügen! . . .

Nicht weit vom Wagen, der sich mit seinem Prachtgespann und seiner glänzenden Ladung von Jäger und Kutscher im Abendscheine ganz überraschend ausnimmt, da fast märchenhaft in dieser Gegend solche Erscheinung, weicht unser junge Wanderer ohne Zeichen der leisesten Beachtung oder Ueberraschung auf einem Seitenweg ab und schreitet gegen das Dorf her.

— . . . Nein! — Nein! — Er thut's nicht, weicht aus und läßt den Wagen sein und halten; bricht plötzlich seine Wandrung ab und kommt da herüber! Geht wie zuvor, nicht sachter, nicht rascher! Thut, ob das Nichts wäre, der Wagen Nichts, die Pferde, der schimmernde Kutscher und Jäger Nichts, der Wagen Nichts und der Graf! Sieht nicht um und geht weiter! Warum keine Ehrfurcht im Herzen?

Warum sich wegkehren auf einmal und weggehn? — Soll mir's recht sein, oder soll ich mich schämen? Soll ich denken, er sah ihn nicht? Keine Ehrfurcht im Herzen? . . .

Indessen ist auf Befehl des Herrn im vornehmen Wagen der glänzende Jäger rasch abgestiegen.

— . . . Jessas! O Himmel! O Gott! ruft unser Vater, von den Dingen, die er sieht, immer lebendiger angeregt und immer zu heftigeren Worten getrieben. — O Himmel, da ist der blanke Jäger herunter und geht meinem Sohne nach! Mein Sohn schaut nicht um und geht weiter; geht weiter und laßt den Jäger laufen und rufen — und sieht nicht um! Ich muß vergehn vor Scham! Ich bin der Vater! Mich reißt's an allen Gliedern vor Scham und Verwirrung! — Ein Graf läßt halten und schickt seinen Jäger nach, und der Jäger muß laufen und rufen — und er sieht nicht um! — O schaut nicht hin mehr, alte, kindische Augen! Das hat mir alle Vaterfreude erschlagen, Vaterfreude und Hoffnung für'jetzt und immer! Mein Sohn ist nicht Priester, sonst möcht' ich sagen, er liebt nur den Himmel! — So muß ich aber in den Boden sinken vor Scham und Bestürzung! Muß der vornehme Jäger noch immer laufen und der vornehme Wagen halten, und nicht sachter, nicht rascher geht mein Sohn und schaut nicht um! — Seh' ich? Hör' ich? Geht das so vor, daß auch der Graf aus dem Wagen steigt und hinter dem Jäger herkommt? Ich muß meinen eigenen Sohn anfallen wie meinen Feind! Dort steht der Wagen, leer — und der Herr und Jäger hinter meinem Sohn her, der nicht sachter, nicht rascher geht und nicht umsieht. Wie kann ein Wohlgefallen kommen, eine Neigung, und wenn mein Sohn ihn einmal braucht, eine Verwendung? Das ist kein guter Anfang, keine Art, keine Ehrfurcht . . .

Singt dazwischen der Bursche im Dorf:

Ohne Liebschaft kein Leben,
Ohne Herz keine Lieb';
Ist uns beides gegeben,
Kommt zum Singen der Trieb.

— . . . O sing', sing'! — Zu Dir muß ich mich wenden. Sing'! Du bist fertig, von Dir weiß ich, was zu hoffen. Du lebst und singst — und das zusammen ist Dein Denken. Sing' und steig' nicht höher und fall' nicht tiefer, so bleibst Du geliebt von Allen,

verstanden, lebst froh auf ebenem Wege. Dies Sinnen und Denken im Anderen ist ohne Ehrfurcht! — Jetzt winkt Se. Excellenz den Jäger zurück und der Graf folgt meinem Sohn. Was macht mir der Sohn für Kummer, für Angst, für Scham! Geht nicht sachter, nicht rascher und sieht nicht um! . . .

Der wandernde Sohn ist näher gekommen. Er mag vierundzwanzig Jahre alt sein, in voller Blüthe die Gestalt und Wangen, mäßig lang sein dunkles Haar und in schöner, nicht erkünstelter Ordnung. Seelenvoll sind seine sanft melancholischen, braunen Augen, und dazu, die jugendlich männliche Erscheinung vollkommen anziehend zu machen, trägt nicht wenig der Ernst des Gedankens bei, der die jugendliche Frische auf die lieblichste Weise mildert.

— . . . Da kommst Du, da bist Du! ruft unser Vater, den der Anblick des nachfolgenden Grafen in's Tiefste verwirrt. — Da bist Du und machst mir den Kummer, mein Sohn! Ich komme von Sinnen, Dein Vater! — Du hast keine Ehrfurcht im Herzen! Läugne nicht! Sag's — Du hast Alles bemerkt und gesehen! — Das hab' ich nicht gemeint, daß ich spare und Dich frei werden lasse, was Du willst — daß Du ohne Ehrfurcht im Herzen das nicht mehr achtest und grüßest. Jetzt hilf Dir! Rede für Dich! Se. Excellenz kommt nach! Hast so viele Jahre dahingethan, gelernt, studirt — und machst mir die Schande! Ich komme von Sinnen vor Scham, Dein Vater. Ich muß in den Boden sinken, gleich da! Wollt' ich reden für Dich, so weiß ich nicht was, und kann nicht reden. Bist Du was? Bist Du Nichts? Keine Ehrfurcht im Herzen? — Da ist Se. Excellenz! Mir war's nicht Recht — ich hab's getadelt! . . .

Lächelnd winkt unser junge Wanderer dem Vater, daß er ruhig sei, geht dem Grafen mit leichtem Anstand entgegen, der wohl zeigt, wie der Titel hier Nichts bedeute.

— Fliehen Sie nur! Fliehen Sie nur! Sie entgehen mir doch nicht. Wie, alle Wetter! find' ich Sie so unvermuthet auf meinen Besitzungen, bester Freund! Das ist ja eine Ehre, von der ich nie geträumt hätte, und die ich mir darum so angelegentlicher muß zu Nutzen machen. Wo sind Sie denn? Wo wohnen Sie? Wissen Sie, daß ich Lust habe, Sie, wie ich Sie da treffe, auf ein, zwei, drei Tage zu entführen? Wollen Sie? Sehen Sie meinen Wagen

bereit, dem Sie vorhin so unachtsam in Gedanken ausgewichen sind. Wollen Sie zu meiner Entführung Ihre Stimme geben?

— Zur Hälfte, Herr Graf. Ich stimme dafür, daß Sie mich eine gute Strecke durch die schöne Landschaft entführen, und Sie lassen dafür Ihren Wunsch auf das Weitere verzichten.

— So kommen Sie, daß ich die frohe halbe Stunde gleich zu genießen beginne.

Mehrere Dorfbewohner haben von verschiedenen Seiten diesem wunderbaren, in der Gegend nie erlebten Ereignisse zugesehen, daß ein gräflicher Wagen, mit zwei Prachtschimmeln, mit Kutscher und Jäger in glänzender Livrée, angehalten habe, daß dann der Jäger und darauf der Graf selbst abgestiegen und unserem jungen Wanderer nachgegangen sei. Man rief sich zu, dahin zu sehen, das anzuschauen, das Wunder zu betrachten. Größere und kleinere Gruppen Zuschauer stehen jetzt vor den Häusern und auf kleinen Anhöhen, wo sie zusammengelaufen sind, um den Schauplatz zu sehen, wo der Graf, den jüngst aus Wien heimgekehrten Sohn ihres Nachbars am Arm, dem Wagen zuschreitet.

Laut ruft man seine Verwunderung durcheinander.

— Schaut hin! Schaut hin! Was ist denn nur das? Schaut hin!

— Du lieblicher, gütiger Himmel!

— O Jesu, betrachtet nur das!

— Steigt der Graf selbst ab und geht ihm entgegen und nimmt ihn am Arm.

— Nimmt ihn am Arm, o Jesu — und fahren nun beide im Wagen davon!

— O lieblicher Gott!

— Was muß es nur sein, daß unser Graf das thut! Daß er ihn in seinen eigenen Wagen nimmt und mit ihm fortfahrt?

— Hat der Vater ein Glück mit seinem Sohn!

— Hat der Sohn ein Glück!

Unser Vater kommt lange nicht zur Sprache. Es laufen die Leute um ihn zusammen und bestürmen ihn mit Fragen, die er nicht beantwortet oder nicht hört. Ohne es selbst zu wissen, hat er den Hut feurig gegen das rechte Ohr gerückt und lehnt mit der Schulter am Baum, leidenschaftlich vorgebeugt, und schaut dem gräflichen Wagen nach mit den zwei Prachtschimmeln, mit Kutscher und Jäger

und mit seinem Sohn und dem Grafen. Es kommt auch die Mutter, es kommt auch der Bursche, den unser Vater zuvor singen gehört.

— O Jesu, Du mein Gott! Ist mein Sohn mit dem Grafen im Wagen? ruft die Mutter.

— Ist es denn wahr? Mein Bruder beim Grafen im Wagen? ruft der Bursche.

Aber der Vater ist betäubt, er kann das Wunder nicht fassen, kann noch nicht reden, lehnt mit der Schulter am Baum und sieht nach, den Hut feurig über dem Ohr.

Dämmerung sinkt allmälig über die Landschaft. Man kehrt lärmend, fragend, unter Ausrufungen zurück. — In der Stube erst geht der Vater rasch auf und nieder.

— Mutter, Kinder, Leuteln, wie ihr da seid, laßt mich! Laßt mich! 's ist anders! Mir war nicht so! Nun versteh' ich, was man sein kann, was man werden kann, wie weit man's bringt, wenn man das Rechte wird. Pfarrer, Richter, kein Mensch hätt' mir bewiesen, was mein Sohn ist und kann. Versteht einen Vater. Es könnte mir geschehen jetzt, daß ich mich selbst nicht mehr kenne. Laßt, laßt eine Weile. Wenn ich anfange, so auf- und abzugehn, so hitzig wie jetzt, wenn ich tromml' an den Fenstern, hinausstürm' in den Garten und wieder zurück, und dabei rede Kluges und Alles — so versteht einen Vater. Was thut nicht ein Vater um einen solchen Sohn? Wer hat einen solchen? Wer hat einen? Wer? . . .

So wirkt eine blinde Ehrfurcht vor dem Grafen auf die Gemüther. Nach diesem Vorfalle wär' jeder Stand, jede Beschäftigung, die sein Sohn gewählt hätte, unserm Vater willkommen und heilig. Die Auszeichnung, welche seinem Sohne von Seite des Grafen zu Theil wird, macht sein Vertrauen, seine Hoffnungen, seine Vaterfreude unsäglich. Und wirklich, wenn man den Vorfall erwägt und die Ansichten, die Gesinnungen, die Lebensweise des Grafen, seine bis zur feinsten Raffinerie gesteigerte Sorgfalt für seine angeborenen Titel und Würden, darin er so weit geht, daß er es den Beamten seiner Besitzungen zur hohen Bedingung macht, die Unverletzlichkeit seines gräflichen Ansehens dem Volk in die tiefste Seele zu pflanzen: so muß ein außerordentlicher Grund diese Auszeichnung herbeigeführt

haben, die er dem Sohne eines Unterthans vor den Augen des Volkes zu Theil werden läßt.

Dieser Sohn aus dem Volke muß entweder etwas Außerordentliches sein, oder er muß auf die wunderbarste Weise in ein näheres Verhältniß zu dem Grafen gerathen sein.

Das Außerordentliche wäre: ein großer Dichter, Maler, Bildhauer oder Schauspieler; aber der Himmel bewahre Se. Excellenz vor einem großen Dichter; aber bewahre ihn auch vor Malern, Bildhauern, Schauspielern, denn er steht auf einem bedeutenden Staatsposten — und da weiß man schon —

Das Außerordentliche ferner wäre: daß der junge Sohn aus dem Volke einen bedeutenderen Staatsposten bekleide als Se. Excellenz, die doch gut in den Vierzigern — aber, du gütiger Himmel! an diesem Gedanken ist das Außerordentliche so außerordentlich, daß es unmöglich so kommen kann. Auch da weiß man schon —

Oder das Außerordentliche wäre gar: dieser Sohn aus dem Volke sei ein Virtuos, oder Componist, oder Sänger, bedeutend durch die Mode im Schwung — und der jungen musikalischen Frau Gräfin vorzüglicher Günstling. Das wäre möglich. Diese gangbarste Modefirma öffnet alle Zugänge. Man weiß es.

Wie dem aber sei, wollen wir die Begebenheit weiter verfolgen.

Der gräfliche Wagen hat indessen unseren glücklichen Dorfsohn eine gute Strecke entführt und beide Freunde haben viel und lebhaft über verschiedene Dinge gesprochen.

Se. Excellenz stellt eben die eitle Frage, ob sich denn sein junger Begleiter seit seinem Aufenthalte schon umgesehen, und wie er die Besitzung finde, und so weiter.

Diese Frage zu beantworten, scheint der Gefragte ein wenig nachdenken zu müssen. Er erwiedert erst nach einer längeren Pause:

— Ich lebe nicht gerne ohne Bekanntschaft mit meinen Umgebungen. Diese kennen zu lernen, lasse ich mir lieber eine Weile sogar den Vorwurf von Zudringlichkeit machen, halte mich dann an's Gute und ziehe mich vom Schlechten zurück. Ja. Schöne, einträgliche Gegend, viel Wald, fleißige Menschen.

— Nicht wahr?

— Ja. — Doch wird der Boden mehr benutzt, wie ich glaube, als die Menschen.

— Wie so?

— Ich meine, pflegen Sie diese Besitzungen jährlich zu besuchen?

— Das nicht; aber alle zwei, drei Jahre einmal.

— So. — Also nach zwei, drei Jahren in der Regel einmal? Und dann wohl auf kurze Zeit immer?

— Wie soll ich's ändern? Meine Gattin will mir nie folgen, sie will Wien und dessen Umgebungen nicht verlassen, sie langweilt sich hier; da findet sie ihre Musik und ihre Vergnügungen nicht, und indem sie hier alle Launen aus Langeweile befallen, bin ich selbst ihretwegen stets in Unruhe und Sorgen. Gibt's da ein Mittel, lange zu bleiben, wenn mich die unzufriedene Gattin begleitet? Und gibt's ein Mittel, lange da zu bleiben, wenn ich diese vermisse? Mein Besuch kann auch deshalb schon nicht dauerhaft sein, weil ich meinem hohen Posten in Wien nicht lange entbehrlich bin.

— Das sind allerdings wichtige Gründe. Ja. Der Boden, wie gesagt, ist trefflich benutzt. Ihre Unterthanen, das habe ich auch im ersten Augenblicke gemerkt, besitzen fast alle musikalisches Talent, arbeiten fleißig und sind nicht ohne Humor, wenn sie Zeit gewinnen. Und vieles Andere, was ich gleich bemerkt habe.

— Ich glaube, das Volk arbeitet besser. Im Uebrigen mag es seine Eigenheiten haben. — Was sagen Sie zu den Prachtwäldern? Zur Lage meines Schlosses, dessen Styl Sie wohl überrascht haben mag?

— Da muß ich nur gleich bei aller Vorliebe für Landschaft, Oekonomie und Baukunst gestehen, daß mir der Mensch einer Gegend das Interessanteste ist, was mir da vorgeführt werden kann.

— Volk ist Volk und überall gleich. Am besten, wenn es fleißig arbeitet und sich um Nichts weiter kümmert.

— Dieser Ansicht kann ich nicht sein und muß sagen, daß um die kerngesunde Natur Schade ist, welche ein Talent aus dem Volke bei sorgfältiger, wahrhaft erhebender Bildung mitbringen müßte, die Höhe der Zeit zu ersteigen und in voller Körper- und Geistesgesundheit ureigenthümlich zu blühen. Sollten nicht einzelne Talente für Kunst oder Wissenschaft auf Ihren Besitzungen zu finden sein, die es bei einiger Verwendung zu mehr als Gewöhnlichem brächten? Wie? Und sind Sie nicht auch der Meinung, daß in einem Lande, wo der Adel so viele Güter und Menschen besitzt, die Talente mit außer-

ordentlicher Leichtigkeit entdeckt und befördert werden könnten, wollte man sie nur mit halb jenem Eifer einem höhern Ziele zuführen, mit dem man die prächtigsten Gestalten dem Waffendienst zuführt. Wir sind hier im Freien, das heißt unbehorcht. Warum werden Sie dieser unschuldigen Worte halber verlegen? Sie können mir glauben, daß mir, als ich nach Oesterreich kam, Nichts so weibisch, so unangenehm war, als eines Wortes halber oft den ansehnlichsten Mann plötzlich in Aengsten zu sehen. Ich habe gefunden, man hat das nicht nöthig. Man sieht Gespenster am hellen Tage und fürchtet zumeist seinen eigenen Schatten. Aber Sie verzeihen, daß ich ungewöhnlich rede, weil es sich um einen ungewöhnlichen Gegenstand handelt. Wirklich sollten Ihre Unterthanen an Talenten wenig Erfreuliches bieten?

— Fleißige Hände, unglückliche Köpfe.

— Das will Etwas sagen —

— Bei Ihnen im Auslande mag es anders sein.

— Ich kann das nicht finden. Es ist nicht schön, daß Sie die Fähigkeiten Ihres Vaterlandes so rasch und gleichgiltig aufgeben.

— Nichts ist leicht aufzugeben. Ich meine, auf meinen Besitzungen hat sich noch kein einziges Volkstalent gezeigt.

— Dann begreife ich die unglücklichen Köpfe, die sich einem Auge offenbaren sollen, das keine Blicke für sie hat. Wäre ich Ihr Unterthan, auf solche Aeußerungen müßten Sie sich mit mir schlagen.

— Sie draußen sind wunderliche Leute.

— Dieser Aeußerung halber?

— Sie ist ganz im Geschmack ewig wirbelnder Köpfe.

— Aber es war nicht die Aeußerung eines Ausländers; das hat ein Oesterreicher gesagt.

— Wie kommen Sie mir vor?

— Lassen Sie halten; es ist Zeit, daß ich absteige und zurückgehe. Meine Eltern warten auf mich.

Se. Excellenz sitzt unbeweglich im Wagen, die letzten Worte haben ihn in einen höchst ergötzlichen Zustand nobler Erstarrung versetzt.

— Lassen Sie weiter fahren, Herr Graf; ich möchte nicht länger Ihrer Verlegenheit zusehen. Leben Sie wohl. Ich bin Ihr Unterthan. Als ich in Wien sang und componirte und überhaupt in

den Augen Ihrer sonst trefflichen Gemahlin ein Held und Ausländer war, wurde ich unwillkürlich zum Günstling. Als ich das Mißverständniß erkannte, verschmähte ich es, ihm ferner Ihre Gunst zu verdanken und zog mich zurück. Als Unterthan hätte ich nie Ihre Schwelle überschritten, sowohl die Benennung meiner Kunst als meiner Abkunft hätte mir augenblicklich Ihre Gunst entzogen. Das Eine ist Ihnen zu hoch, das Andere zu niedrig. Den Ausländer *umarmten* Sie, der Sohn des Vaterlandes, der Sohn eines fleißigen Unterthans steht Ihnen ferner als der Kamtschadale. — Lassen Sie zufahren, gnädiger Herr, und wenn Sie von den „unglücklichen Köpfen" Ihrer Unterthanen sprechen, so sagen Sie wenigstens: sie müssen erst Ausländer werden, damit man sie goutire! . . .

Chateaubriand.

Eine biographische Skizze.

Die Ereignisse der letzten Tage lenkten die Augen Europas wieder auf eine Größe, deren Ruhm bei dem Publicum der Jetztzeit fast vergessen zu sein scheint. Wir halten es für zeitgemäß, dem ersten Dichter des alten Frankreichs durch die nachfolgende Biographie die Schuld der Erinnerung abzutragen.

Ein und dasselbe Jahr sah Napoleon und Chateaubriand geboren werden.

In Paris sieht man oft auf dem Quai Voltaire einen kleinen Mann, welcher langsam und in sich versunken durch die Menge schreitet. Sein Gesicht ist lang, etwas hager und bleich; die Züge stark ausgesprochen, unter den dichten Augenbrauen glänzt ein Auge von eigenthümlicher Schöne, in dessen Blick sich Sanftmuth, Melancholie und Kraft vermählen; die Jupiterstirn ist mit dichtem weißem Haar gekrönt und das Haupt gedankenschwer gegen die Schulter geneigt. Gekleidet ist der Greis mit einer ganz jugendlichen Eleganz: er trägt einen schwarzen Ueberrock, eine untadelhafte Cravate, Stege, Handschuhe und einen Spazierstock von Ebenholz. Es ist Chateaubriand, der vor wenigen Tagen erst aus London zurückgekehrte Dichterfreund des Herzogs von Bordeaux.

Franz August von Chateaubriand, einer der ältesten Familien der Bretagne entsprossen, wurde 1769 zu St. Malo geboren. Die ersten Jahre seines Lebens brachte er in dem Schlosse Combourg zu, dem Sitz seiner Familie, dessen altersgraue, düstere Mauern von alten Eichen und dichtem Gebüsch umgeben waren. Von der Höhe des Thurms, wo das Kind schlief, hörte es aus der Ferne die Bran-

dung des Meeres rauschen und schon erfreute sich sein Auge an dem blinkenden Licht der Sterne, sein Ohr an dem Brausen des Windes und dem klagenden Schrei der Strandvögel, und seine Seele wuchs an den öden Schauern der bretagnischen Natur heran. Das Leben in seiner Familie bot dem Gemüthe des Kindes wenig Erquickliches. Sein Vater, streng und stolz, glich einem jener Ritter des Mittelalters, deren eisernem Körper und deren Seele von Eis jede sanftere Bewegung des Gemüths unbekannt ist.

Ein solches Leben, im Schooß einer wilden Natur begonnen, den Freuden des Herzens entfremdet und auf sich selbst zurückgewiesen, drückte der Seele Chateaubriand's sehr früh das Gepräge in sich selbst zurückgezogener, schwärmerischer Melancholie auf, welches sein ganzes Leben hindurch in ihm vorherrschte. Er war Dichter, als er noch Kind war. Eine junge Schwester, welche er liebte und deren zarte und reine Seele den ganzen Reichthum der seinigen fühlte, goß über sein einförmiges, freudloses Dasein die süßen Schmerzen der Melancholie und die zarten Freuden schwesterlicher Liebe.

Als der jüngste Sohn der Familie dem Priesterstande bestimmt, widmete sich der junge Chateaubriand ernsten und eifrigen Studien. Er begann sie in dem Collegium von Dole und beendigte sie in Rennes, wo Moreau sein Mitschüler war. Mit seinem zwanzigsten Jahre sollte er ein Leben heimlicher Schmerzen, namenloser Sehnsucht und zielloser Gemüthsbewegungen beginnen. Der Gedanke an die Fesseln des geistlichen Standes flößte ihm Schrecken ein; einmal war er auf dem Punkt, mit eigener Hand sein Leben zu endigen; einige Tage später kam er in Paris an, ein Patent als Souslieutenant des Regiments Navarre in der Tasche. Der junge Offizier wurde bei Hofe vorgestellt, hatte die Ehre, in einem der königlichen Wagen zu fahren, hatte bei den Levers und königlichen Jagden Zutritt, was ihn aber Alles nur wenig interessirte.

Ein anderer kleiner Hof war in Paris, nach dem er sich mit lebhafterem Verlangen sehnte. Der Zutritt dort war der Gewöhnlichkeit versagt und der Geist hatte dort Bürgerrecht. Dort thronten die letzten Schüler der Encyclopädisten, Delille, Champfort, Parny u. s. w. Die schwachen Nachfolger Voltaire's schmiedeten Madrigale, als schon die Hurrahs bei dem Schwur im Ballhause und der Einnahme der Bastille ertönten, als schon die gewaltige Stimme

Mirabeau's wie die Posaune des Erzengels am jüngsten Tage donnerte.

Bald wurden die Ereignisse ernster und der Thron begann in seinen Grundvesten zu wanken. Der revolutionaire Bach wurde zum gewaltigen Strom; der Adel, anstatt sich ihm zu überlassen oder sich kühn seinem Anwogen entgegenzustemmen, entfloh vor ihm und sah Frankreich nur nach dem gänzlichen Umsturz seiner alten Welt wieder. Nach Ruhm und Gefahren dürstend, aber außer Stand gesetzt, sie in Frankreich aufzusuchen, wenn er nicht den Spinnrocken, welchen die Helden von Coblenz vertheilten, annehmen wollte, auf der anderen Seite die Desertion in Masse nicht billigend, deren Ziel und Prinzip weder seinem Herzen noch seinem Verstande genügte, entschloß sich Chateaubriand, eine gefahrvolle Sendung zu übernehmen. In seinem zwanzigsten Jahre faßte er den Entschluß, den nordwestlichen Weg nach Indien aufzusuchen. Er war bereit, um mit seinen eigenen Worten zu reden, geraden Wegs nach dem Pol zu gelangen, wie man von Paris nach St. Cloud geht.

Zwei Monate später (im Frühjahr 1791) hatte sich der kühne Reisende in St. Malo eingeschifft, war in Philadelphia angekommen und klopfte an die kleine Pforte des bescheidenen Häuschens, in welchem der amerikanische Cincinnatus, Washington, wohnte. Keine Garden umgaben den Präsidenten der Vereinigten Staaten, nicht einmal eine Schaar von Dienern. Eine Dienerin öffnete ihm und führte ihn in das Zimmer, wo sich der Ruhm der Gegenwart und der Zukunft gegenüberstanden.

Chateaubriand legte dem Präsidenten seinen Plan vor. Dieser hörte ihn an, erstaunte und sprach von den Schwierigkeiten des Unternehmens. Der junge Reisende antwortete ihm lebhaft: Ist es nicht leichter, die nördliche Durchfahrt zu entdecken, als ein Volk zu erschaffen, was Sie gethan haben? — Schon gut, schon gut, junger Mann! sagte Washington und gab ihm die Hand.

Wenige Tage später war Chateaubriand mitten in den amerikanischen Einöden. Sein erstes Abenteuer unter den Wilden Amerikas ist bizarr genug. Man muß sein Zusammentreffen mit Monsieur Violet, seinem Landsmann, ehemaligem Küchenjungen des Generals Rochambeau und dann Tanzmeister der wilden Herren und Damen, von ihm selbst geschildert lesen. Der kleine Franzose im apfelgrünen

Frack, gepudert und frisirt, lehrte die Kunst der Terpsychore einem Irokesenstamm, der ihn dafür mit Biberfellen und Bärenschinken bezahlte. „Er rühmte", erzählt Chateaubriand, „die Gewandtheit seiner Schüler sehr; und ich muß wirklich gestehen, nie solche Gambaden gesehen zu haben."

Bald trat der Reisende vor dem Dichter zurück, und die nordwestliche Durchfahrt schien vergessen zu sein. Chateaubriand wandert von Wald zu Wald, von Volksstamm zu Volksstamm, bewundert mit künstlerischem Auge die Effecte des Sonnen- und Mondlichts, lauscht der Harmonie der Winde und Wässer in den Tiefen der Wälder, wagt sein Leben, um den Niagara in der Nähe bewundern zu können, durchschifft die großen Seen, reis't den Ohio hinauf, untersucht die gigantischen Ruinen, welche seine Ufer bedecken, begeistert sich an dieser jungfräulichen Natur, diesen urweltlichen Sitten, an dem poetischen, nomadischen Leben, und rastet endlich in dem Lande der Natchez, um René und Atala zu schreiben.

Eines Tages, als er sich den europäischen Niederlassungen mehr genähert hatte, beanspruchte er die Gastfreundschaft eines Farmers. Hier fiel ihm eine alte englische Zeitung in die Hände. Bei dem Schein des wärmenden Feuers las er darin von der Flucht Ludwig XVI., von seiner Verhaftung in Varennes und von dem Zunehmen der Emigration. Der ganze Adel vereinigte sich unter den Fahnen der französischen Prinzen. Der bretagnische Edelmann folgte der mahnenden Stimme der Ehre. Er verließ die geliebte Einsamkeit, fuhr abermals über das Weltmeer und eilte zu der Condéschen Armee. Man gab ihm zu verstehen, daß er sehr spät komme; umsonst wandte er ein, daß er geraden Weges vom Niagara komme. „Ich stand auf dem Punkte", sagte er, „mich zu schlagen, um die Ehre haben zu dürfen, ein Tornister zu tragen." Endlich ward er in der Adelsgarde aufgenommen und er machte den Feldzug von 1792 mit einer alten Flinte und dem Tornister auf dem Rücken mit. In dem Tornister war Atala; und zwar zu seinem Glück, denn das zarte Kind seiner Muse hielt eine Kugel auf, welche für seinen Vater bestimmt war. Bei der Belagerung von Thionville am Schenkel verwundet, zugleich mit einer gefährlichen ansteckenden Krankheit und den Pocken behaftet, ließ man ihn für todt in einem Graben liegen. Einige Leute des Fürsten von Ligne warfen ihn auf einen Packwagen;

sterbend brachte man ihn nach Ostende und legte ihn in ein kleines Boot, welches nach Jersey unter Segel ging. In Guernsey, als der Unglückliche dem Sterben nahe war, brachte man ihn an's Land. Hier an eine Mauer gelegt, das Gesicht gegen die Sonne gewendet, mit Beulen bedeckt und von Allen verlassen, verdankte Chateaubriand sein Leben der Barmherzigkeit einer armen Fischerin, welche ihn in ihre Hütte bringen ließ und in seiner Krankheit pflegte.

Im Frühling 1793 reiste Chateaubriand nach London, um ein Leben voll Elend und Armuth dort zuzubringen. In einem Winkel einer Vorstadt, ohne Freunde und ohne Mittel, hinsiechend, fast sterbend, mußte er mit erschöpfenden und geisttödtenden Arbeiten sein Leben fristen. Er übersetzte für Buchhändler, gab Unterricht in der französischen Sprache, und erholte sich Abends von der ermüdenden Einförmigkeit seiner verkauften Tagesstunden an einer Arbeit, deren Entwurf schon von der Kraft eines so jugendlichen und im Kampf mit so drückendem Unglück beschäftigten Geistes zeigt. Dies Werk war sein Versuch über die Revolutionen, welcher ihm zwei Jahre der Studien kostete, und 1796 in London erschien. Der Zweck dieses Buches, welches damals in Frankreich gar nicht beachtet wurde, ist, zu zeigen, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe, und daß man in allen ältern und neuern Revolutionen die Personen und Grundzüge der französischen wiederfinde. Zahlreiche, oft gezwungene, zuweilen richtige, aber immer geistreiche und von tiefen Studien zeigende Parallelen charakterisiren dies Werk. Es athmet Bitterkeit, Menschenhaß, Skeptizismus und selbst Unglauben; der Jüngling hatte noch nicht jenen Glauben, welcher die Last des Unglücks erleichtert. Wir wollen ihn selbst erzählen lassen, wie der Philosoph zum Christen wurde, und wie er den „Geist des Christenthums" als Sühne für den Versuch schrieb.

„Meine Mutter, in ihrem 72. Jahre in's Gefängniß geworfen, starb in Armuth und Elend. Der Gedanke an meine Verirrungen verbitterte ihre letzten Stunden; und sterbend beschwor sie eine meiner Schwestern, mich zu dem Glauben wieder zurückzuführen, in dem ich erzogen worden. Als ich diesen Brief bekam, war auch meine Schwester nicht mehr; sie war an den Folgen ihrer Einkerkerung gestorben. Diese zwei Stimmen aus dem Grabe, diese Leichen, die mir den Tod erklärten, haben mich bekehrt. Ich wurde Christ. Es ist

wahr, ich bin nicht durch übernatürliche Erleuchtung bekehrt worden, meine Bekehrung kam aus dem Herzen; ich habe geweint und geglaubt.“

Bald eröffnete Napoleon wieder den Emigrirten die Pforte des Vaterlandes und auch Chateaubriand verließ jetzt London. Die Stadt, wo er sein Leben der Armuth und der Noth abgekämpft hatte, sollte ihn erst zwanzig Jahre später, mit Ruhm und Ehren bedeckt, wiedersehen. Ponsonbyhouse, an dessen Thür sich vielleicht der arme und freundlose Verbannte sterbend gelehnt hatte, hallte dann von dem Geräusch der Feste wieder, welche der berühmte Gesandte seiner allerchristlichsten Majestät der Elite der englischen Aristokratie gab.

Im Jahre **1800** nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt Chateaubriand gemeinschaftlich mit **de Fontanes** das Privilegium zur Herausgabe des Journals „**Mercure**“. Damals entschloß er sich auch, um die Empfänglichkeit des Publicums zu sondiren, von der größeren Arbeit, der Frucht seiner Verbannung, die Episode Atala zu veröffentlichen. Diese köstliche Blume der Wüste, dieses reizende Kind der Einsamkeit entzückte das alternde Europa; wie eine neue Sprache entzückten diese reinen und vollen Töne die ereignißmüde Welt. Atala hatte einen ungeheuern Erfolg. Nach der Morgenröthe kommt der Sonnenaufgang, nach Atala der Geist des Christenthums.

Dies Werk erschien zur geeignetsten Zeit. Lange von dem Sturme der Revolution aufgeregt, fühlte die Gesellschaft eben erst die Segnungen der Ordnung, die sich, geschützt von einer mächtigen Hand, wieder herstellte. Aber die Geister, vom Zweifel erschöpft, vom Atheismus zerrissen, schwankten unentschieden hin und her und suchten einen Leitstern, einen Hafen; der Geist des Christenthums war ihnen Beides. Man dürstete nach der Poesie des Glaubens und der Liebe, und dies Buch brachte sie. Den Geist des Christenthums zu analysiren, ist hier nicht der Ort. Was bleibt auch von René zu sagen übrig, diesem Bruder Werthers und Jacopo Ortis, des schönsten der Kinder eines ernsten und schwärmenden Jahrhunderts?

Bald führte eine natürliche Anziehungskraft den Wiederhersteller der öffentlichen Ordnung mit dem neuen Amphion zusammen, welcher mit seiner Leier das vernichtete Gebäude der Religion und Sittlichkeit wieder aufzubauen begann. Chateaubriand hatte sein Werk dem ersten Consul gewidmet und dieser zeichnete den christlichen

Dichter mit feinem Takte dadurch aus, daß er ihn als ersten Gesandschaftssecretair nach Rom schickte. In der Hauptstadt der katholischen Welt war der Verfasser des Geistes des Christenthums ganz an seinem Platze.

Inmitten der Ruinen der ewigen Stadt, unter den Hallen des Coliseums, auf den Marmorblöcken des Circus ruhend, die vielleicht von dem Blut der ersten Christen befleckt waren, faßte Chateaubriand den Gedanken zu seinem Hauptwerk: Die Märtyrer.

Von da an erfüllte ihn eine lebhafte Sehnsucht nach Griechenland, der Wiege des heidnischen, und nach Palästina, der Wiege des christlichen Roms, der doppelten Schaubühne, auf der sein großes Epos spielen sollte.

Einige Zeit darauf kehrte Chateaubriand nach Paris zurück und wurde zum bevollmächtigten Minister in Wallis ernannt. Es war am Vorabend jenes Tages, wo der letzte der Condé's in dem Graben von Vincennes, „ein paar Schritte von der Eiche, unter der Ludwig der Heilige Gericht gehalten hatte“*), erschossen wurde. An demselben Abend, als Alle vor Entsetzen verstummten, reichte Chateaubriand seine Entlassung ein. Diese Protestation, um so auffallender, da sie die einzige war, verletzte Bonaparte auf das tiefste. Doch der erste Consul, mag er nun selbst den Tod des unglücklichen Opfers bedauert haben (denn noch hat die Geschichte den Schleier von den Ereignissen in Vincennes nicht ganz gelüftet) oder mag er die Würde dieses alleinstehenden Tadels gefühlt haben, rächte sich nicht. Er versuchte sogar, jedoch vergeblich, den Grollenden zu versöhnen, indem er ihn später als Nachfolger Chénier's zum Mitglied des Instituts ernannte. Die Geschichte der Antrittsrede des neuen Mitgliedes ist bekannt genug. Diese Rede, eine lebendige und beredte Widerlegung von Chénier's politischen Principien und der Rechtfertigung des Königsmordes, gehalten zu einer Zeit, wo abermals königliches Blut vergossen worden war, wo die Richter Ludwig's XVI. die höchsten Staatswürden bekleideten, trennte Napoleon und Chateaubriand für immer.

Vor diesem letzten Ereigniß, welches 1811 stattfand, und bald die Unterdrückung des Mercure zur Folge hatte, hatte der Dichter den Entschluß gefaßt, seinen langgehegten Plan einer Pilgerfahrt nach

*) Chateaubriand's eigene Worte.

Palästina auszuführen. Diese Reise durch das gelobte Land hat die Poesie mit den schönsten Blüthen der französischen Muse bereichert; Chateaubriand's Rückkehr nach Frankreich, die ihn durch Spanien führte, gab seinem „letzten Abencerage" das Leben.

Den 5. Mai 1807., nach zehnmonatlicher Dichterfahrt, kam Chateaubriand wieder in Frankreich an und zog sich in seine reizende Einsiedelei dem Vallée aux Loups bei Aulnay zurück. Hier sammelte er seine Erinnerungen und schrieb das Itineraire, so merkwürdig als historisches wie als philosophisches Werk, und legte endlich den ganzen Reichthum von Anschauungen und Gedanken, die er auf seiner Reise gesammelt, in den Märtyrern nieder.

Wir erlauben uns einige wenige Worte über das Gedicht, indem wir es mit Fenelon's berühmtem Werk zusammenstellen. In dem letztern sind Calypso und ihre Nymphen leichtfertige Damen am Hofe Ludwig's XIV. — Die Insel der Götter ist ein Garten von Versailles — Telemaque ein Herzog von Burgund — Mentor ein Erzbischof von Cambray.

In dem Gedicht Chateaubriands dagegen sind die geschilderten Gegenden localgetreu, die Gedanken und Gefühle vollkommen zeitgemäß. Es ist mehr als ein schönes Gedicht, es ist eine erhabene Nachschöpfung der Geschichte. Es ist, als ob die Macht eines Zauberers uns die letzten römischen Kaiser, die Häuptlinge der halbwilden deutschen Völker, die gallischen Druidinnen, die schönen Jungfrauen Messeniens, die griechischen Sophisten, die heidnischen Priester und die begeisterten Bekenner des neuen Glaubens, lebendig vorüberführte. Victor Hugo fand, daß eine gothische Kirche ein erhabenes Buch sei; Göthe nennt die Architectur versteinerte Musik; die Märtyrer kann man ein Denkmal des Alterthums nennen, wie Pompeji und Herculanum in seiner ganzen Frische aus der Tiefe der Vergangenheit herausgegraben.

Während der Dichter sich den Schöpfungen seiner Phantasie ganz hingab, eilte die Geschichte mit Riesenschritten vorwärts. Die Ereignisse von 1814 drohten Frankreich von Neuem in Verwirrung zu stürzen. Chateaubriand trat aus seiner Zurückgezogenheit hervor und mischte sich in den Parteienkampf.

Wir verlassen jetzt den Dichter und haben es mit dem Staats-

mann Chateaubriand zu thun. Die Werke der Dichtkunst unterliegen dem Urtheil des Geschmackes und Gefühls, die Ideen des Politikers werden von dem Verstande gerichtet. Wir haben die ersten bewundert, und werden über die letztern unser Urtheil kalt und unparteiisch abgeben.

Chateaubriand's erste That auf dem politischen Kampfplatz war die berühmte Brochüre „Bonaparte und die Bourbons," Ludwig XVIII. sagte von diesem Buche daß es für ihn den Werth einer Armee habe; wir haben es gelesen, ehe wir diese Zeilen niederschrieben, und können nur beklagen, daß eine große Seele nur einen Augenblick so weit sich herablassen konnte, seine Beredsamkeit dem Haß und der Verleumdung zu weihen. Auf jeder Seite ist der Wahrheit Gewalt angethan, sind die Personen und Ereignisse entstellt; es ist das heftigste Libell, das es gibt, eine Ausschweifung des Genies.

Während der hundert Tage befand sich Chateaubriand bei Ludwig XVIII. in Gent, als dessen Staatsminister. Dort schrieb er seinen Bericht an den König über den Zustand Frankreichs, der zu poetisch ist, um wahr zu sein.

Nach der Schlacht von Waterloo behielt Chateaubriand seinen Titel, weigerte sich aber, zugleich mit Fouché im Ministerrath zu sitzen. Von diesem Zeitpunkt an beginnt seine politische Laufbahn als Mitglied der Pairskammer und vor Allem als Publizist.

Um die eigenthümliche Lage des Dichters der Märtyrer ganz zu begreifen, muß man sich in die Zeit der Aufregung und des Parteienkampfes, welche den hundert Tagen folgte, versetzen. Drei Parteien kämpften um ihr Bestehen. Die Ultraroyalisten wollten den König ohne die Charte; die Liberalen die Charte ohne den König; die Gemäßigten König und Charte. Durch Ueberzeugung und inneren Trieb seines Genies gehörte Chateaubriand der letzten Partei an; und doch sah er sich durch seinen Haß gegen den Kaiser, durch die Heftigkeit seiner letzten Schriften und durch persönliche Sympathie bald unter der Fahne der heftigsten Vertheidiger des Throns und des Altars. Aber trotz dieser schiefen Stellung ist sich Chateaubriand fast nie untreu geworden. Zwei große Principien haben stets sein politisches Leben erhellt und ihm eine Popularität erzeugt, welche nie vergehen wird. Ueberall und immer hat Chateaubriand mit Wort

und Feder die Unverletzlichkeit der repräsentativen Verfassung und die Freiheit der Presse vertheidigt.

Leider gab Chateaubriand, in der Hoffnung, der der Verfassung feindseligen herrschenden Partei Concessionen abzugewinnen, zu viel von seiner Seite nach. Daher rühren die zahlreichen Inconsequenzen, welche man ihm so lebhaft vorgeworfen hat; daher die Unterstützung, die er im Namen der öffentlichen Freiheit der reactionären Kammer von 1815, der Feindin jeder Freiheit, gab; daher das seltsame Gemisch constitutioneller Principien und abgethaner Systeme, welche man in seiner „Monarchie nach der Charte“ findet. Nachdem er die Principien der Repräsentativregierung auf das Klarste dargelegt und gänzlich mit dem Absolutismus gebrochen hat, verurtheilt er mit principloser Strenge die Männer der Republik und des Kaiserthums, entrüstet sich im 42. Kapitel, darüber, daß man die für den König in Vendée Gefallenen auf gleiche Linie mit den für das Vaterland bei Waterloo Gebliebenen stelle; billigt im 52. Kapitel das im Laufe der Revolution Entstandene und noch Bestehende als einmal geschehen und verurtheilt ohne Unterschied die Männer und Principien, die es hervorgerufen; verlangt für die Geistlichkeit ein bestimmtes Eigenthum, eine Civilverfassung, das Recht, die Civilregister zu führen, und das Monopol des Volksunterrichts in der weitesten Ausdehnung.

Einmal auf den Kampfplatz getreten, führte Chateaubriand einen Kampf mit der kraftvollen und glänzenden Feder, die ihm allein eigen ist, fort. Die Journalistik wurde in seiner Hand eine gewaltige Waffe und das Ministerium Decazes wankte unter den Schlägen, die ihm der Conservateur beibrachte. Die Ermordung des Herzogs von Berry vollendete seinen Sturz.

Die herrschende Gewalt ging in die Hände der Reactionäre über, die Censur wurde wieder eingeführt, die persönliche Freiheit suspendirt; Chateaubriand, ein wenig spät der Stimme seines natürlichen Gefühls gehorchend, verweigerte seinen gefährlichen Freunden seine Stimme. — Unter dem Ministerium Villèle wird Chateaubriand zum Gesandten in Berlin ernannt, dann in London, und im September 1822. geht er über die Alpen, um Frankreich auf dem Congreß von Verona zu vertreten.

In dieser Versammlung von Königen vertheidigte Chateaubriand

warm, aber vergebens, die Sache der Griechen, vertrat Frankreichs Interessen in der spanischen Angelegenheit. und kehrte bald zurück, um an Montmorency's Stelle dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten vorzustehen. Dies ist der glänzendste Zeitpunkt seiner politischen Laufbahn.

Kaum waren acht Monate nach der Einnahme von Cadiz verflossen, als der Mann, dem die Restauration das Bischen Ruhm verdankte, welchen sie besaß, plötzlich wie ein Bedienter, der seinem König die Uhr vom Kamin gestohlen, davongejagt wurde*). Villèle war auf ihn eifersüchtig, Ludwig XVIII. liebte ihn nicht; er weigerte sich, die Conversion der Renten zu unterstützen, die er nicht billigte; er wollte die siebenjährige Erneuerung der Deputirtenkammer, nur mit einer Veränderung des wahlfähigen Alters; er war populär, Villèle war es nicht; die Könige Europas schickten ihm ihre Orden, Villèle bekam keine; er war zäh und stolz wie ein Bretagner, Villèle geschmeidig und listig wie ein Gascogner. Er wurde unhöflich entlassen.

Die Beleidigung war groß; die Rache kam ihr gleich. — Coriolan ging zu dem Volskern über, Chateaubriand bewaffnete sich mit seiner Feder und stellte sein Zelt in dem Journal des Debats auf. Der Chef der royalistischen Phalanx von 1818 kannte besser als jeder Andere die Schwächen seiner alten Waffenbrüder.

Vergebens rief Villèle alle Hilfsmittel seines gewandten Geistes zur Unterstützung, vergebens klammerte er sich mit der Wuth der Verzweiflung an sein Portefeuille, nach einem dreijährigen heftigen Kampfe war er von seinem furchtbaren Gegner von seiner Höhe herabgestürzt.

Chateaubriand hatte nicht alle Folgen des Kampfes vorhergesehen. Als er Krieg mit einem Minister der Restauration führte, bekämpfte er die Person und nicht die Sache. Die feurige Jugend aber, welche seinen Schritten folgte, vermischte die Person und die Sache im gemeinsamen Haß. Das Ministerium Martignac war eine Pause des Friedens, welche Chateaubriand zu einer Reise

*) Eigene Worte Chateaubriand's.

nach Rom, wo er von alter Berühmtheit umgeben war und über die Hinfälligkeit irdischer Größe nachdachte, benutzte. Als das Ministerium Polignac an die Spitze der Geschäfte trat, reichte er abermals seine Entlassung ein; der Kampf begann von Neuem und man weiß, wie er geendigt hat.

Die Juliordonnanz fanden Chateaubriand in Dieppe; er eilte nach Paris, aber er kam zu spät. Als er über die Barricaden stieg, um sich in die Pairskammer zu verfügen, wurde er erkannt und umringt, und dieselben Menschen, welche die Bourbons vertrieben hatten, trugen ihren alten, nur zu sehr gerächten Diener, der jetzt einen letzten und unnützen Versuch für sie wagen wollte, im Triumph durch die Straßen.

Seit der Julirevolution hat sich Chateaubriand der Vertheidigung der vertriebenen Dynastie gewidmet; jede seiner Brochure war ein Ereigniß. Seine frühere Opposition hat er durch Verfolgungen und Gefängniß abgebüßt, und man sah den Dichter der Märtyrer zwischen zwei Gensd'armen auf der Bank der Angekagten vor den Assisen sitzen.

Außer seinen Gelegenheitsschriften hat Chateaubriand das Publicum mit den „historischen Studien" beschenkt, deren Vorrede schon ein Meisterwerk des Styles und der Gelehrsamkeit ist; mit Moses, einer Nachschöpfung der antiken Tragödie; mit dem Versuch über die englische Dichtkunst, und der Uebersetzung des Milton; und endlich mit dem Congreß von Verona, einem Werk, welches bestimmt war, die vielverbreiteten Irrthümer über die spanische Invasion von 1823. zu widerlegen. Von da an umgab sich der berühmte Greis mit einem dichten Schleier der Einsamkeit und des Schweigens und verfaßte sein Schwanenlied, die Memoiren seines Lebens am Rande des Grabes. Er hat den Tod gebeten, zu warten, bis er sie vollendet habe, und der Tod hat seine Bitte erhört.

Wenn wir die politische Laufbahn Chateaubriands in wenigen Worten zusammenfassen, so finden wir, daß er von 1814 — 1825 für die Vergangenheit gegen die Zukunft kämpfte; von 1825 — 1830 unter die Fahne der Zukunft trat und mit der Vergangenheit brach; und nach 1830 auf seine Weise die Vergangenheit und die Zukunft, einen bourbonischen Zweig mit einem demokratischen Stamm zu verbinden suchte. — Ist diese Verbindung möglich? Wir ant-

worten mit den Worten des Cujaz: Nihil hoc ad edictum praetoris, was wir frei mit den Worten übersetzen: Das ist nicht die Sache des Biographen.

In den letzten Tagen ist er nochmals auf die Bühne des politischen Lebens getreten. Die moderne Cassandra, die vergebens ihre warnenden Worte dem tauben Ohre der Bourbons gepredigt hat, der letzte Dichter des alten Frankreichs sah sich von der Blüthe des französischen Adels umgeben und von dem letzten Sprößling des Stammes begrüßt, dem er treu, aber vergebens gedient hat.

Literaturbriefe von F. Gustav Kühne.

Waldfräulein von Zedlitz. Vier Brüder aus dem Volk von Josef Rank.

Nein, meine Freundin, es gibt noch Unschuld — auch in der Literatur. In der Welt? Wer wollte das bezweifeln! Mit jedem neuen Geschlecht, mit jedem neugeborenen Menschen wird eine neue Anwartschaft zur Wahrheit gegeben, tritt die Möglichkeit zum reinen Wandel von Neuem an's Licht. In dieser Unverwüstlichkeit liegt ja das Heil der Menschheit. Diesen Glauben lasse sich Niemand nehmen, und wenn Sie das nahe Weihnachtsfest feiern, meine Freundin, feiern Sie es in diesem Sinne, und Sie werden, wenn der Mythus nicht mehr ausreicht, im Bedürfniß der Menschennatur noch immer Stoff genug zur festlichen Stimmung finden. Das Leben der Menschen steht überhaupt auf viel festeren Füßen, als was wir Literatur nennen, dieser so gefürchtete „Coloß auf thönernen Beinen". Was für das Menschenleben Noth thut, ist unabweislich, seine Hilfsquellen sind unerschöpflich. Selbst der Staat, so oft ein Gebäude alter Vorurtheile, ein Labyrinth morscher Baufälligkeiten, gehorcht dem Bedürfniß, der Nothdurft und gewinnt annäherungsweise seinen Theil an der Wahrheit. Die Poesie eines Zeitalters ist weit mehr ein Bereich der Einbildungen. Wo die Menschen ihren Glauben und ihre Wahrheit zur Schönheit entfalten sollten, sind sie nicht selten am unwahrsten und belügen sich aus Eigensinn oder Schwäche. Die Kranken in der Einbildung sind bekanntlich die gefährlichsten, und die Literatur manches Zeitalters erscheint in der That wie ein hartnäckiger Patient, den man nicht gern aufgeben möchte und für den es

doch, den Tod ausgenommen, kein Heilmittel gibt. Darum quacksalbern so Viele daran herum!

Es würde nicht ganz Recht sein, wenn Jemand behauptete, daß wir von heute in einer literarischen Lazarethepoche begriffen seien. Es würde wenigstens einen starken Grad von Hypochondrie verrathen. Wir haben ja unsern productiven Liberalismus, der sich für den Vertreter der Schönheit hält. Wir haben unsern productiven Servilismus, der sich wie ein Inhaber der Wahrheit geberdet. Schönheit und Wahrheit werden wohl nicht entschieden auf der einen, nicht entschieden auf der andern Seite liegen. Auch nicht in der Mitte, wie Herr von Raumer sagt. Schönheit und Wahrheit werden wohl in frischen Kräften der Zukunft ihre Priester finden. Und mit ihnen werden wir, wonach Sie, meine Freundin, Verlangen tragen, auch wieder Unschuld in der Literatur haben.

Aber Zukunft! entgegnen Sie mir. Was soll ich mit der Zukunft, wenn ich keine Gegenwart habe?

Nun, so brauchen Sie doch immer noch nicht zu Frederike Bremer, ihren Hühnerhofgeschichten und Gemüsegartennovellen Ihre Zuflucht zu nehmen. Entweder ist an der Unschuld nicht viel, wenn sie sich auf den kleinen Kram der gemüthlichen Familienstille beschränken soll, oder es gibt noch Unschuld des Geistes unter uns. Wandern Sie mit Ihrer Lectüre nach Süddeutschland aus! Lesen Sie „Waldfräulein" von Zedlitz! Hier ist Unschuld, keine Prüderie, — Prüderie ist überhaupt nur die Prätension auf Unschuld, wo diese fehlt. Ich meine nicht Zedlitz, den Menschen, nicht Zedlitz, den österreichischen Staatsbürger und Wiener Correspondenten, ich meine Zedlitz in seinen guten Stunden, und unsere Poesie sollte immer nur das Erzeugniß unserer Feierstunden sein; — im Poeten Zedlitz ist wirklich eine ungestörte Unschuld des Geistes mächtig und wirksam. Man glaube nicht, dies sei einem Wiener leicht! Mitten im schwelgerischen Sinnenjubel ist es sehr schwer, eine Unschuld des Herzens, eine Unsträflichkeit des Gedankens festzuhalten. In jener Flucht vor Allem, was drängt und quält, liegt eine geheime Unsittlichkeit. Man nimmt das als Verhängniß hin, was der freien Thatkraft zur Entscheidung angehören sollte, und unter dieser Decke welken edle Kräfte langsam hin. Ist es Kraft des Geistes oder ein Instinkt der Seele, die Harmonie des sittlichen Menschen, eine Romantik,

die noch unschuldig ist, so frei und frisch, wie alte Gesänge des Mittelalters sie ungesucht bringen, in einer Dichtung von heute wiederzugeben?

Die Einleitungen zum Gedicht von Zedlitz sind ihm verunglückt. Der Dichter sucht erst Stimmung und Ton für seinen Stoff, und um beides zu finden, geht er der Naivetät alter Weisen nach, deren gewaltsame Nachahmung quälerisch wirkt. Es ist bezeichnend genug, daß ein Sänger von heute für den Fall einer Jungfrau, für die Sünde kindlicher Unwissenheit, nicht mehr aus seinem Bewußtsein den rechten Ton des Liedes findet, um den Stoff weder schwerer zu nehmen, als ihn die überlieferte Sage gibt, noch ihn durch falsche Scham zu verderben. — Eine Königstochter liebt einen Knaben,

„Und gegen allen Hofesbrauch,
Hinter dem wilden Rosenstrauch"

sind die Sinne mächtiger als das Bewußtsein. Solche Situation bleibt nur im Munde des naiven Mittelalters unsträflich. Um sie erträglich zu machen für das sittliche Schönheitsgefühl von heute, zwingt sich Zedlitz zu den Knittelversen alter Poëme.

„Die Mutter, einem Knaben hold,
Gewährte, was sie nicht gesollt."

Das klingt fast wie jene Fibelverse, die auf jeden Buchstaben im Alphabet einen Reim bringen:

N. Die Nonn' in Sack und Asch' thut Buß.
Ein Nagelbohr man haben muß!

Zedlitz wollte nicht witzig sein, aber die gezwungene Natureinfalt des alten Knittelreims blamirt fast die keusche Schönheit der unbedachten Hingabe von Seel' an Seele, Leib an Leib. Auch für die Schilderung der Schwangerschaft findet Zedlitz nicht den Ton, der das Zarte, das Geheimnißvolle nicht verunstaltete.

„Bald wird zu eng das straffe Mieder,
Der schlanke Leib allmälig schwillt."

Das ist, wenn nicht unschön, doch sehr platt. Der Bänkelsängerton alter Balladen erscheint uns mit unseren Begriffen von Delicatesse nicht mehr ausreichend, um die süßen Schauer der Empfängniß zu feiern. Wer hier grob schildert, beleidigt. Es kommt bei so zarten Stoffen darauf an, im Helldunkel malen zu können. Die Prosa

kann hier weit mehr sub rosa geben; sie hat die Kunst, anzudeuten und ahnen zu lassen, weit mehr in ihrer Hand. Zedlitz verletzt mit seinem Verse, weil sein Stoff zarter ist, als der von ihm gewählte Vers. Und wo er nicht beleidigt, da wirkt er lächerlich. Seine Blicke auf das Reich der Vierfüßer, wie Hengst und Stute von Brunst getrieben werden, sind als Parallelen zur süßen Verirrung zweier unschuldigen Menschenkinder beides zugleich, anstößig und komisch. Komisch aber wollte Zedlitz nicht wirken.

Alles das trifft, wie ich sage, den einleitenden Theil des Gedichtes. Es beweist mir die Schwierigkeit, in Ton und Farbe unschuldig zu sein und unschuldig auf Leser von heute zu wirken. Zedlitz fand nicht gleich die Stimmung; erst im Verlaufe spricht er in eigenen Versen, findet er für seinen Stoff Form, Haltung, Kleid und Harmonie mit seinem Inhalt. Noch die Scene,* wo der Wolf die Prinzessin im Walde findet, nachdem sie das Fräulein geboren, ist kindisch.

„Wolf, was ist dein Maul so blutig?
Warum hängt Dein Bauch zur Erde?"

Der Wolf hat nämlich der Prinzessin den Schenkel angefressen.

„Es hat der Wolf beflissen
Darein mit scharfem Zahn gerissen."

Man wolle nicht entgegnen, dies sei eben der bezweckte Ton des Kindermärchens. Ein solches hat Zedlitz nicht geben wollen; der Stoff liegt den Fabeln für Kinder ganz fern. Der Leser, der diese Partien des Gedichtes unschön findet, hat ganz Recht; die Naivetät des Vortrags ist Nichts als Nothbehelf. Erst in den spätern Theilen wird die Dichtung wirklich ein Erzeugniß des Dichters. Waldfräulein ist von einer Fee bei der Geburt gerettet und wird von ihr unter der Bedingung, sich nicht vom Gefühl der Liebe hinreißen zu lassen, erzogen. Allein das Erbtheil der Sterblichen, in Liebe zu fühlen, ist auch ihr Loos, und die Fee verstößt sie. Nun irrt sie arm und freudenleer durch Feld und Wald, kommt zur alten Rothburga, der Hexe. Deren Sohn, der Köhler Caprus, ein Cretin wie Caliban oder wie die ähnliche Gestalt in Grillparzer's „Wehe dem, der lügt", begehrt sie zum Weibe und Waldfräulein flieht vor der rohen Inbrunst des Ungethüms. Dann wandert sie wieder unstät

weiter, kommt zu einem Einsiedler und auch dessen, längst in frommen Liedern eingewiegtes Herz erwacht bei ihrem Anblick und geräth mit Gott und Welt in Streit. Während dessen aber zieht Herr Aechter auch in der Irre herum, sein Lieb zu suchen. Er baut sich ein Schiff und fährt den Rhein hinab.

„O Rhein, was klingt dein Name hold,
Gleich einer Glocke hell von Gold.
O fließe fort in stolzer Ruh,
Taufwasser deutschen Volkes du!"

Er besteht dann alle Gefahren auf dem Rhein. Sein Schiff sinkt und unten auf dem Boden des Stroms betritt er die Nixenstadt. Ueberall aber wahrt er sein Herz und bleibt der ersten Liebe treu, bis ein großes Turnier sie Beide vereinigt. Alle diese Scenen sind eben so reizend wie kindlich schön. Ton und Inhalt, Stimmung des Dichters und sein Stoff erscheinen hier in einer vollendeten Harmonie. Es hat mich in der That überrascht, daß es einem Poeten von heute möglich ist, einen mächtigen Zauber der Unschuld über uns walten zu lassen.

Sie sehen, meine Freundin, ich habe mich nicht wohlfeil gefangen gegeben. Dem Dichter selbst, wiederhole ich, ist es nicht leicht geworden, für die schlichte Einfalt seiner kunstlosen Romantik den rechten Ton zu finden. Tieck rief für seine Märchen die Mystik der menschlichen Seele zu Hilfe, seine Romantik buhlte mit den Dämonen des Gemüthes, seine tiefere Poesie schwelgte in Himmel und Hölle, er versetzt uns, wie mit einem Zauberschlage, in seine geheimnißreiche Märchenwelt. Zedlitz ist keuscher, er ist kindlich und naiv, und das scheinbar Einfachere steht dem Sinne unseres Zeitalters ferner. Hat er aber die ersten Hemmnisse überwunden, dann athmet seine Dichtung eine Frische, eine Anmuth, die sein „Waldfräulein" den schönsten Werken deutscher Literatur anreiht.

Auch die Prosa von heute gibt uns Zeugniß von einer ungeahneten Unschuld des Geistes. Es ist wiederum ein Dichter aus den österreichischen Landen, dem dies möglich war. Ich meine Joseph Rank's „Vier Brüder aus dem Volk". Der Verfasser nennt seine Darstellung einen Roman aus Oesterreichs jüngsten Tagen und will damit andeuten, daß Alles, was er schildert, Erlebniß ist, daß seine ganze Scenerie sich der Welt der Wirklichkeit getreulich anschließt.

Aber mit der Bezeichnung „Roman" wird er die Kritik nöthigen, die Erfindung zu vermissen, den Faden seiner Geschichte verworren zu nennen. Es kann nicht leicht etwas confuser verschwimmen, als der Ablauf seiner Erzählung. Rank kommt mir vor wie Einer, der die Tage, die Gestalten und den Schauplatz seiner Kindheit beschreiben will und noch keinen festen Standpunkt gefunden hat, um hinter sich das schöne Thal seiner ersten Lebensidylle zu überblicken. Er hat sich von dieser Jugendwelt noch nicht gelöst, und so gibt er wohl die Musik der ersten Eindrücke wieder, fällt aber, wo er schildert, über allerlei kleinen Kram der Gemüthswelt her und verliert sich ganz in die sinnige Spielerei seiner kindlich schönen Empfindsamkeit. Welche reizende Welt eröffnet er uns zu Anfang seiner Darstellung böhmischer Landleute. Wie führt er uns ein in das seelenvolle Glück eines dörflichen Familienlebens, das ganz abseits liegt vom großen Strom der Welt! Die Oertlichkeit wird uns lebendig, wir athmen Feld und Wald, die Räume des Hauses stehen vor uns, wir hören die Menschen reden, wir sehen sie schreiten, selbst das Schnarchen der Schläfer beschleicht unser Ohr, und wir kriechen dem Poeten überall nach, bis in den Heuschober, bis auf die Hühnerstiege. Ich weiß nicht, weht uns hier ein Anflug homerischer Einfalt an, oder ein Hauch von Lorenz Sterne's weicher, humoristischer Schwermuth. Auch war der Stoff nicht ohne Glück zu Anfang angelegt. Drei von den Brüdern lieben des Nachbars Tochter. Jeder wittert im Bruder einen glücklichen Nebenbuhler und entsagt still und scheu, um dessen Glück nicht zu stören. Jeder behütet den Andern und trägt sein Schicksal fest und schweigend. Und so gehen sie Alle am Mißverständniß redlich unter. Dieser Kampf der ehrlichen Burschen ist die ergreifendste Elegie. Aber die Ausführung ist im Stoffe nicht sachlich erledigt und die Darstellung, die sich mit der Lyrik des Stoffes begnügt, wird eine manierirte Eintönigkeit. Die Prosa geht in dithyrambische Rhythmen über und gefällt sich in Refrains, in Betheurungen, in Wiederholungen. Dem erzählenden Styl wird zu viel Musik zugemuthet und aufgebürdet. Die Gestalten bleiben Conturen, Federstriche. Und zwischendurch fluthet die Stimmung des Verfassers, die alle Linien überschüttet, auflöst und chaotisch verwirrt. Es ist, als wenn Musik und Zeichnenkunst in Rank's Natur einen Kampf bestünden und jene noch alle Gestaltung überströmte und vernichtete.

Es überkommt mich hier das Andenken an Karl Beck. Vor lauter tobender und stiller Musik konnte Beck eben so wenig die Linien seiner Zeichnung festhalten, zu Ende führen und füllen. Man wird sagen: Mangel an epischem, plastischem Talent! Ja, eben aus zuviel innerer Musik. Und das ist in deutschen Naturen nicht so selten! Unschuld ist freilich nicht mehr in dieser Schwelgerei des Empfindens. Unschuld ist ohne Harmonie der Kräfte nicht möglich. Erst der vollendete Mensch, der Dichter im Vollgefühl seiner fertigen Bildung, gewinnt wieder, was der werdende Mensch, das Kind, verlor.

T a g e b u c h.

I.

Briefe aus Wien.

Die Schriften über Oesterreich. — Sittlichkeit und Unsittlichkeit. — Wozu es gut ist, weniger geistreich zu sein. — Böhmen und seine Zukunft. — Der juridisch-politische Leseverein. — Aesthetische Gesellschaften. — Die Gesellschaft von Aerzten. — Keine Akademie.

Es ist wieder eine neue Schrift bei Hoffmann und Campe erschienen, die man in Massen hierher versendet hat; sie führt den Titel: „Briefe aus Wien von einem Eingeborenen." Diesmal aber werden die Exemplare wohl den Krebsgang machen und dahin zurückkehren, woher sie gekommen sind. Das Buch scheint ein Abklatsch von Correspondenzartikeln zu sein, die früher in manchen kleinen norddeutschen Journalen ohne literarische und noch geringere publicistische Bedeutung gestanden haben. Das Glück, welches „Oesterreich und seine Zukunft" gemacht hat, ist ein Lockvogel geworden, der das kleine literarische Geflügel, das sich in Wien herumtreibt, reizt, gleichfalls sein Glück unter Campescher Firma zu versuchen. Aber „Oesterreich und seine Zukunft" verdankte seinen Eindruck dem Umstand, daß ein Mann es geschrieben hatte, ein Mann mit klarem Bewußtsein seines Zweckes, ein Mann, der eine Partei vertrat, quoique oder vielmehr parceque er ein Aristokrat ist. Er richtete seine Pfeile gegen die Verwaltung, aber es fiel ihm nicht ein, den Volkscharakter zu schwächen. Seine unreifen Nachbeter aber suchen nur Scandal und es ist ihnen ganz gleich, wohin sie mit ihrem plumpen Plumpsack schlagen, wenn nur der Staub auffliegt. Was man über Oesterreich zu sagen hat: das österreichische Volk sollte man hoch in Ehren halten. Wer sich bemüht, eine treuherzige, kernige und edle Nation zu schmähen und, statt ihr Nationalgefühl in Mitte der sie umgebenden nichtdeutschen Stämme zu stärken, sie niederdrückt und verleumdet, der ist ein Verräther, dem man den Rücken kehren muß. Der Verfasser jener Brochüre erzählt von den Wiener Freudenmädchen, von einem vornehmen Herrn, der eine Beamten-

frau verführt und ähnlichen hochpolitischen Dingen, die man in Caféhäusern in der Josephstadt, unter den Schauspielern oder beim Stierböck unter den Börsenmäklern sich mit lüsternem Munde erzählt. Vielleicht gibt er uns im zweiten Bande einen vollständigen Adreßkalender der prostituirten Weiber in unserer Stadt; er scheint darin Sachkenntniß zu haben. Wer in solcher Gesellschaft sich bewegt, der kann allerdings die Unsittlichkeit Wiens von der schwärzesten Seite schildern. Ein Biograph der Königsmauer in Berlin, der rue de Helder in Paris, der Matrosenkneipen in Hamburg, des Steinwegs in Leipzig und wie die unter dicken Weinreisenden und ausgemergelten Handlungsdienern renommirten Straßen der bezahlten Liebe alle heißen, würde sicherlich noch mehr gelesen, als der alte Plutarch. Der Liebeshof zählt in Wien eine gute Anzahl liederlicher Priesterinnen und schwelgerischer Priester. Aber die Entsittlichung unserer Stadt steht darum auf keiner größeren Stufe als in jeder andern großen Cité. Ja, man darf behaupten, daß die Entartung und das raffinirte Laster, das man in Paris, in St. Petersburg und selbst in Berlin findet, Wien bei Weitem überbietet. Der Grundzug des Oesterreichers und zumal des Wieners ist Behaglichkeit, und wie alle Vergnügungslust bei uns einfacher, natürlicher als in Paris und Berlin ist, so auch in gewissen speciellen unaussprechlichen Dingen. Der Wiener ist weniger geistreich und erfinderisch als andere berühmte Großstädter; dies ist im Punkt des Lasters ein Lobspruch. Man vergleiche überhaupt die Zahl der Verbrecher und die Art der Verbrechen in Wien mit anderen Städten gleichen Rangs und man wird bald die Erfahrung machen, daß die Entsittlichung Wiens in weit engeren Grenzen sich bewegt als anderswo. Wie es überhaupt zu wünschen ist, daß statistische Tabellen in Bezug auf Criminalverbrechen in ganz Deutschland veröffentlicht würden, so möchten wir dies aus einem besonderen patriotischen Gefühl noch für Oesterreich wünschen, weil wir das volle Vertrauen haben, daß andere Nationen und unsere deutschen Mitbrüder dadurch das österreichische Volk (ich meine hier besonders das deutsch-österreichische) in einem bisher noch ungewürdigten Lichte erblicken müßten, das uns sicherlich nicht zum Nachtheile gereichen würde. — Eine andere Schrift über Oesterreich ist seit meinem letzten Schreiben gleichfalls erschienen, sie führt den stolzen Titel: „Böhmen und seine Zukunft"*); ihr Verfasser ist der Graf Schirnding. Es ist ein schwaches, unbedeutendes Product; der Verfasser verlangt, Oesterreich soll eine slavische Politik zur Grundlage seiner Regierungsprincipien machen, für welchen weisen Rath wir Deutschen uns bei dem Herrn Grafen schönstens bedanken.

Wenn Sie sich übrigens wundern, wie so wir hier au courant

*) Wir erwähnten bereits dieser Schrift in Nr. 49 der Grenzboten. D. Red.

aller dieser Publicationen sind, so muß ich Sie auf unseren juridisch=politischen Lese=Verein verweisen. Dieser Verein (an dessen Spitze der Freiherr von Samaruga, staatsräthlicher Referent u. s. w., steht), gedeiht immer mehr und mehr. Alle deutschen Journale, viele französische und englische liegen in einem prächtigen Locale (in der Bischofsgasse) auf; es erscheint keine Broschüre in Deutschland, die den Lesern vorbehalten würde und die Bibliothek des Vereins beginnt sich zu consolidiren. Wien hat dadurch ein großartiges Institut gewonnen, da die Regierung in Berücksichtigung der Bildungsstufe der Mitglieder dieses Vereins, der aus Beamten, Professoren, Künstlern und Schriftstellern besteht, die Gedankensperre für denselben aufgehoben hat*). Der Verein wird immer mehr und mehr Mittelpunkt für die gelehrte und gebildete Classe Wiens. Dies ist um so nöthiger, denn die sogenannten ästhetischen und gelehrten Salons hören völlig auf. Die Baronin P****a versammelte in früheren Jahren jeden Freitag Maler, Künstler, Musiker, Dichter, beging aber den aristokratischen Fehler, diese immer allein zu laden, ja es geschah, als auf einen Freitag ihr Geburtstag fiel, daß sie den Herren absagen ließ, weil sie heute andere Gesellschaft habe. Bei Professor Endlicher, dessen Frau, eine Tochter Adam Müller's, durch Liebenswürdigkeit ausgezeichnet ist, wollen die gelehrten Zusammenkünfte am Montag nicht recht Wurzel fassen.

Die Gesellschaft der Aerzte hält regelmäßig ihre Versammlungen; bis jetzt haben sich noch keine bedeutenden Resultate, trotz der gedruckten Verhandlungen, für die Wissenschaft gezeigt. Ein Schauspiel eigenthümlicher Art gibt jetzt die in einem Jahre (!) erst Statt habende Wahl eines Decans der medicinischen Facultät, indem die Competenten — darunter Dr. Ernst Baron Feuchtersleben (der Schriftsteller) einer der würdigsten — schon jetzt Stimmen sammeln. Ein Dr. Kranichstädter erließ eine von grammaticalischen Schwächen nicht freie lithographirte Aufforderung, er wolle die Hälfte des Decanatseinkommens (das sich während dreier Jahre auf etwa 12,000 fl. Mze. beläuft) einem Unterstützungsfond für verunglückte Aerzte widmen. Die meisten Stimmen dürfte Feuchtersleben erhalten, der, Secretär der Aerzte, eine geachtete Persönlichkeit ist und jetzt Vorlesungen über Psychiatrik (ein bis jetzt nicht gepflegter Zweig) an der Universität beginnen wird.

*) Unwillkürlich werden wir durch diese Stelle unseres Herrn Correspondenten an die Maßregeln entgegengesetzter Art gegen den Leseverein der Berliner Studenten erinnert. Die österreichische Regierung hat offenbar dadurch, daß ein hoher Staatsbeamter an der Spitze und viele zuverlässige Männer unter den Mitgliedern des „juridisch=politischen Lesevereins“ sich befinden, eine Garantie für denselben gefunden. Hätte man nicht in Berlin dadurch, daß man die Professoren und Privatdocenten aufmunterte, an dem Lesevereine der Studirenden Theil zu nehmen, eine gleiche Garantie erhalten können? Und wie viel Scandal und Erbitterung hätte man dadurch erspart? D. Red.

Unsere Journalistik wird durch zwei neue Zeitungen zum neuen Jahre vermehrt; durch eine homöopathische, welche vier Aerzte im Vereine herausgeben, und eine kritische Literaturzeitung von Dr. Schmidl; eine im letzten Jahre von einem Dr. Prochaska (der jetzt bei der Censur angestellt ist) brachte es nur auf 17 Nummern; wir wollen ein besseres Schicksal der jetzt angekündigten Zeitung hoffen und wünschen. Unsere Verhältnisse, unsere Bildung stehen nicht auf der Höhe einer Literaturzeitung. Die prächtig dotirten Jahrbücher der Literatur, die sich des besondern Schutzes des Fürsten Metternich erfreuen, schleppen sich nur vegetativ fort.

Der erste Band der Verhandlungen der böhmischen Academie und der beiden italienischen Institute ist in diesem Jahre, und schon vor mehreren Jahren der dritte Band der Verhandlungen der ungarischen Gesellschaft erschienen. Warum bei so wachsenden Fortschritten des slavischen und magyarischen Elementes dem deutschen in Oesterreich versagt ist, mit denselben gleichen wissenschaftlichen Schritt zu halten, und warum den wissenschaftlichen Männern des deutschen Oesterreichs so lange die Mittel vorenthalten werden, mit den Academien der Slaven, Italiener und Magyaren, so wie mit denen von München und Berlin zu wetteifern, darauf weiß ich nicht zu antworten.

Mehrere Zeitungen haben augenscheinlich aus derselben Quelle, aber in zwei verschiedenen Versionen, die ganz grundlose Nachricht verbreitet, daß die so lange fruchtlos gehoffte Academie der Wissenschaften nächstens, aber nur in der beschränkten Form eines Museums für Naturwissenschaften hier begründet werden solle; wenn die Staatsmänner, welche an der Spitze der Regierung stehen, über die vor mehr als sieben Jahren durch zwölf Beamte, die zugleich Männer der Wissenschaft, dem Erzherzog Ludwig für Se. Majestät den Kaiser überreichte Bitte der Errichtung einer Academie der Wissenschaften noch zu keinem Entschlusse gekommen, so scheint durch die lange Zeit, welche sie sich genommen, um die Sache in reife Ueberlegung zu ziehen, wenigstens so viel verbürgt, daß die Anstalt nicht einseitig als ein bloßes Hilfsmittel der Naturwissenschaften, sondern als eine auch die historischen und philologischen Wissenschaften umfassende in's Leben treten werde. Einen ausführlichen Bericht über alle seit Leibnitz in Oesterreich so oft fruchtlos wiederholten Bemühungen zur Gründung einer Academie der Wissenschaften liefert des Irländers Dr. Wilde so eben in den Buchhandel gebrachtes englisches Werk über Oesterreichs medicinische und andere Lehranstalten; die Vorrede dieses Buches gibt Winke über die wahrscheinlichste Ursache der bisherigen Verspätung einer solchen wissenschaftlichen Anstalt. Der Mangel derselben zu Wien springt um so greller in die Augen, als die böhmische Academie der Wissenschaften bei Gelegenheit ihres funfzigjährigen Jubiläums (im J. 1837) mit

neuen Statuten versehen, und im folgenden Jahre das wissenschaftliche Institut des vormaligen Königreichs Italien durch die beiden Institute zu Mailand und Venedig wieder hergestellt worden.

II.

Notizen.

Französische und deutsche Salons. — Schauspiele und Opern. — Die Bankierssöhne als Musiker. — Die Fürstin Trubetzkoi. — Gretsch gegen Custine. — Mosen und Dingelstedt. — Oesterreichische Propaganda. — Kampf der Nationalitäten. — Raumer und Amerikas Credit.

— Welch ein Mißbrauch wird in Deutschland mit dem Worte Salon getrieben und wie affectirt lächerlich klingt es in manchem Munde und an mancher Stelle. In Frankreich begreift man unter dem Wort Salon eigentlich jedes Zimmer, das nicht gerade einen besondern Zweck hat, d. h. das nicht als Schlaf-, Studir- oder Kinderzimmer dient. Im engern Sinne und bei armen Familien ist Alles Salon, was nicht Schlafgemach ist. Man sagt: Ich habe einen Salon und ein Cabinet gemiethet. Während man bei uns dadurch etwas Pompöses, Hochgeselliges auszudrücken vermeint, hört man in Frankreich die arme Wittwe, die im vierten Stock wohnt, mit demselben Aplomb von ihrem Salon sprechen, wie die Herzogin, die ihr gegenüber das ganze prächtige Palais einnimmt. Allerdings ist es schwer, ein passendes deutsches Wort dafür zu finden. Wohnstube, Plauderstübchen, Empfangzimmer, Gesellschaftszimmer sind ganz verschiedene Begriffe, die auf der einen Seite zu kleinbürgerlich und auf der andern zu pompös klingen. Es ist, als ob selbst unsere Sprache sich dagegen verschwöre, die Gleichheit der Stände unter uns möglich zu machen. Hier wäre ein gutes Ersatzwort doppelt zu wünschen.

— Der Großherzog von Oldenburg ist ein seltener Fürst. Auf seinem Theater spielt man keine Opern; er liebt die dramatische Dichtkunst mit Leidenschaft und will daher von Sängern und Tänzerinnen Nichts wissen. Dies charakterisirt nicht nur eine Geschmacksrichtung, sondern einen klugen, würdigen Geist. Nicht etwa, als ob eine herrliche Oper nicht ein schöner, strebenswerther Genuß sei, sondern weil in der Regel, trotz des großen Aufwandes, den Stadt und Land zur Erhaltung des Hoftheaters hier und da zollen, die Sänger und Sängerinnen doch meist nur Schreihälse sind, die in ihrer Unbildung und

Schullosigkeit ein feines musikalisches Ohr mehr peinigen, als ergötzen und das Kunstwerk im Gesang und vollends im Spiel zur Carricatur machen. Nur wenige Opernhäuser ersten Ranges können die Kräfte herbeischaffen, die ein so capriciöses, unzählige Combinationen bedingendes Kunstwerk, wie das musikalische Drama, fordert, um wirklich dem Bereiche der Kunst anzugehören. Das recitirende Schauspiel braucht weit geringere Dinge. Die Mittel dazu sind näher bei der Hand. Verwendet man nun vollends alle Kräfte, die dem Bühnenbudget zu Gebote stehen, auf das eine Feld, so kann man dieses leicht zu etwas Glänzendem, Vortrefflichem heranbilden. Die Miserabilität unserer deutschen Theater liegt größtentheils an der Zersplitterung in Oper und Schauspiel, wodurch die meisten Bühnen nicht Fisch, nicht Fleisch sind. —

— Schon wieder ein neuer Clavierspieler! Herr Goldschmidt aus Prag, den seines Landsmannes Dreischock Lorbeeren nicht schlafen ließen und der nun Deutschland durchzieht, „um einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen" und sich hören zu lassen. Werden diese Clavierreisenden nie ein Ende nehmen? Was zwingt Herrn Goldschmidt, seine böhmischen Wälder zu verlassen? Herr Goldschmidt ist der Sohn eines außerordentlich reichen Mannes in Prag. Wir begreifen, daß die schöpferische Kunst nach Oeffentlichkeit dringt, daß ein Bildhauer, ein Maler, ein Poet, ein Tondichter brennt, seine Schöpfungen der Welt vorzuführen. Aber die executive Kunst kann nur zwei Motive haben, sich vorzudrängen: Nahrungsorgen und im vergrößerten Maßstabe Lust nach Gewinn — oder Eitelkeit. Bei der Anzahl von Virtuosen, die sich zum Nachtheil anderer öffentlichen, würdigern Regungen auf den großen Markt drängen, sollte man endlich behutsamer werden mit diesen Herren. Die kleine Journalkritik ist leider in allen Ländern noch den Ueberredungskünsten geldlicher Argumente zugänglich. Auf diesem Wege werden reiche Künstler leider stets eher Lobschreier finden als andere. Ergreift nun die Virtuosenmanie unsere reichen Bankierssöhne, wie in letzterer Zeit so oft der Fall sich zeigte — dann können wir's am Ende erleben, daß das musikalische Renommée ein Privilegium der Reichen wird. Wir wollen hier nicht auf zwei Berliner berühmte Bankierssöhne, die in diesem Augenblicke die zwei größten musikalischen Celebritäten Deutschlands sind, hinweisen. Diese Herren haben sicherlich das Meiste ihrem großen Talente zu danken. Aber nur das Meiste; einen guten Theil erwarb ihnen ihre günstige äußere Lage. Ist es nun aber nicht empörend, daß sogar im Reiche des Geistes der Arme dem Reichen nachstehen muß? Daß das Gute durch Reichthum zum Vortrefflichen, und das Mittelmäßige zum Guten gestempelt wird, wenn es den gehörigen Zusatz von Gold hat!

— Wenn das Buch des Marquis de Custine auch sonst Nichts geleistet hätte, als daß es die Aufmerksamkeit Europas auf das Schicksal der heroischen Fürstin Trubetzkoi lenkte, so wäre es eines der verdienstlichsten, die seit Jahren geschrieben wurden. Der Fürst Trubetzkoi war noch ein Jüngling, als er, verwickelt in die bekannte Verschwörung gegen den Kaiser von Rußland, zur Arbeit in den Ural'schen Quecksilberbergwerken verurtheilt wurde. Freiwillig stieg seine edle Gattin mit ihm in den unterirdischen Kerker hinab, theilte seine Leiden und Anstrengungen und dort, mitten in den pestilenzialischen Dünsten der Quecksilberminen, gebar und erzog sie dem Unglücklichen fünf Kinder. Als die gesetzliche Strafzeit vorüber war, wurde der Fürst zur Ansiedelung an die Küsten des sibirischen Eismeeres verbannt. Auch dahin folgte ihm seine Gattin mit ihren Kindern. Als Kinder eines Verurtheilten werden sie nicht als legitim betrachtet, sie haben nach russischem „Gesetz" keinen Namen; sie sind in den Registern der Strafkolonie blos mit Nummern bezeichnet. Als diese Kleinen, die — antichristlich genug — für das Vergehen ihres Vaters so entsetzlich gestraft werden, erkrankten, wagte man es in St. Petersburg, dem Kaiser eine Bittschrift der erhabenen Mutter zu überreichen, worin diese nach fünfzehn Jahren unaussprechlicher Leiden für ihre Kinder um Gnade(!) und um die Erlaubniß bat, sie zur Heilung und Pflege nach Moskau schicken zu dürfen. Der Czar soll geantwortet haben: „Noch immer wagt man es, mich an eine Familie zu erinnern, deren Haupt gegen mich conspirirt hat!" — Wir wollen hier kein Urtheil über den Menschen Nikolaus fällen, dessen ritterliche Edelherzigkeit so vielfach gerühmt wird. Nur das müssen wir bemerken: Von vielen Seiten wird das Custine'sche Buch ein übertreibendes, schmähendes, eine Satyre genannt; allein wir haben in all seinen Raisonnements Nichts gefunden, was schneidender und lauter spräche, als diese — Thatsache. Ohne, wie gesagt, über den Charakter des Kaisers zu urtheilen, müssen wir doch annehmen: Er hatte keine Ahnung davon, daß diese Frau des Verbrechers Trubetzkoi unsterblich ist; daß sie in den Annalen der Welt als ein Beispiel der edelsten Selbstverläugnung und des weiblichen Heroismus ewig leuchten, daß sie vielleicht einen Abglanz auf die Periode seiner Regierung zurückwerfen, und daß die Nachwelt staunen wird über das Wunder einer solchen Erscheinung in — Rußland. — Jetzt heißt es, daß man sich höheren Orts für die Fürstin Trubetzkoi verwenden wolle. Damit meint man vermuthlich, daß die Kaiserin von Rußland für die Unglückliche einschreiten werde. Die Kaiserin wird sich selbst dadurch ehren und fast möchten wir sagen, daß sie nur ihre Pflicht, als deutsche Fürstin und in der Stellung, die ihr das Schicksal angewiesen hat, erfüllen werde.

— In Rußland ist man über das Custine'sche Buch: La Russie 1839 empört. In Verzweiflung aber ist man über die Sensation, die es in Deutschland gemacht hat. Der russische Staatsrath Gretsch hat eine Widerlegung Custine's geschrieben, ein russischer Gesandschaftssecretär hat die Widerlegung ins Deutsche übersetzt; und um seiner Wirkung ganz sicher zu sein, läßt Gretsch in öffentlichen Blättern erklären, daß er durchaus ohne offizielle Aufforderung, sondern rein aus innerem Drang, — in stillen Stunden der Begeisterung — die Widerlegung abgefaßt und daß sein Freund, der Gesandschaftssecretär, ebenfalls rein aus innerem Drang dieselbe ins Deutsche übersetzt habe! — Der Staatsrath Gretsch gibt eben kein Beispiel von der Feinheit russischer Diplomaten; und wenn seine Schrift gegen Custine in demselben Geist und Ton abgefaßt sein sollte, wie einst sein Pamphlet gegen König und Melgunoff, so wird er das Gegentheil von dem, was er will, erreichen. In der Broschüre gegen König schmähte er Jean Paul und Schiller auf etwas gemeine Art, um es der russischen Literatur als Verdienst anrechnen zu können, daß sie keinen Schiller und keinen Jean Paul hat. Vielleicht wird er auch hier aus mancher russischen Noth eine Tugend und aus mancher französischen Tugend ein Laster machen.

— Julius Mosen ist als Dramaturg am großherzoglich oldenburgischen Hoftheater mit einem Gehalt von achthundert Thalern angestellt und wird nun seine juristische Praxis ganz aufgeben, was seiner Muse nur förderlich sein kann. Merkwürdig ist es, daß fast alle poetischen Talente dieser Zeit sich der Bühne zuwenden. Noch keinem von den Jüngern aber ist ein so unmittelbarer praktischer Wirkungskreis für das moderne Drama eröffnet worden. — So eben hören wir, daß auch Dingelstedt beim Stuttgarter Hoftheater eine Stellung und zwar als Intendant erhalten hat. Die junge Literatur hat nun für ihre dramatischen Bestrebungen zwei einflußreiche Posten gewonnen.

— Kaum hat Hoffmann und Campe mit einigen Schriften über Oesterreich Glück gemacht, so möchten tausend Hände über Oesterreich schreiben, tausend drucken. Aber das ist noch nicht genug. Es möchten auch viele Winkelschriftsteller Oesterreicher werden oder sich dafür ausgeben. Man nennt so manche, ehrlich gemeinte und nicht schlecht geschriebene Schrift über österreichische Zustände voreilig eine Buchhändlerspeculation — was soll man erst dazu sagen, wenn norddeutsche Autoren, gute Rudelstädter, Sondershausener oder Lichtenhainer Bücher über Oesterreich publiziren, in denen sie rufen: „Wir Oesterreicher fühlen, wir Oesterreicher wissen u. s. w.?“ Es klingt unglaublich, aber es ist so. Wir hören, daß in diesem Augenblick ein

auf solche Art entstandenes „österreichisches Manuscript" in einer norddeutschen Buchhändlerstadt gedruckt wird, und werden, wenn das Buch veröffentlicht ist, es dem Publicum nennen. Freilich die deutsche Einheit ist so weit schon gediehen und so organisch fest, daß ein norddeutscher Autor sich auch als Oesterreicher muß fühlen können, wenn er damit eine gute Speculation macht. Man sieht, Oesterreich macht Propaganda.

— Einige Zeitungen hatten es als eine merkwürdige Erscheinung hervorgehoben, daß Schuselka, ein geborener Slave, wie sie meinten, als Verfechter des deutschen Elements in Oesterreich auftrete. Die Hamburger „Blätter der Börsenhalle" hatten dies sogar unter dem Titel: „Durchbrechung der nationalen Scheidewände", berichtet! Jetzt erklärt Schuselka selbst in der Augsburger Allgemeinen, daß er in Budweis in Böhmen geboren sei, aber trotz seines fremd klingenden Namens von deutschen Eltern und Voreltern abstamme und deutsch erzogen sei. Wohl aber eine merkwürdige und erfreuliche Erscheinung ist die Polemik, die sich zwischen Schuselka und dem Magyaren Lukácz, wie seit längerer Zeit zwischen Thun und Pulßky, entsponnen hat. Beide Streitpaare kämpfen für ihre verschiedenen Nationalitäten mit einer Wärme, die rein der Sache gilt; es ist so wenig Bitterkeit, so wenig Renommisterei und dagegen so viel sachlicher Ernst in diesen Debatten, daß sie für die betheiligten Parteien in Oesterreich nicht nur ein belehrendes Schauspiel bieten müssen, sondern auf ihre materiellern Reibungen auch versöhnend einwirken können. Wir sind überzeugt, daß, wenn dieser Krieg mit Gründen gleich ernst und ehrlich fortgeführt wird, beide zuletzt einander große Zugeständnisse machen werden.

— Friedrich von Raumer, heißt es, wird kommendes Jahr Amerika besuchen. Wenn Raumer die neue Welt unparteiisch beurtheilen sollte, so hat er's mit den Engländern verdorben; im umgekehrten Falle wird ihm neben Boz ein Denkmal im Herzen aller Stockengländer sicher sein. Indessen scheint sich seit kurzer Zeit die öffentliche Meinung über das Parteiwesen, die Presse und das gesellige Leben der Nordamerikaner etwas milder zu äußern: denn die Handelskrisis hat sich gelegt und mehrere verdächtige Häuser in New-York und Philadelphia haben gezahlt. Geht das so fort, so wird Amerika bald wieder als das Asyl der Freiheit gepriesen werden.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Arago.

Zu wiederholten Malen ist vor Kurzem der Name Arago in das Ohr des deutschen Lesepublicums gedrungen und hat unwillkürlich auch die Aufmerksamkeit Jener gefesselt, die sonst der Wissenschaft ganz fremd sind, welche diesem Mann zum Ausdruck dient. Zuerst erstaunte die deutsche Philisterwelt, daß ein deutscher Monarch seinen neugestifteten Verdienstorden einem Manne umhing, der als einer der Führer der französischen Demokratie in deren leidenschaftlichsten Kämpfen genannt wird. Später wurde das Erstaunen noch größer, als ein Journal die Nachricht brachte, der neuernannte Ordensritter habe seine Ernennung zurückgewiesen, und als ein bekannter europäisch-deutscher Gelehrter auftrat, um diese Nachricht officiell für eine Unwahrheit zu erklären. Wir dürfen voraussetzen, daß unsern Lesern eine nähere Bekanntschaft mit dem vielgenannten französischen Gelehrten und Parteiführer willkommen sein wird, und haben daher die Materialien gesammelt, um nach unserer gewohnten Weise eine kurze, aber umfassende Charakteristik desselben liefern zu können.

Dominic François Arago ist am 26. Febr. 1786 in der kleinen Stadt Estagel bei Perpignan geboren. Einer seiner Biographen behauptet, und drei oder vier andere haben es ihm nachgeschrieben, daß Arago in seinem vierzehnten Jahre noch nicht habe lesen können. Wir haben uns die Mühe gegeben, der Wahrheit einer Erscheinung nachzuforschen, die um so wunderbarer ist, wenn man bedenkt, daß wenige Jahre später Arago eine wissenschaftliche Arbeit veröffentlichte, die zu den berühmtesten des Jahrhunderts gehört. Aus zuverlässiger Quelle haben wir jedoch erfahren, daß Arago nicht nur in seinem vierzehnten Jahre mit vollkommener Fertigkeit lesen und schreiben

konnte, sondern auch daß sein Vater, welcher Cassier des Münzhofes in Perpignan war, besondere Sorgfalt auf die Erziehung seines Sohnes verwendete, welcher als Aeltester einer zahlreichen Familie, ihr Haupt und ihre Stütze werden sollte.

Arago begann seine Studien mit Eifer und Erfolg in dem College von Perpignan, das er jedoch noch sehr jung mit dem von Montpellier vertauschte, um sich dort für die polytechnische Schule vorzubereiten, die damals eben gegründet worden war. In seinem achtzehnten Jahre wurde er aufgenommen, als der erste und vorzüglichste der geprüften Aspiranten. Zwei Jahre vergingen ihm hier in angestrengten Studien. Einige Zeit nach seinem Austritt aus der politechnischen Schule, wurde Arago als Secretär des Längenbüreaus angestellt, und bald darauf von dem Kaiser beauftragt, an der wissenschaftlichen Reise nach Spanien Theil zu nehmen, welche unter der Leitung Biot's den Bogen des Erdmeridians, welcher dem neuen französischen Maßsystem zu Grunde liegt, zu messen.

Die Geschichte jener Reise und der Abenteuer Arago's während derselben ist ein förmlicher Roman. Wir beschränken uns darauf, einen kurzen Abriß derselben zu geben, und verweisen den Leser wegen der Einzelnheiten auf Biot's interessanten Reisebericht.

Die ersten Versuche, den Durchmesser der Erde durch Bestimmung seiner Elemente zu berechnen, fallen in das Jahr 1670. Später machten die Erfindung des cercle répétiteur von Borda und die Fortschritte in den physischen Wissenschaften eine genaue Berechnung des Erddurchmessers nach einem Bogen des Erdmeridians von Dünkirchen bis Barcelona möglich. Die Fortsetzung dieser Messung von Barcelona bis auf die balearischen Inseln war der Zweck der Biot-Arago'schen Reise. Die spanische Regierung gab den französischen Gelehrten zwei Commissäre, Chair und Rodriguez, mit, stellte der Expedition ein Schiff zur Verfügung und die englische Regierung gewährte ihr einen Geleitsbrief.

Man bestimmte zuerst ein großes Dreieck, um die Insel Iviza mit der spanischen Küste zu verbinden. Auf dem Scheitelpunkt dieses Dreiecks, einem der höchsten Berge Cataloniens, postirten sich Biot und Arago, um sich durch Signale mit Rodriguez, der sich auf dem Berge Campuey auf der Insel Iviza aufpostirt hatte, in Verbindung zu setzen. In dieser öden Gebirgsgegend brachten die zwei Gelehrten

Digitized by Google

mehrere Monate unter angestrengten Arbeiten, allen Beschwerden der rauhen Witterung ausgesetzt, zu. Im April 1807 waren endlich die hauptsächlichsten Operationen vollendet, und Biot reiste nach Paris ab, um die gemachten Beobachtungen zu berechnen. Arago blieb in Spanien zurück, um die Arbeiten zu vollenden, und begab sich mit Rodriguez nach Majorca, um dort von dem Berg von Galatzo aus sich mit Iviza in Verbindung zu setzen und den Bogen der Parallele zwischen diesen beiden Stationen zu messen. Unterdessen war der Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausgebrochen, und während Arago ruhig seine Beobachtungen fortsetzte, verbreitete sich das Gericht unter dem Volke, die Feuerzeichen und Signale der jungen französischen Gelehrten hätten den Zweck, den Feind herbeizurufen. Die Majorcaner rotteten sich zusammen und bedrohten Arago mit dem Tode. Dieser hatte kaum so viel Zeit, sich als Bauer zu verkleiden und seine Papiere zu retten. Unerkannt gelang es ihm, durch die aufrührerische Menge zu entkommen, und sich nach Palma zu flüchten, wo er auf dem spanischen Schiffe Schutz fand, welches ihn nach der Insel gebracht hatte. Die Gefahr seiner Lage wenig beachtend und hauptsächlich um seine Instrumente besorgt, schickte er, um diese zu retten, ein Boot und Soldaten nach Galatzo ab. Die Landleute, welche er als Führer gemiethet hatte, und denen er sie anvertraut, hatten den Schatz sorgfältig bewahrt, und stellten ihn ihm unversehrt wieder zurück. Unterdeß war die Gefahr immer dringender, die aufrührerische Menge näherte sich Palma, und der Capitain des Schiffes, welcher nicht wagte, den Franzosen offen zu vertheidigen, brachte ihn nach der Citadelle von Belver, wo er mehrere Monate lang in seinen Berechnungen vertieft blieb, während fanatische Mönche täglich versuchten, die Wachen zu bestechen, daß sie den Gefangenen der Wuth des Volkes überliefern möchten. Endlich erhielt Arago durch die ausdauernden Bemühungen seines Begleiters Rodriguez bei der Junta, seine Freiheit und die Erlaubniß, nach Algier abzureisen, wohin er sich mit seinen Instrumenten und Papieren, von einem einzigen Matrosen begleitet, auf einem Fischerboot einschiffte.

Hier wurde Arago von dem französischen Consul aufgenommen, welcher ihn auf eine algierische Fregatte brachte. Schon erblickten sie die Küsten Frankreichs, als ein spanischer Korsar sie angriff und nahm. Arago war zum zweiten Male Gefangener, wurde nach dem

Fort Rosas gebracht und hatte auf den Pontons von Palamos alle Leiden der Gefangenschaft auszustehen. Unterdessen hatte der Dey, als er die Verletzung seiner Flagge erfuhr, darauf gedrungen, daß die ganze Equipage in Freiheit gesetzt werde, und man gab endlich seinen Forderungen Gehör. Der junge Gelehrte schifft sich von Neuem nach Marseille ein und glaubt jetzt, am Ende seiner Leiden zu sein. Aber ein fürchterlicher Nordoststurm überfällt das Schiff und wirft es an die sardinische Küste. Hier droht den Passagieren eine neue Gefahr. Sardinien und Algier waren damals im Krieg mit einander begriffen. Landen hieß sich freiwillig in eine neue Gefangenschaft begeben. Um das Unglück ihrer Lage noch zu vergrößern, hat das Schiff einen beträchtlichen Leck. Endlich entschließt man sich, zu versuchen, die afrikanische Küste zu gewinnen und das Schiff erreicht noch zur rechten Zeit, dem Sinken nahe und entmastet, den Hafen von Bugia, drei Tagereisen von Algier.

Hier erfährt Arago, daß der Dey, der ihn so gut empfangen hatte, in einem Aufstand getödtet worden sei; die Barbaresken durchsuchen das Schiff und bemächtigen sich der Kisten, in welchen seine Instrumente aufbewahrt sind, in der Meinung, Geld darin zu finden. Nach vergeblichen Reclamationen entschließt sich der unglückliche Reisende, nach Algier zu gehen, um den Schutz des Deys in Anspruch zu nehmen. Er verkleidet sich als Beduine und übersteigt von einem Marabout begleitet, zu Fuß den Atlas. Der neue Dey aber, weit entfernt, auf die Reclamationen des Franzosen Rücksicht zu nehmen, läßt ihn auf die Liste der Sklaven eintragen und benutzt ihn als Dolmetscher.

Die dringenden Verwendungen des Consuls verschaffen Arago endlich die Freiheit und seine Instrumente wieder, und er reist zum dritten Male, diesmal mit einem Kriegsschiff, nach Marseille ab. Aber ein anderes Hinderniß legt sich der Vollendung seiner Reise jetzt in den Weg. Eine englische Fregatte versperrt den Eingang in den Hafen von Marseille und will das französische Schiff zwingen, sich nach Minorca zu begeben. Der Capitain aber, ermuntert durch Arago, der die Aussicht auf eine neue Gefangenschaft nicht tröstlich fand, stellt sich zwar, als wolle er dem Befehl gehorchen, wendet aber plötzlich und fährt, einen günstigen Wind benutzend, mit vollen Segeln in den Hafen von Marseille.

Um den jungen und unerschrockenen Gelehrten für seine Beobachtungen und für die dabei erlittenen Mühseligkeiten zu belohnen, sieht die Akademie der Wissenschaften von ihren Statuten ab und nimmt den dreiundzwanzigjährigen Arago in ihre Mitte auf. Der Kaiser ernennt ihn zum Professor an der polytechnischen Schule, wo er bis 1831 Vorlesungen über Analyse und Geodesie gehalten hat.

Es wird hier der geeignete Ort sein, einen Ueberblick der mannichfaltigen Arbeiten Arago's zu geben, wobei wir uns jedoch blos an das Allgemeine halten werden.

Die exacten Wissenschaften finden, wie alle Seiten menschlicher Erkenntniß, zweierlei Arten von Bearbeitern. Die Einen, unermüdliche Forscher nach Problemen, steigen in die Tiefen des Abgrundes, um das rohe Metall zu gewinnen, d. h. die geheimnißvollen Gesetze der Welt in der Gestalt von abstracten Formeln; die Andern, von weniger kräftigem Geiste, aber vielleicht scharfsinniger, bemächtigen sich dieser Formeln, drehen und wenden sie, unterwerfen sie dem reinigenden und belebenden Einfluß der Analyse und machen sie zur praktischen Anwendung geschmeidig. Jene nennen wir, um ein Gleichniß aus den technischen Künsten zu gebrauchen, die Bauleute, diese die Schmiede. Uns scheint es, daß Arago mehr unter die Letzteren gehöre; denn seine Arbeiten sind mehr großartige und fruchtbare Anwendungen, als neue Entdeckungen, mit Ausnahme der Entdeckung des sich durch Rotation entwickelnden Magnetismus, deren Verdienst man dadurch hat verkleinern wollen, daß man sie dem Zufall zuschrieb, als ob es nicht auch ein Zufall gewesen wäre, der Newton in einem fallenden Apfel die Gesetze der Gravitation entdecken ließ.

Wir können hier nicht Arago's Verdienste um die Erfindung der sinnreichen Instrumente, bestimmt, mit der möglichsten Genauigkeit die Durchmesser der Planeten zu bestimmen, und die durch die Irradiation (die Abirrung der Strahlen leuchtender Körper) entstehenden Irrthümer zu berichtigen, im Einzelnen aufzählen. Wir müssen auch Arago's Arbeiten über die Strahlenbrechung in der feuchten und der trocknen Luft, über das Funkeln und die Schnelligkeit der Sternenstrahlen, und viele andere schätzbare Arbeiten, die in dem Journal des Instituts und verschiedenen anderen wissenschaftlichen Werken zerstreut sind, mit Stillschweigen übergehen.

Die Physik und vorzugsweise die Optik beschäftigt am meisten

Digitized by Google

Arago's durchdringenden und forschenden Geist. Es ist bekannt, wie eifrig sich von jeher die Gelehrten mit den Theorien des Sehens beschäftigt haben. Seit Newton hatte das System der Emission geherrscht, trotz der Bestrebungen von Decartes, Euler und Andern, welche die Theorie der Undulation vertheidigten, und man betrachtete im Allgemeinen das Gefühl des Sehens als das Product der directen Einwirkung der von einem leuchtenden Körper ausgehenden Lichtstrahlen. Als aber Malus bei der Beobachtung der Veränderungen, welche das Licht bei seinem Durchgang durch einen crystallisirten Körper erleidet, die Polarisation des Lichtes entdeckte, kam man auf Erscheinungen, welche die Theorie der Emission widerlegten, und die der Undulation wieder zu Ehren brachten und mit neuen Beweisen verstärkten. Letztere Theorie besteht in der Annahme, daß das Gefühl des Sehens nicht durch eine directe Einwirkung der Strahlen auf das Auge entstehe, sondern durch die Erschütterung eines feinen Fluidums, des Aethers, welche den leuchtenden Körper umgibt, und von diesem durch fortwährende Vibrationen in Bewegung gesetzt wird, welche dann auf das Auge wirken, wie die erschütterte Luft auf das Ohr. Arago war einer von denen, die das neue System mit dem größten Eifer vertheidigten; er stellte zahlreiche Untersuchungen an, um es durch neue Beweise zu bestätigen; er veröffentlichte zu demselben Zweck eine Denkschrift von hohem Interesse, auf deren zweiten Theil die gelehrte Welt leider seit dreißig Jahren vergeblich wartet, und bestand zahlreiche Kämpfe, die nicht immer sehr höflich geführt wurden, mit seinem Kollegen Biot, dem Vertheidiger der Emissionstheorie. Doch ist die Undulationstheorie bis jetzt, in Erwartung eines Besseren, Siegerin geblieben.

Um dieselbe Zeit wurde Arago bei seinen optischen Untersuchungen auf Beobachtungen der eigenthümlichen Eigenschaften des Turmalins geführt, welcher die durch ihn gehenden Lichtstrahlen in zwei Theile theilt. Arago bemerkte, daß wenn die hindurchfallenden Strahlen von einem festen Körper ausgingen, sie sich auch nach der Theilung nicht veränderten; gehen sie jedoch von einem gasigen Körper aus, so brechen sie sich, indem sie durch den Turmalin gehen, in zwei verschiedenen Farben. Indem Arago nun auch die Strahlen der Himmelskörper der Prüfung durch den Turmalin unterwarf, wurde er auf den Schluß geleitet, daß die Sonne Nichts sei, als

eine große, im Raume schwebende Ansammlung von Gas. Wenn sich diese Entdeckung bestätigt, begreift man leicht, von welcher wichtigen Folge sie für die Wissenschaft sein muß.

Außer diesen und vielen anderen Arbeiten, die alle mehr oder weniger in das Gebiet der Optik gehören, hat Arago mit zahlreichen Versuchen über die Gesetze der Magnetisirung des Stahles durch Elektricität, über den Magnetismus überhaupt, und über die Störungen der Magnetnadel sich beschäftigt. Die zahlreichen und gefahrvollen Beobachtungen über die Elektricität des Dampfes bei sehr hohen Spannungen, so wie verschiedene Arbeiten in den Annales de Physique et de Chemie, die er gemeinschaftlich mit seinem gelehrten Freunde Gay-Lüssac gegründet hat, erwähnen wir ebenfalls hier blos im Vorbeigehen, und wenden uns lieber zu einer Seite seiner Thätigkeit, die mehr in dem Bereiche unserer Beurtheilungsfähigkeit liegt. Wir meinen die interessanten Aufsätze die Arago jährlich in dem Annuaire des Longitudes mittheilt; die Gedächtnißreden über verschiedene französische und ausländische Gelehrte, die er als beständiger Secretär der Academie der Wissenschaften zu halten hat; seine Vorlesungen am Observatoire, die so glänzend und besucht sind, aber leider so selten geworden sind.

Das Annuaire wird in ganz Europa gelesen, und Arago's Beiträge über den Blitz, den Dampf, und die verwickeltsten Fragen der Astronomie haben diesem Werke eine außerordentliche Popularität verschafft. Die Vorlesungen im Observatoire besucht ganz Paris, und es ist nicht die kleinste Eigenschaft eines Gelehrten, wenn man von ihm mit Voltaire sagen kann: Der Uneingeweihte versteht ihn.

In den Gedächtnißreden hat sich allerdings Arago zuweilen, durch politische Gefühle getrieben, zu Abschweifungen fortreißen lassen, die nicht immer an ihrem Orte waren. Aber welcher Reiz der Diction, welche Eleganz des Styles und des Gedankens findet sich in diesen Reden, die eine so angenehme Abwechselung für den Unglücklichen sind, welcher zu der trockenen und schwer verdaulichen Kost der wissenschaftlichen Prosa verdammt ist. Gibt es einen Gelehrten, welcher in demselben Maße wie Arago die Kunst besäße, durch eine geistreiche Behandlung die ermüdete Aufmerksamkeit des Publicums zu fesseln und ihm fast wider Willen ein lebhaftes Interesse an den verwickeltsten wissenschaftlichen Fragen einzuflößen? Man denke nur

an die allerliebste Abhandlung über Hieroglyphen in der Gedächtnißrede auf Young. Wird der Leser nicht den Kopf schütteln, daß diese beiden Worte, allerliebst und Hieroglyphen, jemals neben einander stehen können? Und doch ist es hier oder niemals der Fall. Wenn man diese drei oder vier Seiten der lichtvollsten Darstellung lies't, wird man ganz erstaunt, ganz stolz, ganz glücklich, diese Gegenstände von sprichwörtlicher Dunkelheit zu begreifen.

In unserem lieben Deutschland, wo es die transcendentalen Wissenschaften unter ihrer Würde halten, ihre Heiligkeit durch literarisches und anekdotisches Beiwerk zu verletzen, wo die Wissenschaft Alles für sich selbst und Nichts für uns ist, hat man für die Darstellungsweise Arago's gewiß keinen Maßstab. Die öffentlichen Sitzungen des Instituts de France haben nur in Berlin ihres Gleichen. Nun denke man sich aber eine solche öffentliche Sitzung, wo durch die weit geöffneten Thüren des Instituts Schaaren feiner Herren und Damen hereinströmen, und denke man sich, daß vor diesem eleganten Publicum, welches nach Aufregung begierig ist und sich um Formeln wenig kümmert, der berühmte beständige Secretär sich darauf beschränken soll, zu dem zehnten Theil seines Publicums zu reden; daß er die geschlossenen Augen und sich vor Langeweile verziehenden Lippen ganz und gar vergessen soll. Hieße dies nicht sich selbst und dem Auditorium, welche beide wünschen, sichg egenseitig zu verstehen, Tantalusqualen auferlegen, und ist ein solches Verlangen nicht zugleich unlogisch und unmöglich?

Ich habe nur wenige Zeilen für den Staatsmann Arago übrig.

Arago wurde das erste Mal 1831 von der Stadt Perpignan in die Kammer gewählt und hat sich hier mit seinen Freunden, Dupont de l'Eure und Laffitte unter das Banner der radicalen Partei begeben; seit neun Jahren hat er sich hier durch eine fast beständige Opposition gegen alle ministeriellen Maßregeln bemerklich gemacht.

Die oppositionelle Stellung Arago's hat das Nachtheilige, daß sie die Kammern und das Land zuweilen verhindert, allen möglichen Vortheil aus den Hilfsmitteln eines so reichen und ausgezeichneten Geistes zu ziehen. Seine wichtigsten Reden, sein Bericht über die Eisenbahnen, seine Rede gegen die classischen Studien und mehrere andere, sind immer von einer gewissen Bitterkeit und Feindseligkeit durchdrungen, welche einen großen Theil der Kammer verletzt und

ihn verhindert, in Ansichten einzugehen, welche, in anderer Schaale dargeboten, durch ihre Tiefe, Klarheit und praktische Anwendbarkeit, ihre Aufmerksamkeit fesseln würden. Auf der Rednerbühne wird Arago durch seine natürlichen Gaben sehr begünstigt. Seine Züge sind edel, lebendig und ausdrucksvoll, seine Gesticulationen von südlicher Lebendigkeit, seine Stimme klar und wohltönend. Er zeigt eine vielleicht zu große Vorliebe für Sarkasmen, eine Waffe, die er jedoch mit großer Kraft zu gebrauchen weiß. Im Ganzen möchte man fast sagen, daß ihn seine Fehler ebenso sehr wie seine Vorzüge unterstützen. Wenn er weniger feurig wäre, würde er öfter überzeugen; er würde weniger interessiren, wäre er gemäßigter.

Arago hat eine ziemliche Anzahl öffentlicher Aemter zu versehen; die ihm jedoch fast alle angetragen oder durch Wahl zugetheilt worden sind: — Arago ist beständiger Secretär der Academie der Wissenschaften, Arago ist Deputirter, Arago ist Vorsteher der Sternwarte und des Längenbureaus, Arago ist Mitglied des obersten Rathes der polytechnischen Schule, Arago ist Mitglied des General-Conseils der Seine und des Gesundheits-Comités, Arago war oder ist Oberster der Nationalgarde und endlich ist Arago Bürger von Glasgow und Edinburg. Letztere Würde ist die einzige, welche eine Sinecure ist. Seit einiger Zeit spricht man immer von der angeborenen Indolenz Arago's. Wenn Arago, sagt man, keine jener Hauptentdeckungen gemacht, keines jener Werke geschrieben hat, welche Jahrhunderte überleben und ihren Urheber unsterblich machen, so ist sein Leichtsinn und seine Indolenz daran Schuld.

Will der Leser wissen, was es mit der Indolenz Arago's für eine Bewandtniß habe, so bitten wir ihn, nur die jungen, am Observatorium angestellten Astronomen zu fragen. Sie werden ihm mit Schrecken gestehen, daß noch kein menschliches Gehirn ungestraft eine solche Masse Arbeiten unternommen hat, daß Arago Jeden für einen Faullenzer hält, der nicht vierzehn Stunden täglich arbeitet, und daß für ihn die Tage, an denen er nicht länger arbeitet, Tage der Ruhe sind; sie werden ihm sagen, daß dieser schreckliche Mensch in der Politik, der Chemie, der Physik, der Mechanik, der Astronomie, der Naturgeschichte, der Philosophie und der Literatur vollkommen zu Hause ist, und daß er im Nothfall selbst Trauerspiele schreibt; daß er in regelmäßigem Briefwechsel mit allen Gelehrten Europas steht.

Digitized by Google

daß er bei allen politischen, wissenschaftlichen und industriellen Comités der Welt ist; daß sein Cabinet täglich mit neuen zu beurtheilenden Denkschriften, Plänen, mit zu unterstützenden Petitionen angefüllt sind; daß Alles das regelmäßig von ihm besorgt wird, um den nächsten Tag wieder von Neuem anzufangen; daß die Regierung, die Municipalität, die öffentlichen Anstalten und selbst die Privatindustrie in ihm einen ebenso uneigennützigen wie thätigen Rathgeber finden; daß seine Zeit Jedermann und jeder Sache gehört; daß er jeder Zeit ein Auge auf die Angelegenheiten des Handels und das andere auf die der Erde gerichtet hat, und daß er bei all diesen verschiedenartigen und so großen Aufwand und geistige Kraft erfordernden Beschäftigungen doch noch Zeit findet, einer der liebenswürdigsten und geistreichsten Gesellschafter in den Pariser Salons zu sein.

So ist das Leben Arago's — ein arbeitsames und thätiges, aber abwechselnd und vielseitig. Der berühmte Astronom liebt leidenschaftlich den Ruhm; er liebt ihn nicht nur wie der Gelehrte, sondern auch wie der Dichter; er strebt nicht nur nach ausgewähltem und dauerndem, sondern auch nach populärem und augenblicklichem Ruhm. In seinem Eifer sucht er ihn in den verschiedensten und entgegengesetztesten Regionen; er findet ihn in der Wissenschaft, in der Literatur und in der Politik; er sucht ihn auf der Tribüne, mit der Feder und mit dem Quadranten.

Briefe aus Dresden.

Die Bildergalerie in Gefahr. — Semper und das Theater. — Die Intendanz ohne Helden. — Oper und Drama. — Rienzi. — Zopf und Schwert. — Kunstleben und die Künstler. — Die Literatur und die Abendzeitung.

Zu wiederholten Malen und von den competentesten Männern ist schon die Klage geführt worden über die ungünstige und nachtheilige Aufstellung der Gemälde in ihrem bekannten unpassenden Locale. Nicht allein, daß ein großer Theil jener herrlichen Schöpfungen durch das widrige oder geringe Licht, das ihnen zu Theil wird, dem Auge des Beschauers fast ganz entzogen wird, sondern es wirkt auch die Oertlichkeit auf die Gemälde auf das Schädlichste ein. In Dresden wird zumeist mit Steinkohlen geheizt und das Galeriegebäude steht mitten in der Stadt, gerade in der nächsten Nachbarschaft desselben aber wohnen eine Menge Feuerarbeiter. Frevelhaft aber dünkt es mich, die herrliche, unschätzbare Sammlung der möglichen, ja drohenden Gefahr auszusetzen, durch Feuer vernichtet zu werden. Wie leicht kann in der Nachbarschaft Feuer ausbrechen, die Galerie ergreifen und sie in Asche legen. Schon der Gedanke ist fürchterlich. Wie sollte der Verlust des Unschätzbaren ersetzt werden? Aber selbst jeder materielle Ersatz wäre verloren. Es ist die Gemäldesammlung nach gewöhnlicher Form auf acht Millionen Thaler tarirt worden — keine Assecuranzgesellschaft übernimmt wegen ihres hohen Werthes die Feuerversicherung. Warum geht die Regierung bei dieser Sache nicht energischer zu Werke und setzt ihren, schon seit lange gestellten Antrag zu einem neuen Museumsgebäude an einem gesicherten Orte durch? Die Stadt selbst würde vielfach dabei gewinnen, sie würde eine neue schöne Zierde erhalten, eine Menge Menschen würde dabei beschäftigt werden und Unterhalt erlangen. Den Winter bleibt die Sammlung wegen der unheizbaren Localität gänzlich geschlossen und doch ist die Bildergalerie der größte Schatz Dresdens! Unser genialer Baumeister Semper hat schon im Auftrag des Ministeriums mehrere Pläne zu einem Museum entworfen, von denen jeder die

freudige Anerkennung der Sachverständigen gefunden — aber leider ist es bis jetzt nur bei den Plänen geblieben.

Glücklicher als mit dem Museum war man bekanntlich mit dem Theater. Bei diesem ist man durchgedrungen und ist statt der früheren Räucherkammer ein stattliches Gebäude aufgeführt worden, welches, ein Meisterstück Semper's, als eines der schönsten Theater gilt. Daß die Intendanz das Mögliche thut, die hiesige Bühne immer mehr zu heben, geht schon daraus hervor, daß das Theater fortwährend sehr besucht ist. Mißgriffe werden allerdings auch hier begangen. Mit mehreren neuen Engagements hat man volle Ursache, unzufrieden zu sein; doch ist auch hier ihre gute Absicht nicht zu verkennen gewesen und man weiß, wie leicht in solchen Fällen ein Irrthum möglich ist*). Es wurden mehrere Mitglieder der Truppe der Madame Birch-Pfeiffer aus Zürich hierher engagirt; es haben sich dieselben aber alle als unzulänglich für die Anforderungen der hiesigen Bühne erwiesen; und das mag wohl noch zum Glück den Grund abgegeben haben, warum Madame Birch-Pfeiffer nicht selbst noch, wie es früher verlautete, hier angestellt worden ist. Die Dresdener Bühne nimmt jetzt unstreitbar einen bedeutenden Rang unter den deutschen Theatern ein, in manchen Beziehungen wohl den ersten. Das Schauspiel, vornehmlich aber das Conversationsstück, ist hier ganz ausgezeichnet besetzt. Ich nenne nur Emil Devrient und neben ihm einen talentvollen, mit guten Mitteln begabten jugendlichen Schauspieler, Herrn Heese, der erst seit etwa einem halben Jahr engagirt ist; ferner die Herren Porth, Quanter und freilich unbedingt den Komiker Räder, die graziöse Caroline Bauer, die schwärmerische Bayer, die ernste Berg, Fräulein Allram als Soubrette ꝛc. Leider aber fehlt es unserer Bühne, wie den meisten andern, an einem tüchtigen Heldenspieler. Die Oper hat ganz außerordentliche Kräfte: Tichatschek, mit seiner prachtvollen Stimme, die Baritonisten und Bassisten Wächter, Mitterwurzer und Dettmer, die Damen Gentiluomo und Kriete (Wüst), die Fräulein Thiele und Wächter. Madame Schröder-Devrient ist von Ostern an wieder engagirt. Der vortreff-

*) War es etwa auch ein bloßer Irrthum, daß der Herr Intendant, nachdem man bereits Döring gewonnen hatte, ihm zum Zerreißen seines Contracts durch wahrhaft ridicule Einwendungen Gelegenheit gab? D. Red.

liche Chor steht unter der Leitung des Chordirectors Fischer. Was die hiesige Oper zu leisten vermag, sahen wir vor Allem bei der Aufführung von Wagner's Rienzi, die nach des Komponisten neuer Einrichtung nun wieder an einem Abend gegeben wird. Dieses großartige Werk konnte wegen der Abwesenheit einiger Sänger während des Sommers nicht zur Aufführung gebracht werden; die Inscenesetzung desselben erfordert außerordentliche Anstrengung. Endlich wurde es gegeben und zwar dreimal in einer Woche bei überfülltem Hause und mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen. Es ist ein deutscher Komponist. Die Oper Rienzi kann in der durchaus neuen Bahn, welche der Komponist mit ihr eröffnet, Einfluß auf die Kunst ausüben. Die Oper hat sich bisher großen Theils in einer gewissen Form bewegt, in welcher die Musik als solche sich auf Kosten des dramatischen Elements geltend machte; der Text erschien da als Nebensache und von dem Komponisten nur in so weit zu berücksichtigen, als er ihm Gelegenheit gab, seine musikalischen Ideen auszuführen; auf die vom Drama bedingte fortschreitende Handlung und Bewegung wurde dabei wenig gesehen. Wir wissen, wie Arien, Duetts, Terzetts, Chöre ꝛc. oft in entscheidenden Momenten hemmend und störend, ganz gegen die eigentliche Natur des Dramas, gegeben werden; darin zeichnen sich besonders die Italiener aus. Die Musik hat so in der Uebermacht, die sie durch das Gefühl über die Denk- und Thatkraft erhalten, einen entnervenden und verweichlichenden Einfluß ausgeübt. Man denke an Italien. Jetzt tritt ein deutscher Komponist, ein Dichter auf mit genialer Begabung, der uns eine Oper gibt, die ein wirkliches, echt künstlerisches Drama ist: die Musik tritt nicht hemmend auf gegen den dramatischen Gedanken, gegen die dramatische Handlung, sondern weiß sich so innig mit denselben zu vereinigen, daß sie ihnen nur noch eine erhöhtere Bedeutung, ein reicheres Leben verleiht. Die verschiedenen Gesangstücke sind ganz naturgemäß gehalten; alle, Arien und Chöre wirken stets auf den Fortschritt der Handlung hin. Ganz besonders eigenthümlich aber ist dieser Oper Rienzi, daß das bewegte wandelbare Volk, der Chor, wirklich mithandelnde dramatische Person ist, und hierin zeigt sich eine besondere Kraft des musikalischen Dramas, dem recitirenden gegenüber; in letzterem können nur einzelne Personen den Willen, den Ausdruck der Masse bezeichnen und kundgeben; das Volk gibt

Digitized by Google

uns da seine Repräsentanten, es kann nicht durch sich selbst auftreten und handeln; im musikalischen Drama aber, wie es Wagner geschaffen, tritt das Volk als solches auf; die verschiedenen dasselbe bewegenden Elemente kommen zum massenhaften Ausdruck und hier zeigt sich die Musik in ihrer Macht und Bedeutung, das wilde Durcheinander des Volkslebens, das wirre Geschrei bringt sie zu harmonischer Erscheinung. Das Drama der Alten mit seinen Chören mag eine ähnliche Tendenz gehabt haben; nur ist unser neuer Dichter und Komponist einen mächtigen Schritt weiter gegangen, indem er das Volk mithandelnd auftreten läßt. Hochtragisch ist der Gedanke, daß Rienzi, dessen ganzes Sinnen und Trachten auf die Erhebung des Volkes geht, dem es gelingt, dieses Volk seinem großen Gedankenstolze nachzureißen, der Laune dieser wandelbaren Masse fällt. Abzuläugnen ist nicht, daß das Wagner'sche Werk auch manche Mängel hat und diese Mängel bestehen zumeist in einem zu großen Reichthum, es weiß der geniale Komponist nicht hauszuhalten mit seinen reichen Schätzen, er wirft sie zu verschwenderisch um sich. Es ist kein Richtpunkt in der ganzen Oper, man wird immerwährend durch großartige Handlung und gewaltige Tonmassen bewegt. Die Instrumentalmusik tritt oft zu mächtig gegen die Sänger auf. — Nächstens wird ein neues Lustspiel von Gutzkow „Schwert und Zopf" hier gegeben werden, in welchem Wilhelm I. von Preußen mithandelnde Person ist; es soll von vorzüglicher Wirksamkeit sein, wie man hört. Wir haben die Hoffnung, daß Gutzkow Anfangs dieses Jahres hierher kommen und vielleicht länger hier verweilen wird.

Wegen der Gemäldegalerie und wegen mancher anderer günstigen Verhältnisse war Dresden ganz der Ort dazu, in der neueren Malerkunst eine hohe Bedeutung, gleich München, zu gewinnen; wohl sind tüchtige Kräfte hier, noch wage ich aber nicht zu entscheiden, ob die Düsseldorfer Schule, die hier einige ihrer vorzüglichsten Repräsentanten hat, und in der letzten Zeit sich vorzüglich geltend zu machen wußte, für die hiesigen Kunstverhältnisse von der günstigen Wirkung ist, die man von ihr erwartet hat. Doch kann es mir nicht einfallen, die Leistungen eines Bendemann und eines Hübner herabzusetzen: ich erkenne sie in ihrem vollen Werthe, in ihrer tiefempfundenen poetischen Haltung an. Bendemann ziert den Krönungssaal des hiesigen Schlosses mit Fresken, die zum Gegenstand das menschliche

Leben und seine Thätigkeit, von einem gesetzlichen Zustande geregelt, haben; sie zeigen in ihrer Ausführung eine eben so poetische und sinnvolle, als würdige und edle Auffassung. Die jungen Maler in Bendemann's Atelier können zu großen Erwartungen berechtigen. Retz, der eben damit beschäftigt ist, eine Szene aus dem Bauernkriege für den Halberstädter Kunstverein zu malen, — Helfenstein wird von den Bauern aus seiner Burg fortgeschleppt — ein Bild, das sich durch Kraft des Ausdrucks und schöne Charakteristik auszeichnet; Fröhlich und Denne, der wahrhaft geniale Anlagen hat, und dessen Skizzen namentlich voll Poesie sind; er hat eben die kleine Märchenerzählerin im Bilde vollendet, das in seiner reizenden Erfindung den freudigsten Eindruck auf den Beschauer macht. Der dritte ist Schurig, der eben an einem historischen Bilde, Siegfried und Chriemhilde, malt. Von Hübner's Schülern ist nur der talentvolle Alex. v. Weber, ein Sohn des berühmten Komponisten, bekannt. Seit einiger Zeit ist auch Gonne, ein geborner Dresdener, von Berlin wieder hergezogen; dieser junge Mann hatte eine Räuberszene auf der letzten Kunstausstellung gegeben, die durch meisterhafte Conception und Ausführung ihm schnell einen Namen gemacht hat; Kenner lassen dieses Gemälde als eines der ersten unserer Zeit gelten. — Dresden kann sich rühmen, zwei der ausgezeichnetsten plastischen Künstler zu besitzen, die Bildhauer Rietschel und Hähnel; über die Werke Beider, namentlich über den Bekehrungszug und den Beethoven des Letzteren ist jedoch in neuerer Zeit so viel die Rede gewesen, daß ich mich nicht versucht fühlen kann, darüber hier noch ein Weiteres zu sagen. Professor Rietschel hat das Modell zu einer vom landwirthschaftlichen Verein für Leipzig bestimmten Statue Thaer's gefertigt, doch kommt die Statue vor der Hand noch nicht zur Ausführung, da das nöthige Geld dazu noch nicht ganz zusammengekommen ist. Hähnel ist eben mit Ausführung der zu der Beethoven-Statue gehörigen Basreliefs beschäftigt und soll ebenfalls wieder fremdwärts her einen großen, ihn sehr ehrenden neuen Auftrag erhalten haben. — Professor Semper, der Erbauer unseres Theaters und der Synagoge, ist hier in neuerer Zeit für seine Kräfte nicht angemessen und genügend beschäftigt worden; sein neuestes Werk ist der gothische Brunnen auf dem Postplatz, der unserer an öffentlichen Denkmälern nicht eben sehr reichen Stadt zur vorzüglichen Zierde gereicht. Jetzt

Digitized by Google

ist er von hier abwesend, da er einige größere Aufträge im Auslande erhalten hat, namentlich vom Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, dem er ein Schloß im gothischen Styl aufführen soll. Für Dresden aber würde der Verlust unersetzlich sein, wenn Semper sich versucht fühlen sollte, seine hiesige Stellung als Director der Bauschule aufzugeben und von hier fortzuziehen; darum wäre es sehr zu wünschen, daß der Bau des Museums zu Stande käme, der ihn in eine größere Thätigkeit versetzte. Der Hofbaumeister von Wolframsdorf hat durch seine Bauten auf der Terrasse eben kein erfreuliches Zeichen seiner architectonischen Geschicklichkeit gegeben. — Die nachbildenden Künste sind hier ganz vorzüglich repräsentirt; von den Kupferstechern nenne ich Steinle, Thäter und Richter. Der erstgenannte hat einige Werke geliefert, die zu den gelungensten Grabstichelarbeiten der Neuzeit gehören, unter ihnen ist am meisten bekannt geworden die Holbeinsche Madonna; jetzt arbeitet er an der Sixtinischen Madonna Raphael's und nach den Anlagen verspricht dieses eines der herrlichsten Werke der Kupferstechkunst zu werden; es sind darum auch eine Masse Bestellungen darauf bereits eingetroffen. Thäter sticht im Auftrag des Münchener Kunstvereins den Einzug Friedrich Barbarossa's in Venedig nach Schnorr's großem Carton. Auf eigene Rechnung hat er die Karstens'sche Zeichnung „Charon" gestochen und herausgegeben; ein Blatt, das von den tüchtigsten Intentionen des Künstlers zeigt. Wir rühmen uns, den ersten Lithographen Deutschlands, Franz Hanfstängl, zu haben. Die Wirksamkeit dieses Mannes ist wahrhaft bewunderungswürdig. Sein großes Werk „die Dresdener Gemäldegalerie" ist bereits im 34. Hefte (welches „den Herzog Sforza von Mailand" von Leonardo da Vinci, wie es im Kataloge der Galerie heißt, enthält: doch ist es nach dem Urtheil der Kenner ein Holbein aus dessen schönster Zeit; ferner „die heilige Magdalena von Fr. Gessi und eine niederländische Bauernhochzeit von D. Teniers) ausgegeben und naht seiner Vollendung, denn das Ganze ist auf 40 Hefte berechnet. Wohl sind diese Copien in der künstlichen Ausführung zu rühmen, wohl muß man die Consequenz und Ausdauer eines Mannes bewundern, mit der er sich an ein so gewaltiges Werk gewagt hat und in so würdiger Weise zu Ende bringt. Doch ist das Verdienst Hanfstängl's darum noch höher anzuschlagen, daß er künftigen Zeiten durch seine gelun-

Digitized by Google

genen Copien die herrlichen Kunstwerke schöner Kunstepochen erhält die in ihrer jetzigen Aufstellung dem Untergange entgegengehen. Es ist das kein übertriebenes Wort, andere und weit vorzüglichere Männer wie ich und große Kenner haben diesen Ausspruch schon gethan. Hanfstängl's Gemäldegalerie geht vorzüglich nach England, Frankreich, Nordamerika, auch nach Südamerika und Asien werden mehrere Exemplare versendet. Die Verdienste des edlen Künstlers finden ihre Anerkennung; mehrere Fürsten haben sich beeifert, ihm Auszeichnungen zukommen zu lassen. Dabei ist zu bewundern, daß er, eines Bauern Sohn aus den baierischen Hochlanden, durch eigenen Drang und eigenes Verdienst sich eine so bedeutende Stellung erworben hat und bei vieler Sitteneinfachheit doch wieder einen Lebenstakt und eine liebenswürdige Gewandtheit zeigt, wie man sie selten unter Künstlern findet. Hanfstängl ist auch als Mensch eine ganz ungewöhnliche Erscheinung.

Von den neueren Productionen hiesiger Schriftsteller ist zu nennen Ernst von Brunnow's „Ulrich Hutten", eine recht erfreuliche, das edelste Wollen bekundende Schilderung jenes Mannes und der Reformationszeit; ferner des Bibliothekars Klemm Culturgeschichte, von der zwei Bände bereits erschienen sind, und die Schilderung Göthe's von Carus, die so große Theilnahme gefunden hat, daß sie jetzt bereits in der zweiten Auflage gedruckt wird. Die Abendzeitung unter Schmieder's Leitung, bringt manches Gute; sie bespricht das Dresdener Theater mit einem Freimuth und einer kritischen Schärfe, die anzuerkennen wären, wenn nicht eine zu große Tadelsucht darin herrschte; bei einer größeren Mäßigung würden die Kritiken, denen Sachkenntniß durchaus nicht abzusprechen ist, auch noch eine tiefere und bessere Wirkung haben; bis jetzt werden sie mehr gefürchtet. *)

A. B.

*) Die Theaterkritiken der Abendzeitung sind für das Dresdener Theater recht gesund. Auf ein Bischen zu Viel kommt es nicht an. Anm. d. Red.

Literarische Uebersichten.

Deutsche Literatur in Böhmen.*)

II.

Allgemein ist in Norddeutschland die Klage, daß aus Oesterreich, oder doch aus den Provinzen, Nichts als zahllose lyrische Bächlein in die deutsche Literatur fallen; während dort wieder die Klage laut wird, daß so wenig Sympathie diesem deutschen Gesang aus Böhmen werde; vereinsamt, ohne den segnenden Sonnenschein des Ruhmes, welke der deutsche Sänger im herbstkühlen, düsteren Schatten des Slaventhums hin, den die alte Czechenstadt wirft. — Und doch ist Böhmen so reich an Deutschen und deutscher Bildung. Und doch fehlt es da nicht an gewaltigen Eindrücken, an großen Erinnerungen, die ein Menschenleben zu erfüllen im Stande sind, auch nicht an begabten Naturen und frischen Talenten, deren erstes Aufblühen in heimischen Kreisen stets gerechte und begeisterte Hoffnungen weckt. — Woher diese Klagen hüben und drüben, die beide gar wohl begründet sind?

Betrachten wir den Lauf dieser zahllosen lyrischen Bächlein und horchen wir ihrem Rauschen. Sind es die Wasser Babylons, an deren Ufern die Trauerweide mit aufgehängten Harfen lehnt? Will man vielleicht deshalb so wenig von ihrem Rauschen hören, weil sie voll eintöniger Klage sind? Nein, sie rauschen eben gar nicht; es sind stumme Gewässer mit glänzenden, glatten Wellen, die den blauen Himmel und die romantischen Ufer zuweilen sehr malerisch abspiegeln; es sind oft gar keine Bäche, sondern künstlich gegrabene Kanäle der

*) Siehe Nro. 1 der „Grenzboten".

Bildung, oder wenn sie wirklich dem Schooße der Natur entquollen sind, so winden und stürzen sie sich, von Klippen und Wildniß eingeengt, durch die Einsamkeit, erschöpfen ihre Kraft in kurzem Kampf und finden nicht den Lauf durch die Berge zu einer großen Mündung. — Lassen wir die Bilder, aber bleiben wir bei der Betrachtung der deutschen Lyrik in Prag, nicht nur weil eine gedankenschwere und formleichte Prosa, diese späteste Frucht des reifen Geistes, in der österreichischen Literatur überhaupt, folglich auch in der böhmischen erst im Werden ist; sondern weil die Lyrik, als die ursprünglichste poetische Regung, am sichersten verräth, weß Geistes Kind ein Volk, welchem Boden und welchen Quellen sein tiefstes Leben entsprossen sei. Man wird nicht verlangen, daß wir auf jedes einzelne Gedicht in der „Libussa" besonders eingehen; doch gewiß wird der Unbefangene mit uns darin übereinstimmen, daß trotz der geläufigen Gemüthlichkeit Seidl's *), trotz Frankl's und Braunthal's geschmackvoller Diction, trotz der sinnigen und phantasievollen Malerei Hansgirg's, ja auch trotz der schönen Sonnette Ebert's, diese ganze Fülle von Lyrik mehr Herbarium ist, als Blüthenhain. Die Blumen mögen von schönster und zartester Form sein, aber sie sind verdorrt, ihr Duft ist gräberlich: sie regen sich nicht und rauschen nicht, denn es fehlt auch der leiseste Hauch eines Volksgeistes in diesem stillen Kunstgarten, mit einem Wort, es fehlt das Leben. Wir haben nicht vergessen, in Anschlag zu bringen, was etwa auf die innere Armuth zufälliger Mitarbeiter oder auf die gewöhnliche Entstehungsart von Beiträgen zu einem wohlthätigen Zweck zu schieben sein mag. Auch ist nicht Talentlosigkeit der hervorstechende Zug. Gewiß, es werden in Deutschland jährlich ganze Bibliotheken voll zehnmal talent- und kunstloserer Lyrik gedruckt; wenn sich die „werdelustigen" Hallenser oder die kritisirenden jungen Literaten Berlins zu einem lyrischen Almanach zusammenthun, so wird bei Weitem weniger Geschmack, Bildung und äußere Formschönheit, aber selbst bei den rohesten Auswüchsen und dem schülerhaftesten Singsang mehr Naturlaut, Volksgeist und Lebensgehalt an den Tag kommen. Hier dagegen, welche hoffnungslose Schwindsüchtigkeit, welche Sehnsucht nach Stoff, welches Schmachten nach einem poetischen Erlebniß blickt uns aus zierlich gebil-

*) Seidl ist übrigens mehr Oesterreicher und Steiermärker, als Böhme.

deten Versen an! Glücklich diejenigen, die irgend einen harmlosen historischen Gegenstand gefunden; die es verstehen, alte Balladenstoffe umzuschmelzen oder deren Phantasie es gelingt, einen Wunderquell in Arabien, in Hispanien zu entdecken! Die Anderen hängen sich verzweifelnd an einen Strohhalm, sie klammern sich an einen Mond- oder Abendsonnenstrahl, der wieder einmal auf eine Ruine fällt; sie spinnen sich aus dem Wechsel der Jahreszeiten, aus der Wirkung eines Oelgemäldes, aus dem Namen eines Dichters, aus einer Glosse u. s. w., mühsam einen elegischen oder didaktischen Faden, um aus dem vagen Labyrinth ihrer Gefühlssehnsucht zu einer bestimmten Empfindung, um aus der leblosen Naturmalerei wenigstens zu einer Pointe, zur glücklichen Variation eines alten Wiedersehens-, Unsterblichkeits-, Liebes- oder Grabgedankens zu kommen. Es ist bezeichnend, daß man so selten ein eigentliches Lied oder ein liedartiges Gedicht findet – Friedr. Bach's melodische Verse machen darin eine Ausnahme —; nicht daß ich den Werth eines lyrischen Gedichtes grade von seiner Komponirbarkeit abhängig machen wollte, denn das hängt nur zu oft blos von der äußeren Form ab: ich nenne liedartig, was durch einen unmittelbaren Ausbruch des bewegten Gemüths, durch die frei werdende Gewalt der Empfindung entsteht. Bei den Prager Poeten aber ringen sich Gedanke und Empfindung selten und schwer von der Last der Bilder los, an denen ihre Phantasie übrigens reich ist. Freilich wird der poetische Gedanke sich stets in Bildern verkörpern: allein er muß nicht von ihnen erdrückt werden, sie vielmehr beseelen und beherrschen und sich so frei in ihnen bewegen, wie ein feuriger und graziöser Menschengeist in den Gliedern irdischer Schönheit. Sonst hat man hübsche Leichen geschaffen.

Und doch soll dies Alles weniger Tadel eines Fehlers, als Klage über ein Unglück sein. Ich mag hier nicht die Ursachen dieser Uebelstände näher auseinandersetzen; es würde theils zu weit, theils zu neuen Mißverständnissen führen. Wenn ich das Kind beim wahren Namen nenne und die Dinge angebe, wie sie einmal sind, so könnte ich leicht wieder für einen versteckten Deutschfeind und Czechomanen angesehen werden. Also nur eine Andeutung. So viel ist gewiß, daß die Hauptquelle dieser trübseligen Erscheinung in dem Mangel an deutschem Volksleben besteht. Wie oft läßt dieser gebrochene Gesang deutscher Poeten das dämmerige, innerlich getrübte

Geistesleben der halb Germanisirten errathen, die es nicht so weit gebracht, deutsche Verse zu schreiben! Ihre Bildung ist eine angelernte und selbst im besten Falle wird es ihnen kaum gelingen, die Ideen einer Welt, die sie nur aus Büchern kennen, mit ihren eingebornen und angelebten Anschauungen und Gefühlen in rechten Einklang zu setzen. Aus einem deutschen Schul-, Beamten- und Salonsleben wächst noch kein deutsches Gedicht. Dies wäre freilich nur ein literarisches Unglück, wie Mancher lächelnd bemerken wird, — wenn es nicht nothwendig auch andere, sehr wesentliche Entbehrungen voraussetzte. — Ich glaube, daß mancher von den Prager Poeten sich dieser peinlichen Stellung nicht recht bewußt sein mag: fühlen aber wird er sie, wenn auch nur dunkel, nicht wissend, was und wo es ihm fehle. Allein, abgesehen von jenen innerlich lähmenden und verwirrenden Einflüssen, die ich nur andeuten wollte, gibt es auch mehr äußerliche Trübsale, die sich gewiß Niemand verhehlen wird. Wie der deutsche Poet dort mit seinen ursprünglichen Anschauungen nicht im deutschen Volksleben wurzelt, so weiß auch kein deutsches Volk von ihm, hört kein deutsches Volk von seiner Sehnsucht, ehe er etwa berühmt ist und begraben. Er ruft und kein Echo antwortet, die segensvolle Rückwirkung der Gegenliebe fehlt und so erlischt ihm die Liebe, so verrostet die Kraft, so erblindet ihm der Zauberspiegel der poetischen Ahnung. Sein Publicum ist eine kleine Elite von Gebildeten und Dilettanten, die eben so isolirt stehen, wie er. Nicht blos, um ihr zeitliches Glück zu machen, verlassen so viel deutsche Poeten die böhmische Heimath und bauen ihr Nest für immer in der Kaiserstadt: sie suchen Deutschland in Wien.

Wer sich in diese Zustände hineindenken kann, wird für unsere Prager Poeten ein doppelt mildes Urtheil haben und ihr tapferes Streben um so höher schätzen; verehren aber wird er ein Talent, wie Egon Ebert, dem trotz so mannichfacher Ungunst seine Heimath reizende und harmonievolle Schöpfungen verdankt. Ebert hat nur wenige Lieder gedichtet, seine Balladen und seine „Wlasta" jedoch haben oft den festen und reinen Klang Uhland'scher Epik. In seinen neuesten Dichtungen hat er sogar eine seltene Eigenthümlichkeit gewonnen. Ich weise namentlich auf das seelenvolle Gedicht, „Milosch und Miliza" hin, das den vorigen Jahrgang der „Libussa"

Digitized by Google

ziert. Man wird in dem weichen Ton dieses Gedichts bei so gluthvoller Färbung gewiß das speciell böhmische Element nicht verkennen.

Ebert wird keine Ausnahme bleiben. Denn all jene Andeutungen sollten nicht etwa sagen, daß für die wahre deutsche Bildung keine Aussichten im Czechenlande sind. Ich meine nur, daß sie dort keine primitiven Quellen hat und daß ein Symptom davon die schwächliche und künstliche Lyrik ist, der wir in dem Prager Taschenbuch begegnen. Um so mehr bedarf dieses Deutschthum, das so wenig naturwüchsig ist, der freien Luft, des ersehnten Zusammenhangs mit dem Wirken des deutschen Geistes, damit ihm frische Kräfte zufließen aus seiner ursprünglichen Heimath und den natürlichen, volksthümlichen Boden, der ihm dort fehlt, durch die Schätze des Wissens und den Glauben an deutsche Ideen ihm ersetzen. Daß es dahin kommen muß und kommen wird, verräth sich schon jetzt durch leise Bewegungen in der deutschen Literatur Böhmens. Denn nicht vom Osten, wie Manche wähnen, vom Westen vielmehr ist der Frühlingshauch gekommen, der den scheintodten, verdorrten Ast des Czechenthums plötzlich neue Blüthen treiben ließ. Es ist derselbe Geist der Nationalität, der Treue gegen sich selbst, welcher Magyaren, Slaven und Deutsche aufregt zur friedlichen Schilderhebung für ihr innerstes Leben und dessen Zukunft. Diese Regung ist nur bis jetzt mehr am Czechenthum bemerkt worden, weil sie von dieser Seite unerwarteter und überraschender kam und weil sie nur zu sehr im Gewand politischer Phantasien auftrat. Sie scheint auch von deutscher Seite nicht lange mehr ausbleiben zu wollen. Minder laute, aber sichere Anzeichen sind vorhanden. —

Doch wir haben es hier blos mit literarischen Dingen zu thun. — Leider enthält die „Libussa“ diesmal keinen Beitrag von einigen jüngern böhmischen Talenten, an deren Namen sich bereits schöne Hoffnungen knüpfen. Ich erwähne u. A. nur Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Isidor Heller u. s. w. In diesem jungen literarischen Nachwuchs entwickeln sich Keime einer Kraft, die schon über den engern provinciellen Horizont hinauszugehen und einst eine Geltung in der „einigen und freien“ Republik der deutschen Literatur zu gewinnen verspricht. Ich schlage damit einige junge Talente nicht zu hoch an; ich erwähne sie, weil sie bezeichnend sind für die Richtung,

die der Fortschritt deutscher Literatur in Böhmen einschlägt. Hartmann und Meißner sind sehr glückliche lyrische Talente. Auch sie haben nie ein eigentliches Lied geschrieben, was man sonst nur den Norddeutschen erlassen will. Singe, wem Gesang gegeben! sagt Uhland. Es wird jetzt in Deutschland überhaupt wenig gesungen, wenn auch zu viel geschrieben; und hat doch selbst Grün, der heitere, vorzugsweise österreichische Sänger vor lauter Gedankenarbeit nicht den leichten Liedersinn gewinnen können. Der Deutsche in Böhmen gar muß sich sein Deutschthum erst erobern, und er fühlt, daß er dies nicht durch längst abgeleierte Variationen und Modulationen kann: daß er sich mit dem Ideeninhalt einer neuen Zeit zu erfüllen suchen muß. Was diese beiden jungen Poeten vor dem großen Haufen gebildeter Versmacher besonders auszeichnet, ist eine Tiefe der Reflexion, die sonst in Oestreich für unerhört, wo nicht für unerlaubt gegolten hätte. — Wir vermissen hier auch mit Bedauern den Namen Isidor Heller, der in einzelnen, in Journalen zerstreuten Aufsätzen mehr Anlagen zu einem tüchtigen Prosaiker verräth, als man sonst, nicht nur in der böhmischen, sondern in der österreichischen Literatur überhaupt findet. Die österreichische Prosa neigt in der Regel mehr zum Schwulst als zur Klarheit; Lyrik, Reflexion, Kritik, Witz und Humor, dies Alles findet man oft bei dem talentvollsten Prosaiker in unförmlicher, wüster Gährung begriffen, von keinem leitenden, vorwaltenden Gedanken beherrscht. In Heller's prosaischen Aufsätzen fanden wir stets Grazie, Humor und Reichthum der Anschauungen, dabei eine gewisse Sicherheit und überlegene Entschiedenheit im Ausdruck.

Die „Libussa" hat das Ihrige gethan, um auch die böhmische Prosa zu vertreten. Sie bringt mehr oder minder verunglückte historische und sociale Novellen von Seidl, Marxheim und Seidlitz. Seltsam ist, daß diese Herren von der Feder in ihrer Prosa sämmtlich vor einem — Maler zurückstehen, vor Führich, dessen Selbstbiographie nicht nur in psychologischer und kunstgeschichtlicher Hinsicht von höchstem Interesse, sondern auch als stylistische Arbeit beachtungswerth ist. Die edle Ruhe, die klare Anschaulichkeit, bei lebendigster Bewegung, und das glühende Colorit seiner Schilderungen verrathen überall den Künstler. Sonst führt uns diese Selbstbiographie einen der merkwürdigsten modernen Malercharaktere vor. Ich zweifle sehr, ob Raphael

Digitized by Google

und Correggio so katholisch waren, wie es Führich ist; von neuern Malern gar nicht zu reden. Der bildende Künstler neigt sich zwar unwillkürlich, instinctmäßig dem katholischen Himmel zu, er fragt aber nicht viel nach dem Dogma, sein Glaube liegt in seiner Phantasie; er sucht ihn nicht erst durch Bekämpfung des Skepticismus zu erringen und durch eine Absonderung von allen geistigen Genüssen einer Welt, die für ihn denkt, sich zu bewahren. Wenn der Künstler sonst Nichts von Speculationen der modernen Philosophie wissen will, so geschieht es, weil ihm diese keine gereiften Früchte, keine anschaulichen Resultate bieten kann; er läßt sich dagegen Alles gefallen, was davon in das Leben übergangen ist. Führich dagegen spricht sich mit leidenschaftlicher Polemik gegen alle moderne Erscheinung, Richtung und Neigung aus; diese Stimmung, die kein unkatholisches Gefühl begreifen und für wahr halten kann, ist nicht aus naivem Künstlersinn erwachsen. Führich gibt sich selbst als einen Schüler der Schlegel, Stollbergs und Görres', in gewissem Sinne sogar als einen „Geretteten" zu erkennen. Nach dem Urtheil von Kunstkennern ist Führich, in seinen Werken, eine eigene Schule, die aber keine Jünger hat. Seine Gemälde haben alle streng kirchlichen Charakter.

Auch „Rank" fehlt in diesem Jahrgange der „Libussa". Wir haben das Buch „aus dem Böhmerwalde" und die „vier Brüder aus dem Volke" in diesen Blättern schon besprochen gesehen; es wäre daher überflüssig, hier darauf zurückzukommen. Nur Eines sei bemerkt. Wer nicht ganz blind ist, wird an ihm ein Etwas erkennen, das sich nicht gut definiren läßt, das ihn aber von all den deutschen, im Czechenland erwachsenen Poeten unterscheidet. Dieser Unterschied liegt nicht blos in der besondern Art und Weise seines Talents, sondern in seinem grunddeutschen Wesen, das von einem ungetrübten, rein nationalen Volksleben gepflegt worden ist. So sehr Rank in seinem provinziellen Böhmerwald wurzelt, ist er doch mehr allgemein deutsch, als jene, die erst auf dem Umwege kosmopolitischer Bildung zu ihrem Deutschthum gelangen.

Wir haben noch Uffo Horn zu erwähnen, der ein Vorspiel zu seiner Tragödie: „König Ottokar" unter dem Titel: „Die drei Fürsten" mittheilt. Aus einem Vorspiel läßt sich nicht auf das Drama schließen, doch zeigt Horn hier, wie in allen poetischen Versuchen, die wir von ihm kennen, viel Schwung der Diction, mehr

Glanz, als Wärme. Der Gegensatz zwischen dem trotzigen Ottokar und dem bescheidenen Grafen Rudolph von Habsburg, der als Vasall des Böhmenkönigs dessen Kreuzzug wider die heidnischen Preußen mitmacht, ist glücklich gegeben. Patriotische Böhmen beklagen sich oft über die Rolle, die Grillparzer in seiner Tragödie: „Ottokar's Glück und Ende" ihren gefeierten Nationalhelden spielen läßt; allein ich wüßte nicht, wie jener Gegensatz würdiger gezeichnet werden konnte, als es eben von Grillparzer geschah. Und wir finden, daß Uffo Horn, ein sehr patriotisch gesinnter Böhme, es hier durchaus nicht anders macht.

So wären wir zu den Glanzpunkten der „Libussa" für 1844 gekommen: diese Glanzpunkte gehören aber zufällig nicht in eine Betrachtung der „deutschen Literatur in Böhmen"; es sind zwei aus dem Slavischen übersetzte Dichtungen: die eine „Wratislaw" aus dem Altböhmischen, die andere Karl Hynek Macha's „Mai" aus dem Neuböhmischen. Wir behalten uns vor, in einem besondern Artikel auf Macha und seine Dichtung zurückzukommen, die in ihrer Art ein Phänomen ist und zu neuen Betrachtungen über das Thema vom Zwiespalt zwischen Czechenthum und Deutschthum Veranlassung gibt.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Hans Jörgel gegen Hoffmann und Campe.

Aus Wien.

Die Leser werden sich wundern, einem so unliterarischen Namen wie „Hans Jörgel" plötzlich zu begegnen; wie aber wird ihre Verwunderung erst wachsen, wenn sie hören, daß Hans Jörgel der Titel eines Blattes ist, das zu den verbreitetesten in Oesterreich gehört, eines Blattes, das bereits seit zwölf Jahren erscheint, das notorisch die freieste Censur unter allen Wiener Blättern hat und das, obgleich es in österreichischem Volksdialekt geschrieben ist, dennoch über Dinge spricht, die für ganz andere Ohren gehören, als für das Volk, eines Blattes, das über Politik, Literatur, Kunst sein Votum abgibt, das alle Stadtklatschereien in seinen Spalten behandelt u. s. w. — Wenn nun unsere Leser ärgerlich darüber sind, ein so interessantes Blatt bisher nicht gekannt zu haben, so müssen wir zum Troste derselben die Charakteristik des Hans Jörgel vollenden. Herr Rechnungsrath Weiß, so heißt der Herausgeber und Verfasser des Hans Jörgel, ist k. k. „Biomter" (Beamter) und benutzt die Censurerweiterung seines Volksblattes dazu, die Augendienerei auf eine auffallendere Weise zu treiben, als es den anderen wiener Journalredacteuren möglich ist; Herr Rechnungsrath Weiß ist ein geborner Slave und genirt sich daher nicht, den österreichischen Volksdialekt, der in der Regel wegen seiner Treuherzigkeit und Naivetät bekannt ist, in der gemeinsten Ausdrucksweise zu nothzüchtigen. Das letzte Heft des Hans Jörgel enthält eine Polemik gegen Hoffmann und Campe und gegen die Wiener Buchhändler, welche die im Auslande erscheinenden Schriften über Oesterreich verschleißen. Der Ton dieser Polemik liefert einen interessanten Beitrag zur Kenntniß unserer Preßverhältnisse, als daß ich mich enthalten könnte, Ihnen einen Auszug aus der erwähnten Philippica einzusenden. Hans Jörgel schreibt an seinen Schwager:

„Vielgeliebter Herr Schwager!

„Es war hiezt eine Zeit, wo das liebe Deutschland außerordentlich befließen war, Schmähschriften gegen unser Oesterreich und gegen uns Oesterreicher in d'Welt z'schicken. Aber na, Deutschland kann da nix dafür, eben so wenig als Hamburg, wo der vorzügliche Kochkessel is, in dem die Herenbrüh, mit der's uns bespritzen, abg'rührt und gesotten wird. I glaub', Hamburg hat uns Oesterreicher und b'sunders d'Wiener von einer bessern Seiten kennen g'lernt, als aus diesen Büchern, denen man's auf 80 Meilen ansieht, daß's entweder Hunger oder Gallsucht z'samm'g'schrieb'n, der niedrigste Kramergeist verlegt und dann solche Leut' verkauft hab'n, dö vom Ausland als arme „Jungens" nach Wien kummen sein.*) Wann ein Familienvater is, der irgend Ein'n in seine Familie aufnimmt, und so wie seine eigenen Kinder behandelt, und dieser Mensch geht her und steckt den Kindern Bücher zu um etliche Groschen, wo's Hauswesen recht heruntergʼsetzt, und sogar der Familienvater nit verschont wird, was sagt man zu so ein'm Menschen? — Schuft! dös wär der g'lindeste Ausdruck. Und den wirf i enk Allen auf'n Hals, dö's in ein'm Staat, wo's auf ehrliche Art Tausende verdient's, weg'n etliche Guld'n, gegen diesen Staat selber Schmähschriften einschmuggelts. I möcht' nur wissen, was denn so ein Buchhandler thät, wann man auf ihn und sein Hauswesen so eine Schmähschrift machet, und so in d'Welt h'nausschicket. Wie der glei zu alle G'richter rennet, wo er Schutz suchet, was er für ein Spektakel machet. Aber wann ein nixnutziger Bursch, den seine Lumpereien und seine Liederlichkeit forttreibt, was zusammenschmiert, und da ein ganzes Volk heruntersetzt, Schändlichkeiten z'sammlügt, und Sachen beschreibt, dö er nit einmal dem Namen nach kennt, dös verkauft er mit Seelenvergnügen, als ob ihn diese etlichen Groschen vom Hungertod retteten. I hab' g'wiß gegen Manches offen und unverhehlen meine Meinung ausg'sprochen, is's angangen, wem's will, deßweg'n sag' i's a eben so offen: Schuft jeder so Bücherschleichhandler!

Wie gefällt dem Leser diese Probe Hans Jörgel'scher Polemik? Alles für's Volk! Die Schrift über Oesterreich und seine Zukunft ist ja nur von solchen Leuten gekauft und gelesen worden, die nur den österreichischen Dialekt verstehen. Deswegen ist es ganz natürlich, daß gerade Hans Jörgel dagegen loszieht. Ein „Schuft" in österreichischer Mundart ist übrigens so etwas Gemüthliches, daß nur ein Hypochonder darin eine Injurie sehen kann. Die Wiener Buchhändler werden sich überdies wohl hüten, den Hans Jörgel wegen dieser Injurie zu verklagen. R. . .

*) Anspielung auf die Wiener Buchhändler, von denen einige Ausländer sind. Anmerk. d. Eins.

Digitized by Google

II.

Notizen.

Ein Brief von Schuselka. — Delavigne. – Brühl. — Börnstein und deutsche Ehrlichkeit. — Moriani. — Untersuchungen. — Sommernachtstraum. — Jordan. — Neujahrswunsch.

Vom Herrn Dr. Schuselka in Wien ist der Redaction der Grenzboten folgendes Schreiben zugekommen:

Hochgeehrter Herr Redacteur und lieber Herr Landsmann! Der Wiener Brief von J. v. J. in Nr. 47 Ihres geschätzten Blattes enthält in einer sehr freundlichen Mittheilung über mich einige sachliche Unrichtigkeiten, die zwar bei der gänzlichen Zurückgezogenheit, in der ich lebe, kaum zu vermeiden waren, aber berichtigt werden müssen, weil sie auch fremde Personen und Verhältnisse berühren. Ich ersuche Sie daher, folgenden Angaben ein Plätzchen zu gestatten: Ich bin nicht zwei, sondern nur ein Jahr im nichtösterreichischen Deutschland gewesen. Ich bin keineswegs Advokat, sondern einfach Doktor des Rechts. Ich lebe allerdings jetzt in Klosterneuburg, aber in eigener Wohnung und mit eigener Haushaltung und keineswegs im Kloster, mit dessen Prälaten, (einem bereits hoch betagten Manne, ehemaligem Professor der Theologie, k. k. Regierungsrathe und Director der Gymnasialstudien in Oesterreich), ich noch niemals in irgend eine Berührung gekommen bin. Die löbliche Polizei fand bei mir weder politische Manuscripte, noch Concepte von Artikeln für die Deutsche Allgemeine Zeitung, sondern ich übergab freiwillig die Exemplare meiner fünf politischen Broschüren*) und Abdrücke von etwa 70 Artikeln in der Leipziger Allgemeinen Zeitung und bekannte mit ruhigem Bewußtsein, daß ich der Verfasser dieser, und nur dieser anonymen Schriften bin. Unter den mir abgenommenen Briefen befanden sich allerdings zwei vom Herrn Dr. G. Kolb, Redacteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, allein sie haben mich durchaus nicht compromittirt, sondern meiner Sache wesentlich genützt, indem sie Nichts enthalten, als eine überaus freundliche Beurtheilung meiner Schrift: „Ist Oesterreich deutsch?" und die Aufforderung, im loyalen Sinne dieser Schrift für die Allgemeine Zeitung zu schreiben**). Die volle Wahrheit sagt Ihr geehrter

*) „Deutsche Worte eines Oesterreichers. — „Ist Oesterreich deutsch?" — „Oesterreich und Ungarn." — „Beitrag zur Beurtheilung des preußischen Strafgesetzentwurfs in seinem allgemeinen und politischen Theile." — „Die orientalische d. i. russische Frage."

**) Herr Dr. Schuselka ist, wie der Artikel Ungarn und Böhmen in der Augsburger Allgemeinen beweist, dieser Aufforderung bereits nachgekommen.
D. Red.

Herr Correspondent, da er behauptet, das Gerücht über Halm und Enk sei nicht von mir ausgegangen, und ich danke ihm für die zuversichtlich gute Meinung, die er von mir hegt. Ich erfuhr jenes Gerücht in meiner ländlichen Einsamkeit erst, als schon alle Zeitungen davon voll waren. Hierauf aber, das bekenne ich ohne Bedenken, fand ich mich im Interesse der Ehre unserer Literatur aufgefordert, die Sache ernsthaft zur Sprache zu bringen. Ich theilte daher unparteiisch die ganze Thatsache des Verdachtes mit, der mit merkwürdiger Schnelligkeit sich in der That allgemein verbreitet hatte, und forderte im Namen unsrer Nationalehre dringend auf, daß man, woher es nur möglich wäre, gründliche Beweise für oder wider, auftreiben und bekannt machen möchte, damit dem Lebenden oder dem Todten sein Recht geschehe.

Ich bin mit herzlicher Hochachtung Ihr ergebenster

Dr. jur. Franz Schuselka.

— Der so eben verstorbene Poet Casimir Delavigne machte sein Glück hauptsächlich durch Gelegenheitsgedichte. Seine, unter dem Titel Messeniennes berühmten drei Elegien erschienen kurz nach dem Augenblicke, wo die alliirten Armeen ihren zweiten Einzug in Paris hielten. Damals, wo das Nationalgefühl Frankreichs so tief gebeugt und verletzt war, erstand ein dreiundzwanzigjähriger junger Mann, der in feurigen, kräftigen Worten der Nation Muth zusprach und Blücher und Wellington warnende Worte zurief, den Jammer eines besiegten Volkes nicht durch Uebermuth zu erhöhen. Diese drei Messeniennes machten Delavigne allsogleich zu einem Liebling Frankreichs. In seinen spätern Messeniennes besang er Griechenland und Italien; in der Juliuswoche dichtete er die Parisienne, einige Monate später, während des polnischen Aufstandes, die Varsovienne u. s. w. Seine Leier kam immer apropos und die französische Nation ist für solche Dinge dankbarer als die deutsche.

— Die Schriften über Juden-Emancipation und Nicht-Emancipation nehmen gar kein Ende. Wie kann man über eine fertige Frage noch so viel schreiben? In neuester Zeit hat sogar Herr Moriz Brühl „Selbstbekenntnisse eines Katechumenen" herausgegeben, die er „dem hochgestellten Priester am Rhein" gewidmet hat. Wir haben, Gott sei Dank, diese Schrift nicht gelesen. Schon der Name des Verfassers reichte hin, uns abzuschrecken; in einer so hochwichtigen Sache dürfen nur Männer von unbescholtenem Lebenswandel ihre Stimme erheben; was will Herr Moriz Brühl, dessen Name noch aus seinem vorjährigen Scandal, als er sich für Drechsler-Manfred ausgab und Dahlmann Geld ablieh? Wen will er bekehren, Christen oder Juden? Die Selbstbekenntnisse des Herrn Brühl können weder für ihn, noch für den Leser erquicklich sein.

— Lustspiel in drei Acten nach dem Französischen von Börnstein — Drama in zwei Acten frei nach dem Französischen von Castelli. — Dabei versteht sich's von selbst, daß wir Deutschen die ehrlichste Nation auf der Welt sind, die Franzosen aber sind lauter Windbeutel, Glücksritter und gewissenlose Menschen, gegen die wir keine Rücksicht zu haben brauchen. Daß so ein Höllenbraten von Franzos sich die Mühe nahm, ein allerliebstes zwei-, dreiactiges Stück zu erfinden — was kümmert das uns? Wenn wir nur wissen, wer es übersetzt hat. Der Name des Verfassers ist eine Nebensache. Mit gleicher gründlich deutscher Ehrlichkeit verfährt eine große Berliner lithographische Anstalt. Auf allen Lithographien, die sie in die Welt versendet, könnt ihr lesen: „lithographirt von Blau"; wer die Zeichnung gemacht hat — das ist pures Nebending. Dieser Horaz Vernet, dieser Ingres, dieser Ary Scheffer, deren Bilder auf eine so pfiffige Art nachgezeichnet und nachgedruckt werden, sind nur Franzosen, Lumpenvolk, Mysteres de Paris, unmoralische Wälsche; die deutsche Nation will Nichts wissen, als daß Herr Blau der Lithograph war. Vivat die deutsche Ehrlichkeit! Vivat Herr Börnstein! Herr Castelli! Herr Blau!

— Der italienische Tenorist Moriani, der jetzt in Dresden singt und gegenüber von Tichatschek den Kürzeren zieht, reist mit großen vornehmen Empfehlungsschreiben versehen. Wie alles Ausländische, wird auch er vorzüglich von dem Adel beschützt. Eine hübsche Anekdote trug sich in Prag zu. Die Zeitschrift Ost und West enthielt eine Kritik, in welcher dieser Sänger mit unparteilicher Strenge besprochen wurde. Einige Tage darauf kam dem Redacteur Herrn Rudolf Glaser die indirecte Warnung von einigen hohen Adeligen zu, daß wenn sein Blatt sich noch einmal derlei zu Schulden kommen ließe, man das Abonnement desselben aufgeben würde. Schön!

— Nichts als Untersuchungen! Ueber den Königsberger Walesrode ist wegen seiner vor langer Zeit in Königsberg gehaltenen und nachher veröffentlichten Vorlesungen eine Untersuchung verhängt; eben so über einige Berliner Literaten, die im entfernten Verdacht stehen, mit den Studenten vom Leseverein sympathisirt zu haben; in Leipzig sind eben die Untersuchungen gegen eine Anzahl von Studenten beendigt worden, die sich gemeinschaftlich „eine politische Bildung verschaffen wollten;" in Heidelberg sind verschiedene Pfeifenquasten und Bänder der Studenten in Untersuchung. In Deutschland werden die politischen Untersuchungen bald etwas so Gewöhnliches sein, wie der Schnupfen oder der Katzenjammer. Statt: „wie befinden Sie sich? wird man fragen: wie geht's, sind Sie schon untersucht? Die ganze neuere Geschichte Deutschlands, glaube ich, ist noch in Untersuchung; darum geht sie so langsam vorwärts. Ernsthafter, obgleich nicht so

ärgerlich, ist die Untersuchung, welche die neapolitanische Regierung gegen den Aetna und seine schrecklichen Lavaausströmungen einleitete. Man sagt, die Untersuchungen hätten Nichts ergeben, obgleich sie unpolitisch sind. Oder steht der Aetna vielleicht in unterirdischer Verbindung mit den Rebellen in der Romagna?

— Der „Sommernachtstraum“ ist auf der Leipziger Bühne glücklich vom Stapel gelaufen: ohne zu mißfallen, ohne den Wunsch nach öfterer Wiederholung rege zu machen. Die Masse des Publicums hält sich an das Ballet — was sie im cant „Wade“ nennen — und es gibt Leipziger Patrioten, welche triumphirend versichern, daß Fräulein Günther ein besserer Puck sei, als die Berliner Hagn; das Urtheil der Musiker ist sehr verschieden, obgleich sonst Mendelssohn's Name hier immer durchdrang. Was soll man aber von der Theilnahme der Literaten sagen? Diese theilen sich in Literaten, welche Dramen schreiben, und in Literaten, die keine Dramen schreiben. Erstere sahen die Aufführung mit einem Lächeln des Mitleids an und berichteten ohne Bitterkeit, mit großer Fassung darüber; letztere — mein Gott, soll man es sagen? — wird man es glauben? — letztere sind großentheils gar nicht im Theater gewesen. Sie haben unterdessen mit Fanatismus über O'Connell, über Haber, über den Dombau und den Zollverein gesprochen. So weit ist es gekommen! Ein Kunstgenuß, nach dem sich Tieck sein Leben lang sehnte, läßt diese Barbaren kalt, und das wollen Musensöhne sein! Sommernachtstraum! — ein Name, der sonst an alle Wunder der Phantasie, an alles Entzücken der Begeisterung erinnerte, jetzt ruft er ein höhnisches Lächeln, saure Gesichter oder ein Achselzucken hervor.

— Dr. Boden in Frankfurt am Main hat nun, nachdem Jordan's Selbstvertheidigung erschienen ist, nachträglich zu seiner Kritik des Processes, einen juristischen Epilog herausgegeben, worin er die Ueberzeugung ausspricht, daß der arme verfolgte Rechtslehrer gewiß vom kurfürstlich hessischen Oberappellationsgericht werde freigesprochen werden. Endlich! Wir sind neugierig, ob Jordan seine Freisprechung erleben wird. Gleichzeitig hört man, daß Weidig's Proceß von dem liberalen Criminalrichter Nöllner authentisch nach den Acten, die er von der Regierung erhalten hat, dargestellt werden soll. Wenn nur die wichtigsten Actenstücke nicht unterdessen abhanden gekommen sind.

— Wer da glaubt, unsere Zeit sei ohne Romantik und Wunderlichkeit, der nehme sich einmal nur die Mühe, einen Haufen gleichzeitiger Tagesneuigkeiten auf's Gerathewohl neben einander zu stellen, zum Beispiel:

— In der Schweiz hat eine Mutter ihrem achtjährigen Töchter-

Digitized by Google

lein durch siedendes Wasser und Peitschenhiebe den Teufel ausgetrieben. Diese löbliche Cur grassirt jetzt in mehreren Cantonen.

— In einer norddeutschen Stadt besteht eine Gesellschaft von gebildeten jungen Leuten, die sich vorgenommen haben, nicht an Gott zu glauben.

— Zwei französische Industrieritter haben den Dey von Tunis um 1,300,000 Franken geprellt und fünf seiner Frauen entführt. Revanche für die Seeräubereien, welche die frühern Deys gegen Frankreich führten.

— Der türkische Ministerpräsident hat in einem leitenden Artikel in dem französischen Journal de Smyrne die wohlwollenden Gesinnungen seines Herrn gegen Griechenland betheuern lassen.

— Ein jüdischer Edelmann hat sich mit einem spanischen Cavalier auf Pistolen geschlagen und denselben erschossen.

— Zwölf ungarische Comitate haben auf dem Reichstag für die Judenemancipation gestimmt.

— In Westphalen bereitet man Petitionen vor, um ein Gesetz gegen die Fortpflanzung und Vermehrung der Juden.

— In der „Jagdzeitung" singt ein junger deutscher Adeliger: „Mein erstes Schwein". Sonst besang man seine erste Liebe.

— Der Claviervirtuose Lißt ist vom Fürsten von Hechingen zum wirklichen Hofrath und Ritter eines Vogelordens ernannt worden.

— Einem Gerücht zu Folge soll nun Luther, mit dem Titel: Sprachverbesserer, doch in die Walhalla kommen u. s. w. u. s. w.

Wenn man diese Geschichten etwas mehr ausmalte, durcheinander würfelte und in Verbindung brächte, gäbe das nicht den prächtigsten Stoff zu einem satyrisch-phantastisch-melodramatischen Zeitballet? —

— Auch die Russen haben uns ihre Neujahrsgratulation abgestattet. Sie berichten nämlich selbst und offiziell, daß sie im Kaukasus wieder eine Schlappe erlitten und 1600 Mann nebst 45 Offizieren verloren haben.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig**. — Redacteur **J. Kuranda**.
Druck von Friedrich Andrä.

Dramatisch und Theatralisch.

Gutzkow und sein Geheimniß. — Laube und Scribe. — Definition der Birch-Pfeifferei. — Hebbel. — Riesen sind nicht Heroen. — Mosen. — Shakspeare und Sophokles, Charaktere und Fabel. — Die Intrigue als Zeitgeist. — Magister Ubique. — „Zopf und Schwert“ auf der Dresdener Bühne und „Vor hundert Jahren“.

„Woran es den jetzt auftauchenden deutschen Dramatikern noch fehlt?“ — Sie stellen mir, verehrter Freund, diese Gewissensfrage sehr naiv. Ich will versuchen, sie ebenso naiv zu beantworten. Das heißt, ich will herumsuchen und anklopfen, wo sich der Instinct, das Rechte zu finden, verräth oder sich ein Bewußtsein darüber ankündigt. Und da werden Sie mich wohl vor Allem gleich auf **Gutzkow** verweisen. Er nahm den ersten Anlauf, die Bühne literarisch zu erobern. Sein Sturmdrang, seine gewaltige Schnellkraft hat ihm rasch Bahn gebrochen. Seine Production ist fast so unermüdlich wie seine Betriebsamkeit. Bei All dem ist er durch die Beschaffenheit seiner Stücke noch nicht zum Bedürfniß der heutigen Bühnen geworden. Wehe der deutschen Bühne! wenn er zurücktritt, wehe ihr! wenn er sie aufgibt, das heißt, wenn er es aufgibt, mit ihr zu einem Ziele zu gelangen. Aber er kann nicht mehr zurück, er hat zu Viel schon in die Schanze geworfen, er muß über die Leichen vieler seiner Stücke hinweg das Bollwerk ersteigen und die Mauerkrone erringen. Auch lebt ein Etwas in ihm, das bedeutender ist als sein Schaffenstrieb, als sein speculativer Arbeitsdrang. Sein Wissen ist mächtiger als sein Talent. Ich meine nicht seine Bühnenkenntniß; in der Technik und Praktik, in der Herbeiführung des Effectes zwischen Lampen und Coulissen wird er noch lange vergebens mit der Birch-Pfeiffer um die Palme ringen. Aber Gutzkow weiß immer, um was es sich handelt. In allen Stoffen, in denen er sich von je seit dem Beginne

seiner literarischen Thätigkeit bewegte, wußte er, was und wo es fehlte. Dieser Spürsinn hat nicht gehindert, daß er oft genug weit abirrte, in geschmacklose Seltsamkeiten gerieth; aber sein Talent, ob es gleich um Vieles schwächer ist als sein scharfsinniges Wissen, wird seiner Einsicht nacheilen, sein Ziel erreichen. Und was der poetischen Begabung in ihm unmöglich bleiben wird, das wird schließlich die Routine möglich machen.

„Also Gutzkow weiß, warum es sich bei der Wiederbelebung des deutschen Dramas handelt? Und das müßte Geheimniß bleiben? Ein Cabinetsgeheimniß der Schreibenden?"

Gutzkow spricht nicht über das, was ihn leitet. Er baut Stück auf Stück und will die Sache praktisch erledigen. Er haut nieder, was ihn hindert, drückt die Augen zu und ist nur um seinen Specialfall bekümmert. Er wird so viel erreichen, als die vereinzelte Energie vermag, so viel oder so wenig, als der Streifzug eines Einzelnen möglich macht. Lassen wir noch Geheimniß sein, was er in seiner dramatischen Arbeitsamkeit als Geheimniß behandelt. Wenn er dauernde Wirkungen hinter sich sieht, wird er schon selbst sagen: Seht, so muß ein modernes Drama beschaffen sein, so ist sein Styl, seine Structur! Nicht die Charaktere machen es, nicht die Gewalt der Wahrheiten, die im Stücke zum Ausspruch kommen, nicht der Tiefsinn der Seelenkunde, nicht die feine Ausmeißelung der Gestalten, selbst nicht die Neuheit der Erfindung, sondern — sondern —. Im Nothfall wird er uns die Birch-Pfeiffersche Praktik wenigstens in speculativer Form vortragen. — Lassen Sie uns jedoch erst bei Andern anfragen, ob wir an ihren Fehlern die Tendenz ihrer Dichtungen uns erklärlich machen können.

Laube verhandelt seine Tendenzen, seine Pläne, seine Theorien von der Nothwendigkeit einer besonderen Stylart sehr naiv und offen. Seine Harmlosigkeit ist sogar blank genug, zu sagen, aus der Wiederbelebung des deutschen Theaters könne Nichts werden, wenn die dramatischen Autoren nicht mehr Geld verdienten. Diese schmerzliche Offenbarung macht er mit ganz ruhigem Blute. Furchtbar, zerschmetternd ist diese Wahrheit, wenn sie eine ist. Aber wird diese Wahrheit leitendes Princip, so könnte sie zu dem Entschluß der Verzweiflung führen, vor der Hand eine Zeit lang zu birchpfeiffern, um nur erst Fuß zu fassen, Raum zu gewinnen, und später — später — sehr

classisch edle Bestrebungen folgen zu lassen. Wer Credit gewonnen, coute qu'il coute, hätte dann die Macht und das Publicum in Händen. —

Ich spreche hier das Wort Birchpfeifferei aus und gebrauche diese Kategorie wie ein Scheusal, wenigstens wie eine Vogelscheuche. — Was heißt das, Birchpfeiffern? fragt ein unschuldiger unter meinen Lesern. — Birchpfeifferei ist unter den Stylarten des modernen deutschen Dramas die Manier, eine Wurst so voll zu stopfen, daß man in jedem Augenblicke mit Spannung ihrem Platzen entgegensieht; Birchpfeifferei ist die Kunst, einen dicken dreibändigen Bulwerschen Roman in einen einzigen Darm hineinzuquetschen und dem Zuschauer dies Stück Arbeit bis auf den letzten Zipfel, wo das Querhölzchen sitzt, in den Hals zu jagen, dergestalt, daß ihm mindestens der Athem, wo nicht alle Sinne vergehen. Man nennt das stoffliches Interesse, und dem wilden Handgemenge von That auf That, gleichviel ob Schauderthat, ob Schandthat, bleibt der jubelnde Zuruf deutscher Herzen gewiß. Daß das ganze Gewebe des Stoffes, bei Tageslicht besehen, nur ein ganz nüchternes Rechnenexempel zwischen erbärmlichen Bösewichtern und lendenlahmen Tugendhelden ist, das stört für den Augenblick beim Lampenlichte nicht die Entzückung. — Doch wozu Kindern bange machen! Die Furcht vor Gespenstern erweckt ja erst den Reiz, welche zu sehen!

Doch Scherz bei Seite! Laube dringt beim Drama auf stoffliches Interesse. Und er ist Mann der Form genug, um nicht blos das Was, sondern vorzugsweise das Wie, nicht den Stoff, sondern den Gang des Stoffes, nicht die Fabel, sondern deren Faden und dessen Fortführung in's Auge zu fassen. Laube hat sich in seinen Vorstudien offen zur Schule Scribe's bekannt. Und der Franzose ist Meister in der Intrigue des Dramas, er ist es in einer Weise, wie kein Deutscher, kein Engländer. Bei All dem verrieth Monaldeschi in seiner Anlage wenig von der Kunst der Franzosen, die bunte Fülle mannichfacher Anknüpfungen zu einem Hauptknoten zu verschlingen. Der Stoff drängte hier recht eigentlich zu einem Intriguenstück. Und der erste Act gibt uns eine Scene zwischen zwei Nebenbuhlern im Ruhm und im Abenteuer, eine Scene zwischen Monaldeschi und Santinelli, die den Wettkampf Beider anhebt, die Interessen des Stoffes von dieser Seite richtig aufnimmt. Allein

15*

das Thema verrückt sich, der Stoff fällt auseinander und selbst Christine und ihr Günstling, die uns lediglich im Verlauf beschäftigen, erleben in ihrem Verhalten zu einander nicht die Wendungen, die einen stetigen Faden, einen Knoten, der sich schürzte und entwirrte, noch zuließen. Das Intriguenspiel zwischen König und Cavalier hätte Scribe weit schärfer, entscheidender entfaltet und die dritte Figur dazu nicht fallen lassen. — Laube hat in der Scribe'schen Kunst hier einen Versuch gemacht, auf den gelungenere folgen werden. Vielleicht ist Rokoko von dieser Art, ein Fortschritt in der Architectur des modernen Dramas. Jedenfalls ist es interessant, zu wissen, wo das Drama mit Laube hinauswill, sollten auch Irrwege nicht erspart bleiben, die ihn von seinem eigenen Ziel noch wiederholt entfernten. Möglich, daß für die Wiedergestaltung des deutschen Theaters erst Styl und Technik aufgefunden werden muß, ehe die Nation mit ihren Ansprüchen auftritt und über sachlichen und geistigen Inhalt dieser Versuche eine Frage aufwirft, die alle Vorstudien zunächst wieder beseitigt.

Die Irrungen sollen uns nicht die große Sache verleiden. „Die große Sache?“ — Nun wohl, wie anders soll das Streben bezeichnet werden, die deutsche Bühne, diese Pflanzschule der Bildung für alle Classen, wieder zu einem Nationalausdruck unserer wichtigsten Interessen zu machen!

Lassen Sie uns an einem dritten Dichter seine Irrthümer betrachten, die er praktisch und theoretisch an den Tag gelegt. Ich weiß nicht, ob Irrungen nicht überhaupt nur Nüancen der Wahrheit sind. Hier aber spreche ich von einem wahrhaften Dichter, dessen dramatische Irrthümer mehr werth sind, als alle bisherigen Bühnenerfolge der heutigen Dramatiker. Ich meine Friedrich Hebbel. Seine Gedichte sind bühnenwidrig, aber es sind Gedichte. Die Versuche in Hamburg und Berlin, seine Judith auf den Brettern zur Erscheinung zu bringen, haben deutlich gezeigt, in welchem doppelten colossalen Irrthum Hebbel befangen ist. Er irrt sich in der dramatischen Nothwendigkeit und in den theatralischen Möglichkeiten. Er irrt sich auch noch in vielen andern Punkten, vornehmlich im Publicum, das das Erhabene in der Form des Entsetzlichen nicht mehr erträglich findet. Ich weiß nicht, ist die Bildung von heute zu feige, zu weichlich, zu sehr in versteckter Sünde

befangen: Muth hat das Zeitalter nicht, weder das Regiment, das befiehlt, noch die Gesellschaft, die gehorcht und duldet. Wie viel oder wie wenig unserm Publicum zuzumuthen, darüber sind wir Alle im Zweifel, aus dem einfachen Grunde, weil wir selbst mehr oder weniger ein Theil dieses Publicums sind. Zur Entwickelung einer freien Großthat haben wir die Befähigung verloren. Und wo sie sich im Gedicht gestalten will, nimmt sie mit schaudernden Entzücken die Larve der Carricatur an. Ich muß fortwährend an Grabbe denken, wenn ich mir die literarisch vereinsamte Gestalt Hebbel's betrachte. Er ist nach seiner innern Empfindung durchaus ein Gegenstück Grabbe's, eben so weich wie jener hart, eben so tiefsinnig zart, wie jener grotesk und barock. Aber in ihrer Weltentfremdung sind sie beide gleich stark und ohne alle Kenntniß der Vorbedingungen zur Wirksamkeit, ohne alle Fähigkeit, das Zeitalter in seinem eigenen Nerv zu erfassen. Bei aller Verschiedenheit im Talente und in der dichterischen Stimmung sind sie in unsern Bestrebungen zwei seltene Einsiedler.

Hebbel hat eine kleine Broschüre „Mein Wort über das Drama!" gegeben. Er beklagt sich über den dänischen Professor Heiberg, der das für die Bühne eingerichtete Manuscript der Judith, das der Theaterdirection von Kopenhagen überreicht wurde, öffentlich, vor der Aufführung, kritisirte. Nun, das ist bei uns gemüthlichen Deutschen nicht neu. Der gründliche Marggraff, um noch mehr als gründlich zu sein, sitzt in seiner Bücherschau auch über Handschriften zu Gericht, die ihm freundschaftlich mitgetheilt wurden, und verwirft den ersten Entwurf zu einem Drama, unbekümmert über die spätere Gestaltung, die dasselbe bereits nach seinen ersten Aufführungen erlebte, um auf dem Wege der Praxis erst der Oeffentlichkeit und seiner Vollendung entgegenzureifen. — Professor Heiberg machte den Holofernes in Hebbel's Judith lächerlich. Dies ist der Punkt, auf den ich ich hier kommen wollte. „Wie leicht," sagt Hebbel in seiner Broschüre, „ist nicht ein Holofernes in einer Zeit lächerlich gemacht, wo es keine römischen Imperatoren mehr gibt, die sich vergöttern lassen!" — Also leicht? Das ist ja der traurige Fall der Verirrung, in die auch Grabbe gerieth. Das beruht auf Unkenntniß der Zeitgenossen, auf Voraussetzung einer ganz andern Gesittung, ganz andern Denkungsart. Es beruht auf dem Verkennen eines menschlichen Maß-

stabes, auf Fehlgriff in den Mitteln zum Zweck. In der Geschichte der italienischen Kunst gab es eine Epoche, wo man im Gigantischen das Schöne suchte. Michelangelo beherrschte diese Spätepoche. Er gab riesige Leiber und meinte damit menschliche Größe hinzustellen. Holofernes und Judith sind solche Colosse, welche die Menschenmöglichkeit überschreiten. Ihre gigantischen Naturen gehen in's Unmeßbare über. Wir staunen sie an, aber wir erwarten Nichts von ihnen. Die Entscheidung ihres Processes mit einander liegt außerhalb der Kreise menschlicher Empfindung. Ob er sie frißt, ob sie ihn würgt; — wir wissen das Letztere aus der Historie im Voraus; — aber die entgegengesetzte Wendung im dialektischen Kampfe beider Naturen läge eben so nahe und würde uns eben so wenig überraschen. Der Maßstab in der Zeichnung beider Gestalten ist von Anfang an ein verrehlter, Riesen sind nicht die echten Heroen; das elementarisch Ungeheure ist nicht das menschlich Große. Aller Tiefsinn, aller Schwung, alle Wärme und Größe der dichterischen Empfindung, wie sie Hebbel in seiner Natur hegt und trägt, will nun nicht mehr ausreichen, die maßlos gezogenen Conturen zu füllen, und er müht sich vergeblich ab, die beiden Geburten seiner Phantasie vor dem Lächerlichen zu behüten. Seine Schöpferkraft hat sich hier verschwendet. Er hat nämlich innere Erfindung, tiefe Seelenkunde genug, um das Verhältniß der zwei geschichtlich gegebenen Figuren ganz neu zu fassen und zu stellen. Seine Judith findet diesem Holofernes gegenüber alle übrige Männerwelt kleinlich und widrig elend. Sie hat in ihm allein Größe entdeckt, Wahrheit und Kraft, wenn auch in Form barbarischer Ausartung. Daß sie ihn liebt, während sie den Feind ihres Volkes in ihm mordet, ist ergreifend, ein tiefer Zug. Ich kann mir denken, auch ein Deutscher unserer Zeit hätte Napoleon so im Gemisch von Feindschaft und Bewunderung ermorden können. Holofernes ist aber keine wirkliche Männergröße, wie Napoleon. Er ist das Zerrbild davon, der Popanz der Großheit. Judith nimmt, indem sie ihn liebt, nur Theil an dem Schicksal, mit einem einzigen Schritte vom Erhabenen in's Gegenstück zu verfallen. Und dieser eine Schritt ist ein leichter. Der dänische Professor braucht uns nicht erst zu zeigen, wie leicht es ist, Holofernes lächerlich zu machen. Auch die Darstellung auf der Bühne bewies es. In Berlin gab vor Jahren Madame Krelinger

die Judith, mit Begeisterung, mit der Befähigung zur Größe. Aber die tragischen Spitzen brachen ab, das Verwegene erschien utopisch, das Ungeheuere erweckte Gelächter, Alles schlug in sein Gegentheil um. Daß Judith ihren Helden liebt, während sie ihn mordet, sich ihm hingab, während sie ihn verabscheute, führt weder zu einer Rettung der Gestalten, noch zu einer dramatischen Wendung des Stoffes, gibt nur dem lyrischen Tiefsinn Raum zum Ausspruch. — Und dieser lyrische Tiefsinn des Dichters färbt noch viel mehr seine Tragödie Genoveva. Sie sollte Golo heißen; denn sie entfaltet wesentlich die monologischen Momente dieser in Leidenschaft schwelgenden, aus versagter Liebe mit Himmel und Hölle buhlenden Männergestalt.

Wenn die Irrungen der dramatischen Poesie von heute immer solche an sich merkwürdige und bedeutungsschwere — lyrische Gedichte verschuldeten, so könnten wir uns zu diesen Bestrebungen des literarischen Zeitalters Glück wünschen. Aber die Bühne wird nicht damit gerettet. Doch ich wollte auffinden, auf welchen Punkten Hebbel's Irrthümer als Fehler lehrreich sind. Wir wollen sein Glaubensbekenntniß, wie er es in Prosa und nicht sub rosa ausgesprochen, weiter betrachten.

Hebbel verfällt nicht leicht in den Fehler eines andern unserer jetzigen deutschen Dramatiker, dessen Hauptcharaktere zu viel Welt- und Selbstbewußtsein haben, um sie noch als einzelne Creaturen nehmen zu können. Ich meine, so weit ich sie kenne, einige Dramen von Mosen. Da sprechen die Gestalten nicht blos wie heroische Naturen, die dichterisch fühlen, sondern wie der Geist der Weltgeschichte selber, träte er in Person auf und setzte die Tuba an die Lippen. Hebbel's Gestalten haben Entwickelung, haben ihre Genesis, greifen dialektisch ein in den Stoff. Ständen sie in einem dramatischen Ganzen, sie würden dramatisch wirken.

Damit sprech' ich ganz einfach die Meinung aus, daß Charaktere noch nicht das Drama machen. Und das verstößt freilich gegen Shakspeare und den ganzen Glauben, der sich auf diese gewaltige Dichternatur stützt. Shakspeare kehrte die Oekonomie der antiken Tragödie um. Shakspeare befreite die Charaktere von der Oberherrschaft der Fabel. Wer will läugnen, daß der modernen Welt erst mit dem Briten das Drama eröffnet wurde! Es lag das in der gan-

zen Entwickelung der Zeiten bedungen. Das Mittelalter gab alle Stoffe des Lebens an die sich selbst fühlende Naturkraft hin, und das protestantische Christenthum eröffnete die Welt des Individuums, gab die Persönlichkeit frei, schuf Charaktere. Und nimmt nun der großartige, kraftbeseelte Dichter solche Charaktere, wie sie ihm sein Zeitalter gab, und läßt sie mit der ganzen Macht ihrer Schädelstärke an einander prallen: so haben wir das Shakspearesche Drama. Aber das Alles ist doch nur für eben jenes Zeitalter giltig. Mit solchen Elementen fällt auch die Giltigkeit solcher dichterischen Geburten fort, nicht für sich selbst, sondern für uns! Nur mit solchen Charakteren ist die regellose Romantik solcher dramatischen Form möglich und erträglich. Wir haben weder diese heroischen Gestalten, die uns das Zeitalter liefert, noch in uns selbst die Naturkraft, die sich am Spiel der elementarischen Willkür ein Genüge schafft. Die ganze Weltanschauung ist eine andere geworden. Das Christenthum hat nicht mehr die Kraft des ersten Stoßes auf eine ihr noch nie unterthane Welt, das Christenthum macht nicht mehr frei, macht keine Heroen mehr. Wie soll die fessellose Willkür der frei gewordenen Naturkraft noch in unseren Dramen, den Abbildern des Menschenlebens, toben und sprühen! Gespenster gelten nicht, Schatten sind unmächtig. Gestalten der Vergangenheit können nur mit dem Lebensathem von heute uns reizen, das historische Drama kann uns nicht zurückversetzen wollen; selbst Shakspeare's Charaktere aus den ihm entlegensten Zeiten und Orten waren doch immer nur Organe seiner Welt, sprechen wie Genossen seiner Epoche. Und wenn Charaktere von heute unsere Stücke füllen, können sie noch mit dem romantischen Lärm des mittelalterlichen Lebens auftreten?

Ich will keinen Sprung machen und sagen, der ganze Geist unsers Jahrhunderts müsse den dramatischen Dichter zum Intriguenspiel führen. Es sieht immer thöricht aus, mit abstracten Abhandlungen nachhelfen zu wollen. Aber die Franzosen thun, was wir uns erst nach tausend Experimenten, Versuchen und Ueberzeugungen langsam construiren. Die Intrigue ist die Form, in welcher der Weltgeist die heutige Menschheit regiert, nicht die Naturkraft, nicht der Heroismus, nicht die Begeisterung. Scribe beherrscht nicht zufällig diese Epoche. Laube hat Recht; nur darf er Scribe's Form nicht mit Scribe's Inhalt verwechseln, uns nicht diesen statt jener auf-

nöthigen wollen. Und selbst die Form, in der die Franzosen die europäischen Bühnen beherrschen, kann für uns als eine entlehnte nicht angepflanzt werden. Wenn sie sich nicht von selbst aus den uns eigenen Stoffen ergibt, so bleibt sie ohne alle Wirkung, wo es gilt, die heimische Bühne neu zu gestalten, Literatur und Theater in eine neue lebendige Wechselwirkung zu bringen. — „Also dramatische Intriguenspiele thun uns Noth und sind uns Nothwendigkeit! Aus dem Geiste unsers Zeitalters förmlich nachgewiesen? Es ist wahr, an Intriguen, deutsch gesagt: Quertreibereien, fehlt es uns nicht. Nun, dann kämen wir am Ende selbst ohne Freiheit der Presse zum langersehnten deutschen Lustspiel? Auf dem Wege der Intrigue!" — Spotten wir nicht, mein Freund! Unser Zeitalter ist sehr hilfsbedürftig. Rufen wir seinen Geist nicht auf, blos um ihn zu verhöhnen. Lassen Sie uns aus Erbarmen mit ihm für sein Heil sorgen. — „Wenn Sie so fortfahren, so gerathen wir in einen höchst komischen Dialog. Mit der Miene eines Leichenbitters wollen Sie dem Zeitalter das Lustspiel decretiren!"

Nicht Lustspiel allein! Verstehen wir uns nicht miß! — Im Grunde will ich auch keine ausschließliche Nothwendigkeit nachweisen, nur falsche Möglichkeiten in den Richtungen aufdecken. Hebbel ist der Meinung, die Charaktere machten lediglich das Drama. Das führt in die Shakspeare'sche Form zurück, für welche deutsche Kräfte schon genug Schulübungen geliefert haben. Hebbel will an dem Briten nachweisen, wie wenig man auf die Fabel zu geben habe, um doch dramatisch sein zu können. Shakspeare ist also das Netz, in dem abermals eine großartige Dichterkraft gefangen sitzt! Mittelmäßigkeiten finden sich weit leichter zurecht, um Mittel und Zwecke in Einklang zu bringen. Was auf der heutigen Bühne wirkt, ist in der That die Fabel des Stückes, ihre Erfindung, aber noch weit mehr die Dialektik ihrer Entfaltung, die Schürzung und Lösung eines Knotens. Nicht auf die deutschen und französischen Fabrikanten soll man Hebbel verweisen, selbst auf Scribe nicht, dessen Meisterschaft in der Form und Structur des modernen Dramas uns nicht über den Gehalt seiner Stoffe täuschen sollte. Will Hebbel Autoritäten, und er stützt sich ja selbst auf Shakspeare, so rufe man ihm die Alten in die Schranken; die mit Gewalt und zum Hohne deutscher Production von heute aus dem Grabe heraufbeschworne Antigone

sei uns eine Mahnung! Die Sophokleische Tragödie ist in ihrer Weise und ganz in den Nationalbedingungen der alten Zeit, in Entfaltung der Fabel, in Führung des Fadens, in Vermittelung und Lösung des sachlichen und geistigen Gehaltes ein Meisterstück naiver Kunst. Die fesselnde Kraft der Erwartung, diese Macht der Spannung, diese sittliche und geistige Aufregung des ganzen Menschen, der hier, im Streite göttlicher und irdischer Anregung, der Schlichtung wie einer Entscheidung über sich selbst entgegenharrt: das sind Theatereffecte in classischer Form, es sind die Mittel, die das dramatische Gedicht erst zum wirklichen Drama und ohne Weiteres zum bühnenwirksamen Theaterstück machen. Von gemeinen Hebeln zur Aufreizung der Nerven wird bei Sophokles wohl nicht die Rede sein dürfen, und doch erreicht er die höchste Wirkung auf den Brettern, so weit die beschränkte Welt der Alten eine Wirkung für uns zulässig macht. Sophokles ist so naiv und bornirt wie Hans Sachs. Aber er ist ein Meister in Handhabung der Intrigue seines Stoffes. Ich nenne ohne Scheu Intrigue, was man bei den Alten gern die Fabel des Stückes mit der Dialektik ihrer Entfaltung hieß.

Ist nun das Wort Intrigue vor Ihnen gerechtfertigt? Ich weiß kein anderes.

Welch ein Ideologe zugleich Hebbel ist, beweist er wohl recht eigentlich mit dem, was er über Gutzkow's Dramen äußert. Hebbel verlangt, daß das Drama nicht blos mit den einzelnen Charakteren, sondern auch als Totalität wirke. Diese Totalität liegt aber für ihn nicht in der Sache, nicht im Verlaufe des Stoffes, sondern in der Idee, die ich daraus abstrahire. Er sagt, Gutzkow habe das sociale Thema aufgenommen. Vier seiner Stücke, die gedruckt vorliegen, seien Correlate, die in ihrer Gesammtheit mehr als einzeln befriedigten. Richard Savage zeige, was eine Galanterie bedeute, offenbare in scharfen Gegensätzen den tragischen Kampf zwischen Naturgefühl und Decorum. Je grausamer, sagt Hebbel, desto besser. — Kann ein Poet thörichter sprechen? Also je schiefer die Annahme im Verhalten von Menschen zu einander, je unwahrer die Stellung der Figuren gegen- einander, desto besser? Und kann eine Dichtung mit dem, was sie bedeutet, was sie will, je täuschen über das, was sie sachlich gibt, wirklich und stofflich vorführt? Von abstracten Philosophen ist man gewohnt, daß sie sich mit dem begnügen, was sich aus dem

Stoffe als Extract absieden läßt. Die Poesie aber gibt Seel' und Leib als Eins, sie will nicht das Ergebniß der Sache, sondern die Sache selbst; sind die Factoren falsch, so kann sie uns nicht auf ein richtiges Facit des Rechnenexempels vertrösten wollen. Auch in Gutzkow's Werner werden uns gesellschaftliche und psychische Unmöglichkeiten als Vorbedingungen zur Katastrophe zugemuthet; die Katastrophe selbst, der eheliche Conflict zwischen Werner und seiner Frau, ist allerdings mit einer Macht und einer ergreifenden Wahrheit hingestellt, der nur um so mehr fühlen läßt, wie schief diese Zustände moderner Welt hier herbeigeführt sind und wie unwahr sie vom Dichter gelöst und gesühnt werden. „Werner," sagt Hebbel, „genügt am wenigsten." Er verkennt also hier den Kern, weil er in einer falschen Umschälung liegt. „Werner," sagt Hebbel, „scheint mehr aus einem Gefühl, als aus einer Idee hervorgegangen zu sein." Kann ein Dichter so verblendet sein, dies zu tadeln? Kann eine Dichtung überhaupt mit einer Idee, die sie beweisen soll, für Anwendung falscher Mittel, unwahrer Empfindungen entschädigen? — „Patkul," sagt Hebbel, „zeigt, wer an einem Hofe die abhängigste Person ist, und es gilt gleich, ob die Zeichnung auf August den Starken paßt oder nicht." Ganz richtig; Porträtähnlichkeit verlangen wir nicht vom historischen Drama, Congruenz mit der Geschichte bezweckt die Poesie nicht. Aber die Zeichnung des Dichters muß, auch wo sein Pinsel das bestimmte Zeitalter verfehlt und nicht trifft, auf Menschen und menschliche Zustände überhaupt passen. Ob Schiller's Wallenstein der historische, Schiller's Philipp in Spanien der wirkliche, bestimmt nicht die Giltigkeit der dichterischen Gestalten, aber daß sie wie große Menschen auf solchem Schauplatz und in solchen Bedingungen fühlen und denken, das macht die Dichtung wahr, gibt ihr eine tiefere Bedeutsamkeit, als die Figuren in der realen Geschichte je für uns haben können. Patkul aber und Gutzkow's August stehen im Stücke, wie Menschen niemals zu Menschen standen. Diese innere Unwahrheit stürzt die scharfsinnigsten Combinationen des Dichters. „Die Schule der Reichen," sagt Hebbel, „lehrt —." Doch wir kümmern uns nicht um das, was sie lehren will. Zweck und Tendenz machen Versündigungen gegen menschliche Empfindung nicht wieder gut. Das will ich nicht gegen dies Stück gesagt haben. Es hat einen genialen Entwurf, nimmt einen kecken und überraschenden

Anlauf, verläuft aber bis in's Kindische und Sinnlose. In solchen Extremen stürzen sich Gutzkow's Erfindungen hin und her. „Je grausamer," sagt Hebbel, „desto besser." Hat Hebbel für das poetisch Werthvolle, das menschlich Wahre so wenig Sinn, wie für das dichterisch Häßliche, menschlich oder gesellschaftlich Schiefe und Unmögliche? Hebbel sucht blos nach, was ein Product beweisen will. Der Tieck'sche Magister Ubique in der „Vogelscheuche" beweist als Cicerone auf einer Gemäldeausstellung auch an einem Wirthshausschilde die tiefsinnige Idee eines idyllischen Stilllebens! Von Gutzkow's „weißem Blatt" spricht Hebbel nicht. Ich weiß nicht, was er an diesem Stücke nachgewiesen hätte. Ich meines Theils kann an diesem, in den ersten zwei Acten vortrefflich gearbeiteten Drama nur bedauern, daß es sich um eine Grille dreht, wie sie im wirklichen Leben unter Menschen niemals von solchem Gewicht ist, als der Autor hier nimmt und uns zumuthet, sie dafür ebenfalls zu nehmen, damit sein Stück nicht die Angel und den Hebel verliere. Man kann nicht mehr Beruf zum modernen Drama haben als Gutzkow. Aber eigensinnige Zumuthungen, mit denen er seine Figuren und sein Publicum herumquält, sind nirgends störender als im Drama. Er weiß selbst darum, daß das bürgerliche Schauspiel am wenigsten solche aus Utopien herangezogene Annahmen duldet; er weiß darum, sein Wissen, sagt' ich, ist schärfer als sein Talent. — Nachschrift. Gutzkow's „Zopf und Schwert" ging gestern hier zum ersten Mal über die Bühne. Das neue Theaterjahr wurde in Dresden damit begrüßt. Es konnte nicht glücklicher eröffnet werden. Auch hat Gutzkow wohl nichts Glücklicheres geschaffen. Er greift, wo er rühren will, zu falschen Mitteln. Hier aber, wo er für die Waffen seines Scharfsinns den Schauplatz fand, bewegt er sich wie in seiner eignen Welt. Dies dramatische Zeitgemälde, wie er sein neues Erzeugniß nennt, ist ein höchst gelungenes geistvolles Spiel des Witzes und der Satyre, eben so pointenreich in den Einfällen, als durch die rasche Folge pikanter Gruppen und Scenen effectvoll. Daß manche satyrische Charakteristik an die Posse streift, wolle Niemand rügen, der das Bedürfniß des heutigen Publicums nach starker Würze, wo sie erlaubt ist, kennt. Die Intrigue des Stoffes ist sehr einfach, aber sie hält die belebten Zeitbilder in ihrer raschen bunten Folge hinlänglich fest. In der Erfindung ist hier Nichts erkünstelt, Gutzkow ist hier

auf seinem Grund und Boden gesund und frisch, er ist selbst harmlos bei aller Geißel auf das eigne Zeitalter. — Daß Raupach's „Vor hundert Jahren," ein durchaus glückliches Zeitgemälde solcher Art, keine Nachfolger hatte, ist oft bedauert. Gutzkow hat sich mit weit schärferem Geist dies Genre eröffnet. Das Theater kann nicht mehr erzielen und erlangen, als was die Literatur ihm mit diesem satyrischen Lustspiel bietet: Die dramatische Schöpfung erfüllt hier alle Bedingungen des Theatralischen.

Dresden, den 2. Januar 1844.

G. Kühne.

Skizzen aus dem deutschen Universitätsleben.

Von Ernst Dronke.

Die Universitäten sind kein Staats-, sondern ein Nationalinstitut. Wie die Wissenschaft selbst ein Gemeingut ist, so muß es auch ihr Altar sein, und es verschlägt dabei noch gar Nichts, daß ihre Priester concessionirte sind, daß Form und Gestaltung in den Händen der Macht liegen. Wenn man aus dem mächtigen Ringen der Jetztzeit einen Schluß der Wahrscheinlichkeit auf die Zukunft ziehen darf, möchte man ohnedies leicht behaupten, daß diese Aeußerlichkeit, dieser Schein obrigkeitlicher Gelehrsamkeit nichts Dauerndes bleiben kann. Die Universitäten sind Werkstätten der geistigen Ausbildung; der theoretische Geist aber, die Wissenschaft, muß selbständig neben dem praktischen, dem Staat, stehen. Die Weihrauchwolken des Geheimnißvollen, des Erhabenen vermögen Kanzel und Katheder nicht mehr zu verhüllen, die Kritik zertheilt sie dem freien Blick — und die Kritik ist stets das siegende, das vorwaltende Element. Es ist in jüngster Zeit viel und mannigfach über diesen Gegenstand geschrieben worden, und mit Recht, denn es ist ein Prinzipienstreit: aber wie bei so manchem Großartigen werden auch hier Zeit und Verhältnisse erst die Reformen schaffen, natürlich langsam, deutsch. In diesem Aufsatze wird man Nichts darüber finden, ich wollte nicht gern wiederholen, was Andere schon besser gesagt; die einzelnen, wo es nöthig war, eingestreuten Andeutungen überlasse ich dem Leser zu interpretiren. Was ich hier biete, ist Nichts, als äußere Eindrücke, Silhouetten, Skizzen.

I.

Aus der Berliner Universität.

Berlin ist Residenz, grande-ville, das sieht man auch unter den Hallen. Die langen Haare und das offene Brusthemd von

Jena, die Heidelberger und Bonner aristokratische Nachlässigkeit des feinen Aeußern, das Farbenbunt der bairischen privilegirten Landsmannschaften — es ist Alles verschwunden, Natur und Krähwinkelei sprechen aus Wesen und Bewegung der Großstädter, der Modernen. Berlin hat nicht, wie andere Universitäten, eine bestimmte Farbe, einen Charakter, es ist hier Alles zusammengeschneit, daher auch Alles isolirt. Das gilt nicht blos von den Studirenden. In den Ansichten der Professoren finden Sie alle Stufen von chinesischem Knechtsinn und muhamedanischem Prädestinationsglauben bis zur freiesten Entwickelung demokratischer Gleichheit und autokratischer Vernunftreligion. Diese Männer stehen einzeln neben einander, jeder hat seinen Boden für sich. Kühne vergleicht einmal die Berliner Universität mit einem botanischen Garten, ich glaube, daß sie eher eine hohe Staffage ist, auf welcher man die verschiedenen Pflanzen in Töpfen aufgestellt hat. Die eine erhält viel Mist, viel Pflege, die andere wurzelt in vertrockneter Erde und gedeiht doch, aber der gemeinsame Boden fehlt.

Unter den Ersten, was ehemaligen Ruhm und jetzige amtliche Stellung betrifft, steht ein Mann, dessen Name kürzlich wieder in grelles Gedächtniß zurückgerufen wurde: der geheime Oberregierungsrath Fr. W. J. von Schelling. Als Schelling vor zwei Jahren nach Berlin berufen ward und zum ersten Male den Lehrstuhl der Philosophie hier bestieg, äußerte er sich in den bekannten Worten, daß alle frühere Philosophie ein Unding sei und er die alleinseligmachende kund thun werde. Daß er dies nicht gethan, ist auch bekannt. Es muß ein theurer, kostbarer Schatz sein, den der alte Mann so ängstlich verschließt. Aber er ist doch an's Licht gezogen worden, Kapp und Paulus haben seine Bestandtheile zerlegt, das Gepräge untersucht und was der geheime Oberregierungsrath dazu gesagt, ist ebenfalls bekannt. Nie hat sich Jemand so den öffentlichen Angriffen blosgegeben, und doch behaupte ich, daß Schelling so handelt, weil er nicht anders handeln kann. In allen seinen Productionen offenbart sich das Ringen des Stoffes mit dem Gedanken, mit der Form, ein Ringen nach Vollendung, die nie erreicht wurde. Deshalb ist es thöricht, von Schelling ein „System" zu verlangen: er kann es nicht geben, es würde weder ihn noch sonst Jemand befriedigen. Was er bis jetzt hervorgearbeitet, es will sich nicht zusam-

menfügen zu harmonischem Ganzen, seine Schöpfungen sind Fragmente, Ruinen. In diesem Winter gibt er wiederum eine Einleitung, wenn auch nicht in die vielbesprochene Offenbarungsphilosophie, doch in die Philosophie überhaupt. Wiederum eine Einleitung, eine Introductio, wie die Anzeige sich ausdrückt! Es war ein großes Auditorium, aber ganz gefüllt durch ausgelassene, fast frivole Neugier, die seltsam gegen das weiße Haupt des kleinen Tagesheros abstach. Jetzt hat der Zulauf lange nachgelassen, nur die Coterie füllt einigermaßen die Räume. Schelling ist zu hart und leidenschaftlich gegen Hegel und seine Philosophie ausgebrochen, als daß man es ihm vergessen könnte, und seine letzten Thaten tragen gewiß Nichts dazu bei. Die Schadenfreude ist auch nicht ausgeblieben. Wenn man eine große Schule, nachdem sie ihres Hauptes beraubt und in sich selbst uneinig ist, im Allgemeinen des gröbsten Irrthums und noch ganz anderer Dinge beschuldigt, so kann man diesen Kampf nicht durch vornehmes Schweigen beendigen, es ist ein Kampf um Leben und Tod, wo sich selbst der innere Zwist in starke Eintracht zerschmelzen muß. Die Hegel'sche Schule mit ihren Abstufungen ist in Berlin wohl repräsentirt und ihr Sieg über die Schelling'sche Lehre bis jetzt und für immer unzweifelhaft entschieden. Schweigen auf dem Felde der Oeffentlichkeit ist immer ein böses Präjudiz, aber zu Schelling's Ehre will ich die allgemeine Meinung theilen, daß nur sein Alter ihn kindisch gemacht.

Diejenigen, welche die Einführung der Hegel'schen Philosophie in die Religion mit dem günstigsten Erfolg bei dem denkenden Theil der Theologen unternommen, sind hauptsächlich Marheineke und Vatke, zwei Männer, welche durch ihr würdiges Auftreten und die sichere Haltung ihrer Lehre Vertrauen gewinnen. An ihnen ist daher auch zuerst Anlaß zu Polizeieinschreitungen genommen. Nicht minder tüchtig wirkt Michelet, der trotz seiner Jugend bekanntlich allein im Stande war, die Naturphilosophie Hegel's zu bearbeiten. Er hat seinen Meister richtig und bestimmt aufgefaßt und mit Kühnheit und Glück sich an die schwierige Auslegung gewagt. Sein Vortrag ist im höchsten Grad klar und faßlich, ich möchte ihn populär nennen. Dabei ist eine gewisse, fast geniale Oberflächlichkeit und Leichtigkeit nicht zu verkennen, obschon er, wie gesagt, seinen Lehrer verstanden hat, und in dessen wie auch in den übrigen Philosophien

trefflich Bescheid weiß. Die Parallelen und Consequenzen, die er zieht, sind in die Augen springend und schlagend, er ist ganz Eins mit seinem Gegenstand; Subject und Object hat sich, ein authentischer Beweis für die Hegel'sche Philosophie, nie in schönerer Verbindung gezeigt. Nur eine festere, kernhafte Grundlage in Wissen und Vortrag wäre ihm noch zu wünschen, wie sie aus Marheineke's und Vatke's tiefgediegenem Wesen hervorschaut; nicht solches Luftfechten und leeres Gesticuliren, das seiner Würde nur schaden kann. Michelet ist immer eine bemerkenswerthe Erscheinung.

Ein Mann des Tages war vor Jahren Werder, der als junger Docent ein bedeutendes Auditorium zu erringen wußte. Werder ist ein oratorisches Talent, wenn Phrasen und Bombast den Redner machen. Aber auch als Philosoph wird er es nie zu einiger Bedeutung bringen, obgleich er zu denen gehören will, die Hegel's Lehre fortbilden. Er hat seinen Meister nicht verstanden, das beweist zur Genüge der erste Theil seines Commentars zu Hegel's Logik — der zweite scheint blos in der Ankündigung zu leben. Was allein bemerkenswerth sein dürfte, ist seine entwickelte Dialektik.

Juristischerseits treten die Hegel'schen Prinzipien auf eine geistreiche Weise in den Vorträgen des Prof. Heidemann hervor, der mit einer feinen Dialektik durchdringende Geistesschärfe paart und dem conservativen Stahl glücklich das Gleichgewicht hält.

Eine vereinzelte Erscheinung ist Trendelenburg. Talent ist ihm nicht abzusprechen, er weiß seine Ansichten in einen geistreichen Nimbus zu hüllen, aber ästhetisches Urtheil geht ihm gänzlich ab. Zudem sind seine ehemaligen philologischen Studien zu fest mit ihm und seinem Denken verwachsen. Aus dem Aristoteles kommt er fast nie heraus, und wenn er einmal neuere Philosophie berücksichtigt, bleibt er bei Herbart. Die logische Frage in Hegel's System hat ihn zu öffentlichen Aeußerungen veranlaßt. Trendelenburg ist mehr als Einer Regierungsprofessor. Arme Theologen und Philologen weist man an ihn und seine unschuldige Logik. Daher sein stets gefülltes Auditorium, daher auch die glückliche Nebenbuhlerschaft mit Michelet, dessen Geschichte der Philosophie mit Unrecht vernachlässigt wird. Uebrigens ist er einer der wenigen Glücklichen, Klugen, die Schelling zum Verständniß seiner neuen Philosophie gebracht, vielleicht

mehr als alle, selbst den alten Zuhörer Schelling's, Steffens, nicht ausgenommen.

Steffens hält sich still, verschlossen, im höchsten Grad neutral. Es sieht ihm gar nicht unähnlich, daß er geäußert haben soll, Schelling habe in seinen Vorlesungen über die Offenbarungsphilosophie viel Gutes und Schönes gesagt, aber kein einziger unter seinen Zuhörern könne sich rühmen, es verstanden zu haben. Wer zudem noch Steffens' wohlgefällige Selbsterhebung kennt, womit er in seiner Autobiographie seine Verdienste bei Aufstellung der Naturphilosophie hervorhebt, der wird seine Zurückhaltung leicht aus eben derselben Quelle ableiten, wie Schelling's Schmeicheleien: Beide fürchten einander, nicht wie offene Gegner, sondern wie zwei Gewissensbedrückte, die gegenseitig Verrath ahnen. Was Steffens' Eigenthümlichkeit betrifft, so sind seine Vorträge über Anthropologie und Psychologie das Geistreichste, was je in diesem Zweige gedacht und gesprochen worden. Eine strenge Entwickelung wird freilich vermißt, aber das ist man schon aus seinen Romanen gewohnt. Genial, unsystematisch sind alle Producte dieses überreichen Geistes.

Neben Schelling und Steffens hat als dritten berühmten Professor der Berliner Universität Gustav Kühne seinen Freund Theodor Mundt genannt. Mundt wird aber nie den Einfluß gewinnen, der die Behauptung einer solchen Stellung motiviren könnte. Dazu geht ihm der tiefere Charakter und vor Allem eine entschieden ausgesprochene Gesinnung ab, was ihm in der öffentlichen Meinung nur hinderlich sein kann. Diesen Mangel sucht er in seinen Vorträgen vergebens durch ein Haschen nach Witzen und Anspielungen zu verbergen. Er hat keiner Partei Vertrauen gewinnen können und verharrt in dem unglücklichsten Dilemma, in welches ein Mann der Oeffentlichkeit nur fallen kann.

Die in keinem Fache zu schwach besetzte philosophische Facultät hat sich seit Kurzem um eine Celebrität, in der Person des Marburger Professors Amadeus Huber, vermehrt. Herr Huber hat vor Jahren die „Skizzen aus Spanien" geschrieben, über deren Entstehung jetzt mancherlei verlautet, was hoffentlich nur Böswilligkeit aussprengt. Später, nachdem er sich durch sogenannten Liberalismus bemerkbar gemacht, schienen ihn die Verhältnisse des preußischen Staates zu interessiren und er schleuderte zwei Pamphlete in die Welt, welche, wenn

ich nicht irre, die Titel führen: „Keine Constitution“ und „Die liberale Partei.“ Der Dr. med. und Professor der schönen Künste entwickelte hier eine neue scharfsinnige Logik, die man summarisch nennen möchte, so einfach war sie: „Es ist bekannt“, „Niemand zweifelt“, „Dies zu erweisen, ist überflüssig“ u. s. w. Hierauf wurde Herr Huber nach Berlin berufen, und er kam. Aber die Berliner erwiesen sich sehr undankbar, — Herr Huber hat nach den ersten Wochen seine Vorlesungen eingestellt, was ihm gewiß in Marburg selten begegnete, da er dort selten ein Colleg zu Stande brachte. Wie ich die Theilnahmlosigkeit gegen Herrn Huber in Berlin deuten soll, weiß ich nicht. Einige sagen (nämlich die, welche seine Vorlesungen besuchten), er habe keine Persönlichkeit zum öffentlichen Lehrer und bleibe in seinem Vortrag stecken; aber dann hätte Herr Huber ja ein Heft ablesen können, wie so Manche thun; — Andere lachen. Das Gerücht, daß Herr Huber Redacteur der preußischen Allgemeinen werden solle, welches seit einem halben Jahr die Zeitungen durchläuft, ist so eben als ungegründet zurückgenommen.

Berlin hat noch so viele Größen; sie alle zu schildern, wäre zu weitläufig und wohl auch undankbare Mühe. Nur die, welche in das öffentliche Leben eingreifen, gedachte ich Ihnen vorzuführen; Koryphäen, wie Ritter, Lichtenstein, Johannes Müller, lasse ich außer Augen, weil sie, obwohl gewiß auf hochverdiente Weise wirksam, nur auf einem einzelnen Felde der Wissenschaft und dem Leben und der Oeffentlichkeit etwas fern gestellt sind. Andere, wie Rückert, J. Grimm, erwähne ich ebenfalls nicht; es ist ein Pietätsgefühl gegen diese Männer, deren Vergangenheit so strahlend vor uns liegt, ein wehmüthiges Gefühl zugleich, wenn man sieht, wie sie hier auf dem kalten Boden sich nicht heimisch fühlen, selbst erkalten.

Ein Mann der Oeffentlichkeit nun vor Allen ist, besonders seit der letzten Zeit, Fr. v. Raumer. Die Urtheile, welche über ihn als Geschichtsforscher gefällt, sind bekannt und sehr verschieden: aber auch im schlimmsten Falle wird man zugeben müssen, daß seine Auffassungsweise und sein Vortrag ein, wenn auch bisweilen eintöniges, doch meist anziehendes Colorit haben. Raumer gilt für liberal, er will auch dafür gelten, aber ohne aus seinem Justemilieu herauszutreten, ohne seine Vermittelungstheorie aufzugeben. Er steht über und somit außer den Thatsachen, — ein Standpunkt, der für ihn

ein gefährlicher ist. Sein Urtheil ist schnell fertig, ohne Kopfbrechens, mit einer Gleichgiltigkeit und Wortgeläufigkeit, wie sie für den Salon passender als für den Katheder wäre. Eine Schwäche, die H. Heine mit Recht an ihm verspottet, sind die „königlich preußischen Professor-Thränen." Raumer weint. Es ist komisch. Ein alter Anatom, der schon so lange Geschichte zergliedert, weint über die schottische Marie, die schöne, die unschuldige Marie, über Conradin, über Gott weiß wen. Ob er über unsere neueste Geschichte weint, weiß ich nicht. Aber er ist ja „liberal."

Ranke ist ganz der Gegensatz zu Raumer. Ranke weint nicht; höchstens ein Spott, ein Lächeln bekleidet ihn. Hände und Füße, Augen und Mund, alle Glieder arbeiten mit an seinem Vortrag. Ranke ist ein Original. Nicht wie Raumer hat er sich die Geschichte zurecht gemacht: er steht in den Thaten und Ereignissen mitten drin und entwickelt aus ihnen heraus pragmatisch wie factisch den ganzen Zusammenhang. Seine Sprache ist fein und gewählt; dem Anschein nach kunstlos, durchglüht sie Rhetorik. Ranke ist auch nicht „liberal". Er hat es ausgesprochen mit dürren Worten, er sei nicht absolutistisch, er sei nicht liberal, er wolle eine gewisse Mitte halten; — freilich kennt man diese „gewisse". Die Geschichte der Studentenverbindungen, der Burschenschaft leitete er mit den Worten ein: „Obgleich diese Geschichte unser eigenstes Leben berührt, will ich doch davon sprechen." Dann wehte er wie ein Windhauch flüchtig darüber hin. Leider wird der Jugend ihre eigene Geschichte so oft vernebelt und fern gehalten. Ranke vermag indeß nicht zu begeistern, er kann das Erhabene nicht großartig zusammenfassen. Diplomatische Intriguen auszuklügeln ist seine Lieblingsarbeit, seine Hauptstärke. Es ist der neutralste, aber auch der kitzlichste Theil der Geschichte, jedoch, wie bemerkt, mit so glücklichem Erfolg von ihm behandelt, daß Niemand sagen kann, ob der Historiograph die Folge oder die Ursache seiner loyalen Gesinnung sei.

Neben Raumer und Ranke, den zweifelhaft Gesinnten, steht ein Mann des festesten Charakters und der tüchtigsten Gesinnung, Karl Nauwerk, der in seiner Vorlesung über die Philosophie des Staates ein zahlreiches, begeistertes Auditorium versammelt hat. Hegelianer seiner philosophischen Bildung nach, sucht er eine Anwendung seiner Ueberzeugungen auf den Staat und das Leben. Die Ruhe

und der tiefe Ernst seines Vortrags, selbst von den witzigen Epigrammen nicht gestört, verleihen ihm und der vertretenen Idee einen würdevollen Anstrich: man sieht, er gibt sich, wie er ist, er spricht vom Herzen. Darum geht es auch so warm und mächtig in die jungen Herzen hinein und haftet so fest darinnen. Das Vertrauen, welches zwischen Lehrer und Schüler, soll die Lehre fruchten, bestehen muß, hat er sich glücklich und vollständig erworben.

Ruhig, aber nicht minder fest in seinen Gesinnungen, steht Böckh da. Seine Reden an des Königs Geburtstage tragen den Stempel der Freimüthigkeit und Charakterstärke. Daß er nur vorsichtig und leise auftritt, liegt in seiner Stellung, welche dem öffentlichen Leben entfernter ist.

Das Gegentheil von ihm ist Lachmann, derzeitiger Rector, welcher, fern von aller Selbständigkeit und Charakterfestigkeit, nur dem Bestehenden, Befohlenen, ja selbst polizeilichen Maßregeln, welche die Studirenden einschränken, sich pflichtergebenst anbequemt. Die Geschichte des unterdrückten Lesevereins und der daran geknüpften weitern Einschränkungen, wo der Studirende alles Andere, nur nicht Schutz und Festigkeit in der Universitätsbehörde fand, hat Mißtrauen und Erbitterung erweckt. Und Berlin, die Universität, der Sammelpunkt der ganzen deutschen Jugend, wird erst dann zur vollendeten Blüthe gelangen, wenn die freie Entfaltung der Gesinnung und Meinung *) eben so ungehindert ist, wie der doppelte Sonntagskirchenbesuch des frommgläubigen Christen.

*) Das Einzige, worauf der Student in Berlin Kraft und Muße verwendet.

Digitized by Google

Französische Maler.

I.

Horace Vernet.

Während der ersten Jahre der Restauration befand sich in Paris in dem Erdgeschoß eines Hauses der Rue des Martyrs ein geräumiges Maleratelier, welches den ganzen Tag über nie leer ward und zugleich das geräuschvollste und merkwürdigste Atelier in Frankreich und Navarra war. Der Saal und dessen Bewohner hatten die gleiche charakteristische Physiognomie. Es war nicht das classische Atelier mit seinen griechischen und römischen Göttern, nicht das romantische mit seinem mittelalterlichen Lumpenkram; sondern das militärische Atelier par Excellence. Die Wände waren von oben bis unten mit militärischen Erinnerungen aus der Republik und dem Kaiserreich bedeckt. Hier sah man den französischen Soldaten in allen Uniformen und Stellungen, in der Garnison, im Feld, bei der Revue, beim Biwacht, beim Sturm, vor, während und nach der Schlacht, Infanterie, Cavallerie, Artillerie, defilirte, chargirte, feuerte unter den strengen Augen des ersten Consuls Bonaparte mit der dreifarbigen Schärpe und dem langen Haare, oder unter denen des Kaisers Napoleon; zu Fuß und zu Pferde, im grauen Ueberrock oder in der grünen Uniform der Gardejäger. — Hier und da glänzten Trophäen von Schutz- und Trutzwaffen, dort standen Gliedermänner von allen Größen, Pferde von Pappdeckel, oder zuweilen von wirklichem Fleisch und Bein, die mehr oder minder gelehrig einen nachgemachten Mürat oder Napoleon trugen.

Umgeben von dieser malerischen Unordnung, saßen Maler-Haudegen vor ihren Staffeleien, Generäle, Oberste und Hauptleute auf Halbsold, bemüht, die Schlachten zu malen, die sie gefochten hatten, und machten, da sie auf dem Schlachtfelde keine Feinde mehr tödten konnten, sich das Vergnügen, sie wenigstens auf der Leinewand niederzuhauen; junge Offiziere, gelangweilt von der Einförmigkeit des Garnisonslebens, Zerstreuung suchend in dilettantischer Beschäftigung; und endlich eine Schaar schlachtenlustiger Schüler, bemüht, den Fußtapfen ihres Meisters zu folgen und sich in einem Kunstfach auszuzeichnen, welches damals alleinherrschend war.

Dazu kommen noch die Gäste, Kenner und Freunde, welche von Staffelei zu Staffelei gehen, eine Stellung, einen Effect, eine Composition kritisiren.

So bevölkert, sieht das Atelier oft zugleich wie ein Studiensaal, eine Kaserne und ein Fechtboden aus. Während die Einen sich stumm in die Abbildung eines Grenadiers der alten Garde, eines Biwachts oder eines Scharmützels vertiefen, singen Andere, daß die Fenster klingen, ein Lied Beranger's; Jene schlagen den Sturmmarsch, diese blasen eine Fanfare oder üben sich in den Waffen. Etwas weiter hinten stehen Zwei in Hemdärmeln, die Cigarre im Mund, eine Palette in der linken, ein Fleuret in der rechten Hand, zur großen Zufriedenheit der sie umgebenden Kampfrichter und Zeugen, brillante Stöße führend.

Inmitten dieses bunten Gewühles bewegt sich ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, nicht groß, aber kräftig und gewandt, mit feurigem Auge, lebhaften Bewegungen und offenen, männlichen und entschlossenen Zügen. Er trug damals wohl noch nicht den gewaltigen Schnurrbart, der jetzt seine Oberlippe ziert, aber er hatte schon in seinem ganzen Wesen jene Physiognomie des französischen Offiziers, die er so sehr liebt, und die bei ihm so stark ausgesprochen ist, daß man bei seinem Anblicke schwören möchte, er habe sein ganzes Leben auf dem Schlachtfelde zugebracht.

Dieser Mann mit dem soldatischen Anstrich, welcher, während er die Arbeiten seiner Schüler beaufsichtigt, hier eine Contour, dort einen Farbenton ausbessert, das Fleuret besser zu führen weiß, als jeder Andere, der die Trommel so fertig rührt, wie er die Trompete bläst, ist der Herr des Hauses, Horace Vernet, dessen Name schon

in Aller Mund ist, dessen Bilder, die man aus dem Salon als aufrührerisch verwiesen, ganz Paris nach seinem Atelier zogen, und welcher so schnell werden sollte, was er jetzt ist: der berühmteste, populärste, und fruchtbarste Maler des heutigen Frankreichs.

Horace Vernet ist weder ein Schüler Raphael's, Rubens', noch David's; er ist weder ein großer Zeichner, noch ein großer Colorist, seine Werke zeigen weder die Grazie da Vinci's, die Farbengluth Titian's, noch die Kraft Michelangelo's; als Schlachtenmaler erhebt er sich eben so wenig über Salvator Rosa wie über van der Meulen und Gros; als Historienmaler zeigt er weder die reinen und ausdrucksvollen Conturen von Ingres, noch den dramatischen Eklektizismus von Delaroche, noch die oft glückliche Kühnheit von Delacroix ꝛc.; es ist unmöglich, ihn in eine der Abtheilungen einzureihen, in welche sich die heutige französische Malerschule trennt: und doch ist er ein großer Maler.

Ich lasse mich nicht mehr als jeder Andere von der Popularität blenden. Ich gebe gern zu, daß Vernet, wenn er statt Ereignissen, die noch im Herzen des Volkes lebten, griechische und römische Schlachten gemalt hätte, vielleicht nicht als Entschädigung für seine Popularität den Beifall der Kenner davon getragen haben würde. Der Gegenstand seiner Gemälde hat allerdings viel zu seinem Ruhme beigetragen, und ich fühle recht gut, wie viel die Correctheit der Zeichnung, die Wärme und der Reichthum des Colorits, die Ausführung des Details, die Tiefe und der Schwung der Gedanken, und die Poesie des Ensemble in Vernet's Compositionen zu wünschen übrig lassen. Aber wenn seine Erfindung zuweilen auch ärmlich, der Ausdruck im Ensemble dürftig ist, mit welchem Feuer, welcher Handlung, welcher Mannigfaltigkeit in Anordnung und Ausführung entschädigt er uns dafür im Einzelnen! Welche bewundernswerthe Geschicklichkeit, Bewegung und Gewühl festzuhalten und doch lebendig vor die Augen zu bringen, die unendliche Verschiedenheit der Stellungen und Gruppen der Kämpfenden in Ordnung zu halten; den Schwierigkeiten auszuweichen, welche die regelmäßigen Massen der heutigen Kriegsführung dem Künstler entgegenstellen; welche Fruchtbarkeit, welche gewandte Technik! Man darf von der Kunst Vernes nicht die Eigenschaften verlangen, welche Nachdenken und Mühe geben; nehmen wir den Künstler als das, was er ist und wohl auch sein will:

der glänzendste und originellste Improvisator unter den Malern Europas.

Das Malertalent ist in der Familie Vernet's erblich. Anton Vernet, der Urgroßvater von Horace, war ein guter Maler von Avignon; sein Sohn war Claude Joseph Vernet, der erste Marinemaler seiner Zeit. Von ihm erzählt man die bekannte Anekdote, daß er sich während des Sturmes an den Mast habe binden lassen und ruhig gezeichnet habe. Horace Vernet, sein Enkel, hat dieses Ereigniß zum Gegenstand eines Gemäldes gewählt, welches im Salon von 1823 ausgestellt war und sich jetzt in der Galerie des Palais Luxemburg befindet.

Der Sohn Joseph's, Carl Vernet, geboren 1758, war Historienmaler, doch hauptsächlich wegen seiner Reitergefechte berühmt. Er war der Schüler seines Vaters, gewann in seinem dreiundzwanzigsten Jahre den ersten Preis, reiste als königlicher Pensionär nach Rom und erhielt 1787 für sein großes Gemälde, „der Triumph des Paulus Aemilius", einen Platz in der königlichen Malerakademie an der Seite seines Vaters. Unter dem Consulat und zu Anfang des Kaiserreichs erwarb er sich großen Ruf; Keiner wußte einen Reiter zu malen, wie er. Seine Hauptwerke sind: die Schlacht von Rivoli, die Schlacht von Marengo mit dem Angriff der Kellermann'schen Kürassiere, die Schlacht von Austerlitz, die Abreise der Marschälle, der Einzug in Mailand ꝛc. Karl Vernet starb im November 1836 in einem Alter von achtundsiebenzig Jahren und konnte daher den Ruhm seines Namens in seinem Sohne größer und schöner fortleben sehen.

Der Berühmteste und Letzte dieser Künstlerfamilie, denn Horace Vernet hat nur eine Tochter, ward in Paris am 30. Juni 1789 geboren, und zwar in den Galerien des Louvre, wo sein Vater und sein Großvater wohnten. Seine Neigung zur Malerei zeigte sich schon in seiner frühesten Jugend.

Er hatte keinen andern Lehrer als seinen Vater. Dieser schickte ihn zwar eine Zeit lang in Vincent's Atelier, um dort nach der Antike und der Natur zu zeichnen; aber der junge Vernet kam wenig dorthin, denn das Studium der Antike sprach ihn nicht an. In seinem zwanzigsten Jahre bewarb er sich zwar nur seinem Vater zu Liebe um das Reisestipendium, aber das mythologische Bild, welches er zu

diesem Zwecke malte, hatte keinen Erfolg. Zu derselben Zeit aber malte er eines seiner guten Schlachtenbilder: die Einnahme einer Redoute.

Die classische Schule David's erfuhr bald eine Umwandlung; unter Einfluß der großen militärischen Ereignisse jener Zeit neigte sie sich zu immer größerer Modernisirung des Costümes und des dargestellten Gegenstandes, aber im Grund blieb sie immer classisch. Ein französischer Schriftsteller entwirft folgende geistreiche Schilderung vom damaligen Zustande der Kunst. „Die glänzenden Kriegsthaten und die Begeisterung unserer Heere, und das wunderbare Genie ihres Anführers, hätten Künstler, die weniger in den Traditionen und Formen der classischen Kunst befangen gewesen wären, als die unsern, gewiß zu Werken ganz neuer Art begeistert. Aber anstatt zu schildern, was sie sahen, und statt den Krieger des neunzehnten Jahrhunderts, wie er vor ihren Augen kämpfte, fiel und siegte, zu malen, betrachteten alle großen Künstler jener Zeit — mit sehr wenig Ausnahmen — diese Wirklichkeit als ihrer unwürdig und überließen es denen, die sie verächtlich Genremaler nannten, die schrecklichen und rührenden Scenen zu schildern, welche sie für zu gemein für ihren Pinsel hielten. Jene aber behielten den Basreliefstyl bei und beschränkten sich darauf, den schon hundertmal gemalten antiken Statuen die glänzenden Uniformen jener Zeit überzuhängen. Herkules bedeckte seine breiten Schultern mit einem Küraß und schwang den Pallasch, Bacchus zog den Husarendolman an, Apollo setzte die Grenadiermütze auf, Diana und Venus wurden Marketenderinnen und Amor schlug die Trommel.“

Horace Vernet war ganz der Mann dazu, um eine vollkommene Reaction gegen die statuarische Schule einzuleiten. Zwischen einem untergehenden und einem werdenden System steht stets der Skepticismus als Uebergang, und Horace Vernet ist ein Skeptiker in der Malerei. Ohne Sinn für die Schönheit der Antike, die in der Reinheit der Umrisse, größter Idealität der Formen, Correctheit der Verhältnisse besteht; aber auch wenig bestrebt, den entgegengesetzten Styl auf das Ausdrucksvollere ausging, sich anzueignen, wählte Vernet einen Mittelweg. An die Stelle der der Antike nachgeahmten Poesie setzte er zwar keine neue Poesie, sondern eine Prosa, leicht, lebendig, glänzend, aber doch eine Prosa. Er malte mit Geist und Feuer

Soldaten, wie man sie auf allen Straßen sah, Schlachten, wie sie das Bulletin darstellte, und gab so dem Volke ein Bild von sich selbst, ohne Uebertreibung, aber auch ohne Poesie und Idealität. Das Volk fand sich selbst verschönert in den Soldaten Vernet's wieder, es bewunderte erst sich und dann den Künstler, und rief ihn einstimmig als den ersten Maler des Jahrhunderts aus. Die Fruchtbarkeit Vernet's ließ der Begeisterung der Zeit nicht Zeit zum Erkalten: er improvisirte größere Gemälde wie Andere Aquarellen, so erschienen nach einander die Schlacht von Tolosa, die Barriere von Clichy, der ackernde Soldat, der Soldat von Waterloo, die letzte Patrone, der Tod Poniatowski's, die Schlachten von Jemappe, Valmy, von Montmirail, von Hanau, die Vertheidigung von Saragossa, das Blutbad unter den Mameluken von Cairo, und zahllose andere Bilder, die ich hier nicht aufzählen kann, ungerechnet die Porträts, Seestücke, Landschaften und Jagden. Endlich im Jahr 1822, reichten die Bilder Vernet's zur Ausfüllung seines Ateliers aus, und da man ihnen die Zulassung im Louvre immer noch versagte, wurden sie von ihm dem Besuche des Publicums freigegeben. Jay und Jouy schrieben einen ausführlichen Katalog über die damalige Sammlung.

Während Vernet's Ketzerei einen so allgemeinen Beifall fand, versuchte die classische Kunst sich noch einmal vor ihrem gänzlichen Absterben aufzuraffen. Die griechisch-militärische Schule hatte sich noch einmal umgewandelt: an dem Tage der Abdankung des großen Kaisers legte sie die Uniform ab und wurde christlich. Der Hof ging in die Messe, der König communicirte, die Beichtväter vergaben Stellen und hatten die Schlüssel zum Staatsschatz in ihrer Hand. Die Maler, wie heidnische Priester, welche sich zum Christenthum bekehrten, machten ihre Venus zur Mutter Gottes, Apollo zum Erzengel Michael, Neptun zum St. Nikolas, Jupiter zum St. Peter, und die Grazien, die Schwestern der Liebe, wurden in die drei theologischen Tugenden verwandelt.

Der christliche Impuls, den die Malerei erhielt, war stärker und allgemeiner, als es der militärische jemals gewesen war. Die Grundlagen blieben jedoch immer classisch. Es war eine Umgestaltung der Schule, keine Veränderung. Aber jeden Tag wurden die Neuerer zahlreicher; der Widerwillen gegen die Nachahmung größer; der Durst nach Unabhängigkeit belebte die Massen und der Aufstand brach aus. Der Krieg zwischen den Classikern und Romantikern war plötzlich überall — in der Literatur wie in der bildenden Kunst — erklärt. Victor Hugo und Eugene Delacroix gingen Hand in Hand nach demselben Ziele, unter einem Banner und mit einem Feldgeschrei: Freiheit der Kunst.

Horace Vernet wünschte zu sehr, mit der Zeit auf gleicher Höhe zu bleiben, als daß er bei den ersten und lärmenden Erfolgen der ro-

Digitized by Google

mantischen Schule hätte gleichgiltig bleiben können. Indem er noch jeden Morgen fortfuhr, seine militärische Prosa zu improvisiren, mußte er aber doch fürchten, daß die reiche, aber schon so stark in Anspruch genommene Mine der Haudegen, grauen Ueberröcke und kleinen Hütchen sich endlich doch erschöpfen könnte. Er beschloß, sich auch in dem neuen Genre zu versuchen.

Die Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen war damals in allen Händen. Der Maler des Hundes des Regiments fand Geschmack an seiner weißen „Editha," mit dem Schwanenhalse, welche allein unter den Gefallenen auf Hastings den Leichnam ihres königlichen Geliebten, Harald, erkannte. Er malte die schöne blauäugige Sachsin, wie sie nur von einem alten Mönch begleitet, sich über den Leichnam ihres Geliebten beugt. Dies Schlachtfeld, mit blutigen Trümmern bedeckt, die Jungfrau und der Mönch hatten das Zeug, um eine ganze Academie in Schrecken zu setzen. Die Classiker schrieen laut über Scandal; die Romantiker fanden die Erfindung gut, aber die Ausführung dürftig und kalt. Horace Vernet befriedigte Niemanden; er wünschte die beiden Schulen zu allen Teufeln und reiste nach Rom, um dort zu versuchen, ob er sich an Raphael neu begeistern könne. Er war seit langer Zeit schon Mitglied des Instituts, und eben an Guerin's Stelle zum Vorstand der in Rom studirenden französischen Künstler ernannt worden. Sobald er sich in der Villa Medici eingerichtet hatte, — wo ihn, wie ich glaube, die Julirevolution fand — gab H. Vernet glänzende Feste, prächtige Bälle und studirte nebenbei die italienischen Meister des sechszehnten Jahrhunderts.

Aus diesen Studien ging eine neue Reihe von Gemälden hervor: Räuber, mit päpstlichen Carabiniren kämpfend, die Beichte des Räubers, der Aufbruch zur Jagd in den pontinischen Sümpfen, die Verhaftung des Prinzen im Palais-Royal auf Befehl Anna's von Oesterreich, Judith und Holophernes, Papst Pius VIII., in der Basilika St. Peter, Raphael und Michel Angelo im Vatikan. Diese Gemälde, welche Vernet während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Rom malte, wurden im Pariser Salon ausgestellt, wo die Kritik einige sehr schön, andere mittelmäßig fand. Andere, vorzüglich Michel Angelo und Raphael im Vatikan, wurden von der Kritik hart mitgenommen.

Da die Versuche Vernet's im italienischen Styl im Allgemeinen nur mittelmäßigen Erfolg hatten, kehrte er von Rom mit dem Entschluß zurück, das Fach nicht wieder zu verlassen, für welches ihn die Natur geschaffen zu haben scheint. In dem Salon von 1836 stellte er vier neue Schlachtbilder aus: die Schlacht von Jena, die von Friedland, die von Wagram, und die von Fontenoy.

Nachdem Vernet der illustrirende Historiograph des Kaiserreichs

und Oppositionsmaler der Restauration gewesen, wurde er von Rechtswegen der Aufzeichner der militärischen Großthaten der Julirегierung. Die Eroberung Algiers war für ihn eine wahre Goldmine; hier fand er für sein Talent, welches gegen den strengen historischen Styl so rebellisch ist, neue Nahrung und neue Effecte. Von 1837 bis 1841 hat der Künstler, indem er in seinen Mußestunden mit seiner gewöhnlichen Fruchtbarkeit verschiedene Genrebilder, die meistens im Orient spielen — wie Abraham, die Hagar verstoßend, Rebekka am Brunnen, die Löwenjagd — Gegenstände, die, beiläufig gesagt, nur wenig für sein bläuliches und kaltes Colorit passen, malte, alle seine Kräfte einem großen Werk gewidmet, welches jetzt vollendet ist, und dessen Ausführung ihm große Ehre macht.

Er hatte vom König den Auftrag erhalten, eine ganze Galerie — die von Constantine — zu malen. Um nicht zu weitläufig zu werden, beschränke ich mich darauf, die Compositionen, welche diese Galerie bilden, zu nennen. Der Eingangsthür gegenüber bemerkt man drei große Gemälde, die schon im Salon von 1839 ausgestellt waren, Episoden aus der Belagerung von Constantine. Das erste Bild stellt einen Ausfall der arabischen Besatzung dar, zurückgeschlagen von einem französischen Bataillon, welches der Herzog von Nemours befehligt; in dem zweiten erhalten die Sturmcolonnen das Signal, aus den Laufgräben hervorzubrechen; und im dritten sieht man sie die Breche ersteigen. Diese Bilder haben alle gewöhnlichen Vorzüge Vernet's; Kenner sagten sogar, daß die Pinselführung freier, die Extremitäten besser ausgeführt als gewöhnlich seien. Zur Rechten dieser drei Gemälde befindet sich der Sturm auf die Citadelle von Antwerpen, zur Linken die Einnahme des Passes von Teniah; an den beiden Enden des Saales befindet sich auf der einen Seite das Bombardement von St. Jean d'Ulloa, auf der andern das Gefecht von Habrah; neben der Thüre der Seitenwände: die Einnahme von Bugia, die Besetzung von Ancona, der Einzug in Belgien, die Flotte, den Eingang des Tajo forcirend, das Gefecht von Sickack, das Gefecht von Samah, das Gefecht von Afrum. Trophäen von Waffen und Palmen verzieren die vier Ecken des Plafonds. Die Abtheilungen desselben, mit Basreliefs von Gefechten in Märschen, ausgefüllt, werden durch Medaillons, in Nachahmung von Bronze, getrennt, auf denen acht allegorische Figuren: die Stärke, die Klugheit, die Treue, die Mäßigkeit, die Gerechtigkeit, die Ausdauer, die Tapferkeit und die Wachsamkeit dargestellt sind. Diese acht Allegorien und überhaupt der ganze Plafond, sind das Schwächste von Vernet's Arbeit. So sehr dieser Meister in der Darstellung einer Handlung glänzt, so wenig gelingt es ihm, eine abstracte Idee vor die Augen zu bringen; die Malerei en Basrelief ist wegen der

Digitized by Google

Strenge der Formen und der Bedeutsamkeit der Idee, welche sie erfordert, wenig für das Talent des Künstlers geeignet.

Wir sind jetzt am Ziele der Bahn, welche Vernet bis jetzt mit so vielem Glück durchlaufen hat; wenn ich hier alle die tausend und abertausend Compositionen, welche die Fruchtbarkeit unsers Künstlers hervorgebracht hat, hätte aufzählen sollen, würde ein Band nicht genügenden Raum geboten haben; ich habe mich daher auf die hauptsächlichsten beschränkt. Indem ich jetzt einige persönliche Einzelnheiten erwähnen will, muß ich noch ein Wort über eine Eigenschaft sagen, welche Vernet in einer seltenen Ausbildung besitzt. Ich meine das Gedächtniß des Auges, welches die Wahrheit seiner Gemälde erklärt. Auf den ersten Blick erfaßt Vernet die kleinsten Details einer Handlung, einer Stellung, eines Costüms, und der einmal empfangene Eindruck verlöscht sich nie wieder. Ein Soldat geht an Vernet vorüber. Wenn ihn der Künstler genau ansieht, und man verlangt nach sechs Monaten eine Skizze des Soldaten von ihm, so schreibt er ihn Wort für Wort auf das Papier oder die Leinwand ab, seinen Gang, sein Gesicht und seine Tracht bis auf die Nummer des Tzschakos und den letzten Kamaschenknopf. Sein Auge ist ein wahres Daguerreotype; auch entwirft Vernet nur selten Skizzen. Er trägt eine Studie eben so sicher in seinem Auge, wie Andere in der Mappe.

Soll ich noch einmal die Persönlichkeit Vernet's schildern? Er ist immer noch derselbe, wie ich ihn zu Anfange dieser Skizze gezeichnet habe, der echte Typus des französischen Offiziers in Gestalt und Manieren, obgleich er nicht allein mit seinem Pinsel die Epauletten eines Hauptmannes im Generalstabe der Pariser Nationalgarde gewonnen hat. Uebrigens wer sollte auch nicht Vernet in irgend einem Theil der bekannten Welt gesehen haben? Der geistreiche Künstler hat seine Sporen, seinen Schnurrbart und seine kosmopolitische Palette überall sehen lassen. Er ist der Freund aller Soldaten und aller Potentaten Europas. Lieblingsmaler des Königs der Franzosen, hat er den Segen des heiligen Vaters erhalten, eine Narguileh mit dem Pascha von Aegypten geraucht und der Kaiser von Rußland rief ihn zu sich.

Obgleich sehr jung verheirathet, hat Vernet doch nur eine Tochter. Ohne directe Erben seines Ruhms und seines Namens, hat er sich entschlossen, diesen Namen wenigstens mit dem eines gleichberühmten Künstlers zu vereinigen, und seine Tochter, ein sehr schönes Mädchen, mit Paul Delaroche verheirathet. Der dieser Ehe entsprossene Sohn soll Vernet-Delaroche heißen. Er wird eine doppelt schwere Erbschaft auf seinen Schultern zu tragen haben.

Philipp P...

Tagebuch.

Notizen.

Leipziger Museum. — Academische Freiheit, Studenten und Philister. — Herr von Haber.

— Das große Leipziger Museum wird in der Mitte dieses Monats eröffnet. Es enthält, nach der ausgegebenen Liste, alle politischen Hauptzeitungen Deutschlands, die wichtigsten Parteiorgane Frankreichs und Englands, eine oder zwei griechische und, wenn wir nicht irren, auch eine dänische und schwedische Zeitung; dann die französischen Revues, die englischen Reviews und die deutschen Vierteljahrs- und Monatsschriften von Bedeutung. Den meisten Raum nehmen die wissenschaftlichen und Fachjournale ein; die Anzahl der theologischen Blätter allein kommt beinahe der letzten Rubrik, nämlich der schönwissenschaftlichen, gleich. In der That gibt es nicht so viel belletristische Journale, als man gewöhnlich glaubt und klagt; besonders, wenn man die rein localen Blättchen ausnimmt. Und wie viele davon beschäftigen sich mehr mit publicistischen Dingen, mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, als mit den Geheimnissen der Musen! — Das Museum verspricht für Leipzig ein gesellig literarischer Mittelpunkt zu werden. — In keinem Museum sollte eine Schrift fehlen, die übrigens noch nicht geschrieben ist: eine „Anleitung, mit Nutzen und ohne großen Zeitverlust Journale zu lesen." Das Journallesen ist wahrhaftig eine Kunst, die sehr Wenige inne haben. Wie in Gemäldegalerien einen Katalog, so sollte man in großen Leseanstalten eine Schrift der Art jedem Besucher anbieten. Eine praktische Charakteristik der einzelnen Journale, ein Wegweiser, nach welchem man sich in dem weitläufigen Gebiet orientiren könnte, wäre aber in allem Ernst von Nutzen.

— Man spricht allgemein von Reformen im deutschen Studententhum und es sind bereits die ernsthaftesten Befürchtungen von manchen Seiten ausgesprochen worden. Eine gewaltsame Umwandlung von Außen her, eine Beschränkung der academischen Freiheit wäre gerade jetzt die größte Unklugheit, wo eben eine innerliche unwillkürliche Reform im Studententhum vorgeht, welche die Regierungen nur beruhigen

kann. Der burschicose Geist verliert sich immer mehr. Wie die burschenschaftlichen Ideen überhaupt, seit sie vom Staat selbst, ihrem Kerne nach, anerkannt oder bekannt werden, sich in gesetzliche und loyale verwandelt haben, so ist auch der burschicose Studentengeist ein mehr bürgerthümlicher geworden. Die Jugend beginnt, die ihr natürliche Stellung als Jünger und Novize des politischen Lebens einzunehmen, statt übermüthig opponiren und von ihrem Standpunkt aus umwälzen zu wollen. Und je mehr der Philister wieder zum Bürger wird, desto mehr wird sich die Jugend ihm anschließen, desto besonnener und in ihren Ansichten praktischer wird sie selbst werden. Und das sollte so gefährlich sein?! —

— Herr von Haber befindet sich, nach neuern Nachrichten, nicht in Paris, sondern an der holländischen Grenze, wo er Göler's Bruder zum Duell erwartet; vorher, sagt man, will er sich vor die Assisen von Alzey stellen, um über den blutigen Zweikampf, in welchem er Sarachaga erschoß, Rechenschaft abzulegen. Göler's Bruder war schon vor Sarachaga mit ihm engagirt; vielleicht sind es Andere auch noch. Herr von Haber scheint übrigens am Duelliren Geschmack bekommen zu haben. Und warum nicht? Das Pistolenschießen ist auch eine Kunst; und wenn man es zur Virtuosität darin bringt, wie manche Cavaliere, sogar eine ehrenvolle, schöne und nützliche Kunst. Manche behaupten, nur die Verzweiflung habe dem Herrn von Haber Muth zum Zweikampf mit Sarachaga gegeben. Eben so gut könnte man sagen, nur die Einbildung, einen furchtsamen, ungeschickten, in jeder Hinsicht unebenbürtigen Gegner vor sich zu haben, flößte Sarachaga den Uebermuth ein, den er vor und bei dem Duell zeigte. Mit dem Duellmuth, als Prüfstein der Ehre, ist es überhaupt eine eigene Sache. Aus kaltem Pflichtgefühl schießt man sich selten auf Leben und Tod, sondern meist aus verzweifeltem Haß, aus stumpfer Gleichgiltigkeit gegen das Leben, oder, wie manche Cavaliere, aus Vertrauen auf die Ungeschicklichkeit des Gegners. Nun kann aber auch ein von Haber im Schießen Virtuose werden und durch Gewohnheit Muth bekommen. Ja, es wäre sogar möglich, daß am Ende der jüdische Bankier, ohne es zu wollen, ein duellwüthiger, rauflustiger, echter Cavalier würde. Das wäre für das badische Offiziercorps und für die badische Vollblutaristokratie ein neuer Aerger. Vielleicht würde das Duelliren dann nicht mehr für nobel, sondern für gemein und schmuzig angesehen. Auf solche oder ähnliche Weise könnte es geschehen, daß einmal der Zweikampf aus der Mode käme.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **I. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Skizzen aus dem deutschen Universitätsleben.

Von Ernst Dronke.

II.

Die Universität Marburg.

Marburg ist bekanntlich eine der ältern deutschen Universitäten; — wem es etwa nicht bekannt ist, den verweisen wir auf die alljährlichen Reden der Prorectoren und Decane. Als die erste, d. h. älteste protestantische Hochschule, als Landesuniversität eines deutschen Bundesstaates verdient sie allein schon Beachtung, wenn es besonderer Gründe zu einer Beleuchtung akademischer Verhältnisse bedürfen sollte: allein wir glauben, daß eine öffentliche Anstalt auch der öffentlichen Kritik unterworfen ist, trotzdem man sich auch in den jüngsten Tagen mit solcher Hartnäckigkeit an gewissen Orten dagegen wehrt. Marburgs Vergangenheit war zudem eine große. Sein Name hat einst an dem vaterländischen Himmel geglänzt wie ein heller Stern, jetzt ist er erblaßt, er will zerstieben: sollen wir nicht unsere Augen auf ihn heften? Es war die Wiege großer Heroen; Savigny, Vangerow, O. Müller, Mackeldey, Herrmann haben hier ihre Laufbahn begonnen, keiner von ihnen beschlossen: sollen wir da nicht halten und nach der Gegenwart fragen? Diese Gegenwart wird auch Vergangenheit.

Nicht ohne Absicht ist das Alter Marburgs vorangestellt. Die Universität, — nicht das Gebäude, denn ein solches gibt es nicht, die Gewohnheit des Lehrens und Hörens in Marburg ist alt, seine Institutionen sind alt, seine Professoren sind alt. Wir werden das gleich sehen. Von dem historischen Alter bedarf es keines Nachwei-

ses, auch gehört das nicht hierher. Die Institutionen sind im Allgemeinen nur wenig verschieden von denen der übrigen deutschen Universitäten; nur die Gerichtspflege ermangelt zeitgemäßer Modificationen. An ihrer Spitze steht, nicht wie anderweitig ein praktischer Jurist, sondern der jedesmalige Prorector als Richter, daher nach dem Wechsel der Facultäten ein Theologe, Mediziner u. s. w. Ihm steht ein Syndikus zur Seite, jedoch blos als Protokollführer, den Spruch fällt in größeren Sachen der Senat. Bei der leider zu umfangreichen Macht des Untersuchungsrichters und seiner großen Verantwortung ist es natürlich ein Uebelstand, der zu Irrthümern und Mißverhältnissen führt, wenn dies Amt einem Laien überlassen wird. Oft kommen komische Dinge vor. Freilich ist die ganze Einrichtung der Universitäts-Gerichtsbarkeit nicht eine polizeiliche, sondern eine Vormundschaftsbehörde, die Erkenntnisse zu sehr von der „moralischen Ueberzeugung" abhängig, als daß man Rechtsmittel gegen Ueberschreitung in Händen hätte. Der Senat, sagt man, vertritt Vaterstelle, und wie ein Vater seinem Kinde Dritten gegenüber immer eher Unrecht gibt, so auch jener bei Angelegenheiten Studirender mit Andern. Gegen dies Verfahren sind in neuerer Zeit mehrfach und verschiedenerseits Klagen erhoben worden, um so mehr, da die Strafen weit härter sind als die polizeilichen. Am drückendsten aber ist dasselbe an Orten, wie Marburg, wo die Leitung nicht einmal Rechtskundigen übergeben ist.

Was das Alter der Professoren betrifft, so möge man dies vorläufig buchstäblich nehmen. In allen Facultäten finden sich eine Menge alter, kathedermüder Docenten, welche ihre vorschriftmäßigen Collegia jahraus jahrein lesen, weil es so sein muß. In Marburg nämlich werden gegenwärtig nur Brodcollegia gelesen. Aber das ist es noch nicht allein. Selbst diese sind von einer erschreckenden Eintönigkeit, bequem, breit, stereotyp. Es ist eine treffende Satyre von einem Studirenden, der ein mechanisch nachgeschriebenes Heft aus früherer Zeit besaß und die eingestreuten Witze des Docenten voraussagte. Uebrigens sind diese Witze keine Contrebande, sie haben alle Censur passirt, oder sind wenigstens stets dazu bereit. Die jüngere Generation unter den Docenten ist nicht geschaffen, die scheidenden auf eine würdige Weise zu ersetzen. Die Universität hatte, wie bereits gesagt, früher die tüchtigsten Lehrer; daß sie nicht

geblieben, lag vielleicht in den amtlichen Verhältnissen, wir wollen dies nicht untersuchen: aber man hätte diese leere Stätte dann wenigstens durch den Klang anderer Namen ausfüllen sollen Das ist nie geschehen. Während man in Kassel an Manoeuvre und Verbesserung der Uniformen dachte, wandten die Wissenschaften ihrem alten Sitz den Rücken. Die verlassenen Lehrstühle wurden durch junge Docenten besetzt, die — wenig Ansprüche machen. Dazu kommt, was in kleinern Staaten vorzugsweise der Fall ist, daß kleinliche Rücksichten oft bei Anstellung und Nichtanstellung vorwalten, und in Kurhessen konnte man in neuerer Zeit mehrfach bemerken, welches treue Gedächtniß man für die politischen Jugendsünden Anderer hat. Die jüngere Generation bildet oder formt sich vielmehr ganz nach ihrem nahen Vorbild, da sie von ihm am meisten erwartet. Dieser Zirkel, in dem sich das geistig-sociale Leben Marburgs bewegt, wird noch lange bestehen, vielleicht daß zuweilen ein festerer Kern aus der Kette sich löst und in die Ferne verpflanzt wird, aber die Kette wird deshalb doch bleiben. Herzschneidend aber ist es, wenn man den wehmüthigen Blick auf die Vergangenheit richtet und aus dem plötzlichen raschen Verfall der ehrwürdigen Philippina auf eine traurige Zukunft schließen muß. Betrachtet man das nahe gelegene Gießen, mit welchem Marburg schon vereint worden, welcher rege Geist herrscht dort, in der kleinen Universitätsstadt, die kaum eine Geschichte besitzt, im Vergleich mit dem alten namhaften Marburg? Gießen zählt über 600 Studirende, darunter selbst Amerikaner, Marburg selten 300, darunter nur Inländer und Waldecker, deren Landesuniversität es ist. Es war mehrfach schon das Gerücht verbreitet, daß Marburg abermals mit Gießen vereint werden sollte, und wir wünschen gewiß von aufrichtigem Herzen, daß es sich nie bestätigen möge: aber was kann der Fortschritt einer Hochschule sein, die von der Regierung mit Gleichgiltigkeit betrachtet und von ihren Lehrern nur zu Zwecken des äußern Lebens benutzt wird?

Was zunächst die Philosophie betrifft, so ist von der eigentlichen Wissenschaft der Philosophie keine Rede. Professor Hildebrand, ein aus Breslau berufener Docent, entspricht weder den Erwartungen einer Partei, welche in ihm nur den früher polizeilich überwachten Mann sieht, noch scheint er ganz das Vertrauen einer höhern Einsicht errungen zu haben, welche ihn blos auf Verwendung des ehemaligen

Ministers Hanstein berufen, ohne sein Leben und Wirken zu kennen. Professor Vorländer, seit Ostern 1843 hier angestellt, war früher Privatdocent in Berlin, wo er sich nur ein sehr kleines Auditorium zu erringen gewußt. Sein Streben, eine unabhängige Bahn zwischen Hegel, Herbart und Schelling zu verfechten, ist ein mißlungenes, da ihn selbst seine Parallelen zu keinem Ziel führen. Außerdem mangelt ihm die Persönlichkeit. Der einzige, von dessen talentvollen Bemühungen sich etwas erwarten läßt, dem auch die Sympathien der Jugend zu Theil wurden, ist ein junger Hegelianer, Professor Bairhoffer, aber wir wünschen ihm einen andern Wirkungskreis, wo er bessere Theilnahme finde. In den Sprachen zeichnete sich Hermann würdig und erfolgreich aus, doch ist sein Abgang nach Göttingen nur mangelhaft durch den Erlanger Privatdocenten Herrn Thiersch ersetzt. Seit Michaelis hat Professor Huber, der meist unbesuchte Sprachvorlesungen anzeigte, die Universität verlassen. Man hat ihn einmal, wenn ich nicht irre, in der Rheinischen Zeitung, einen Bettelbrief an die Preußische Regierung um Anstellung genannt. Ist er das gewesen, so hat er seinen Zweck erreicht, aber weiter auch Nichts, denn schon im November hat er seine Vorlesungen in Berlin wegen Mangel an Zuhörern eingestellt. In Marburg kam dies öfter vor.

Die theologische Facultät zählt einen nicht unbedeutenden Zufluß von Studirenden. Sie ist blos eine protestantische, die Katholiken haben in Fulda das katholische Seminar und die Universität Würzburg zugewiesen bekommen. Die neuern Regungen sind ihr fremd geblieben, es ist eine zahme Staaten-Theologie, die dort gelesen wird. Professor Rettberg, wohl der tüchtigste unter den Lehrern, lies't Kirchengeschichte und Dogmatik, doch ist auch er von der Einseitigkeit einer Partei nicht ganz frei. Professor Hupfeld, seit Michaelis an Gesenius' Stelle nach Halle berufen, war mehr in sprachlicher Beziehung angesehen. Er stand an der Spitze der Theologisch-Servilen und soll als Ephorus der Stipendiaten-Anstalt sich durch pedantische Strenge unbeliebt gemacht haben. Die meisten der Theologie Studirenden und einige Andere sind auf diese Anstalt angewiesen, die aus sehr bedeutenden Fonds besteht und mit den Möllenbecker Beneficien (welche vor Jahren der Kronprinz in Bonn allein bezog) eine große Anzahl unterstützt. Marburg ist in seinem äußern Leben überhaupt einfach und schmucklos, da zwei Drittheile der Stu-

direnden arm sind; man kennt die Bonner und Heidelberger Aristokratie nicht.

In der Juristenfacultät waren früher, wie schon erwähnt, die bedeutendsten Männer, unter den jetzigen Lehrern wüßten wir kaum Einen hervorzuheben. Professor Endemann, der liberalste und beliebteste derselben lies't ein nicht ganz uninteressantes Heft über deutsches Privatrecht, aber ohne Originalwerth. Professor Platner und Professor Löbell sind alt und bequem, sie vermögen nicht zu erheben, am wenigsten der letztere mit seinem herben Vortrag. Dagegen ist der einzige Mann der ganzen Universität, der die vollste Anerkennung verdiente, aber bisher von der höchsten Einsicht doch noch mangelhaft gefunden zu sein scheint, Professor Büchel. Seine Pandekten, die er nach Wening-Ingenheim lies't, sind äußerst tüchtig und namentlich bei den Controversen kernhaft und bestimmt. Seine civilistischen Erörterungen haben, obwohl schon 1836 erschienen, erst jetzt durchzudringen vermocht und bereits gerechte Anerkennung gefunden. Büchel ist nach langen rastlosen Bestrebungen erst im Anfang dieses Jahres zum ordentlichen Professor ernannt worden; der Grund seiner bisherigen Zurücksetzung soll in der Verdächtigung früherer politischer Meinungen und in Theilnahme an gewissen Landtagen zu suchen sein. Vielleicht wäre er noch immer nicht seiner untergeordneten Stellung entzogen, wenn er nicht einen Ruf nach Breslau erhalten, und man den einzigen Romanisten von Bedeutung zu verlieren gefürchtet hätte. Von den Uebrigen ist Nichts zu bemerken, es wäre denn Negatives. Der Mann, von dem ich am liebsten reden möchte, dessen Verdienste als Staatsrechtslehrer nicht unbedeutender sind, als die um die Hessische Nation, er kann als akademischer Lehrer jetzt nicht mehr genannt werden, der Riegel des Gefängnisses trennt ihn von einer begeisterten Jugend, und die Augen, welche einst freudig an seinem zaubergewaltigen Munde hingen, sehen ihn jetzt geknickt, auf den Arm seiner Frau gestützt und von Polizeisoldaten überwacht, einherwandeln — das Opfer der heimlichen Gerichtsbarkeit. Dieser Mann ist Sylvester Jordan.

Der medizinischen Facultät ist mit dem Tode Bünger's der letzte Klang geraubt. Sie besteht aus den ältesten, müdesten Professoren und aus jungen bedeutungslosen Docenten, unter denen sich einzig Dr. Robert die Sympathie der Studirenden erworben.

Nicht ohne Wehmuth kann man auf diese Ruine alter Kraft und Wissenschaft blicken, sie zerfällt wie so manches Herrliche, langsam, allmälig, nicht einmal mit einem Schrei des Schmerzes oder Zornes. Und dabei ist der Geist der Studirenden unverkennbar ein reger, erfreulicher, aber: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Ein Leseverein, das sogenannte Museum, hat einen reichhaltigen Vorrath von Schriften und Journalen, aber von der dabei beabsichtigten Annäherung der Professoren zu den Studirenden ist keine Spur zu finden. Im Gegentheil ist über mancherlei Vorfälle Mißtrauen und Zwist entstanden, und wiewohl im Ausschuß die Stimmen zwischen Professoren und Studirenden gleich vertheilt sind, so weiß man doch zu wohl bei den Wahlen umsichtig zu verfahren und der Kastengeist ist hier wieder im Conflict mit dem allgemeinen, — auch unter den Studirenden.

Hier haben Sie ein Bild, eine Skizze der heutigen Philippina, derselben, die einst der Stolz des protestantischen Deutschlands war, derselben, auf welcher jetzt allein die Jugend Kurhessens zum Staatsdienst, zur Lebensfreiheit herangebildet wird. Ich beuge mein Haupt in Demuth.

Schilderungen aus Belgien.

Flamänder und Wallonen.

Vielfach ist dieses Belgien von uns Deutschen angestaunt worden. Innerhalb eines Dutzend von Jahren hat dieses Land mehr gethan, als wir innerhalb eines Jahrhunderts zu thun erhoffen dürfen. Durch geschickte Benutzung des Augenblicks hat es sich Selbständigkeit und die freieste Verfassung erobert. Durch besonnene Negociationen nach Außen, durch rüstige Thätigkeit nach Innen hat es sich im europäischen Staatenverbande zu einem willkommenen Mitgliede erhoben. „Der Zufall war der Freiheit Belgiens günstig", rufen die Diplomaten, „wären im Jahre 1830 Preußen, Oesterreich und Rußland besser vorbereitet gewesen, dann hätte man diese unruhigen Köpfe von Flandern bald zu Paaren getrieben, und es gäbe heute so wenig ein selbständiges Belgien, wie es nach dem Wiener Frieden eins gab."

Allerdings! Aber schlaget die geschickte Benutzung des Augenblicks nicht so gering an, Ihr Herren Diplomaten, was wäre sonst Euer Verdienst? Zudem war dieses Belgien im Momente der Entscheidung einig mit sich. Dieses ist kein Zufall, sondern eine große, bewundernswerthe Sache. Wäre Deutschland in gewissen Augenblicken einig gewesen, so hätte es viel unnütze Dinte erspart — nicht blos in Hannover und in Cassel.

Was den Deutschen, der in Belgien reist, besonders in Verwunderung setzt, das ist die Betrachtung, wie himmelweit verschieden die beiden Stämme sind, die unter dem gemeinschaftlichen Namen Belgier so einmüthig ihre Freiheit erkämpften und ihren neuen Staat organisirten. Er, der Sohn einer Nation von dreißig Millionen

Menschen, die alle Eine Sprache reden, Einer Abstammung sind und die in ihrem Gemeinsinn noch nicht einmal bis zur Niederreißung der trennenden Zollschranken gelangt sind, er sieht mit verzeihlichem Neid, wie hier zwei in Sprache, Abkunft, Sitten und Körperbildung ganz verschiedene Nationalitäten sich die Hände reichten, um Ein Volk zu sein, Eine Gesetzgebung, Ein Vaterland, Ein Recht, Eine Freiheit zu haben.

Flamänder, von Vlaeming, Flanderer; Wallone, von oïl (Jemand, der die Oïl-Sprache spricht)*). Der Vlaeming ist Germane; der Wallone Gallier. Der Vlaeming spricht einen der ältesten deutschen Dialekte, der Wallone einen der ältesten französischen; doch wird ersterer besser von dem eigentlichen Deutschen verstanden, als letzterer von dem eigentlichen Franzosen. Das Flamändische war und ist Schriftsprache, das Wallonische war es nie.

Auch äußerlich ist der Unterschied zwischen dem Flamänder und dem Wallonen zu erkennen; er ist eben so stark, als der zwischen dem Magyaren und dem Slovaken und viel stärker als zwischen dem Großrussen und dem Kleinrussen. Der Flamänder hat ganz den germanischen Typus: helles Haar, blaue Augen, weißen Teint; der Wallone hat ganz den romanischen Ausdruck: schwarzes Haar, dunkle Augen, braune, tiefgefärbte Haut. Zu diesen allgemeinen Stammzeichen gesellen sich noch mehrere Localeigenthümlichkeiten. Der Flamänder ist in der Regel mittelgroß und stämmig; der Wallone hoch, schlank und gelenkig. Jener ist phlegmatisch, aber ausdauernd; dieser feurig, aber schneller ermüdet.

Die Kinder der Flamänder haben in der Regel wahre Engelsköpfchen; man kann sich kaum etwas Lieblicheres und Sanfteres denken, als solch ein Gesichtchen mit den reinsten Schattirungen und dem zartesten Teint. Letztern findet man selbst in den untersten, ärmsten Volksclassen, und Niemand würde es glauben, wenn er eines dieser lieblichen Geschöpfe mit der blendend weißen Haut, dem zarten Incarnat der Wangen und dem goldigen, reichen Haarwuchs vor sich sieht, daß dies das Kind irgend eines Tagelöhners oder eines armen Handwerkers ist. Aber wunderbar genug, je reifer der Knabe wird,

*) Die langue d'oc und die langue d'oil theilten sich bekanntlich früher in die Herrschaft von Frankreich.

je mehr er sich entwickelt, um so entschiedener weicht der Reiz von ihm. Die Flamänder haben durchschnittlich sehr wenig schöne Männer aufzuweisen. Was das Kind zum Ideale macht, das artet beim Mann oft in Weichheit und Schwammigkeit aus. Die feine Haut wird von der Luft gehärtet, die Züge werden plump, wie der ganze Körper mehr in die Breite als in die Höhe sich entwickelt. Ganz umgekehrt ist es mit den Wallonen. Es gehört die ganze Sorgfalt wohlhabender Eltern dazu, um den unvortheilhaften Eindruck, den die dunkle Hautfarbe und meist auch die Unregelmäßigkeit der Gesichtszüge der Kinder hervorbringt, zu mildern. Das Kind des gemeinen Mannes hat etwas Wildes, Rohes in seinem Aeußern, das in einer öffentlichen Schule z. B. einen schreienden Gegensatz zu dem sanften Ausdruck der flamändischen Jugend bildet. Aber gerade dieses Kräftige und Wilde, das mit dem Antlitz eines Kindes nicht verträglich ist, gibt ihm, je mehr es zum Jünglinge, zum Manne reift, einen so entschiedenen Ausdruck, daß es die Schönheit ersetzt und die unregelmäßigsten Züge in eine Harmonie bringt, welche der Schönheit nahe kommt und in gewisser Beziehung noch mehr besticht als sie. Dies findet auch bei den Frauen seine Anwendung. Die flamändischen Mädchen und Frauen behalten der Natur ihres Geschlechtes gemäß den zarten Kinderteint, die feine Haut und das weiche Colorit länger als die Männer. Die Frauen von Brügge und Antwerpen sind wahre Ideale von sanftem Ausdruck und lieblichen Zügen. Aber von der Büste abwärts verliert sich dieser Reiz: große Füße, breite Hüften, ein Ansatz zur Wohlbeleibtheit, der bei der ersten Gelegenheit ausartet. Die Wallonin umgekehrt ist selten schön, und selbst in günstigeren Fällen darf sie es nicht wagen, Arm und Nacken allzuviel sehen zu lassen, es müßten denn die runden vollen Formen für die dunkle Hautfarbe reichlich Entschädigung bieten. Aber der schlanke zierliche Wuchs, das feurige, verheißende Auge, die kühne, rasche Bewegung zeigen von Temperament und Phantasie und sind oft viel anziehender als die regelmäßigen flamändischen Schönheiten, welche Rubens zu seinen Idealen machte.

Daß sich zwei Racen, die so eng neben einander leben, nicht unvermischt erhalten haben, versteht sich von selbst. Nur auf den beiden entgegengesetzten Enden des Landes findet man die Stämme in ihrer vollen Reinheit; in Brabant jedoch, wo die Grenzscheide des

Sprachgebiets sich befindet, konnte die Vermischung natürlich nicht ausbleiben. Da findet man auf jedem Schritte den Gegensatz von schwarzen Haaren und hellen Augen, der gewöhnlich das Zeichen von einer Mischung südlichen und nordischen Blutes ist; da findet man jenen gräßlichen Jargon, aus flamändischen und französischen Worten zusammengesetzt, den weder der Flanderer noch der Lütticher versteht. Die kleinen Antipathien, die man immer bei Nachbarvölkern, ja bei Nachbarstädten und Nachbardörfern findet, haben zwar sich auch hier erhalten. Der Flamänder schimpft den Wallonen falsch (was walsh is, valsh is! heißt ein Jahrhunderte altes Sprichwort), dieser dagegen nennt jenen dumm. Das untere Volk beider Stämme hat immer für das andere einen Spitznamen, der oft zu blutigen Händeln Veranlassung gibt, so daß vorsichtige Hausfrauen sich sogar hüten, eine Flamänderin und eine Wallonin neben einander in Dienst zu nehmen. In den höhern Ständen hat jedoch die Verbreitung der französischen Sprache eine Verständigung herbeigeführt. Namentlich seit der letzten Revolution ist die Harmonie eine innige geworden; man hat eingesehen, daß Belgien nur durch die Ueberwindung der kleinen Localvorurtheile seine Selbständigkeit und staatliche Existenz erhalten könne, und man muß den Kammern und den Behörden das Lob zollen, daß sie Alles vermeiden, was eine Reibung und ein Mißverständniß dieser Art hervorbringen könnte.

Dies ist auch der Grund, warum die Bemühungen der flamändischen Literaten, ihrer Sprache eine größere politische Bedeutung zu erwerben, nicht gelingen, und ihre der Kammer überreichte Petition, obgleich sie von mehr als hundert Gemeinden unterschrieben war, keine Berücksichtigung fand. „L'union fait la force," ist die Devise des belgischen Wappens, und diese Union hat hier eine um so schwerere Bedeutung, als sie zwischen zwei von Natur getrennten Völkern ein Band zu bilden hat. In der That wäre diese Einheit ein Werk der Unmöglichkeit, wenn nicht äußere Berührungspunkte da wären, welche den beiden Stämmen einen Anschein von gemeinschaftlichem Charakter geben. Vom Meere umspülte Küsten, von großen, schiffbaren Flüssen durchschnittene Gegenden, dort der üppigste Getreideboden, hier unterirdische unerschöpfliche Schätze an Eisen und Kohlen — wie sollte sich da nicht der Fleiß entwickeln? Die Industrie wurde schon frühe die gemeinschaftliche Göttin dieser Lande; der Handel

folgte ihr auf dem Fuße. Die Schifffahrt lag in der Nähe und holte den Wohlstand bald aus der Ferne. Der Bürger und Handwerker wurde reich und fühlte sich. Der Fürst lernte hier den Arbeiter und Handelsmann früher achten als in andern Ländern. Das Verhältniß zwischen Herrscher und Volk wurde schon in frühesten Zeiten ein Gegenstand steter Bewachung von beiden Seiten. Bei dem mindesten Eingriff des erstern erhob sich letzteres in Masse; der Handwerker war zugleich Krieger, und die Hellebarde, oder, wie die alten Flamänder diese ihre Leibwaffe humoristisch nannten, der Goedendag (Gutentag), stand stets in dem Winkel blank geputzt, und viel rüstiger zum Kampf bereit, als das Gewehr eines modernen Nationalgardisten. Nach mancher bösen Nacht, wo die Gemeinden, Zünfte und Gildenleute über die neue Steuer stürmisch berathen hatten, standen diese Lanzen vor dem Schlosse der Herzoge, Grafen und Bischöfe von Flandern, Brabant, Hennegau und Lüttich und wünschten mit durchdringender Stimme ihren Goedendag. Der Geist der Opposition, die Gewohnheit der Revolte incarnirte sich. Diese „harten Köpfe von Flandern," wie sie Karl V. nannte, dieses „böse Blut von Lüttich," wie Karl der Kühne sich ausdrückte, paßten recht gut zusammen. Diese lebendige und oft sogar wilde Freiheitsliebe ist bei beiden Stämmen ein Grundzug geworden, und was braucht es bei politischen Verbindungen mehr als Aehnlichkeit der politischen Volksstimmung? Dies ist es, was Flamänder und Wallonen, trotz der Verschiedenheit der Racen, der physischen und geistigen Anlage, zu Einem Volke gemacht und ihnen gewisse gemeinschaftliche Eigenthümlichkeiten aufgeprägt hat, die man fast Nationalcharakter nennen dürfte. Der Belgier, Flamänder wie Wallone, ist enthusiastisch für sein Land, eifersüchtig auf seine Freiheit und darum Patriot. Seit den ältesten Zeiten gewohnt, seine Gemeinde-, Provinzial- und Landesangelegenheiten selbst zu besorgen und überall sein Wort mitzusprechen, hat sich bei ihm ein Grad von Offenherzigkeit herausgebildet, der jedem Fremden auffallen muß. Nirgends, selbst in Frankreich nicht, hört man über politische Angelegenheiten so laut und unverhohlen sprechen, als in Belgien. Dies erstreckt sich sogar auf die Staatsmänner; zur Zeit der Londoner Protocolle waren die Diplomaten nicht wenig in Verlegenheit, als sie ihre heimlichen Vorschläge und Pläne plötzlich in den belgischen Kammern laut vor den Ohren aller Welt ver-

20 *

Digitized by Google

handelt sahen. — Diese allerdings etwas unnütze Naivetät haben die belgischen Staatsmänner allmälig bei größerer Erfahrung abgelegt; indessen ist ihnen ein schöner Hauptzug geblieben, nämlich der Widerwille gegen alle überflüssige Heimlichthuerei, durch die viele andere europäische sogenannte Staatsmänner, zumal im lieben Deutschland, sich eine Wichtigkeit zu geben vermeinen. Wer je Gelegenheit gehabt hat, mit den Herren Nothomb (gegenwärtig Minister des Innern), Dechamp (Minister der öffentlichen Arbeiten), Van de Weyer (Gesandter in London) u. s. w. zu sprechen, der ist gewiß erstaunt gewesen, mit welcher Unverhohlenheit diese Herren sich über die Lage der Landesangelegenheiten aussprachen. Nirgends sind die Journale besser unterrichtet als in Belgien (NB. über die inneren Geschäfte) und hat der junge Staat trotz dieser Oeffentlichkeit in diesen zwölf Jahren etwa seine Geschäfte schlecht besorgt?

Ein zweiter Hauptzug des belgischen Charakters ist das tiefe Gefühl für Recht und vor Allem für Gleichheit des Rechts. Obschon ein Handelsvolk und als solches im merkantilischen Handel und Wandel schlau und auf seinen Vortheil bedacht, ist doch in allen Rechtsfragen der öffentliche Sinn so geschärft und wachsam, daß nirgendswo der Spruch von der vox populi einen bessern Beleg findet, als hier. Auch das ist eine Folge der Oeffentlichkeit. Die Rechtspflege kennt hier keine Hinterthüren; ein bestochener Richter ist hier ein fremdes Gewächs. Die öffentliche Meinung ist ein zu wachsamer und furchtbarer Gerichtshof, als daß man gegen sie sündigen könnte.

Gutmüthig, bescheiden, rechtliebend und offenherzig, ist der Belgier ein liebenswürdiger und gemüthlicher Kumpan, wo ihr ihm auf öffentlichen Plätzen begegnet; als Gesellschafter, als Beamter, auf der Börse, im Estaminet — überall wird ihn der Fremde zugänglich, anspruchslos, praktisch, gefällig und das Leben erleichternd finden; anders ist es, wenn ihr ihn in seiner Familie aufsucht. Hier steht der Belgier seinen Nachbarn (mit Ausnahme etwa des langweiligen Holländers) sehr nach. Auf dem öffentlichen Platze lernt ihr den Belgier, d. h. den Mann, kennen; in seiner Familie lernt ihr die Belgierin kennen, und das ist die schwache Seite der belgischen Gesellschaft. Die Belgierin ist eine rüstige, musterhafte Wirthin; von dem weißen Linnen des Tischtuches bis zu dem messingenen Knopf

an der Thürklingel wird man bei ihr Alles stets glänzend und von Reinlichkeit leuchtend finden. Die Belgierin ist die tugendhafteste Hausfrau. Selten hört man von einem Vergehen gegen die eheliche Treue; sie ist eingezogen, anspruchslos, wenig vergnügungssüchtig; aber sie ist auch das unpoetischste, langweiligste Geschöpf, das je der Himmel mit weichen Gliedern und seidenen Locken gesegnet hat. Sie hat weder die Bildung und die warme Sentimentalität der deutschen Frauen, noch den natürlichen Geist und die angeborene Grazie der französischen. Dem untern Stande angehörig, erhält sie ihr Bischen geistiges Leben rein aus der Hand des niedern Geistlichen, der in dem schwärzesten Aberglauben die sichersten religiösen Bande zu knüpfen glaubt. Die wohlhabenden Classen senden das halberwachsene Mädchen in ein Mädchenpensionat, wo sie bis zu ihrem Eintritt in die Welt, d. h. bis kurz vor ihrer Verlobung, ihre Erziehung vollendet. Diese Pensionserziehung ist oft genug auch in andern Ländern mit allen ihren Nachtheilen beleuchtet worden. In Belgien zumal, wo das Erziehungswesen überhaupt noch in seinen Kinderschuhen ist und wo einerseits der Ignoranz und andrerseits dem Clerus allzuviel Spielraum gelassen wird, da sind die Mängel der Pensionatserziehung noch schädlicher und auffallender als anderswo. Das Mädchen tritt als Gliederpuppe aus demselben; mit den alleroberflächlichsten Schlagwörtern der modernen Bildung dürftig ausgestattet, unentwickelt in seinem Gemüthsleben, ohne nachhaltige Anregung in seiner Gedankenwelt, fällt es, sobald es verheirathet wird, dem allergewöhnlichsten Materialismus heim und die ganze Erziehungszeit liegt da wie eine unnütze Episode des Lebens. Soll hier noch eine Ausnahme stattfinden, so müssen wir sie zu Gunsten der Wallonin machen; ihr kommt wenigstens ihre Muttersprache, das Französische, zu Gute. Die herkömmlichen feinen Wendungen der französischen Sprache werden ihr eben so geläufig wie der Französin, und die französische Lectüre weckt und regt ihren Geist doch immer auf eine nationale Weise an. Die Flamänderinnen hingegen, die ihre Erziehung in französischer Sprache machen (und dies ist in allen Pensionaten Belgiens der Fall), werden in ein ganz fremdes, ihrer nationalen Eigenthümlichkeit widerstrebendes Element versetzt; sie haben mit dem Dictionnaire, mit Orthographie und Grammatik während des größten Theils ihrer Erziehungsjahre zu hart zu kämpfen, um

Freude an der Sprache oder gar große literarische Kenntnisse in derselben zu erlangen. Der Esprit der französischen Sprachwendungen bleibt ihnen immer Etwas, das ihrer Natur sich nicht fügen kann. Gegen ihren eigenen niederdeutschen Dialekt haben sie eine eben so nachtheilige als lächerliche Verachtung, und statt durch Studium des Holländischen sich wenigstens nach einer Seite hin zu bilden, vernachlässigen sie die angeborene Sprache und werden dadurch zu jenen Zwittergeschöpfen, die halb gebraten, halb roh, im Ganzen ungenießbar sind für alle höhere Geselligkeit.

J. K....da.

Zur Charakteristik des deutschen Parterres.

Vor Kurzem wurde im französischen Theater zu Berlin ein neues Stück gegeben, das sehr gefiel. Am Schlusse desselben, nachdem der Liebhaber die Geliebte zur Frau erhalten, machte ein Theil des Publicums, nach gewohnter deutscher Art oder besser gesagt Unart, sich zum Fortgehen bereit, während die Schauspielerin noch ihre Schluß-Couplets zu singen hatte, in welche bekanntlich die französischen Vaudevillisten das beste Salz ihres Witzes zu legen pflegen. Die geräuschvolle Unruhe der deutschen Zuschauer, die sich von den Bänken erhoben, Sitze zuklappten u. s. w. störte einige anwesende Franzosen und beim Herausgehen entwickelte sich zwischen zwei, drei Personen ein heftiger Wortwechsel, der auf ein Stelldichein auslief. Am andern Morgen trafen sich die Gegner mit ihren Zeugen; die Klingen kreuzten sich, eine Hand wurde gestreift, einige Tropfen Blut quollen. Der Ehre war Genüge geschehen und nach herkömmlicher Weise endete der Act mit einem guten Frühstück. Der Schreiber dieser Zeilen, ein Zeuge jenes kleinen Dramas, kann nun nicht umhin, seinerseits die Schlußcouplets, die Moral dieses kleinen Schauspiels hier niederzuschreiben und er hofft, die Leser einer deutschen Zeitschrift werden geduldiger sein als die Zuschauer in einem deutschen Parterre.

Wie oft hört man über die Unfruchtbarkeit der deutschen Bühnendichter im Vergleich mit den französischen räsonniren. Daß die Schuld mehr an dem Publicum und seiner Verschiedenheit diesseits und jenseits des Rheins, als an den Dichtern liegt, wird selten ausgesprochen. Noch weniger aber getraut man sich zu sagen, daß das deut-

sche Volk „das Volk der Denker,“ „der tiefen Empfindung“ und was wir uns noch für große Eigenschaften alle beilegen, ein weit oberflächlicheres, ungebildeteres und vor Allem ein geistloseres Theaterpublicum ist als das französische. Beweise können wir von allen Seiten herbeiführen. Die rohesten Stücke, die man in Paris nur auf dem Boulevardtheater letzten Rangs zu geben wagt, bilden die Zierde unserer Hofbühnen. Piecen, in denen die Keuschheit und die gute Sitte veraltete Begriffe sind, die in Paris nur zur Ergötzung der Grisette und ihres Liebhabers dienen, werden bei uns in Gegenwart der „hohen“ und „höchsten“ Herrschaften aufgeführt und die frommen Prinzessinnen eines großen norddeutschen Hofes amüsiren sich bei den mehr als zweideutigen Scenen des Vicomte de Letorrieres! Die Pariser Vorstädte, die immer von einer bestimmten Volksclasse bewohnt werden, richten ihre Bühnen immer darnach ein, diesem bestimmten Publicum zu gefallen. Die Stücke des Theaters der Faubourg St. Antoine haben gewöhnlich irgend einen Handwerker zum Helden, der den Reichthum verachtet und durch seinen Edelmuth die vornehmen Grafen und Banquiers beschämt. Die Faubourg St. Antoine ist von Handwerkern bevölkert. Ein anderes Theater, das sein Publicum unter den Bewohnern des Quartier Latin recrutirt, hat zu seinem Helden gewöhnlich einen jungen Studenten oder einen jungen Maler, der am Schlusse ein reicher Herr wird und entweder eine Herzogin oder seine Geliebte, das hübsche Ladenmädchen, heirathet. Alle diese Stücke sind mit Schlagworten und Sittenschilderungen gefüllt, die mit dem Leben, aus dem sie gewachsen sind, organisch zusammenhängen und daher auch auf keine andere Pariser Bühne übergehen. Dieser ganze Kram wird nun schaufelweise, Kraut und Rüben durcheinander, dem deutschen Publicum vorgeführt, und das deutsche Parterre beißt darein mit so frischem Appetit, als säßen heute lauter Studenten und morgen lauter Tischler- und Schlossergesellen und übermorgen lauter Grisetten umher. — Sehen wir nun aber das Bild umgekehrt: dieses deutsche Publicum, das einen so unverwüstlichen Magen für die Stücke der funnambules und des Theaters de Madame de Sacchi hat, wie goutirt es die Stücke des Theater français, das Repertoire der gebildeten Pariser Welt? Seit die alte Tragödie Racine's und Corneille's wieder eine entsprechende Darstellung durch die Rachel ge-

funden hat, strömt ganz Paris wieder den Werken seiner alten tragischen Meister zu. Nicht etwa flüchtig als Modesache; vielmehr ist seit dem ersten Auftreten der Rachel, also seit fünf Jahren, die Lust an dem alten Drama sich gleich geblieben. Wo ist aber die Lust an unserm Corneille, an unserm Racine bei uns geblieben? Man zähle nach, ob unsere Bühnen alle zusammen während dieser fünf Jahre so oft die Göthesche Iphigenie und den Tasso gegeben haben, wie das Theater français den Polyeuct und die Horatier? Und die Schuld liegt keineswegs blos an unsern Theaterdirectoren. Würde das deutsche Publicum an unserm classischen Drama den rechten Antheil nehmen, die cassalustigen Directionen würden gewiß nicht sparsam damit sein; man thut den Directionen Unrecht, wenn man glaubt, daß gerade sie es sind, welche die „drei Tage aus dem Leben eines Spielers" und den Lumpacivagabundus der Braut von Messina und dem Wallenstein vorziehen.

Das deutsche Volk ist allerdings überhaupt nicht so theaterlustig wie das französische. Während es in Paris mehr als ein Dutzend Theater gibt, wo im Parterre und in Logen der Handwerker, der Kleinkrämer, ja der Taglöhner als Publicum sitzt, findet man in deutschen Städten nicht nur die Zahl der Theater, (selbst verhältnißmäßig genommen) beschränkter, sondern Parterre und Logen sind nur von den gebildetern Classen besetzt und das Paradies, die oberste Galerie, reicht für die Schaulustigen der untern Stände reichlich aus. Aber gerade dieser Umstand ist wieder gravirend für uns. Indem man uns die Stücke jener Volksbühnen übersetzt und unserem Parterre das bietet, was der französische Originaldichter für sein Parterre berechnete, stellt es sich deutlich heraus, daß das deutsche Theaterpublicum, welches aus der Elite der deutschen Gesellschaft besteht, auf einer gleichen Bildungsstufe mit jenem französischen Theaterpublicum, sich befindet, welches den untern Ständen angehört.

Schauen wir nur recht herzhaft in den Spiegel und sehen uns unser Bild ungeschmeichelt an. Das deutsche Volk, „das Volk der Denker", hat sich in letzterer Zeit allzuviel Complimente gemacht, es muß auch ein Mal die Wahrheit hören. Nicht die Schlaffheit der Dichter ist Schuld, daß das Drama nicht zur Blüthe kommen kann; der Zustand unseres Publicums macht den Boden so sandig, daß nur selten ein Korn Wurzel fassen kann. Das deutsche Publicum ist

ein Prahlhans; mit der Zunge führt es hochästhetische Reden, in seinem Herzen aber hat es eine rohe Lust; in seinen kritischen Kochbüchern ist es ein Gourmand, dem nur das Feinste behagt, in Wirklichkeit aber hat es den Magen eines Taglöhners, dem das Massenhafte lieber ist, als die Delicatesse. Der arme deutsche Dichter! Hält er sich an das Kochbuch, so schreien sie über Hunger; stillt er ihren rohen Appetit, halten sie ihm das Kochrecept entgegen. Der französische Dichter hat die Wahl; ist sein Talent grobkörnig, wendet er sich an die Vorstadt, an das Volk; ist es aus feinerem Gewebe, wendet er sich der Bildung, der Elite zu. Der deutsche Dichter wird in eine und dieselbe Löwengrube geworfen; wenn der eine Löwe ihn verschont, frißt ihn der andere auf.

Vielleicht findet sich mancher Leser beleidigt, daß wir das deutsche Theaterpublicum in Logen und Sperrsitzen nicht höher als das eines Pariser Vorstadtpublicums schätzen. Und doch müssen wir noch einen Schritt weiter gehen und sagen, es ist unartiger und ungeduldiger als dieses. Das Pariser Publicum selbst des letzten Ranges hört den Dichter ruhig bis zu seinem letzten Worte an. Das Schlußcouplet im Vaudeville, die Schlußmoral im Drama oder im Lustspiele findet dieselbe Aufmerksamkeit wie die erste Scene der Exposition. Das deutsche Publicum erhebt sich, sobald die Katastrophe eingetreten ist; sobald seine rohe Neugier befriedigt wurde und es den Schluß des Märchens weiß, bricht es auf wie eine Truppe ungezogener Schüler, die die Glocke, welche das Ende der Schulstunde anzeigt, läuten hört. Was der Dichter noch auf dem Herzen, was er als fabula docet noch zu sagen und zu erläutern hat, die Blüthe seiner Gedanken, die Seele seiner Dichtung, das will man nicht mehr hören. Diesem philosophischen deutschen Publicum, diesem Volk der Denker muß man den Vorhang fallen lassen, sobald der Hans die Grete bekommen hat, sobald der Geßler todt am Boden liegt. Daß der Dichter noch einer Scene bedarf, um den Tod der Stuart an der Elisabeth zu rächen, um den Mord Geßlers zu mildern, für dies Alles hat dieses Volk der Denker keine Zeit mehr. Und nicht blos etwa im Schauspiel, selbst in der Oper, wo doch die Handlung eine so untergeordnete Rolle spielt, muß man den Vorhang senken, nachdem der große Block der Hauptaction gefallen ist. Für dieses Volk der Denker muß man die letzte großartige Scene im Don Juan, wo

Donna Elvira und Ottavio noch ein Mal auftreten, weglassen. Denn, nachdem Don Juan vom Teufel geholt wurde, was kann das deutsche Volk da noch interessiren? Auch im Othello mußte man die letzte Meisterscene aus gleichen Gründen streichen, während sie in dem unphilosophischen Italien und Frankreich gesungen wird. Besteht nun aber ein dramatischer Dichter darauf, daß die letzte Scene, die er als poetischen Schlußstein, als Frucht der ganzen dramatischen Fabel nöthig hat, gespielt werde, so sieht er mit trübem Herzen die eine Hälfte des Auditoriums die Plätze verlassen; das Geräusch stört die Aufmerksamkeit der andern Hälfte, und der Vorhang fällt endlich unter allgemeiner Lauheit; das Stück, das bis zur vorletzten Scene einen günstigen Erfolg hatte, scheint ihn plötzlich völlig eingebüßt zu haben. Die Schauspieler werden schwach oder auch gar nicht gerufen. Alles scheidet in einer unbehaglichen Stimmung; denn wohl gemerkt, dieses Volk der Denker vergißt die Wohlthaten eines ganzen Abends während einer einzigen Scene. Es küßt den Dichter, den Darsteller nur, so lange es den Zucker auf der Zunge hat. — Gibt nun aber der Dichter den Vorstellungen des Regisseurs und der mitwirkenden Darsteller nach und streicht mit blutendem Herzen die letzte Scene, dann kommt die Kritik, die deutsche Kritik, die um keine Praxis sich kümmert, weil sie Nichts von ihr versteht, und geißelt den armen, ohnehin genug unglücklichen Poeten und hält ihm ein ganzes Register von Sünden vor, die er gewiß gesühnt hätte, wenn er nur sein letztes Wort hätte sprechen können. Und was das Schlimmste ist: das deutsche Publicum, der wüthigste Recensionenfresser der Welt, macht gleich Chorus hinter den Kritikern her und derselbe Götze, dem der arme Dichter das Herz seines Kindes geopfert, verurtheilt ihn nun als einen gemeinen Baalsdiener.

Diene Einer dem deutschen Parterre!

J. K—da.

Tagebuch.

I.

Aus Prag.

Der neue Gouverneur. — Hoffnungen. — Die Provinzialpresse und die Censur; Folgen der Centralisation. — Fünf deutsche Journale.

Die Installirung des Erzherzogs Stephan als Gouverneur von Böhmen hat vielerlei Hoffnungen rege gemacht. Das Ereigniß hat allerdings für das, von vielfachen neuen Culturbewegungen erregte Böhmen eine wichtige politische Bedeutung. Seit vielen Jahren war diese reiche österreichische Provinz blos von Oberstburggrafen administrirt. Diese wurden gewöhnlich aus dem Adel des Landes gewählt und hatten eine zu schwere Verantwortlichkeit auf ihren Schultern lasten, um in wichtigen Augenblicken, wo der Chef einer Regierung energisch aus sich selbst schöpfen muß, selbständig handelnd auftreten zu können. Zudem pflanzte die Intrigue und die Eifersucht manches Standesgenossen genug der Dornen dem Oberstburggrafen in den Weg. Nach Oben sich vertheidigend und nach Unten anordnende Befehle ertheilend, mußten die böhmischen Oberstburggrafen bisher Hofmänner, Diplomaten und Administratoren in ein und derselben Person sein, und nicht Jeder hatte das Talent, diese drei Eigenschaften zu vereinen. — Indem nun Böhmen gleich Ungarn und dem lombardisch-venezianischen Königreiche einen kaiserlichen Prinzen an die Spitze seiner politischen Verwaltung erhält, wird der Entwickelung des Landes offenbar eine neue Phase geöffnet. Viele kostbare Zeit, die früher durch die Aufklärungen, welche die Wiener Centralregierung verlangte, verschwendet wurde, wird jetzt bei neuen Unternehmungen erspart werden, da der Hof in der Gegenwart eines seiner Erzherzoge eine Garantie gegen persönliche ehrgeizige Absichten und Zwecke findet. Andererseits muß der Einfluß eines kaiserlichen Prinzen auch nach Unten zu belebend wirken, und Manches, was einem Oberstburggrafen bei neuen Organisationen ein unübersteigliches Hinderniß gewesen wäre, wird von Seiten des stolzen Landesadels dem Wunsche und der Verwendung des neuen Gouverneurs gefällig weichen. —

So überläßt sich nun jede der verschiedenen Gesellschaftsclassen ihren speciellen Hoffnungen. Der Erzherzog kam mit dem neuen Jahre an, zur fruchtbarsten Zeit goldener Zukunftsträume. Die Beamten sehen sich schon im Geiste mit neuen Würden und Ordensbändern bedeckt; der Adel träumt von großen Festivitäten; die Industriellen erhoffen neue Schutzzölle; die Krämer erwarten reichen Absatz für das Hoflager; die Buchhändler und Schriftsteller — denn es gibt auch Schriftsteller in Prag — sehen Censurerleichterungen entgegen; kurz jeder spiegelt sich das ihm zunächst Liegende auf das freundlichste vor.

Um von allen diesen Hoffnungen eine näher zu beleuchten, wollen wir die hervorheben, die uns wenigstens am nächsten liegt, nämlich die der Presse. — Wenn irgendwo im Bereiche geistiger Bestrebung Abhilfe nöthig ist, so sind es sicherlich die Nöthen der österreichischen Provinzialpresse. Man hat viel von der Wiener Censur gesprochen und geschrieben, und doch verhält sich die Wiener Censur zu der in den Provinzen, d. h. in den deutschen Provinzen, und für deutsche Publication, ungefähr wie unser Adel zu den bürgerlichen Ständen sich verhält. Die Wiener Journale stehen doch wenigstens in der Nähe der ersten entscheidenden Instanz. Der oberste Chef des Censurwesens ist in derselben Stadt, und in dringenden Fällen ist eine Apellation möglich. Nicht so in den Provinzialstädten, wo die Censur von untergeordneten Beamten geübt werden muß, die natürlicherweise in ihrer Aengstlichkeit noch einen Schritt über das Mögliche hinausgehen. Zudem hat die Wiener Staatskanzlei und die Polizei-Oberhofstelle schon von vorn herein den Kreis der Provinzialjournale begränzt. Sollte man es glauben, daß z. B. die Prager politische Zeitung das ganze wichtige Ereigniß der Ankunft des neuen erzherzoglichen Gouverneurs, mit allen damit verbundenen Feierlichkeiten und Presentirungen der Behörden, Stände etc. nur in wenigen kurzen Worten anzeigen durfte!? — Die Censurvorschrift verbietet nämlich jeder Provinzialzeitung jede politische Originalmittheilung, die nicht früher in dem österreichischen Beobachter, oder in der Wiener Hofzeitung erschienen ist und somit ihre Sanction in Wien erhalten hat. — Wenn z. B. der Fürst Metternich das Schloß Königswarth besucht, darf die Prager Zeitung nicht melden: Seine Durchlaucht der Fürst Staatskanzler sind gestern auf ihrem Schlosse wohlbehalten und gesund angekommen etc., sondern sie muß diese Nachricht den Weg über Wien machen lassen und warten, bis die dortigen Blätter es publicirt haben. — Der Grund dieser Norm liegt offenbar in dem Mangel an Vertrauen zu der politischen Einsicht der Provinzialcensoren. Wir haben das nächstliegende geringfügige Beispiel hervorgehoben; man möge davon auf andere wichtigere schließen. Die bescheidensten Anforderungen werden gestehen müssen, daß ein solcher Zustand der Presse nicht länger mehr haltbar ist, um so weniger, als diese Fesseln gerade die deutsche

Presse am härtesten binden, während rings um sie her die czechischen Journale sogar sie überflügeln. — Während man einerseits vor den Umgriffen der Panslavisten sich ängstigt, verstopft man andererseits die Organe, durch die deutsche Bildung die sichersten und weitesten Eroberungen machen könnte. In ganz Böhmen, d. h. in einem Lande von mehr als zwei Millionen Einwohner, von denen bei weitem zwei Dritttheile der deutschen Sprache mächtig sind; erscheint ein einziges politisches Blatt, — und welche Politik! — die Prager Zeitung, und diese nur vier Mal die Woche. Neben ihr erscheinen noch vier belletristische Zeitschriften. Die Bohemia, Glasers Ost und West, das Panorama des Universums und die Erinnerungen, so daß die ganze populäre Journal-Literatur eines grossen, an Intelligenz und Bildung reichen Landes, fünf Mann hoch, die Wache bezieht. Fünf Mann niedrig, sollte man eigentlich sagen; von hoch ist hier nicht die Rede. Nicht etwa, daß es an dem guten Willen der Herausgeber fehlte, ihre Journale zu einer gewissen Höhe zu bringen, vielmehr scheut die thätige haasische Buchhandlung weder Kosten noch Mühe, die in ihrem Verlage erscheinenden drei Blätter so anständig als möglich auszustatten. Die Bohemia ist im Vergleich mit andern ähnlichen, einer politischen Zeitung beiliegenden Unterhaltungsblättern, ein sehr rühmenswerthes Blatt zu nennen. Es nährt sich keineswegs, wie die Frankfurter Didaskalia, wie das Dampfboot und ähnliche Zeitschriften, vom Nachdruck, vielmehr sind alle ihre Artikel Original, und so weit das Talent der einheimischen Schriftsteller ausreicht und die gedankenmörderische Censur nicht eingreift, frisch und rüstig *). — Glaser's Ost und West ist auch in Deutschland hinlänglich bekannt und gelesen, und es ist wahrhaft bewundernswerth, wie unter den mißlichen Verhältnissen, mit denen ein Prager Blatt zu kämpfen hat, es dem Redacteur gelingt, eine so reiche Masse von Material in seinem Blatte zu häufen. Die Grundtendenz dieser Zeitschrift, eine Vermittlung des slavischen Osten mit dem deutschen Westen zu bewerkstelligen, ist zwar mehr in dem Bereiche eines wissenschaftlichen Organs, denn eines belletristischen, indessen wäre bei einer freieren Bewegung selbst gegenüber einem großen Publicum manches Erfolgreiche zu leisten möglich. Herr Glaser, der Scriptor an der Universitätsbibliothek ist, seine beste Kraft aber seinem Blatte widmet, sieht sich nichtsdestoweniger auf allen Seiten behindert, und so ist dieses Organ, in welchem der Streit zwischen Deutsch und Czechisch eine schöne Vermittlung haben könnte, in seinem besten Wollen gelähmt. Daß es in Böhmen keineswegs an reger Theilnahme für deutsche Literatur fehlt, das beweisen die zahl- und

*) Der Redacteur der Bohemia ist Herr Dr. Bernhard Gutt, ein Potsdamer. Er schreibt auch regelmäßig die Theaterkritiken über die Prager Bühne, die durch Scharfsinn und Unparteilichkeit sich auszeichnen.

geschäftsreichen Sortimentsbuchhandlungen in Prag, die allwöchentlichen schweren Bücherballen, die von Leipzig einlaufen und die Wohlhabenheit, deren der größte Theil dieser sich erfreut, das beweisen ferner die zahlreichen Abnehmer, welche die wenigen deutschen Blätter, die hier erscheinen, im Lande finden. Die „Bohemia" setzt drei Tausend Exemplare ab; das Panorama des Universums (ein Blatt nach dem Muster des Cotta'schen Auslands, welches von F. Klutschak redigirt wird) fast eine gleiche Anzahl. Die „Erinnerungen" (ein Volksblatt, redigirt von Urbani) sogar an siebentausend. An Lesern fehlt es somit in Böhmen nicht; an kenntnißreichen, talentvollen Männern ebenso wenig. Und doch ist dieses schöne Land für deutsches Literaturleben wie ein abgesperrter Teich, in welchem die besten Fische erstarren. Wird der von allen Seiten als ein ebenso geistreicher, als wohlwollender Mann gerühmte Erzherzog Stephan eine Reform in diese traurigen Zustände bringen? Die früher von den Oberstburggrafen, oder richtiger gesagt, von den jedesmaligen Präsidialsecretären geübte Censur war eine der ängstlichsten, die man je, selbst in Oesterreich, kennen gelernt hatte. Hoffen wir, daß die Selbständigkeit, mit welcher der kaiserliche Prinz, der neue Landesgouverneur, auftreten kann, uns für die Hungerjahre entschädigen wird, welche den Geist unseres Vaterlandes im Auge des Fremden magerer als nur eine der sieben Kühe Pharao's erscheinen ließ. — ++

II.

Notizen.

Zur Geschichte der Juden. — Die Beilage der Augsburger Allgem. Zeitung. — Erzherzog Stephan und „Oesterreichs Zukunft". — Die „Illustrirte." — Balzac, Gretsch und Custine. — Die Landtagsabschiede. — Cerf. — Die Werke Friedrich des Großen. — Vermischte Nachrichten.

Wie kommt es, daß unter den zahlreichen Judengemeinden sich noch nirgends ein historischer Verein gebildet hat, der Materialien zu einer Geschichte der Juden, wo nicht in Deutschland überhaupt, doch wenigstens in den einzelnen Staaten, Provinzen, Städten u. s. w., sammelt? Bei dem grauen Alter mancher jüdischen Colonien in Deutschland finden sich gewiß im Besitze vieler Gemeinden und Privaten Urkunden, fragmentarische Chroniken und ähnliche Aufzeichnungen zerstreut, die, wenn sie gesammelt, gesichtet und aus dem Hebräischen oder dem jüdisch-deutschen Jargon, in welchem sie geschrieben sein mögen, übersetzt würden, sowohl der Wissenschaft überhaupt manches neue dankenswerthe Moment zuführen, als auch den Juden insbesondere bei ihren Emancipationskämpfen wohl zu Statten kommen könnten. Wie kommt es, daß die Juden in ihrem praktischen Sinn

noch nicht auf den Gedanken gekommen sind, in ihrer Vergangenheit zu wühlen, um ihre Gegenwart und Zukunft dadurch zu fördern und zu unterstützen? Was in dieser Beziehung von Jost, von dem Verfasser der „Juden in Oesterreich" und in sonstigen Monographien geschehen ist, verdient gewiß Lob, aber es sind doch immer nur einzelne Bestrebungen, denen überdies nur spärliche Quellen zu Gebote standen. Warum trachtet man nicht, diese Quellen reichlicher auszugraben? In Prag z. B., wo der Jesuit Schaller nachgewiesen, daß die Juden zugleich mit den Slaven, wo nicht noch früher, eingewandert sind, in Prag, wo der uralte jüdische Gottesacker mit seinen Tausenden von Grabsteinen und ihren wunderlichen Hieroglyphen die Phantasie aller Geschichtsforscher reizt, wo die sogenannte „Alt=Neusynagoge", eines der ältesten Denkmäler christlicher Architektur, auf ihrem finstern ungeheuren Dachboden ganze Stöße von alten undurchsuchten Pergamenten birgt, welche wichtige und interessante Entdeckungen wären nicht da zu machen, wenn die Gebildeten in dieser alten Gemeinde aus ihrer unverzeihlichen Indolenz sich aufrichten möchten, um zu einem geschichts= und alterthumsforschenden Vereine zusammenzutreten? Sonderbar, die Juden haben in neuester Zeit auf allen Feldern des Gedankens sich rüstig getummelt und der deutschen Wissenschaft und Kunst viele ausgezeichnete Talente zugeführt. Nur die Geschichte ist ihnen ein verschlossenes Feld geblieben, und vergebens würde man sich nach irgend einem bedeutenden Geschichtswerke umsehen, das einen Juden zum Verfasser hätte. Dieses ist nicht etwa eine blos zufällige Erscheinung; vielmehr ist der Mangel an historischem Sinn den Juden aller Zeiten nachzuweisen.

— Seit dem Neujahr hat die Augsburger Allgemeine Zeitung ihre Beilage definitiv von dem Hauptblatte getrennt, und sie auch darin selbständig organisirt, daß sie ihr ein eigenes Inhaltsverzeichniß an die Spitze setzte. Die Beilage will offenbar Das erstreben, was die englischen und französischen Revüen erzielen, und wir glauben, sie ist darin glücklicher, als die deutsche Vierteljahrsschrift. Einer der besten Artikel, die sie in diesem Jahre bereits brachte, ist die Charakteristik Klinger's; die Parallele zwischen den Bestrebungen der jungen Literatur im vorigen Jahrhundert und denen unserer gegenwärtigen trifft den Nagel auf den Kopf. — Die Redaction der Augsburger Allgem. Ztg. trug sich vor einiger Zeit mit dem Plane, vierteljährig oder monatlich einen Band in 8. zu publiciren, der stets über 20 Bogen und darin solche Aufsätze enthalten sollte, welche Censur und sonstige Rücksichten von der Zeitung ausscheiden. Auf diese Weise hätte die Redaction eine große Masse trefflichen Materials, welche sie jetzt unbenutzt lassen muß, dem Publicum übermitteln können. Der Plan war vortrefflich; was ist aus ihm geworden?

— Von dem Erzherzog Stephan erzählt man in Wien folgende Anekdote. Bekanntlich ist das Buch „Oesterreich und seine Zukunft“ auf eine fast räthselhafte Weise trotz aller Wachsamkeit der Censur nach Oesterreich gedrungen. Das Buch, dessen Grundzug die Vertheidigung der aristocratischen Interessen bildet, fand unter dem Adel besonders viele Leser und Verbreiter. An einem Morgen fand man das Buch auch auf dem Schreibtische des Erzherzogs Ludwig liegen, ohne daß man wußte, wer es dahin gelegt habe. Dieses Räthsel machte Aufsehen und brachte den Hofstaat des Erzherzogs in Verwirrung, bis endlich der Erzherzog Stephan an seinen erlauchten Onkel die Frage richtete, was er über das Buch, welches er auf seinen Tisch gelegt habe, urtheile! Durch diese Frage war allerdings das Räthsel gelöst.

— Die „illustrirte Zeitung“, welche erst seit einem Jahre besteht, hat vielleicht den größten Succeß, den je ein Blatt in Deutschland noch gehabt. Bei ihrem Erscheinen hielt Jedermann das Unternehmen für gewagt, ja für kopflos. Der Verleger selbst bekannte, daß er drei tausend Exemplare absetzen müsse, um auf seine Kosten zu kommen, und am Ende des ersten Jahres schon belief sich der Absatz auf 5000 Exemplare! Seit dem Neujahr soll er um noch zwei tausend gewachsen sein! Und doch bringt dieses Blatt, mit Ausnahme etwa der politischen Uebersichten von J. L. [Lehmann in Berlin] *) selten einen Artikel von größerer Bedeutung. Die Holzschnitte müssen den ganzen Absatz motiviren. Und doch haben auch diese selten das Verdienst, à propos zu kommen. Vielmehr langen sie gewöhnlich als hinkende Boten, als moutarde après diner an. Wenn die Pariser Neugier nach den „Illustrations“ greift, um die Landung in Treport und den Besuch Victoria's in Eu abgebildet zu sehen, so ist diese Neugier ganz natürlich, denn dieser Besuch fand so eben Statt, alle Blätter sprechen noch davon. Die Aufmerksamkeit ist noch ganz erregt. Wenn aber der Holzschnitt, nachdem er in Paris gehörig seine Dienste gethan, nun mit dem Güterwagen die lange Reise nach Leipzig antritt, um hier, nachdem mehrere Wochen hinter jenem Ereignisse liegen, post festum die Neugier des deutschen Publicums zu befriedigen, das nicht ein Mal wie die Franzosen, ein nationales directes Interesse an diesem Ereignisse hat, dann kommt uns dieser Nachzügler mehr komisch als interessant vor. Uns, d. h. den Schriftstellern und dem kleinen Kreis von Lesern, welche dem Gange der öffentlichen Ereignisse mit Ernst folgen. Aber für uns gibt Herr Weber auch seine illustrirte Zeitung nicht heraus, sondern für das große deutsche Publicum und daß er sich in diesem nicht irrt, das beweisen seine siebentausend Abonnenten. Das deutsche Publicum hat auch nach

*) Redacteur des Magazins für Literatur des Auslandes.

vielen, vielen Wochen noch immer Interesse für Ereignisse, die es viele, viele Wochen früher schon Nichts angingen. Das deutsche Volk ist nämlich ein Volk von Denkern! Nicht zu vergessen!

— Alle Zeitungen melden jetzt angelegentlich, daß Balzac in Petersburg eine laue Aufnahme gefunden; wir bezweifeln dies um so mehr, als man auch von ihm ein Buch über Rußland erwartet. Der Gretsch-Custine'sche Streit wirft übrigens ein seltsames Licht auf unsere offizielle Presse. Gretsch's Machwerk spricht unwillkürlich für Custine: Die Katze will erklären, daß sie keine Katze ist, und — miaut; eben so wenig sagen Tolstoi's gezwungene Scherze und ausweichende Spöttereien. Dennoch regnet es bei uns Schmähungen über Custine; man beruft sich sogar diesmal auf Kritiken Pariser Parteiorgane. O deutsche Gründlichkeit! Die Franzosen wissen von Rußland weniger als Nichts, Viele wünschen die russische Allianz und den Meisten ist der Gegenstand so gleichgiltig, daß sie nur daran denken, den aristocratischen Marquis bei guter Gelegenheit abzutrumpfen — Man schämt sich nicht, Custine's Privatcharakter eben so allgemein hin zu beflüstern, weil Gretsch über ihn allerhand gehört haben will. Was? sagt er freilich nicht. Ein in Leipzig lebender Russe L.......n hat in der Deutschen Allgemeinen Gretsch's Broschüre meisterhaft, wahrhaft und ehrlich genannt und damit sogleich den Ton angegeben für die offiziellen Scribenten, die jetzt ganz im preußisch-allgemeinen Berichtigungsstyl von Custine's Böswilligkeit und Lügenhaftigkeit reden. — Alles in majorem Caesaris gloriam! Ein geist- und kenntnißreicher Publicist besprach in der Augsburger Allgemeinen Custine's Werk mit jener künstlich gewundenen, zweideutig schielenden und schillernden Manier, worin es leider unsere Presse zur beispiellosen Virtuosität gebracht hat; er sucht Custine's Darstellung aus katholischer Intoleranz abzuleiten, deutet aber selbst an, daß die Kirche Rußlands Achillesferse sei. Wir glauben, es gehört keine große Intoleranz dazu, um ein Grauen vor der todten, gemüth- und schwunglosen griechisch-russischen Kirche zu empfinden; und gewiß ist sie großentheils die Quelle oder der Ausdruck jenes platt-materialistischen, schlangenglatten und schlangenkalten Wesens, wodurch Rußland uns eben so gefährlich als verhaßt ist. Dieser eigenthümlich russische Geist aber ist es, den Custine's scharfer Griffel meisterhaft gezeichnet hat; die Wahrheit dieser Zeichnung ist nicht widerlegt, nicht einmal bestritten. Ob die Petersburger Bauten vom Winterfrost so viel leiden, wie C. sagt und wie Gretsch läugnet, auf solche Aeußerlichkeiten kommt es wahrlich nicht an; auch die einzelnen Geschichtchen von russischer Barbarei mag Gretsch kritisiren. Wir haben dergleichen nicht zuerst von Custine gehört; ungelehrte Reisende jedes Standes bringen uns ja täglich neue Kunde von viel crasseren Fällen; die Berührungen mit Rußland sind ja so häufig, daß man den Augenschein der Ver-

leumdung zeihen müßte, um Gretsch's Betheuerungen zu glauben. Was die Fürstin Trubetzkoi betrifft, so hat Gretsch erklärt, daß der Kaiser ihre Kinder erziehen lassen, d. h. in einem Soldatenstift unterbringen wollte. In diesem Punkt war Custine irrig berichtet. Aber dieser Punkt ist nicht die Hauptsache. Der kalte, verkleinerungssüchtige Ton, mit dem G. von der unglücklichen großen Frau spricht, verräth nur zu sehr, daß man in Petersburg weit davon entfernt ist, ihren Heroismus zu bewundern; ja, daß man vielleicht eher unwillig ist über die unkluge, taktlose Fürstin, die, statt am Hof ein glänzendes Leben zu führen, vor ganz Europa solch ein Aergerniß gibt und eine Selbstaufopferung, die eigentlich nur dem Allerhöchsten, dem Kaiser, gebührt, ihrem verbrecherischen Manne widmet. Solche Denkungsweise kann man nicht weiter anklagen: sie ist eben russisch. Wenn der Königsberger Judenschaft auf ihre Petition zu Gunsten von 400,000 unglücklichen, von Haus und Hof getriebenen Glaubensgenossen geantwortet wird, man halte die Sache nicht für erheblich, so ist dies nur ein neuer Beweis, daß Vieles, was bei uns die heiligsten Interessen berührt, dort für sehr unerheblich gilt; man versteht es nicht anders. Nicolaus ist ein sehr energischer Regent, und wir werden ihm weder Grausamkeit noch Gewissenlosigkeit zum Vorwurf machen, denn er ist so ganz Russe, daß wir ihn nicht nach unserem occidentalischen Maßstab beurtheilen können; eben darum sind aber auch die Epitheta: ritterlich, erhaben, heroisch, welche die gedankenlose Speichelleckerei täglich an ihn verschwendet, so lächerlich und unpassend. —

— Die preußischen Landtagsabschiede sind nicht geeignet, den politischen Durst zu stillen, der die verschiedensten Stämme des deutschen Volkes in Preußen zu ergreifen anfängt. Die Provinzialstände werden überall, wo ihre Forderungen einen Blick auf das Allgemeine, auf das Vaterland im Großen verrathen, mit entschiedenem Mißfallen zurückgewiesen, als hätten sie ihre Schranken überschritten. Es gibt aber so manche Frage von allgemeiner Wichtigkeit, die doch zugleich in den Kreis des localen und provinziellen Lebens gehört. Sollen z. B. die Stände einer Provinz nicht um Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens petitioniren, weil die Gewährung derselben von großen politischen Folgen wäre, während die Forderung doch eine nothwendige, die Frucht eines auch in localen Kreisen erkannten Bedürfnisses ist? — Das Schlimmste dabei ist das allerhöchste Mißfallen. Es konnte gewiß Manches nicht unmittelbar gewährt werden; eine offene Motivirung des „Nein" wäre immer eine Art Hoffnung gewesen; so aber hat es den Anschein, als sähe man mit ungnädigem Mißbehagen das Volk jener Reife entgegenwachsen, die man selbst als Termin seiner Emancipation feststellt.

— Der Theaterdirector Cerf in Berlin war bedenklich krank, als im Rath der Höchsten beschlossen ward, dem geistreichen, um die Hebung des deutschen Dramas so verdienten Manne den rothen Adlerorden, dritter Classe, wenn wir nicht irren, zu verleihen. Seine Freunde brachten ihm den rothen Adler vor's Bett; sogleich trat eine heilsame Krisis und bald darauf die Genesung ein. Ein Orden ist manchmal doch was werth und kann in Ausnahmsfällen sogar Wunder wirken; nur gehört freilich ein kindlicher Glaube dazu.

— Friedrich's des großen Werke werden endlich auf Staatsunkosten gedruckt, aber nicht, wie man anfangs glaubte, um in den Buchhandel und durch billigen Preis in das Publicum zu kommen, sondern als Hofmanuscript für den König; zweihundert Prachtexemplare, meldet die Deutsche Allgemeine, sollen abgezogen werden. Gewiß wird der König an Freunde und verdiente Männer Exemplare verschenken, statt der Krönungsmedaillen und Ordensbändchen. Der Einfall wäre nicht schlecht. Aber warum nicht lieber ganz an die Oeffentlichkeit? Ist Friedrich der Große so gefährlich? Fürchtet man, er würde nicht genug populär werden oder die Oeffentlichkeit nicht vertragen können?

Vermischte Nachrichten. Sir Hudson Lowe, Napoleons Kerkermeister auf St. Helena, ist, 73 Jahr alt, gestorben, hinterläßt Memoiren und entschuldigt sich mit den Instructionen, die er gegen den Kaiser von den Tories erhalten. — Der Herzog von Angoulême leidet, wie Napoleon, am Magenkrebs. Der Herzog von Bordeaux, der Erbe seiner Ansprüche, wäre geneigt, sich mit den Republikanern in Frankreich zu verbünden. Daher die Furcht Louis Philippe's vor den Legitimisten. — Rußland geht mit dem Plane um, alle katholischen Kirchengüter und Stiftungen in Polen und Lithauen zu confisciren; die katholischen Geistlichen sollen dann vom Staat besoldet, also ganz vom Kaiser von Rußland abhängig sein. Da dieser auch Oberhaupt der griechischen Kirche ist, so wäre das eben so Viel, als würden die protestantischen Geistlichen in Ungarn vom Papst besoldet. — Der Bürgerkrieg in Spanien wird nun hoffentlich zu Ende gehen, da der König von Neapel bereit ist, die jetzige Regierung anzuerkennen und bereits um die Erlaubniß der Großmächte zu diesem Schritt nachgesucht hat. Isabella ist ein gutes Kind und will, wie der Londoner Punch versichert, decretiren, daß zur Bequemlichkeit ihrer Unterthanen wöchentlich ein Ministerwechsel stattfinden und alle Sonn- und Feiertage keine Regierung sein soll. Das wird ein lustiger Carneval! —

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Der Salon der Frau von Varnhagen.

(März 1830.)

I.

Rahel in ihrer Häuslichkeit. — Herr von Varnhagen. — Grüneisen; der deutsche Gesang. — Der Kronprinz. — Freiherr von Reden; die Intriguen wider Gesenius und Wegscheider. — Ein italienischer Diplomat und ein polnisch-preußischer Beamter. — General Cordova für Rossini. — Amerikanische Wißgier. — Gans über die Heiligkeit königlicher Eide.

Meine Erinnerungen von der Gesellschaft in Berlin sind etwas verwirrt, ich habe meine Tage dort im beständigen Taumel zugebracht, im Taumel der Geschäfte und im Taumel der Zerstreuungen, deren die große Stadt nur allzuviel bot. Nach den endlosen Conferenzen mit den preußischen Geschäftsmännern, denen die weitläufigsten Wege fast immer die angenehmsten schienen, besuchte ich Abends gewöhnlich die große Welt, einige Hofbälle, die Säle der Minister, der Gesandten; langweilte mich aber bald in dem bunten Gewühl, das in seiner Mannigfaltigkeit doch nur immer dieselben Gesichter zeigte. Wenn auch manche der Anwesenden genug Geist und Leben in sich hatten: die Versammlung gewann dabei Nichts, denn Niemand wollte oder durfte hier etwas Anderes vorstellen, als den äußern Rang, durch Geburt oder Amt überkommen, und somit war von selbst aller Anspruch auf Geist, Talent oder Liebenswürdigkeit in Ruhe gesetzt. Das Haus eines geadelten Kaufmanns, das man mir gerühmt hatte, konnte mir noch weniger gefallen; in seine Säle stürzte ebenfalls, wie in die andern, die ganze Hofgesellschaft, es war auch dort dasselbe langweilige Wesen, und wenn der Ton leichter war, so war er dadurch nicht angenehmer. Ich ließ mich selten dort blicken, und nur auf Viertelstunden.

Aber ich fand bald andere Kreise, in denen der Reiz der Berliner Geselligkeit, von dem ich so viel gehört hatte und an den ich kaum noch glauben wollte, unerwartet sich mir enthüllte, und von dem ich bald mächtig angezogen wurde. Ich nenne das reiche und angesehene Haus Beer, wo um die heimischen schönen Talente die

vornehme, künstlerische, gelehrte und geschäftliche Welt sich versammelte; den ernsten, aber durch geistvolle Frauen erheiterten Kreis der Familie von Savigny, den sehr belebten und gewählten der Generalin von Helvig, die sehr besuchten Abende des klugen und witzigen Geheimen Staatsraths von Stägemann, dessen edle Gattin alles Schöne und Gute in ihrer Nähe gedeihen ließ, und dessen liebenswürdige Tochter ich von Neapel her kannte, ferner das Haus des verständigen und ehrenfesten Stadtraths Mendelssohn-Bartholdy, dessen feinsinnige Gattin das Geheimniß besaß, gediegene Häuslichkeit mit gesellschaftlicher Eleganz zu vereinigen, und ich könnte noch mehrere andere Kreise nennen, die zum Theil aus den vorigen wieder als kleinere sich absonderten. In den meisten dieser Gesellschaften hörte ich den Namen der Frau von Varnhagen mit ausgezeichneter Achtung nennen. Frau von Helvig versicherte, sie sei gleich vortrefflich durch Güte wie durch Geist, und so unterhaltend und anregend wie Niemand sonst! Ich hätte sie in jenen Kreisen öfters treffen sollen, allein durch Eigensinn des Zufalls verfehlt' ich sie lange Zeit, und es hieß, ihre leidende Gesundheit halte sie jetzt viel zu Hause, ohne doch ihren geselligen und muntern Sinn zu stören. Herrn v. Varnhagen hatte ich schon öfters gesehen und auch flüchtig gesprochen, allein ich bekenne, daß er wenig Anziehendes für mich besaß; er hatte etwas Scharfes und Ironisches, das mir ganz mißfiel, und durch ihn am wenigsten wünschte ich die Bekanntschaft seiner Frau zu machen. Ich bat daher Frau von Helvig um ein paar einführende Worte, die mir sehr gern gegeben wurden.

In der gelegenen Zeit, kurz vor dem Theater, verfügt' ich mich in das bezeichnete Haus in der Mauerstraße, klingelte im ersten Stock ein Mädchen heraus und sandte mein Empfehlungsblatt nebst meiner Karte hinein. Nach einer kleinen Weile kam die Antwort zurück, ich möchte die Dame, welche jetzt Niemanden empfangen könnte, entschuldigen, und würde auf den spätern Abend willkommen sein. Das Mädchen lachte, indem sie mir das bestellte, und ich fragte um die Ursache. „O Nichts", erwiederte sie, „aber die gnädige Frau ist so komisch, und da muß man wohl lachen!" Ein gutes Zeichen! dacht' ich, und von der bloßen Wirkung, deren Grund ich nicht kannte, schon etwas mit ergriffen, ging ich lachend ab. —

Am Abend war ich zeitig auf dem Platze und vernahm, Frau

von Varnhagen sei noch ganz allein. Ein erstes Zimmer ließ durch offene Flügelthüren in ein zweites blicken, wo ich sie an einem Tische sitzen und lesen sah, während ein Kind an ihrer Seite eingeschlafen lag. Ich stand einen Augenblick und sah mir das Bild an. Ernste Gemüthsruhe und heiteres Wohlwollen waren der Ausdruck ihrer Züge, die sich nicht belauscht ahnten; ihre kleine gedrungene Gestalt, ihr klares, feines Gesicht, trotz der Jahre und langwieriger Kränklichkeit noch von bewundernswerther Frische, ihre feste und leichte Haltung, Alles war in einer gewissen Uebereinstimmung, die meinen Sinn lebhaft ansprach. Als sie meine Tritte hörte, schob sie den Tisch etwas ab, wandte sich mir entgegen, auf das schlafende Kind deutend, ich möchte verzeihen: sie habe nicht den Muth, das Glück zu stören! Ich bat natürlich, dies ja nicht zu thun. Wir sprachen dann das Nöthige von Frau von Helvig und ihren Einführungszeilen, von meinem bisherigen Aufenthalt und seiner fernern Dauer. Auf meine Frage, ob das Kind ihre Nichte sei? erwiederte sie; „Es ist die Tochter meiner Nichte, aber ich lieb' es wie mein eigen Kind.“ In ihrem Tone war dabei eine zärtliche Innigkeit, die mir zum Herzen drang, ich fühlte die lebendige Wahrheit ihres einfachen Wortes.

Frau von Varnhagen sagte, ich sei ihr als ein Musikfreund empfohlen, und freute sich, daß ein Paar schöne Stimmen sich zum Abend bei ihr angesagt, auch werde vielleicht Fürst Radziwill kommen, der jede Gelegenheit, Musik zu hören und zu üben, gerne wahrnehme; er sei der größte Musikfreund, den sie je gesehen, er übertreffe darin weit den berühmten Fürsten Lobkowitz, der freilich größere und lärmendere Mittel aufzubieten gehabt, aber Radziwill's Leidenschaft sei ernster und tiefer, und seine Compositionen zu Göthe's Faust reihten ihn den großen Meistern an. Wir sprachen nun vom Gesang, und namentlich von Liedern und deren Vortrag, wo denn Frau von Varnhagen der einfachen großartigen Weise, wie Madame Milder deutsche Lieder zu singen pflegte, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, aber hinzufügte, eigenthümlicher und rührender habe sie dergleichen nie singen hören, als vor mehreren Jahren von einem jungen Schwaben Grüneisen, der habe ihr ordentlich eine neue Sphäre aufgeschlossen, einen neuen Begriff von etwas bisher Unbekanntem, nämlich von echt und schön deutschem Gesang, himmelweit verschieden von dem erkünstelten, hohlen, anspruchsvollen Wesen, das auch

in der Musik als Deutschheit gelten wolle. Sie knüpfte an diese Aeußerungen den Wunsch, es möchte einmal umgekehrt verfahren werden, erst die Musik eines Liedes und zu dieser dann die Worte gemacht werden, aus dieser Entstehungsart würden ganz neue Schönheiten hervorgehen; ich sah hierin nur eine Paradoxie und verhehlte es ihr nicht, sie aber versetzte ruhig: „O nein, das ist es nicht, das bezwecke ich nie; auch ist es kein Einfall von heute, und schon vor langen Jahren gab mir Reichardt darin Recht, und ich führte die Sache eigentlich nur an, weil Grüneisen's Lieder mir sehr in dieser Art zu sein schienen, und weil ich dachte, ich könnte sie Ihnen dadurch einigermaßen deutlich machen; das wird aber freilich am besten geschehen, wenn Sie ihn selbst hören; versäumen Sie es nicht, wenn es sich je so trifft, und grüßen Sie ihn dann auch bestens von mir."

Das eingeschlafene Kind wurde unruhig, erwachte und blickte aus zwei himmlischen blauen Augen sogleich lächelnd die Tante an, deren Augen mit dem Ausdruck inniger Freude auf die Kleine leuchteten. Nach einigen leisen Worten, zu denen das Kind beifällig nickte, nahm die Tante dasselbe auf den Arm, entschuldigte sich bei mir für ein Paar Augenblicke und trug den Liebling kosend in ein Seitengemach.

Mittlerweile besah ich mir die Oertlichkeit etwas näher; die hellblauen Zimmer waren geräumig und besonders hoch, mit freier Aussicht vorwärts in die gerade Straße hinauf, rückwärts auf hohe Gartenbäume, übrigens ganz einfach ausgestattet, ohne Kostbarkeit und Glanz; ein Paar geringe Bildnisse hingen an der Wand, zwei Büsten, die des Prinzen Louis Ferdinand und ich glaube, Schleiermacher's, standen zwischen Blumentöpfen; von Geräth schien nur das eben zum Gebrauche Nothwendige vorhanden; aber das Ganze machte dennoch einen eleganten Eindruck, oder vielmehr die Anordnung war so gefällig und bequem, daß sie jenes eigenthümliche Behagen hervorbrachte, welches durch die höchste Eleganz bewirkt werden soll und bei den größten Mitteln doch so oft verfehlt wird. Auf dem Fortepiano lagen einige Bücher, die ich unwillkürlich in die Hand nahm, ein Band von Saint-Martin — der Name war beigeschrieben — und die Gedichte Uhland's, ein französischer Roman und Fichte's Staatslehre ruhten friedlich beisammen. Ein geschriebenes Heft, das aufgeschlagen dalag, reizte meine Neugierde; es enthielt allerlei Be-

merkungen, eine von ganz frischem Datum betraf den Kronprinzen, und ohne daran zu denken, ob ich Unrecht thäte, versagte ich mir nicht, sie zu lesen. Frau von Varnhagen hatte kürzlich im französischen Theater ihren Platz ganz nahe der königlichen Loge gehabt, die Physiognomie und Haltung des Kronprinzen waren ihr ungemein aufgefallen, und das Ergebniß ihrer scharfen, während der ganzen Schauspieldauer fortgesetzten Beobachtung hatte sie hier niedergeschrieben, ein sehr charakteristisches Urtheil, aber auch ein die Schreiberin charakterisirendes, denn es gab nur eine schlichte Wahrnehmung, aber diese von so eingreifender und sicherer Art, daß sie mir nicht wieder aus dem Sinn gekommen ist. In der späterhin erfolgten Ausgabe ihres schriftlichen Nachlasses hab' ich dieses Urtheil über einen Prinzen, der damals, wie noch jetzt, die Meinung außerordentlich beschäftigte, ungern vermißt.

Auf ein Geräusch, das ich vernahm, wandte ich mich von dem Hefte schnell ab, indeß würde Frau von Varnhagen meine Verlegenheit gewiß noch bemerkt haben, wäre sie nicht beim Wiedereintreten durch neue Gäste sogleich beschäftigt worden, die von der andern Seite ihr schon entgegenkamen. Es war der Freiherr von Reden mit seinen beiden Töchtern, hannöverscher Gesandte, ein munterer alter Herr, der an einem Krückstock langsam einherschritt, aber dafür um so rascher und eifriger sprach; in der That war seine Redseligkeit unerschöpflich, aber zugleich so der Ausdruck eines überfließenden Herzens, einer gutgemeinten Mittheilung, daß man ihn lieb gewann und kaum lästig fand; auch war sein Sprechen wirklich lehrreich, denn sein wunderbares Gedächtniß hegte die gründlichsten Geschichtskenntnisse, und selbst die Stammbäume der regierenden Häuser, in deren sämmtlichen Verzweigungen er mit seltenster Sicherheit auf- und niederstieg, führten ihn öfters auf überraschende Gesichtspunkte für herrschende Tagesfragen. Wie früher um das Kind, war Frau von Varnhagen jetzt um den Alten sorglich bemüht, suchte mit zartester Aufmerksamkeit ihm Alles behaglich zu machen und dabei ihr Bemühen möglichst unscheinbar zu halten, ohne Zweifel um ihn nicht empfinden zu lassen, daß er so großer Sorgfalt bedürftig sei! Er empfand aber die liebevolle Begegnung und sah mit freundlichster Rührung auf die wackere Wirthin, für die auch seine ältere Tochter die wärmste Freundschaft zu fühlen schien. Diese Tochter war ein We-

sen eigener Art, von so glücklichen, edlen und wirksamen Eigenschaften, daß ihre Gegenwart immer ein Wohlthun war, denn ihre lebhafte Thätigkeit förderte stets auf heitere anspruchslose Weise alles Gute und Rechte, wie es dem Augenblicke gemäß erschien, und griff dabei doch niemals eigenmächtig ein; die jüngere Schwester stimmte anmuthig in diese Sinnesart und Gabe. Kaum hatte der alte Herr im Lehnstuhle behaglich Platz genommen, als auch die für ihn nöthigen Mitsprecher sich einfanden, der Professor Gans mit Ludwig Robert — dem Bruder der Frau von Varnhagen — und Herr von Varnhagen, alle drei schon im Streit und alsogleich von Herrn von Reden in Beschlag genommen. Sie schienen aber ihr begonnenes Gespräch nur fortzusetzen, und der Gegenstand war damals in Berlin überall an der Tagesordnung: es war die schwebende Sache der beiden Theologen zu Halle, Wegscheider und Gesenius, deren Rechtgläubigkeit durch hämische Anschuldigungen war verdächtigt worden; ganz Berlin nahm Partei für oder wider, und die mächtige Ueberzahl der Vernünftigen und Freisinnigen war für die Verketzerten, denen aber in den höchsten Kreisen auch manche Einflüsse feindlich waren, und es konnte daher wohl zweifelhaft scheinen, auf welcher Seite der Sieg bleiben würde. Die dunkle Partei bot alle Mittel auf, aber auch die helle zeigte unerwartete Kräfte und Anhänger. Es wurde angeführt, daß ein Minister von größtem Ansehen, den man bisher unbedenklich zu den Unfreisinnigsten gezählt, in dieser Sache mit entschiedenem Eifer sich für die Verfolgten erklärt und gesagt habe, wenn man solchen Verdächtigungen die Bahn öffne und dem Frömmlerwesen weltliche Macht einräume, so werde die ganze Stadt bald nur eine große Heuchlerschule sein und jeder ordentliche Mann aus dem Lande zu laufen wünschen. Den alten Reden verdroß, daß auch der Minister von Stein sich habe dazu brauchen lassen, aus Kopenhagen einen Brief an den König zu schreiben und ihn aufzufordern, jene Irrlehrer nicht zu dulden. Der gute Alte fand solche Einmischung unberufen und gehässig und meinte, der Minister von Altenstein, der hier von Amtswegen zunächst einzuwirken habe, würde das Sachgemäße schon ermitteln und, wenn es nöthig wäre, auch auf jener Männer Entfernung vom Lehrstuhl antragen. Nöthig möge das doch wohl sein, — fuhr er dann bedenklich fort, — denn, ich frage Sie, was für Geistliche können aus solcher Schule, die den

Glauben dem Verstand unterordnet, dem Staate künftig zuwachsen? — Was für Geistliche? — fiel hier Herr von Varnhagen mit sanfter, mir widerwärtiger Stimme ein, — nun möglicherweise solche Pietisten und Verketzerer, wie jetzt gegen jene Rationalisten auftreten, denn alle jetzigen Zeloten haben zu ihrer Zeit keine andern Lehrer gehabt, als aufgeklärte und ungläubige. — Ja, das ist wahr! rief der alte Reden und lachte und erinnerte sich eines frühern Vorgangs in Göttingen, der dieser Ansicht beistimmte, ihn aber auf hannöverische Verhältnisse ablenkte, in deren Anpreisung er sich überaus gefiel. Hier aber widersprach ihm Gans als wohlunterrichteter Gegner, und der gute Alte, verwundert und aufgereizt, wurde nun heftiger und führte seine Sache wirklich so gut, daß Gans wenig mehr aufkam, ich fand ihn sogar matt und ungeschickt und mußte den Ruhm seiner gepriesenen Dialektik und Beredsamkeit für wenig begründet halten!

Ich verließ den Streit und wandte mich den Damen zu, die inzwischen die Gesellschaft vermehrt hatten. Frau von Varnhagen stellte mich der Gräfin von Y . . . und deren Schwester vor, zweien Damen von sehr ausgezeichnetem Ansehen und schöner freier Bildung; ich vernahm, daß beide die herrlichsten Stimmen hätten, und beide sagten es nicht ab, vielleicht später einige Lieder zu singen; die jüngere Fräulein von Reden wurde gleichfalls wegen ihres lieblichen, in Italien ausgebildeten Gesanges vorläufig in Anspruch genommen. Frau von Varnhagen aber wurde von dieser Gruppe abgezogen, denn laute Stimmen klangen vom Vorsaale herein, und eine kleine Schaar von Herren erschien und bestürmte sie mit Begrüßungen. Es waren zwei Offiziere, ein Graf von Schl. . . und Paul E. . ., ferner der Graf von M. . . mit dem Grafen von K. . . L. . ., und hinter ihnen zuletzt der spanische Gesandte General Cordova. M. . ., ein deutschredender Italiener und Diplomat, zeigte alle Lebhaftigkeit und Gewandtheit, die seinem Ursprung und Stande entsprachen, man sah, auf jedem Boden, den er betrat, mußte er gleich heimisch sein; er war ungezwungen in seinen Aeußerungen, laut und lustig und nicht allzu wählerisch in seinen Worten, so daß man leicht fürchten konnte, er möchte in seiner Munterkeit etwas zu weit gehen, was doch nie vorkam. Seine Erzählung von dem Verlauf einer kürzlich gesehenen neuen Oper und von den geschmacklosen Anstrengungen

einer unzureichenden Sängerin, der das Publicum doch großen Beifall gezollt, war in der That ganz artig anzuhören und die Damen lachten sehr, während Frau von Varnhagen durch eingestreute Scherz- und Schlagworte die Schärfe milderte und den Ernst erhöhte.

Eine polnische Dame trat ein und mit ihr einige Stille, denn sie war der Gesellschaft und auch dem Hause — wie es schien — ziemlich fremd und machte nur einen kurzen Anstandsbesuch. Frau von Varnhagen hatte auch für diese Dame in unbefangener Weise gleich den rechten Ton, und ich hörte ein feines, sehr verbindliches Gespräch, das mich vermuthen ließ, Frau von Varnhagen sei hier zu einigem Dank verpflichtet und wolle dieses andeuten. Wie sehr erstaunte ich später, als ich erfuhr, daß eine solche Verpflichtung eher im entgegengesetzten Verhältnisse stattfand, indem der Mann der Polin nicht ohne die starke Einwirkung des guten Rathes und der klugen Leitung der Frau von Varnhagen zu einer ihm höchst erwünschten Beförderung gelangt war! Die Sache hatte die lustige Bewandtniß, daß der Pole, welcher früher allen seinen Unmuth, alle seine politische Freigeisterei, so wie seine härtesten persönlichen Urtheile rückhaltslos der einsichtsvollen Freundin vertraut hatte, jetzt nach erlangtem Ziele in ganz entgegengesetztem Sinne sprach und auch gegen sie, und sogar unter vier Augen, den feurigsten Anhänger des Staats und der Minister vorstellte und von jeher diese Gesinnung bekannt haben wollte! Dies hatte neben der empörenden auch seine ergötzliche Seite und gewährte nicht selten der geistigen Ueberlegenheit den Vortheil, dem Neulinge, der in der frischen Rolle noch nicht ganz geübt war, in seinem Eifer den Rang abzulaufen und ihn als noch viel zu lau gesinnt erscheinen zu lassen. Die Frau jedoch schien unbefangen und ohne Theil an jenem Bemühen. Unter solchen Umständen hatte das Benehmen der Frau von Varnhagen jetzt das doppelte Verdienst richtiger Zurückhaltung und feiner Schonung; dies wurde uns Allen erst recht offenbar, als Ludwig Robert, nachdem der Besuch sich wieder empfohlen hatte, seine beißenden Bemerkungen nicht sparte, so sehr dies auch seiner Schwester zu mißfallen schien.

Der General Cordova war keine gleichgiltige Erscheinung, er zog die Blicke sehr auf sich und war es gewohnt, daß die Damen ihn günstig beachteten. Ein schöner schlanker Mann, von bedeutender Physiognomie, feurigen, unternehmenden Ansehns, ausgestattet mit

aller Gewandtheit eines thätigen Glückskindes, und so jung schon General und Gesandter, hatte er in der großen Welt, nachdem er sie einmal betreten, leichtes Spiel gehabt; als Günstling seines Königs war er bei fremden Höfen unter der Voraussetzung erschienen, ein vollkommener Absolutist zu sein, doch hatte er Klugheit genug, einzusehen, daß diese Meinung nicht überall zum Vortheil gereiche, und er wußte sie durch Benehmen und Wort gelegentlich einzuschränken. Unter dem Anschein bequemer Lässigkeit merkte er wachsam auf Alles, was um ihn her vorging; man glaubte ihn mit Frauen, Musik, Theater, Eleganz und Mode beschäftigt, und dahinter steckte kühles Beobachten, meist im Dienste seiner Selbstsucht und seiner stärksten Leidenschaft, des Spiels, die er doch gern wieder unter vornehmer Gleichgiltigkeit verdecken wollte. Er war ohne Zweifel tapfer, sogar waghalsig, aber doch weniger auf eigentliche Kriegsthaten, als auf militärische Abenteuer gerichtet; sein rasches Aufsteigen verdankte er, wie ich selbst ihn eines Abends erzählen hörte, dem wilden, unter den Augen des Königs gefaßten Entschlusse, bei noch zweifelhaftem Anlaß, ohne sich viel zu bekümmern, ob Freund oder Feind getroffen werde, ein blutiges Gemetzel anzurichten. Solch ein Offizier war höchst willkommen und wurde bestens ausgezeichnet. Aber sich in seiner Erhebung am Hofe zu halten, war ihm doch nicht gelungen; er hatte weichen müssen, indeß nur zu neuem Glücke, denn der ferne Gesandtschaftsposten, den die Gunst ihm auserfah, war den Verhältnissen, die für ihn daheim offen standen, weit vorzuziehen, sowohl an Genuß des Lebens, als an Ehre. Die Politik brauchte ihn hier wenig zu kümmern. Jetzt schien er ganz von Musik erfüllt und nur mit Parteinahme für Rossini beschäftigt, und da die Damen seinen Urtheilen widersprachen, so vertheidigte er ihn mit Lebhaftigkeit. Er wandte sich aber hauptsächlich an Frau von Varnhagen und trug ihr seine Meinung umständlich vor, ja zum bessern Belege zog er ein Blatt des Courrier français aus der Tasche und las einen von ihm selbst verfaßten und dem Pariser Journal zugesandten Artikel, worüber nicht wenig Verwunderung entstand, denn im Gesandten Ferdinand's VII. einen Mitarbeiter des heftigsten französischen Oppositionsblattes zu entdecken, war allerdings befremdlich genug; er hatte aber auch hier wahrscheinlich nicht erst lange unterscheiden mögen, ob er Freund oder Feind vor sich habe, das Blatt stand ihm durch seinen Landsmann,

den Pariser Bankier Aguado, zufällig offen, und so benutzte er es, ohne sich um dessen politische Farbe weiter zu bekümmern. Merkwürdig war sein Benehmen gegen Frau von Varnhagen; er wußte im Ganzen sehr gut seinen Ton nach den Personen zu stimmen, doch selbst wenn er aufmerksame Artigkeit bezeigen wollte, lag noch etwas Unverbindliches in seinem Ausdruck, das gleichsam merken ließ, es beliebe ihm jetzt gerade so zu sein, und es könne der nächste Augenblick ihn ganz anders zeigen. Nur bei Frau von Varnhagen schien er diesen Rückhalt aufzugeben, mit ihr schien er unbefangen sich auf gleichen Boden zu stellen, für sie zeigte er ungewöhnliche Beachtung und eine Art freundlicher Zuversicht, die seinem Wesen übrigens fremd war. Jugend und Schönheit hätten dies nicht über ihn vermocht, bloßer Rang auch nicht, den Geist allein war er weder fähig noch willig in so hohem Werth anzuerkennen; was bewog ihn zu diesem auffallenden guten Vernehmen? Ich glaube den Grund einzusehen. Cordova hatte das Gefühl, hier sei ein Wesen, das ihn durchschaue, und das ihn bei diesem Durchschauen mit vollkommener Güte gelten lasse, das sich nicht gegen ihn überhebe, sondern das Menschliche in ihm anerkenne. Wenigstens habe ich stets wahrgenommen, daß die sprödesten Menschen sich in solchem Falle, wo sie sich erkannt und doch geschont sehen, unwillkürlich dankbar und gefällig erweisen. Wie selten aber findet sich diese wahre christliche Milde, die eben so verzeiht, als erkennt! In Frau von Varnhagen schien sie wirklich eingeboren, und dies war ohne Zweifel ein Haupttheil des Zaubers, den sie auf die verschiedensten Gemüthsarten unmittelbar ausübte.

Wir bildeten, theils sitzend, theils stehend, eine Gruppe bei dem Sopha, die Musik war fortwährend das Hauptthema des Gesprächs, welches doch nur von eigentlich drei oder vier Personen geführt wurde; C... und Graf von M... wechselten abgesondert vertrauliche Worte; der Graf von K... L... stand beharrlich als schweigsamer Beobachter, ohne durch Laut oder Miene zu verrathen, wessen Meinung er etwa beistimme. Unterdessen wurde Madame Milder, die herrliche Sängerin, durch den Grafen von Y... hereingeführt und von den Damen mit größter Vorliebe aufgenommen; daß sie singen würde, war sogleich entschieden, sie war entzückter Hörerinnen gewiß und ihnen gern gefällig.

Plötzlich aber hören wir einen lebhaften Aufschrei, wir wenden

Digitized by Google

unwillkürlich die Köpfe und sehen Herrn von Reden mit zornigen Geberden sich ereifern, er weist eine Beschuldigung heftig zurück, welche Robert unvorsichtig gegen den Grafen von Münster vorgebracht; dies war ein Punkt, wo der treue hannöversche Staatsdiener keinen Spaß verstand, sondern sogleich Flamme fing. Robert selber war etwas erschrocken über den Knall des Schusses, den er absichtslos gethan hatte. Frau von Varnhagen trat hinzu, lobte den guten Alten wegen seines Eifers, der sich schon dadurch gleich besänftigte, und sagte dem Bruder, Herr von Reden werde nicht böse auf ihn sein. — O nein, ganz und gar nicht! rief der Letztere gerührt und bot jenem traulich die Hand. Völlig geschlichtet und vergessen wurde die Mißhelligkeit durch den Eintritt der Gattin Robert's, der schönen Friederike. Man mochte diese Frau leiden können oder nicht, schön finden mußte man sie, und sie war es in höchstem Grade, sie strahlte so hell, daß die andern Gesichter neben ihr im Schatten zu sein schienen; eine Wirkung, die nur nicht von Dauer war, denn allmälig suchte der Blick doch wieder den Ausdruck des Geistes, der Klugheit, der Güte, des Freisinns, der Zartheit und anderer Eigenschaften, durch welche hier die augenblicklich verdunkelten Physiognomien bald wieder sich erhellten und zuletzt die bloße Schönheit weit überflügelten. Jetzt aber wirkte die schöne Friederike wie ein guter Genius, Frau von Varnhagen führte sie zu Herrn von Reden, der seine galanten Huldigungen hier gern anbrachte und gern gehört wurde. Die jüngern Herren drängten sich nun auch herzu, der Schönheit widerfuhr ihr volles Recht, wie Frau von Varnhagen munter sagte. —

Madame Milder war inzwischen zum Fortepiano getreten und bereitete sich zu singen. Bald war Alles still und harrte der mächtigen Töne dieser Silberglocken. Sie begannen in zartester Reinheit und Süßigkeit und schwollen zu dem stärksten Strom, ohne getrübt zu werden. Lieder von Kreutzer, von Schubert und Beethoven rissen uns Alle zum Entzücken hin. Eine zauberische Einfalt wirkte in diesen Tönen, rührte das innerste Herz, das Gemüth fühlte sich durchschauert und emporgehoben. Frau von Varnhagen lächelte mit feuchtem Auge; selbst Graf von M..., der ausschließliche Bewunderer italienischen Gesanges, lobte diesen deutschen; nur General Cordova wehrte sich gegen den Eindruck und blickte wie zerstreut in seinen

Courrier français, den er zusammengefaltet noch zwischen den Fingern hielt.

Während des Singens waren zwei Herren still hereingekommen, welche jetzt ihre Begrüßungen machten. Der eine war der General von ..., einer der ausgezeichnetsten höhern Offiziere der preußischen Armee, dessen entschlossenes, rüstiges Aussehen den bewährten Kriegsmann sogleich erkennen ließ. Er war bekannt als überaus geschickt in körperlichen Uebungen, besonders im Fechten und Schwimmen, und überall, wo er sich aufgehalten und wo das Wasser nicht gefehlt, hatte er durch errichtete Schwimmschulen sein Andenken verewigt. Aber ausgezeichneter noch war seine geistige Bildung; mit größter Natürlichkeit fein und taktvoll, sprach er sachkundig und klar über viele Dinge, die einem General nicht geläufig zu sein brauchen, und sprach, wo es der Anlaß forderte, mit Leichtigkeit ein gediegenes Französisch. Der andere, mit ihm gekommene Herr war gerade hierin sehr das Gegentheil; seine Zunge lief wohl rasch über die französischen Redensarten hin, aber keine blieb unbeschädigt und alle Vocale und Accente rangen in der schrecklichsten Verwirrung. Ein junger Bürger der Vereinigten Staaten, war er seiner Ausbildung wegen nach Europa gekommen und verfolgte seinen Zweck, wie erzählt wurde, mit einem Ernst und Eifer, der einem Vierzigjährigen Ehre gemacht hätte. Nach Art seiner amerikanischen Landsleute, wollte er Alles nach praktischen Prinzipien und mit möglichster Zeitersparung lernen; er verlangte von Hegel's Schülern die Philosophie ihres Meisters auf einem Quartblatt; einen Maler bat er um die Mittheilung der Grundsätze, nach denen er ein Porträt mache; von dem General verlangte er die Regeln, wie man eine Schlacht gewinne; genug, in seinem technischen Bildungsdrange ein so wunderliches und hier zu Lande fremdartiges Menschenkind, daß ein Urmensch jenes Bodens, eine Rothhaut selbst, hier kaum größeres Staunen hätte wecken können. Sein unerschütterlicher Gleichmuth, sein unermüdetes, lerngieriges Fragen und die achtlose Offenheit, mit der er sich selbst und alle Andern einzig für seinen nächsten Zweck behandelte, waren zu ergötzlich, als daß sie hätten verletzen können. Als er von Madame Milder ein Recept verlangte, wie sie ihre Stimme gebrauche, gleichsam, als wolle er dergleichen in den Vereinigten Staaten nacherzeugen, erheiterte sich die ganze Gesellschaft, und besonders hatte der

preußische General — vielleicht aus Sympathie technischen Hanges, der auch ihm nicht fremd war — das größte Vergnügen an dem Sonderling, den übrigens Frau von Varnhagen, unter eigenem Lachen und Scherz, einigemal eifrig in Schutz nahm und seinen wirklichen Vorzügen und Kenntnissen Anerkennung zu verschaffen wußte.

Durch eine Neuigkeit, welche Jemand mitgebracht, lenkte sich das Gespräch auf politische Dinge; und Professor Gans, der schon viele Zeichen von Ungeduld und Verdrießlichkeit gegeben hatte, ergriff den Anlaß, nun auch seinerseits thätig hervorzutreten. Ich hatte ihm wahrlich Unrecht gethan, ihn vorhin für ungeschickt und schüchtern zu halten; ich sah nun vollkommen ein, daß er nur rücksichtsvoll gewesen und den guten alten Reden nicht hatte ärgern wollen. Jetzt brannte er sichtbar darauf hin, es mit dem bedeutendern Gegner aufzunehmen, und als Cordova eine Bemerkung hingeworfen hatte, rief er ihm scharfen Widerspruch zu. Der Spanier, etwas verwundert, maß seinen Gegner und schien zum Streiten eben nicht Lust zu haben, antwortete aber einige Worte, mit denen er die Sache vornehm abzuthun glaubte. Doch das war gar nicht die Meinung von Gans. Der kühne Dialektiker faßte seinen Mann nur enger und zwang ihn, Rede zu stehen. Das Gespräch setzte sich auf den mißlichsten und gefährlichsten Gegenstand, der mit einem spanischen Gesandten zu erörtern sein mochte, nämlich auf die Verbindlichkeit der Eide und Versprechungen, welche der Fürst dem Volke leistet. Gans hatte sich heftig zum Streite gedrängt, aber als dieser entzündet und er des Kampfes sicher war, da wurde er wunderbar ruhig und führte mit Gelassenheit die kühnsten und doch bedachtvollsten Streiche, geschickt die ihm brauchbaren Thatsachen einflechtend, folgerecht die triftigsten Gründe und bündigsten Schlüsse darlegend, immer bereit, den Gegner zu hören, ihn immer ausreden lassend, aber dann, mit größter Beherrschung des Stoffes und mit scharfsinnigster Benutzung aller gegebenen Blößen, seine Argumentation fortsetzend und sie endlich in klares, einleuchtendes Ergebniß abschließend. Dies Alles geschah in fließendem, schwungvollem Französisch, mit größter Präcision, mit heller, freimüthiger Stimme, so daß es ein Vergnügen war, den wackern Redner anzuhören. Auch siegte er vollkommen; selbst der alte Reden murmelte Beifall. Ueberdies erleichterte Gans dem Gegner die Niederlage großmüthig, indem er, als sie schon entschieden war, zum

Schlusse Alles in die unerwartete Behauptung zusammenfaßte, es sei von Haus aus Unrecht, einem Könige dergleichen Eide zuzumuthen oder solche Versprechungen abzufordern, die er ja freiwillig nie schwören oder geben würde. Cordova, der auch seinerseits eigentlich ohne Erbitterung gekämpft und mehr aus vermeinter Schicklichkeit, als aus Gesinnung und Ueberzeugung etwas verfochten hatte, das er selber nicht recht zu bezeichnen wußte, indem er ja weder den Eid verwerfen noch den Meineid vertheidigen konnte, durfte sich diese Wendung gefallen lassen, wenn auch nicht in gleichem Maße den Nachsatz, welchen Gans schon außerhalb des Streites hinzufügte, daß in solchem Falle der Zwang, anstatt der losen Zusage, lieber gleich der Sache selber sich bemächtigen sollte!

Briefe aus Dresden.

Im Januar.

Julius Mosen in Oldenburg. — Gutzkow's historisches Lustspiel. — Die Schauspieler. — Emil Devrient und Caroline Bauer. — Kein Dramaturge. — Gemäldegalerie und Museum.

Die Erhebung des Nationalgefühls wirkt auch auf das Drama günstig ein; je freier sich der Geist eines Volkes bewegt, je mehr Vertrauen und Selbständigkeit es gewinnt, je mehr es thut und handelt, um so mehr werden sich Dichter finden, die in jener Entwicklung sich erheben und als Organe der allgemeinen Volksgesinnung auf diese lebensvoll wieder zurückwirken. Deutschland hat in der Nationalentwicklung mächtige Fortschritte gethan. So blüht auch unserem Drama eine fröhliche Zukunft; jugendliche frische Kräfte regen sich für dasselbe, die Theilnahme des Publicums, das so wenig Sinn für das Drama hatte, das so lange Zeit, weil ihm eben wenig Anregendes geboten wurde, sich unberührt zeigte, wird jetzt immermehr für dasselbe gewonnen; das Interesse aller Stände wirkt thätig für das Drama. Die Fürsten widmen ihm eine größere Aufmerksamkeit und wenden ihm eine achtsame Sorgfalt zu. Jetzt hat der Großherzog von Oldenburg den Dichter Julius Mosen als Dramaturgen an seinem Hoftheater angestellt. Wenn auch diese Stadt nicht groß ist und uns fern liegt an den Grenzen Deutschlands, so darf uns jene Anstellung schon darum nicht unbedeutend erscheinen, weil sie eben die Theilnahme eines Fürsten an der Kunst bekundet und sein Beispiel nicht ohne Consequenzen sein und Nachahmung erwecken wird.

Für Dresden selbst ist Mosen's Weggang freilich ein Verlust, denn von den verhältnißmäßig wenigen Literaten, die sich hier befinden, wird ihm der vorzüglichste entrissen. Auf des Dichters fernere dramatische Schöpfungen wird aber die praktische Wirksamkeit sicher einen günstigen Einfluß haben, er wird die Anforderungen der Bühne mehr noch berücksichtigen. Sicher wird er auch in seiner Stellung

auf eine größere Einigung, auf ein Zusammenhalten und Zusammenstreben der dramatischen Dichter mit hinwirken; denn nicht durch Anfeinden und Herabsetzen der Competenten werden die Dichter sich heben, sondern durch gegenseitige Anerkennung, durch Förderung ihrer Zwecke werden sie eine höhere Achtung und Theilnahme, werden sie festeren Boden und weiteres Terrain gewinnen. Vor Kurzem sind Mosen's Gedichte in zweiter Auflage erschienen; in diesen zeigt sich sein Genius am deutlichsten mit seinen ursprünglichen Gaben; viele davon sind bereits in das Volk übergegangen, ohne daß man vielleicht den Namen des Verfassers kennt, so „die letzten Zehn vom vierten Regiment." — Die Dresdener Bühne hat uns am ersten Tag des neuen Jahres einen Glückwunsch dargebracht, der bedeutungsvoll, folgenreich sich erweisen wird. Gutzkow's „Zopf und Schwert" wurde gegeben und seitdem noch einmal bei stets überfülltem Hause wiederholt. Die Theilnahme des Publicums hat für das Stück eher zu- als abgenommen; auch von Frankfurt, Hamburg und Nürnberg hören wir ähnliche Resultate. Die Franzosen, namentlich Scribe, haben das historische Lustspiel mit vielem Talent in ihrer eigenthümlichen Weise cultivirt; die deutschen Dichter wagten es wegen unserer politisch-socialen Verhältnisse kaum, auf diesen glatten und schwankenden Boden zu treten. Gutzkow hat die Kühnheit gehabt, voranzuschreiten. Er gibt ein Charakterbild Friedrich Wilhelm's I. von Preußen und seiner Zeit und führt den Hof jenes Königs in seiner militärisch-strengen Eigenthümlichkeit vor. Der Erbprinz von Baireuth, Freund des sich in Rheinsberg aufhaltenden Kronprinzen Friedrich, gewinnt die Neigung der liebenswürdigen und geistreichen Prinzessin Wilhelmine, die nachmals als Markgräfin von Baireuth durch ihre Memoiren sich ein bleibendes Gedächtniß gestiftet, und erringt sie sich, durch glückliche Umstände und die eigenthümliche Gemüthsstimmung des Königs begünstigt, als Braut, trotz der Mitbewerbung des englischen und des österreichischen Gesandten für den Prinzen von Wales und den Erzherzog Leopold. Die Charaktere treten in scharfer, lebendiger Zeichnung auf, die Handlung ist bewegt und immer fortschreitend, die Situationen originell, spannend, pikant, ergötzlich und das Alles von glücklichem Witz und reichem Humor gewürzt und erheitert. Zu den ergötzlichsten Scenen gehört die, als Eckhoff der Prinzessin Wilhelmine auf des Königs Befehl den Zim-

merarrest verkündet und mit ihm noch drei andere Grenadiere eintreten, von denen einer eine Bibel oder Katechismus präsentirt, woraus die Prinzessin Sprüche lernen soll, der andere eine Suppenterrine mit gequollenen Erbsen aus der Garnisonsküche überreicht, die ihre Kost sein sollen, der dritte einen angefangenen Strickstrumpf, den sie fertig stricken soll. Höchst originell ist die Verabschiedung des englischen Gesandten, bei welcher der König und der Gesandte stets ihre Rede an den General von Grumbkow richten, der in der Mitte zwischen ihnen steht, daß er sie dem, welchem sie gilt, mittheilen soll. Die Krone des Stückes aber ist das Tabakscollegium. Dabei thut der Dichter zeitgemäße glückliche Griffe in unsere Nationalsympathien. Als Englands Gesandter bei dem zu stipulirenden Heirathscontract zwischen dem Prinzen von Wales und der Prinzessin Wilhelmine den Abschluß eines neuen Handelstractats verlangt, ruft der König aus: Handelstractate! Hab' ich darum die Cultur meines Landes zu veredlen gesucht, Handel und Gewerbe gehoben, die Schifffahrt befördert, Tausenden von armen französischen Religionsflüchtlingen in meinen Staaten ein Asyl geschenkt, daß ich nun, für die Ehre, mit England verschwiegert zu werden, die Thore öffnen und die verbotenen englischen Waaren zum Ruin meiner Unterthanen hereinlassen soll? — Andauernder jubelnder Beifall brach jedesmal bei den Worten des Königs aus: Statt England dann ein deutscher Staat! Und 's ist besser so, meine Herren, 's ist besser. An Deutschland schließ ich mich an mit ganzer Seele. Fremder Eigennutz lehre uns einig sein! — Köstlich ist die Rede, die der scheinbar trunkene Erbprinz von Baireuth vor dem Tabakscollegium zum Andenken des anwesenden, als verstorben angenommenen Königs hält, die durch die Bemerkungen, die der König und andere Anwesende dazwischen werfen, von noch größerer dramatischer Wirkung ist. Sie gibt zugleich eine höchst gelungene Schilderung Friedrich Wilhelm's I., so daß ich mich nicht enthalten kann, sie hier mitzutheilen, jedoch ohne Einreden der übrigen Personen: Fröhliche Versammlung, vergnügte Leidtragende! Erlauben Sie, daß ich die heutige Festfreude durch einige schmerzliche Betrachtungen über die Eigenschaften des Dahingeschiedenen unterbreche. — Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, war — ein Charakter, in dem sich — die sonderbarsten Widersprüche — vereinigten. — Wie bei allen Menschen, die ihre Erziehung sich selbst

verdanken, stand sein an sich edles Gemüth unter dem Einfluß trüber Regungen, von denen die traurigste das Mißtrauen war. — Seine Staaten hat er zu einem glänzenden Aufschwunge gebracht. Er hat die Regierung vereinfacht und die Gerechtigkeitspflege verbessert. Den ruhigen Genuß aller dieser Segnungen verdarb er sich aber durch eigene Schuld. — — Sein lebhafter Geist versetzte ihn in eine fortwährende Unruhe, die eben so für Andere, als für ihn selbst peinlich war. Ermüdet, konnte er das Bedürfniß gemüthlicher Erholung nicht unterdrücken und seine Sitten waren einfach genug, dies Bedürfniß nirgend anders befriedigen zu wollen, als im Schooße seiner Familie. — — Aber auch hier, statt sich auf Rosen zu legen, bettete sich der arme Fürst auf Dornen. Die Geschichte seines Sohnes ist so bekannt, daß ich sie mit Stillschweigen übergehen kann. Impfen wollt' er Stamm auf Stamm, Vater auf Sohn, Alter auf Jugend. Die Hand einer liebenswürdigen Tochter bald hier, bald dorthin verschenkend, fiel ihm niemals ein, auch der Wahl des Herzens Rechte einzuräumen, noch einmal zu fragen: „Macht meine Wahl Dich glücklich, Kind?" — — Nun ist er geschieden. Jene Creaturen, die während seines Lebens das Herz der Mutter von dem Herzen des Vaters und Gatten entfernt gehalten, zittern. Was der verkannte Sohn mit diesen Creaturen beginnen wird, steht dahin. Des Vaters Schöpfungen werden die Grundlage dieses Staates bleiben. Ueber sie her aber wird ein milder Geist wehen, Künste und Wissenschaften werden den Ruhm der Kugeln und Kanonen überflügeln und der himmelanstrebende Adler Preußens wird seine Devise jetzt wahrhaft erfüllen: nec soli cedis! Zu deutsch: Selbst der Sonne Blick darf Dich nicht blenden! Selbst die Sonne muß Dir aus dem Wege gehen! — Hotham, geben Sie mir zu trinken! — Diese von Devrient unübertrefflich gesprochenen Worte erregten bei jeder Aufführung stürmischen Beifall. Die Dresdener Bühne zeigte bei der Darstellung des Stückes, welch' glänzende Kräfte ihr zu Gebote stehen, und Gutzkow wird kaum wo anders tüchtigere Repräsentanten seiner dramatischen Personen finden, als hier in Emil Devrient, Winger, Heese, Quanter, Porth und den Damen Bayer und Berg. Das aber bewährt sich, daß das Talent mächtig ist über die Vorurtheile; denn erst zweifelte man, ob das Lustspiel wegen seines Inhalts, weil es die Ahnen des preußischen Hofes in ihrer Eigenthümlichkeit vorführte,

hier gegeben werden könnte, dann glaubte man nicht an eine Wiederholung; jetzt hat es sich Bahn gebrochen und dieses historische Lustspiel wird auch auf andere Hofbühnen kommen, wird auch in Berlin und zwar da mit noch erhöhterem Beifall als irgend wo anders gegeben werden; deß bin ich gewiß. Der Erfolg des Stückes mag wohl vorzüglich zu dem hier entstandenen Gerücht Anlaß gegeben haben, daß Gutzkow als Dramaturg an die hiesige Bühne berufen werde. Ein Dramaturg wäre wohl ein sehr nothwendiges und nützliches Ding für ein Theater, das über so viel Kräfte gebietet, als das Dresdener; darum schon wäre es zu wünschen, daß sich jenes Gerücht als wahr bestätigte. Für Gutzkow selbst und seine künftige Thätigkeit würde es sehr nützlich sein; er würde der Bühne sein reiches Talent ungetheilter zuwenden und manchen literarischen Zersplitterungen, die ihm doch nur Feindseligkeiten zuziehen, entrissen werden; Dresden aber würde wieder reicher um eine literarische Notabilität, die sicher noch manche andere Literaten herziehen würde, so daß unsere Stadt, die in allen anderen Künsten so gut bestellt ist, auch in der Literatur besser als jetzt repräsentirt werden würde. — Emil Devrient verläßt uns auf einen Monat, um in Stettin zu gastiren; seine Stelle wird während dieser Zeit einigermaßen durch seinen Bruder Eduard aus Berlin vertreten, der so lange auf Gastrollen an die Dresdener Bühne kommt. Man spricht davon, daß Letzterer als Oberregisseur hier angestellt wird, doch glauben wir das nicht. — Caroline Bauer verläßt leider das Theater schon im März, indem sie sich mit einem preußischen Landrath verheirathet; ihr Verlust wird uns sehr fühlbar werden. — Von der nachtheilvollen Beschaffenheit unserer berühmten Gemäldegalerie habe ich schon in meinem ersten Briefe geredet. Es ist eine Commission aus den ersten Künstlern und Kunstkennern Dresdens bestellt, welche viel zur Verbesserung des Zustandes, so weit das angeht, beiträgt; so hat diese Commission namentlich für bessere Aufstellung der Gemälde und für Restauration vieler ganz unscheinbar gewordenen gesorgt, wofür sie sicher den größten Dank verdient. Doch auch auf die als werthlos bei Seite gestellten, in der sogenannten Rumpelkammer befindlichen hat sie ihre Aufmerksamkeit gewendet und daselbst neuerdings bereits mehrere ganz vorzügliche Bilder von Metzu, Terburg und Wouwermann hervorgezogen und restauriren lassen. Es ist das ein nicht

genug zu achtender Fund, da man weiß, in welchem Werthe gerade Bilder der genannten Meister jetzt namentlich in England stehen und wie sie gesucht werden. Merkwürdig aber ist der Reichthum der hiesigen Galerie an Wouvermanns, deren Zahl sich wohl auf achtzig belaufen mag. Die Venus, welche, jetzt restaurirt, so viel Aufmerksamkeit auf sich zieht und ein Meisterstück Tizian's sein soll, ist nicht, wie man in einigen Blättern ausgesagt, durch die Sorgsamkeit des Galeriedirectors Mathäi aus Schmuz und Verborgenheit gezogen worden, sondern eben jene Commission entdeckte sie bei ihrer Musterung in einem Winkel der Galerie, hoch oben aufgehängt, und ließ sie zu jetzigem Glanze restauriren. Für den Winter müssen wir leider dem Vergnügen entsagen, die Galerie zu besuchen, die, da sie nicht zu heizen ist, für diese Zeit geschlossen bleibt. Wie nachtheilig aber die Kälte auf die kostbaren Gemälde einwirken mag, wie schädlich die eintretende Wärme ist, welche ihnen dann reichen Angstschweiß entlockt, kann man sich denken. Wann wird diesen Uebelständen durch den Bau eines neuen Museums abgeholfen werden?

A. B.

Nachschrift. Leider haben sich in meinem ersten Briefe recht fatale Druckfehler eingeschlichen, die ich hier zu freundlicher Berücksichtigung angeben will. Seite 90, Zeile 12 v. u. und freilich unbedingt Räder — lies: und freilich nur bedingt Räder; S. 92, Z. 18 v. o. statt Richtpunkt — l. Ruhepunkt; S. 93, Z. 5 st. Netz — l. Metz; Z. 9 st. Fröhlich und Denne — l. Fröhlich, ein Däne; Z. 15 st. ist nur — l. ist mir; Z. 15 v. u. Bekehrungszug — l. Bacchuszug; S. 94, Z. 2 Mecklenburg-Strelitz — l. Mecklenburg-Schwerin; Z. 12 st. Steinle — l. Steinla.

Halm's Sampiero.

(Aufgeführt den 22. Januar im k. k. Hofburgtheater zu Wien.)

Halm's „Sampiero" ist ein neuer Beweis, daß der Wogenschlag der Zeit nicht verhalle am umfriedeten Oesterreich; daß wir hier die Rufe vernehmen, die von „Draußen" kommen und daß auch wir mit Deutschland neuen Erkenntnissen entgegenreifen. Auch wir wissen es nun, daß die Bühne nicht mehr eine im alten Sinne „moralische" Anstalt bleiben könne, sondern ihrer Bestimmung immer näher schreite, Tribune, Organ der Volksstimme zu werden. Halm hat es versucht, jene ersehnte Stimme von der Tribune schallen zu lassen, er hat ein politisches Drama geschrieben. — Uns liegt hier die Erörterung, ob und wie ihm dieser Versuch gelungen, weniger am Herzen, als der Ausdruck unserer Freude, daß ein Dichter wie Halm, von den triumphirenden Zeitideen gedrängt, den neutralen Boden des sagenhaften, oder blos erdichteten, sogenannten rein ästhetischen Dramas verlassen, in die Geschichte greifen und uns ein Kapitel aufschlagen mußte, daraus uns verwandte Gesinnung, begeisternde Thatgedanken wie aus einem Spiegel mit ernsten Augen entgegenblicken. Das ist der Triumph unserer Zeit, daß sie die Gleichgiltigsten zur Parteiergreifung, die Träumerischen zum Denken, die Abstracten zur That hindrängt und ein doppelter Triumph ist es, wenn es in Oesterreich geschieht, dem Lande voll Schranken und Verschläge, der Heimath des that- und gedankenlosen „Gemüths", dem Vaterlande der vortrefflichen Lyrik.

Daß es Halm nicht gelang, einer historischen Idee das gehörige Blut und Fleisch zu geben, — wie natürlich ist das bei einem Dichter, der bis jetzt gewohnt war, an den nebligen Sagen der Tafelrunde, an Trismegystos göttlichem Merkur, an den Gefühlen einer Massalischen Bürgerin und eines Tektosagenhäuptlings sich zu begeistern. — Das ist ja ein erster Versuch eines neuen Dichters auf

einem neuen Felde; ein erster Waffengang auf ungewohntem Terrain. Seine Muse ist wie die Hirtin, die ihre Jugend bei Heerden und Hirtenliedern verlebt, die noch der Waffen ungewohnt, da sie schon ausruft: Der Helm da ist mein! — Aber sie wird der Waffen gewohnt werden, sie wird Schlachten schlagen: Halm wird Erfolge haben, das beweist der erste Act von Sampiero.

Die folgenden vier Acte aber sagen, daß wohl Halm zu seinem innern Fortschritte, keinesfalls aber zu seinem Erfolge zu gratuliren sei; sie sagen, daß der Keim, den die Zeit in Halm's Brust geworfen, noch nicht gehörig Wurzel gefaßt und noch nicht hervorwachsen könne zur schönen vollendeten Blüthe eines Dichterwerkes.

Die heißeste Liebe für das Vaterland, der glühendste Haß gegen die Genueser, ihre bisherigen Tyrannen, begeistert Sampiero und die ihm anhänglichen Corsen. Nachdem Frankreich im Frieden Chateau-Cambresis Corsica verrathen, zieht Sampiero in alle Welt, um Hilfe zu suchen; die Patrioten flüchten nach Marseille, mit ihnen Vanina, Sampiero's Gattin, und Ornone, sein Geheimschreiber. Dieser, ein gemeiner Bösewicht, der an Sampiero Blutrache zu nehmen hat, strebt zwischen die Patrioten und Sampiero Zwietracht und Mißtrauen zu säen und bewegt Vanina durch falsche Vorspiegelungen erst zu Unterhandlungen, endlich zur Flucht nach Genua. Dort will sie für ihren Gemahl unterhandeln und, wie sie meint, ihn retten. Die Flucht wird durch die Patrioten in Marseille vereitelt und Vanina kann nur bis Aix gelangen zu ihren Brüdern. Doch sind schon die Patrioten mißtrauisch und glauben, Vanina unterhandle im Namen Sampiero's. Mittlerweile trifft dieser in Marseille ein, erkennt das Ungünstige seiner Lage, sieht, daß mit dem Zutrauen der Corsen Alles verloren, holt Vanina von ihren Brüdern ab und um den Patrioten seine Treue zu beweisen, ermordet er Vanina (obwohl er sie für unschuldig hält) und fällt dafür sogleich von der Hand ihres Bruders. Der Vorhang fällt. — Dies ist die ganze Fabel eines Stückes, das die erschütternde That eines Brutus, einen in's Abenteuerliche greifenden Patrioten darstellen soll. Soll, sage ich, ist aber nicht im Geringsten geschehen. Denn in den ganzen langen fünf Acten zeigt sich Sampiero nur in einer Scene des ersten Actes als charaktervoller, starker Mann, sonst wird nur von seinem

Heldenmuthe gesprochen, wird er von Vanina ein großer Mann genannt, thut aber nicht das Geringste, um für sich einzunehmen, ja nur um mit sich zu versöhnen für so Vieles, was man an seinem Charakter Tadelhaftes, ja Empörendes entdeckt. Hierher gehört vor Allem Sampiero's Patriotismus, der uns nur in einem ewigen Paroxismus, in keiner ruhigen That, in keinem besonnenen Worte entgegentritt; der Patriotismus, dem ein Freund und eine liebevolle Gattin zum Opfer fallen, der Patriotismus, der uns in Sampiero's Kopfe eine fixe Idee scheinen muß. Denn ist es nicht eine solche, wenn Sampiero, trotz dem, daß er von Vanina's Unschuld überzeugt, erschüttert ist, seiner im Paroxismus ausgestöhnten Sentenz: „Corsica über Alles!", ihre unmotivirte Ermordung als eine verbi causa hinzufügt, ist das nicht eine wahnsinnige Idee, die sich in ihrer praktischen Anwendung also darstellt? — Vanina selbst spricht ihrem Manne und mit seinem Helden dem Stücke selbst ein vernichtendes Urtheil. Wir müssen das näher erläutern.

Vanina, um Sampiero von genuesischen Dolchen, die aber nur „Gedankendolche" sind, zu retten, läßt sich mit Genua in Unterhandlungen ein und empfängt Briefe aus dieser Stadt. Diese Briefe verlangen die Auslieferung der Patrioten und fallen unglücklicher Weise diesen in die Hände. Darum wird der rückkehrende Sampiero von ihnen als Verräther empfangen. Dieser eilt nun zu Vanina und obwohl er von ihrer Unschuld überzeugt ist und sie jene Anträge wirklich mit Abscheu zurückgewiesen, holt sie Sampiero doch nach Marseille, um sie da zu richten. — Vanina, die ihren Mann kennen muß, erwartet ihren Tod und geht ihm muthig und gefaßt entgegen, geräth aber in die höchste Aufregung, da Sampiero in der Henkerstunde ihren Tod als einen höchst gerechten beschönigen will. — In einer prächtigen Rede, wie sie nur der wahrhaft Unschuldige vor dem Blutgerüste oder der Advocat eines verfolgten Clienten oder ein dramatischer Orateur wie Halm halten kann, beweist Vanina ihre Schuldlosigkeit und das himmelschreiende Unrecht ihrer Hinrichtung. Alle Zuschauer sind von der Wahrheit ihrer Worte, die der Trommelschlag Sampiero's, „ich bin Dein Mann, ich darf Dich richten ic.," umsonst zu übertäuben sucht, durchdrungen, und selbst der Henker wird endlich überführt und weiß nicht, was zu sagen. Und darum meinen wir, daß Vanina ihrem Mann und mit ihm dem

Halm'schen Stücke das Urtheil spricht. — Denn nun sollte Sampiero die verriegelten Thüren wieder öffnen und sprechen: Zieh hin, mein theures Weib, Du bist frei. — Die Zuschauer sollten sich zerstreuen, der Vorhang sollte fallen und die Tragödie, die sich so in Nichts oder in sich selbst aufgelöst hat, sollte nicht wieder aufgeführt werden. — Vanina hat ja bewiesen, es seien die Fäden nicht da, an denen die tragischen Gewichte hängen, also könne die Uhr nicht gehen; Vanina hat ja, wie ein scharfsinniger Kritiker dargethan, daß alle natürlichen Antecedentien fehlen, um sie zu einem tragischen Tode verurtheilen zu dürfen, und daß, sobald Sampiero seine Hand wider sie erhebe, er ein gemeiner Mörder sei, der aus Blutdurst mordet. So wird das ganze Stück ein Intriguenspiel, dessen Wirrnisse durch die strahlende Unschuld, durch die lebensvolle Beredsamkeit eines Weibes auf's Glänzendste gelöst und gelichtet werden, und wir haben ein Stück, wie „der Kaufmann von Venedig." Es thut Einem dann nur Leid um das viele tragische Pathos der fünf Acte und um die Aengstlichkeit, die die gedrückte, gewitterschwüle Stimmung des Stückes eingeflößt hat.

Aber die Geschichte sagt: Vanina starb von der Hand ihres Mannes und so muß die „Unglückselige" plötzlich losbrechen mit: Was ist mir Corsica? Mich hat es stets elend gemacht u. dergl. mehr, was der Patriot Corsica's nicht anhören kann, ihr also einen Dolch in's Herz stößt mit den Worten: Stirb und schweig. — So und durch den Umstand, daß unmittelbar nach der That der Bruder der Gemordeten ankommt, um an Sampiero Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wird das Stück mit einer einzigen, unbedeutenden Wendung — eine Tragödie.

Aber, wird man fragen, warum wurden zu diesem Ende Erde und Himmel in Bewegung gesetzt, wozu braucht man da den Bösewicht, die Kinder, die Corsen, die Flucht und den ganzen Aufwand von poetischer Prosa? Wir wissen, Vanina hat Corsica nie geliebt, sie hätte sich auch zu jeder andern Zeit darüber äußern und ein Mann wie Sampiero, der in einer Stunde, die ihm sein Weib als rein, unschuldig, heldenmüthig darstellt, ihr den Dolch in's Herz stößt, ein solcher Mann, meinen wir, hätte eben so leicht und leichter in jedem andern, gleichgiltigen Momente sie erdolchen, zerreißen, erdrosseln können, wie es eben einem solchen Manne gefällt.

Wozu also all dieser Aufwand, da die ganzen vier Acte zum fünften gar nicht nöthig sind, mit der Katastrophe, wenn man die letzten Scenen dann noch so nennen kann, in gar keiner Verbindung stehn? — Meint also das Parterre, daß in dieser Hinsicht an dem Stücke viel zu viel sei, stimmen wir wohl ganz und gar überein; betrachten wir es aber als historische Tragödie, so müssen wir gestehen, daß wir hier noch sehr Vieles vermissen. Wir vermissen z. B. in dieser historischen Tragödie die Geschichte. Der größte Held mit seiner nächsten Umgebung macht noch nicht Geschichte; es muß seine Zeit, es muß sein Volk hinzukommen. Wo spüren wir in dieser Tragödie den Schritt der Zeit, in welchen Personen ist das Volk repräsentirt? Doch nicht in den Patrioten, die alle einander gleichen, wie abgegriffene Münzen desselben Werthes, wie blöde Gesichter, die alle Eine Ausdruckslosigkeit haben. Es müßten Nebenpersonen, d. i. Charaktere hinzukommen, Episoden, die aus der Zeit hervorgehen und charakteristisch sind; Charaktere, Episoden wie in Shakspeare, in Götz und Egmont, in Fiesco und Faliero. — Mit diesem Mangel wäre zugleich ein zweiter gehoben worden: die Armuth der Handlung, die Ursache ist, daß der Dichter Dinge einwebte, die zum Ganzen gar nicht gehören und als etwas ganz Fremdartiges sich selbst ausscheiden und stören; daß er Effecte anbrachte, die dem Haupteffect völlig heterogen sind.

Neben den erwähnten Fehlern dieses Dramas scheint uns jener der Nichtsbedeutenheit, der gänzlichen Vernachlässigung aller Nebenpersonen der bedeutendste. — Man sieht es diesen an, sie sind nur der zum Zusammenhange, zur Ausfüllung der Lücken nöthige prosaische Kitt; sie stehen da wie Decorationen, sie gehen und kommen wie abgerichtete Statisten oder wie Maschinen, kurz machen den Eindruck belebter Golems. Selbst die Brüder Vanina's, die doch eine Rolle spielen, sind unheimlich wie zwei Doppelgänger. — Ornone, von dem das ganze Unglück ausgeht, ist ein abgebrauchter, gemeiner Bösewicht, der nach dem zweiten Acte verschwindet, ohne daß man weiter etwas von ihm erfährt. — Wie viel schöner wäre es gewesen, wenn die Tragödie sich wie eine dunkel umhüllte Norne aus dem Gewebe der Verhältnisse, die unser Fatum ausmachen, erhoben hätte, als daß sie, ein giftiges Unkraut, aus dem Sumpfe Ornone emporwächst.

Fassen wir das Gesagte in wenigen Worten zusammen, so stellen sich folgende Hauptmängel als Todeskeime heraus: 1) Sampiero

ist ein Mann, der sein Vaterland befreien will, ist aber von seinen Ideen so berauscht, so wahnsinnig, müssen wir sagen, daß er Alles thut, nur nicht das, was zu seinen Zwecken nothwendig, ja daß er einen zwecklosen Mord begeht. — Man verabscheut also den Helden der Tragödie; wie soll sie bestehen? 2) Die unmotivirte Katastrophe. 3) Stoffmangel verursacht Langeweile. Kann ein Bühnendichter eine größere Sünde begehn? 4) Die historische Tragödie zeigt uns, mit Ausnahme des vortrefflich gearbeiteten ersten Actes keine Geschichte.

Außer dem Erwähnten stört noch so vieles Andere. — Der zweite Act ermangelt alles Interesses. — Häufige Reminiszenzen kommen vor, theils an fremde Stücke, theils an Stücke des Verfassers. — Der oft wiederholte Ausruf Sampiero's „der Brief, der Brief!" erinnert an Othello; das plötzliche Auftreten unter den Verschworenen an die Strelitzen und andere Stücke; das Benehmen und der Ton Sampiero's gegen seine Gattin an Percival und Griseldis. — Zu tadeln ist die Grausamkeit, die im vierten Acte die Ermordung aufschiebt und sich den ganzen fünften Act hindurch damit beschäftigt. Ja man erkennt noch den Dichter der Griseldis. Ich habe im Parterre Leute gesehen, die die Tortur der Armen nicht länger mit ansehen konnten. — Zu bedauern endlich ist, daß Vanina, die einzige Person, die man lieben möchte, diese Liebe auf eine ungeschickte Weise verscherzt. Sie kann dem Bauernsohne gegenüber ihre aristokratische Abstammung nicht vergessen, was doch lächerlich ist, da sie Sampiero für einen großen Mann hält. — Störend endlich ist noch die Sprache dieses Dramas. Es ist gewiß auch ein Fortschritt, wenn Halm den Vers verläßt, aber es gelingt ihm noch nicht, in reiner, natürlicher Prosa zu sprechen. Die Sprache ist Nichts, als aufgelöster oder zerstückelter Vers. Oft, sehr oft kommt ein ganz stattlicher Jambus mit seinem ganzen Sonntagsstaate und feierlichen Schritten angestiegen und man fragt sich verwundert: Das soll Prosa sein? Es geht Halm mit seiner Prosa, wie jenem Immermann'schen Minister in Münchhausen, der sich populär machen will.

M. H. v. Geldern.

Tagebuch.

I.

Notizen aus Wien.

Wiener Zeitungsleser. — Concordia. — Stegmayer. — Holbein. — Tanzrevolution. — Tengoborsky. — Karl Beck. — Verbotene Journale.

Wie wenig politische Bildung und Theilnahme an deutschen Angelegenheiten hier zu finden ist, konnte man in diesen Tagen bei Gelegenheit der Veröffentlichung des rheinischen Landtagsabschiedes bemerken. Ich habe wohl an zwanzig Personen aus den gebildetsten Ständen gesprochen: Advocaten und Schriftsteller; die meisten antworteten mir „sie überschlügen derlei für den Oesterreicher uninteressante Artikel in den Zeitungen"; die Wenigen, welche den Landtagsabschied gelesen haben, hatten doch keine Ahnung von der Bedeutung dieses Actenstückes für die Zustände Deutschlands. Jeder fege vor seiner Thüre, heißt das deutsche Sprüchwort, das so viel Unrath im Gesammtvaterlande anhäufen ließ. Was geht uns der Koth in andern Straßen an? — Die Gesellschaft „Concordia" (eine Art Literatenverein, nur fröhlicherer und minder ernster Natur als der vielbesprochene Leipziger) hat diese Woche durch ein glänzendes Fest den zweiundfünfzigsten Geburtstag Grillparzer's verherrlicht. Gegen achtzig Personen, Maler, Musiker und Schriftsteller waren versammelt, und die Politik, die alle Welt beleckt, hatte auch auf dieses Fest sich erstreckt. Bauernfeld, Witthauer, Hammer hatten Verse geliefert, voll bitterer Polemik gegen die Kümmernisse, mit welchen der österreichische Dichter zu kämpfen hat und gegen den Mangel an Unterstützung, die ihm von Seiten des Staates zu Theil wird. In den hiesigen Journalen darf die „Concordia" nicht beim Namen genannt werden und muß officiell „ein Kreis von Künstlern" heißen. — Stegmayer, ein drolliger aber talentvoller hiesiger Lyriker (er schrieb ein Bändchen Gedichte unter dem Titel: Klänge aus der Teufe) war sechs-

zehn Jahre bei der Hofkanzlei angestellt; der Mann hat darüber seinen Kopf grau werden gesehen. Jetzt endlich ist er als Hofconzipist mit Gehalt nach Gmunden versetzt worden. Unter den Anekdoten, die man sich von diesem im Leben sehr komischen Kauz erzählt, ist auch die, daß er an den Kaiser Franz ein Gesuch um Beförderung einreichte und als Beleg dreißig Trauerspiele, die er geschrieben und die ihm in Manuscript auf dem Hals geblieben sind, beifügte. Der Bote mußte dieses Gesuch sammt seinen Beilagen buchstäblich in einem Korb auf dem Rücken in die Kanzlei tragen. — Die Verhältnisse des Hofburgtheaters sollen wieder eine Veränderung erleiden. Holbein, der von allen Seiten der unerquicklichsten Aengstlichkeit angeklagt wird, soll nicht mehr die oberste Leitung des Burgtheaters behalten; ein Hofintendant soll ihm als Vorgesetzter beigegeben werden. Man nennt als solchen den Landgrafen von Fürstenberg; andere bezeichnen jedoch den Obersthofmeister der Kaiserin, den Grafen Moriz von Dietrichstein als solchen. — Das neue Jahr war für die hiesige Journalistik nicht günstig; mit wenigen Ausnahmen haben alle Journale die Zahl ihrer Abonnenten sich mindern gesehen. Man gibt dafür mancherlei Ursachen an. Unter andern auch die, daß die Privatvereine, wie der kaufmännische, der juridisch-politische Verein :c. immer mehr anwachsen und die Privaten, von denen sonst jeder auf ein Journal für sich abonnirte, dasselbe im Lesezimmer finden, wo ein Exemplar dreihundert speist. — Der Carneval hat sehr flau begonnen. Die öffentlichen Bälle sind weniger besucht, als in früheren Jahren. Unter die Tänze ist eine Revolution gekommen; die Quadrille hat die Gallopade verdrängt. Das französische Princip hat das deutsche bei Seite geschoben, man tanzt nicht mehr so eng an einander, lyrisch, feurig; die Gesellschaftstänze nehmen überhand. In Frankreich conversirt man während solcher Tänze, in Wien ist das Conversiren noch in den Kinderschuhen. Warum beginnt man mit den Füßen und nicht mit den Köpfen Frankreich zum Muster zu nehmen? — Gegen Tengoborsky und seine Darstellung der österreichischen Finanzen ist die Polemik bei weitem noch nicht zu Ende. Ein hiesiger Advocat bereitet ein Hauptwerk zur Widerlegung vor: es wird den Titel führen: Die russische Kunst zu rechnen; der Verleger soll abermals Hoffmann und Campe sein. — Karl Beck, der sich zwei Jahre unthätig in Oesterreich herumgetrieben, reist wieder in's Ausland. Er hat eine neue Sammlung lyrischer Gedichte zum Druck bereit. — Der „Preistarif der Zeitungen und Journale", welchen die hiesige Postamtsexpedition alljährlich publicirt und worin die erlaubten ausländischen Journale angegeben sind, hat dieses Mal lange auf sich warten lassen und erschien erst nach dem Neujahr. Hier folgt das nicht uninteressante Verzeichniß der erlaubten Journale und Zeitschriften Deutschlands; man kann dadurch sehen, welche verboten sind (die wissenschaftlichen und technischen

Blätter führen wir nicht an): Abendzeitung (Augsburger) — Achner Zeitung — Achner Modezeitung, für deutsche Frauen — Allgemeine Zeitung — Allgemeiner Schweizer Correspondent — Augsburger Postzeitung — Ausland, das — Badezeitung, allgemeine — Bayerische Landbote, der — Berliner Modenspiegel — Berliner Theaterzeitung — Berlinische Nachrichten (Spenersche) — Berlinische privilegirte Zeitung, Vossische — Breslauer Figaro — Cameralistische Zeitung, allgemeine — Centralblatt der deutschen Kunstvereine — Churer Zeitung — Correspondent von und für Deutschland — Eisenbahnzeitung — Erzähler, der, von St. Gallen — Frankfurter Oberpostamtszeitung — Gothaer Zeitung — Hamburger Börsenhalle — Hamburger unparteiischer Correspondent — Hannöversche Zeitung — Heidelberger Jahrbücher der Literatur — Historisch-politische Blätter für's katholische Deutschland — Illustrirte Zeitung — Karlsruher Zeitung — Kölnische Zeitung — Leipziger Zeitung — Leipziger Modezeitung, mit Doppelkupfern — Leipziger musikalische Zeitung — Leipziger neue Zeitschrift für Musik — Literarische Zeitung — Morgenblatt (Stuttgarter) — Morgenblatt der auswärtigen Börsen — Münchner politische Zeitung — Neue Pariser Modeblätter mit 52 Modekupfern — Norddeutsche Zeitschrift für Theater — Petersburger deutsche Zeitung. — Pfennigmagazin — Preußische allgemeine Zeitung — Regensburger Zeitung — Schweizer Zeitung, allgemeine — Schweizer Zeitung — Würzburger Zeitung, neue — Zollvereinsblatt. — Alle übrigen politischen und literarischen Blätter sind verboten. Man hat Anfangs gehofft, es würden dieses Jahr wenigstens die belletristischen Zeitschriften erlaubt werden; allein blos die Illustrirte Zeitung hat Gnade vor den Augen der Censur gefunden. Man ist sogar gegen die politischen Journale verhältnißmäßig milder, als gegen die literarischen und halbpolitischen Blätter, denn während die liberale Kölnische, Achner, Vossische Zeitung bezogen werden dürfen, sind die deutsche Vierteljahrsschrift, Biedermanns Monatsschrift, die Grenzboten, der Freihafen, die Elegante u. s. w. ausgeschlossen.

II.

Vlaemsche Belgie!

In Brüssel erscheint seit dem neuen Jahre ein großes politisches Blatt in flamändischer Sprache. Für den größten Theil des deutschen Lesepublicums ist dieses eine gleichgiltige Notiz. Höchstens daß bei uns einige Gelehrte sich freuen, wenn das deutsche Element im

Auslande Eroberungen macht, die Masse kümmert sich nicht darum. Das deutsche Volk ist nicht eroberungssüchtig. Wenn es etwas erobern möchte, so wäre es vor Allem sein Recht und seine Freiheit im Innern; es hat in seinem eigenen Hause noch nicht, was es wünscht, was es braucht, wer will es ihm verargen, wenn es sich um das, was draußen zu erringen ist, so wenig kümmert? Indessen ist das Erscheinen eines flamändischen politischen Blattes in der Hauptstadt Belgiens keineswegs so gleichgiltig hinzunehmen. Die Flamänder sind nun ein Mal, gleich den Holländern, verkommene Deutsche, welche die unnationale trübselige Politik des heiligen römischen Reichs auf die unverzeihlichste Weise dem großen Ganzen entschlüpfen, entfremden ließ. Wir, die wir in einer bewußteren Zeit leben, sollten das Verlorene nachholen und wieder gut machen. Und wir könnten es, troß der äußerlichen, scheinbaren Schwierigkeiten. Die Föderativ-Basis des heutigen Deutschland läßt die Aufnahme und den Anschluß aller deutschen Stämme zu. Wir brauchen nicht wie Frankreich Dynastien zu entfernen, wenn wir ein Land uns einverleiben wollen. Der deutsche Bund hat Raum für viele Königreiche. Würde die Hauspolitik der deutschen Fürsten nicht eine so egoistische sein, dann würde Holland bald an der Seite jener Nation stehen, deren Blut, deren Sprache, deren Geschichte noch heute in seinen Adern fließen. Und Belgien mit den zwei Drittheilen seiner norddeutschen Bevölkerung, mit seinem deutschen Könige, mit seinen Wünschen nach einem deutschen Handel, mit seiner Furcht vor dem beutelustigen französischen Nachbar, wäre gewiß nicht allzuspröde, wenn ihm der deutsche Bund die Hand reichen wollte. Frankreich weiß dieses gar wohl und ist nicht müßig. In Brüssel hat die französische Politik fast alle leitenden Organe mit seinen Getreuen besetzt. In den Provinzen regt sich noch niederdeutsches Leben; in der Hauptstadt hat Frankreich es ausgepickt. Darum hat das plötzliche Auftauchen eines flamändischen Journals in der Hauptstadt seine gute Bedeutung. In Belgien entstehen die Journale nicht aus bloßer Privatspeculation, aus den Kosten eines Buchhändlers. Dort ist Alles Partei und diese trägt Sorge für die Erhaltung ihres Organs. An der Spitze des neuen Blattes, das den Titel das „vlaemsche Belgie" führt, steht ein junger feuriger Schriftsteller Herr de Laet, dessen Sympathien für Deutschland unzweideutig sind und der auch einer der leider wenigen flamändischen Autoren ist, die mit deutscher Sprache und Literatur sich bekannt gemacht haben. Ein solches Journal bedarf der Unterstützung und der Aufmunterung von deutscher Seite. Wird die preußische Gesandtschaft in Brüssel dieses Mal wieder sich so lange besinnen, ob sie das Journal nach Deutschland lassen darf, wie sie es bei dem Journale des Herrn Cortemans gethan hat, wo die Erlaubniß erst anlangte, als nach Verlauf eines Jahres das Blatt bereits zu große Opfer gebracht hatte, um weiter

erscheinen zu dürfen? Oder wird das „vlaemsche Belgie" das Schicksal der Grenzboten finden, denen (zur Unterstützung ihrer patriotischen Absichten!) der Eingang in Preußen nicht gestattet wurde? —

III.

Vermischte Nachrichten.

Preußisch-Polen. — Georgi, Weidig's Inquisitor. — Gretsch. — Censor Wenzel und Freiligrath.

— Mit Widerwillen sieht man sich gezwungen, fortwährend von Rußland zu reden; denn es gibt nichts Peinlicheres, als gegen einen solchen Feind die Formen der Höflichkeit und des Anstandes beobachten zu müssen. Die Nachrichten aus dem slavischen Osten klingen wie die Sagen von Vampyren und Währwölfen. Doch sind es keine Sagen. Ein sehr gewiegter und besonnener Correspondent der „Deutschen Allgemeinen" rollt uns (in der Nummer vom 29. Januar) ein Gemälde des polnischen Elends auf, dessen Details wir nicht wiedergeben wollen. Rußland zertritt die letzten zuckenden Reste polnischen Nationallebens und man weiß nicht, was bei diesem Verfahren gräßlicher ist: der Zweck oder die Mittel. Selbst der rohe Constantin war gegen die zartere polnische Natur nicht ganz so russisch wie gegen seine Russen; jetzt aber wirft man sich, mit thierischer Lust an dem Ekel und Entsetzen seiner Beute, auf das wehrlose Volk, vor dessen Heldenmuth man einst gezittert. Ingrimmig sieht man die großmüthige Schonung, deren die polnische Nationalität in Preußen genießt. Leider wird die Wiedereinführung des Cartels von selbst nothwendig werden. Rußland will aber mehr; russische Spione kommen, als Ueberläufer maskirt, nach Posen und suchen das Volk zu Excessen und Emeuten zu verhetzen, um der preußischen Regierung jene Schonung zu verleiden; hoffentlich wird das nicht gelingen. Wir sind überzeugt, daß unsere deutschen Regierungen das russische Racheverfahren entschieden verwerfen. Und doch, warum hört man von keiner diplomatischen Intervention, von keiner christlichen Verwendung? Ist Rußland so mächtig, um dergleichen vornehm zurückweisen zu dürfen? — Dazwischen tönen, wie zum Hohn, die Hochzeitstrompeten, täglich eine neue russisch-deutsche Fürstenvermählung verkündend. Das deutsche Volk ist nicht so sensible, wie das französische, aber ein gutes Gedächtniß hat dasselbe. Langsam bildet sich ein unauslöschlicher Haß und — er wird Früchte tragen.

— Georgi, Weidig's Inquisitor, beginnt sich vor der öffentlichen Meinung zu vertheidigen und bringt ein Actenstück vom Jahre 1837 bei, worin das Oberappellationsgericht die ärztlichen Zeugnisse, die Georgi für krank (am delirium tremens) erklärten, als nicht vollgiltige gerichtliche Beweise gegen Georgi's Amtsfähigkeit verwirft. Dieses Actenstück zeigt aber nur, daß man sich nicht viel Scrupel darüber machte, ob Inquirent das delirium habe oder nicht. Man untersuchte nicht weiter; die Krankheit ist zwar wahrscheinlich, man kann moralisch von ihr überzeugt sein, allein die Beschwerdeführenden haben blos einige ärztliche Zeugnisse beigebracht, welche die Sache nicht erledigen. Wir wünschten, man hätte die politischen Verbrecher nach demselben Princip behandelt; man hätte Indicien oder Zeugenaussagen wider sie, die nicht an sich vollgiltige gerichtliche Beweise waren, eben so leichthin verworfen, eben so wenig beachtet, wie jene ärztlichen Zeugnisse über den Inquisitor.

— Gretsch hat in Petersburg eine Anstellung erhalten, die dem preußischen Berichtigungsbureau nachgeäfft ist: er soll Alles widerlegen, was gegen Rußland geschrieben wird. Möge Rußland nie einen bessern advocatus diaboli gewinnen. In Paris hat man sich über ihn lustig gemacht. Zu Neujahr wurden in den vornehmsten Häusern von unbekannter Hand Visitenkarten abgegeben mit der Aufschrift: **Gretsch, premier espion de la Russie.**

— In Köln existirt ein exemplarischer Censor, Namens Wenzel. Streichen heißt jetzt dort wenzeln. Dieser Angstmensch hat sogar Freiligrath ein Gedicht an das Jahr 1844 weggewenzelt. Das Obercensurgericht hat das Gedicht freigesprochen; nun wird's zu Neujahr 1845 erscheinen. Es wird wohl noch passen, da sich Deutschland in einem Jahre nicht verändert.

— Gutzkow's Zopf und Schwert soll in Wien glücklich die Censur passirt haben. — Sowohl in Dresden als in Frankfurt a. M. und in Nürnberg, den drei Orten, wo das Stück gegeben wurde, hat es entschieden gefallen. —

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Der Salon der Frau von Varnhagen.

(März 1830.)

II.

Die Sonntag, eine politische Begebenheit. — Spontini. — Polignac und die französische Krisis. — Jesuiten und Pietisten. — Anekdote. — Ein Wort Benjamin Constant's. — Rahel's politische Prophezeihungen. — Bettina in der Gesellschaft. — Schlußwort.

Durch einen zufälligen Uebergang kam die Rede auf Mlle. Sonntag und den erhöhten Beifall, der ihr seit ihrer Rückkehr von Paris zu Theil wurde. Sie verdiene ihn durchaus, wurde behauptet, sie habe dort ungemein an Ausdruck und Grazie gewonnen und sei jetzt eine vollkommene Meisterin. Ich weiß nicht mehr, wer dies bestritt und dagegen meinte, sie sei nur vollkommener geworden in der musikalischen Kokettrie, denn die Gunst des Publicums zu gewinnen, habe noch Niemand so gut verstanden. Man erinnerte an das Wort der Catalani, die von Mlle. Sonntag, nachdem sie dieselbe zum ersten Male singen hören, gesagt habe: „Elle est grande dans son genre, mais son genre est petit." Man führte satyrische Zeilen von Ludwig Robert an, der diesen Ausspruch noch gehässig verstärkt hatte. Der Tadel gewann nun weit die Oberhand, und besonders wurde Gans, der Musik und Gespräche über Musik nur mit größter Ungeduld ertrug, jetzt auf's Neue laut und wollte wiederholen, was er in französischen Blättern kürzlich über Mlle. Sonntag gelesen hatte. Aber Frau von Varnhagen bezeigte großes Mißfallen und wollte das Gespräch in dieser Wendung nicht weitergehen lassen; sie rief mit guter Laune und komischer Heftigkeit dem Sprecher zu: „Lieber Gans, kommen Sie her, Ihnen muß man Mlle. Sonntag als poli-

tisches Ereigniß erklären, und das will ich thun! Dann werden Sie einsichtig und also gerecht über sie urtheilen. Sehen Sie einmal den Charakter und Gang unserer Welt im Allgemeinen an, seit der französischen Restauration; betrachten Sie die Ideen, den Geschmack, die Tonart, die seitdem an Höfen, in der höchsten Gesellschaft — und also unbewußt auch in der niedrigsten — herrschen und gefallen, was finden Sie? Ueberall ist das Große und Erhabene geschwunden, das Mäßige, das Anmuthige ist an die Stelle getreten; jenes ist unbequem, wir vertragen es nicht, es macht uns zu klein, unsere Gesellschaftswelt mag nicht erschüttert werden, sie will geschmeichelt, geliebkost sein, die Talente sollen uns und unsere vielseitige, aber schwache Bildung ausdrücken, nicht blos künstlerische Meisterschaft, sondern ein Gemisch von Allem, — ein artiges Betragen, gefällige Eleganz, sittsame Zurückhaltung bei gehöriger Lebhaftigkeit, eine selbstbewußte Bescheidenheit, — kurz, die leibhafte Mlle. Sonntag; und so ist sie denn ein Ausdruck des politisch-socialen Eklekticismus unserer Zeit, die Künstlerin, wie unsere Zustände sie hervorbringen, tragen, erlauben. Verstehen Sie, was ich meine? — Vollkommen versteh' ich Sie und gebe Ihnen vollkommen Recht! versetzte Gans, ja, so ist es, und ich wundre mich nur, daß ich das nicht längst eingesehen! —

Man lächelte über dies letztere Bekenntniß, und Ludwig Robert meinte, das sei recht wie Gans, der keine seiner Schwächen je zu verhehlen wisse und darin wahrhaft liebenswürdig sei. Gans aber war von der neuen Erkenntniß sichtbar angeregt und bearbeitete sie in seinen Gedanken weiter; nach einer kleinen Weile neigte er sich zu Frau von Varnhagen und sprach leise mit ihr, doch nicht so leise, daß ich nicht Alles deutlich gehört hätte. Recht gerne, lieber Gans, und mit vielem Danke dazu, es wird mir eine große Ehre sein! sagte Frau von Varnhagen freundlich und drückte ihm die Hand. Er hatte sie nämlich gebeten, ihm den eben ausgesprochenen Gedanken abzulassen, er wolle ihn gern weiter entwickeln und einen kleinen Aufsatz daraus machen; dergleichen müsse öffentlich ausgesprochen werden. Wie auch geschah; denn wir lasen bald nachher in der musikalischen Zeitung einen mit Eduard Gans unterschriebenen Artikel, der in bekannter Weise darzuthun suchte, Mlle. Sonntag sei kein Individuum, sondern eine Begebenheit! —

Noch vieles Musikalische wurde besprochen; die Verdienste Spontini's kamen zur Erörterung; von ihm wurde gesagt, er sei der Componist der Zeiten Napoleons, und je weiter uns die Kaiserzeit entschwinde, desto fremder werde uns Spontini, bis er endlich mit ihren Erinnerungen werde zur Ruhe gesetzt werden. Ueber Rellstab's feindselige, grausame Kritik wurde geklagt, daneben im Allgemeinen sein Talent der Auffassung und Charakterisirung gerühmt, wie er es namentlich in den Artikeln über Paganini bewiesen habe, ferner seine rüstige Tapferkeit, seine rasche Entschlossenheit, denn er horche nicht erst ängstlich umher nach andern Urtheilen, sondern das seinige trete gleich entschieden hervor und sei geschrieben und gedruckt, ehe andere Kritiker sich noch besonnen hätten, was sie sagen wollten. Von Zelter sagte Robert, er sei mehr Berliner, als Musiker, und dadurch eben der rechte Berliner Musiker! Der Geschmack Berlins in der Musik, ja in Künsten überhaupt, wurde heftig angegriffen und eben so vertheidigt, es kam bis zu der Behauptung, die Scheinheiligkeit sei tief in die Musik eingedrungen; es gebe viele Leute, die sich für Händel, Sebastian Bach und auch noch für Gluck und Haydn in derselben Art passionirten, wie für Goßner und Hengstenberg, und sich oft genug für ihre doppelte Heuchelei durch doppelte Langeweile straften! Genug, über diejenige Kunst, deren Wesen am meisten Zusammenstimmung und Eintracht fordert, fielen die Meinungen gerade am verschiedensten und feindseligsten aus, und in der That, keine andere hat jemals so erbitterte, so hartnäckige Streitigkeiten gehegt!

Von den musikalischen Parteien hatte man nicht weit zu den politischen; sie fanden sich in der kleinen Gesellschaft hinlänglich vertreten, vom äußersten Ultra durch viele Mittelglieder bis zum äußersten Liberalen. Da seit vierzig Jahren der Zustand von Frankreich Stoff und Maß und Ton für alle politischen Erörterungen gibt, und alles sonstige politische Interesse seiner Natur nach in diesen Wirbel fällt, so war bald von dem Fürsten Polignac die Rede. Fast einstimmig hatte man große Befürchtungen. Frau von Varnhagen erzählte, wie ihr den Sommer vorher in Baden-Baden der kluge Benjamin Constant den Gang dieser Dinge vorausgesagt, und wie bisher noch Alles so ziemlich nach seiner Verkündigung eingetroffen, der letzte Entscheidungskampf aber noch bevorstehe. Jemand sagte, der Fürst von Polignac werde dreist genug sein, denn er sei kurzsichtig

und übermüthig, und solche Leute brauche man zu Staatsstreichen. Cordova bemerkte dagegen mit höhnischem Lächeln, die Franzosen verstünden Revolutionen zu machen, aber nicht, sie zu beendigen, darin könnten sie von den spanischen Nachbarn etwas lernen! — Aber ist denn die spanische Revolution schon beendigt? — fiel der alte Reden lebhaft ein, — mit blutigem Gemetzel ist es in solchen Fällen nicht abgethan, sondern mit weiser Lenkung, und Spanien hat den guten Rath der andern Mächte leider stets verschmäht! Graf Münster schrieb mir neulich noch, ja er schrieb, daß das englische Ministerium vor Kurzem auf's Neue . . ., das Weitere vernahm nur der Nächststehende, und Cordova hatte sich bereits entfernt. Nun wunderte man sich, was Alles man ihm habe sagen dürfen; aber es hieß, ihm sei gar Nichts an politischen Grundsätzen gelegen, er werde jeder Regierung seines Landes dienen, die seinen Ehrgeiz nähre, und hier, in dieser Entfernung von Hause halte er es nicht der Mühe werth, seine Gleichgiltigkeit zu verbergen. Frau von Varnhagen rechnete es ihm zu Ehren an, daß er nicht mehr als nöthig heuchle, daran erkenne man noch den letzten Rest des Guten im Menschen, daß er des Schlechten nicht mehr thue, als es sein Zweck unumgänglich erfordere: die völligen Schufte, die aber immer auch die Pfuscher seien, thäten Alles gleich im Uebermaße, in der Meinung, dann am sichersten zu gehen, doch daraus erfolge ihnen gewöhnlich erst recht das Unheil. Schade, — rief der preußische General, — daß Sie nicht fechten und Schach spielen; den leitenden Grundsatz für Beides haben Sie! —

Mehrere Personen hatten sich schon verzogen, als noch spät Alexander von H. . . eintrat, und durch ihn die Gesellschaft neues Leben empfing. Er kam aus dem Hofkreise, hatte dort „den Infanten", wie er scherzweise den jungen Herrn von Rothschild nannte, gesehen und wichtige Neuigkeiten von Paris vernommen. Der Fürst von Polignac setzte den Kampf gegen die Mehrheit der Deputirtenkammer eigensinnig fort, und der Widerstand in der Nation wuchs gefahrdrohend an. Es kam die Rede darauf, wiefern das katholische Pfaffenbemühen in Frankreich wohl mit dem protestantischen in Deutschland eine Verbindung eingehen könne oder vielleicht schon habe? — Keine Verbindung, wurde erwiedert, als nur die in der Gunst der Jahreszeit liegt; mannichfaches Ungeziefer wird von demselben Sonnenschein geweckt, das sich aber unter einander anfeindet und auf-

frißt; übrigens vergleiche man nur nicht unser armes, vereinzeltes, mehr widerwärtiges als gefährliches Frömmlerwesen mit dem furchtbaren, allverzweigten, nachhaltigen Vordringen römischer Hierarchie! Jenes hat gar keinen eigenen Boden; indem es anwächst, fällt es aus einander und wird höchstens dadurch etwas, daß es zu dem alten Stamm hinübergeht, wozu alles protestantische Frömmeln von jeher Neigung hat, — zum Katholischen. Herr von Varnhagen stimmte der letzten Meinung bei, nicht aber der ersteren; er hielt die römische Hierarchie nicht für gefährlich, oder höchstens in protestantischen Ländern, in katholischen sei ihre Macht gebrochen, und in Frankreich selbst, wo sie jetzt am mächtigsten scheine, habe sie blos den Hof, aber nicht Staat noch Volk für sich. — Man wandte das Umsichgreifen der Jesuiten ein, die nicht blos in Frankreich, sondern in den Niederlanden, in der Schweiz, in Oesterreich und sogar in England geheim und offen stets mehr Boden gewännen; aber dem wurde entgegengesetzt, daß die Jesuiten selbst nicht mehr das seien, noch werden könnten, was sie einst gewesen; diese Behauptung wurde durch ein Wort erhärtet, das ein alter Exjesuit in Rom gegen Wessenberg geäußert; dieser nämlich hatte gefragt, ob es ihn denn nicht freue, die Erneuerung des Ordens erlebt zu haben, und ob er nicht dadurch zu frischer Thätigkeit ermuntert worden? Da sei der Greis, hieß es, wie verjüngt aufgefahren und habe feurig ausgerufen: Blut und Leben für unsern alten Orden! Aber für dieses alberne Nachgebild keinen Pfifferling! — Man erzählte darauf mancherlei Scherzhaftes, um die Unschuld des hiesigen Pietismus zu bezeichnen; als ganz kürzlich vorgefallen, wurde folgendes Geschichtchen verbürgt: In der Familie eines angesehenen Frommen wollte man alles Lügen, auch das blos formelle und eigentlich nichtssagende, auf das strengste abschaffen, und hatte zu diesem Zweck auch die Kinder und besonders die Dienerschaft genau verständigt; eines Abends sitzt man beim Thee und spricht erbaulich oder schweigt auch, da wird ein störender Besuch angemeldet, doppelt störend, weil er als ein weltlichgesinnter bekannt ist, und die Dame des Hauses entschließt sich kurz und flüstert dem Bedienten zu: Sag' Er, wir seien nicht zu Hause! Der kluge Diener aber, schon gut eingelernt, versetzt demüthig: Verzeihen Ew. Gnaden, da würde ich ja lügen! Die Dame, betroffen und ihres Mißgriffs eingeständig, faßt sich und sagt mit sanftem Tone:

Nun, so sag' Er, es würde uns recht angenehm sein! — Damit geht der Bediente ab, ist aber kaum hinaus, so sagt ein kleiner Knabe ganz unschuldig: Aber Mutter, Du lügst ja wieder! — In solche Klemme, sagte der Erzähler, geräth man, wenn man das Aeußerliche zur Herrschaft erhebt und Wesen und Gehalt ihm unterordnet. —

H..., der die Gabe besitzt, den tiefsten Ernst in ein anmuthiges Gewand zu kleiden und bald als beißende Anekdote, bald als wissenschaftliche Erkenntniß, bald auch als erheiternden Witz vorzutragen, war unerschöpflich in Angaben der mannichfachsten Art, aus denen der Gegenstand in immer neuem Lichte sich abspiegelte; die verschiedenen Gattungen der Frömmigkeit, welche er in allen Sphären seiner umfassenden Weltkunde beobachtet, bei Anglicanern, Quäkern und Methodisten, in Paris unter Napoleons Concordat und am Hofe Karl's X., bei spanischen Katholiken, unter Wilden am Orinoko und am Mississippi, alle classificirte er, wie ein Botaniker seine Pflanzen, nach bestimmten charakteristischen Zeichen und begehrte die des Berliner Frömmelns näher zu erfragen, um darnach Geschlecht und Ordnung sicher auszufinden; aber am Ende schien er alle Sorten nur für Spielarten, künstliche und verderbte, einer unscheinbaren Pflanze zu halten, die in ihrer echten ursprünglichen Art nur an einsamen, stillen Orten zu finden sei! —

Die Gesellschaft minderte sich; nach einer Weile sah ich auch Herrn von H... nicht mehr, der doch sonst aller Orten fast immer einer der Letzten wegging; um so lebhafter aber wurde nun sein Ruhm verkündet; Frau von Varnhagen stellte seine edlen Eigenschaften, die man um seiner glänzenden willen zu oft übersehe, in das hellste Licht; sie verbot geradezu, bei bedeutenden Menschen sich an ihre Schwächen oder persönlichen Kleinigkeiten zu halten, die man jedem Andern zu verzeihen bereit sei, nur grade einem großen Manne nicht, dem doch allein sie zu verzeihen wären. —

Wir waren noch ungefähr sechs oder sieben Personen, und das Gespräch zog sich mehr zusammen, indem es zugleich lebhafter und traulicher wurde. Gans warf sich mehr und mehr als Beherrscher desselben auf, aber auch Frau von Varnhagen ließ ihren Antheil nicht vermissen. Ich betrachtete mit Wohlgefallen ihre Art einzuwirken und zu beleben; erkannte darin ein wahrhaftes Talent und fragte mich im

Stillen, auf welche Gaben und Kräfte der Seele wohl vorzugsweise dieses Talent sich gründe? Der Geist war es nicht allein, die Güte allein auch nicht, sogar die Vereinigung von beiden schien nicht gerade diese besondern, eigenthümlichen Wirkungen hervorbringen zu müssen. Einigen Aufschluß gab mir die Wahrnehmung, die sich mir plötzlich darbot; ich glaubte nämlich zu entdecken, daß ein großer Theil der geselligen Stärke dieser Frau darin liege, daß die Menschen, welche sie sah, ihr nicht wesenlose Schatten waren, sondern daß jeder, wenigstens für den Augenblick, ihr ein wirkliches Interesse darbot, und nicht nur ein allgemein menschliches, sondern auch ein individuelles, was freilich nur durch Einsicht und Eingehen in das Wesen jedes Einzelnen möglich war. Eine eben so gütige als blitzschnelle Menschenkenntniß gab ihr die Leichtigkeit, an jedem Menschen auf der Stelle seine vortheilhafte Seite zu finden, die sie dann zum Lichte hervorzuwenden und zu beleben wußte, wodurch die unvortheilhaften Seiten von selbst im Schatten blieben. Sie hatte auf diese Weise mit jedem einzelnen eine persönliche Beziehung, stand mit ihm auf irgend einem Punkt in echtem Verhältniß, das natürlich in den mannichfachsten Richtungen und Graden sich schied und abstufte. Hier war also ein wirkliches Zusammensein, keine blos hergebrachte leere Form, und das Wesentliche ist immer fruchtbar. Mit ihrem Willen war es nie, daß irgend Jemand, sei es Mann oder Frau, sich als leere Gesellschaftsdecoration, als leblose Salonkaryatide hielt; dagegen ich in anderen Kreisen oft gesehen, daß, weil die Leute mit ihren Wirthen eigentlich durch Nichts zusammenhingen, Nichts mit ihnen gemein hatten, sogar die sonst bedeutendsten Menschen nutzlos gleich den geringsten zu bloßer Zimmerfüllung dienten.

Gans konnte nicht lange reden, ohne wieder in die Politik zu gerathen, und die Sachen in Frankreich standen allerdings in so wichtiger Krisis, daß Jedermann die Spannung theilte, wie der Zuschauer eines Dramas, das seiner Katastrophe entgegeneilt. Man erörterte die Hoffnungen des Hofes, das Begehren der Nation und wog die Kräfte beider gegen einander ab. Gans besprach mit heller Sachkenntniß die Stellung der französischen Kammern, der Gerichtshöfe, der Minister und der Verwaltungsbehörden; er hoffte das Beste von den Gerichten und meinte, der Hof werde bei deren Widerstande nicht weiter gehen. Aber dieser Ansicht stellten sich andre entgegen.

Selbst Benjamin Constant, der bei allen diesen Dingen so nahe betheiligt war, hatte im letzten Sommer gegen Frau von Varnhagen das offene Bekenntniß abgelegt, er werde für die gesetzliche Freiheit kämpfen bis zum letzten Hauche, ob er und seine Freunde aber siegen würden, das sei mehr als zweifelhaft, der König wolle ihre Köpfe und vielleicht werde er sie bekommen. Diese Aeußerung machte auf Gans nicht geringen Eindruck; er schien auch Köpfe zu wollen. —

Hiemit im Gegensatz, nach einer kurzen nachdenklichen Pause, die der Ernst der Sache in uns Allen bewirkte, sagte Frau von Varnhagen mit der ausgemachten Gewißheit, die keiner höheren Betonung bedarf: Ich werd' es nicht erleben, aber, gebt Acht, die Bourbons bleiben nicht! — Das mein' ich ebenfalls, rief Gans, und die Geschichte hat den Gang der Dinge schon ganz vorgezeichnet, es wird in Frankreich gehen, wie vordem in England; man wird den faulen Theil der Dynastie wegwerfen und den gesunden bewahren, Orleans wird auf den Thron kommen. — Aber Frau v. Varnhagen schüttelte den Kopf und sagte: Das wird wenig helfen. Auch der Theil, den Sie den gesunden nennen, ist den Franzosen schon ein angefaulter. Auch Orleans kann nicht bleiben. Allen Franzosen — lehrt sie mich nicht kennen! — liegt die Republik in den Gliedern, und Republik werden sie werden. Ob ihnen zum Heil oder Unheil, das ist hier gleich; ich halte auch die Constitutionen, nach denen Alles verlangt und strebt, in ihrem Erfolge für gar nicht so gewiß: sie können vielleicht das größte Unheil sein, aber das hindert nicht, daß wir hinein und hindurch müssen, es ist kein anderer Weg in die Zukunft. Wie für uns Constitution, ist für die Franzosen, die ja immer voraus sind — mein Vorvolk, wie ich sie nenne, — Republik unvermeidlich. Der frühere Versuch war zu kurz, um durch sein Mißlingen etwas zu entscheiden, aber stark genug, um zu immer neuen Versuchen anzureizen, bis einer gelingt. Und es kann gelingen; denn je mehr ich mir die Franzosen ansehe, desto mehr drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß sie vor allen anderen Nationen zur Republik geeignet sind, in jedem von ihnen steckt etwas von Selbstherrlichkeit, jeder unterwirft sich am liebsten einem Abstractum, und wo das Ansehn der Person nicht mehr gilt, ist man der Republik ganz nahe. — Indem sie dies sagte, mußt' ich über den Ausdruck erstaunen, den ihr Gesicht angenommen hatte;

die kleine, bisher so mild und bescheiden einwirkende Frau war ernst, grundernst geworden; ihr Blick — noch sanft und beinahe der gewöhnliche — hatte etwas eigenthümlich Festes, ihre Züge sprachen Entscheidung und Entschlossenheit, ein fast herrscherlicher Trotz bezeugte den tiefsten Glauben an das, was sie sagte.

— Sie glauben also nicht, daß Orleans regieren wird? fragte nach einer Weile Gans mit erhöhtem Eifer. — Regieren? — versetzte Frau von Varnhagen — warum nicht? Wer kann alle Zwischenscenen berechnen! Aber die großen Ereignisse von aushaltender geschichtlicher Gestalt gehen darüber hinweg und machen daraus den Staub ihres Weges.

Das letztere Bild hatte etwas schauerlich Großes und war ganz in der Eigenthümlichkeit der Sprecherin. Auch erregte ihr Ausspruch eine besondere Spannung; aber die Prophezeihung klang doch etwas abenteuerlich und wir glaubten ihr keineswegs. Noch saßen die Bourbons in aller Macht auf dem Thron, noch war Orleans nur der demüthige Agent, und hier wurde nicht nur der Fall von jenen, sondern auch schon von diesem, der noch erst erhöht werden mußte, frischweg verkündigt. Jedoch wenige Monate später war der erste Theil der fabelhaften Weissagung bereits erfüllt, und in den seitherigen Ereignissen ist Nichts, was der Möglichkeit widerspräche, daß auch der zweite Theil in Erfüllung gehen könnte! —

Der Gang des Gesprächs und unserer Betrachtungen wurde unterbrochen durch die Anmeldung, der Fürst von Pückler komme. Die späte Zeit — es war nah an Mitternacht — war für ihn eine gewöhnliche und es schien nichts Auffallendes, daß er zu solcher Stunde käme; wohl aber wunderte sich Frau von Varnhagen, daß der Fürst in Berlin sei, da er eben erst aus Muskau geschrieben habe. Als wir mit einiger Spannung seinem Eintritt entgegensahen, öffnete sich die Thüre nur ein wenig und ein artiger Kopf bog sich durch die Spalte schalkhaft hervor, gleichsam das Terrain prüfend; es war Bettina von A..., der sogleich Frau von Varnhagen mit lebhaftem Willkommen entgegenstürzte und die halb Widerstrebende an der Hand hereinführte. — Gelt, ich hab' Euch erschreckt? sagte Frau von A..., aber ich wollte nur sehen, was Ihr für Gesichter macht, wenn Ihr denkt, der Fürst Pückler kommt; und ich glaube doch fast, er wäre Euch lieber gewesen, als ich. Alle Einrede ab-

lehnend, fuhr sie fort und bewies, man habe Recht, alles Mögliche auf den Fürsten zu halten, er sei in unsern Tagen der wahre Geniale und es käme nur auf die Gelegenheit an, daß er vor aller Welt groß dastände. Sie richtete darauf an Gans eine merkwürdige Anrede, sie wisse wohl, daß er in das Lob des Fürsten nicht so völlig einstimme, allein er thue Unrecht darin, er selber sei ja auch ein ausgezeichneter Geist, und alle solche müßten einander bereitwillig anerkennen und stützen, wie die Könige auch untereinander thäten, wenn sie auch sonst nicht immer die besten Freunde wären; er solle nur nicht werden wie andere Rechtsgelehrte, die vor Stolz und Würde ganz blind und taub würden und gar Nichts mehr in der Welt kennten, als sich selbst und ihre todte Gelehrsamkeit; er solle frischen Geistes bleiben und dazu müsse man auch den Fürsten Pückler lieben. — Von Gans ging Frau von A... zu dem General über, von diesem zu Herrn von Varnhagen und sagte jedem etwas Launiges, spöttisch Belehrendes, aus dem hin und wieder auch etwas Spitziges hervorstach. Aber vergebens wollte man ihr antworten; die beredtesten Männer verstummten vor diesem glänzenden Bilderstrom, auf welchem Witz und Gedanke muthig dahinschifften; kaum daß Frau von Varnhagen, mittelst der ihr eigenen Raschheit und Kürze, noch wohl einen Spruch einschob, aller sonstigen Redefäden hatte sich die wunderbare Zauberfrau bemächtigt und hielt sie gleich Zügeln in den Händen, bald rechts- bald linkshin lenkend, bald gradaus ihre beschwingten Gedankenbilder zu vollem Lauf auslassend. In der That, Niemand sprach jetzt noch, als nur sie; aber so schön, so reich, so bezaubernd, daß wir Alle hingerissen und nur noch mehr zu hören begierig waren. Diese Phantasien, Ideen, Einfälle, Witzworte, Launen, Alles beflügelt in raschem Wechsel vorübereilend und doch zu Einem großen Sinn und Zwecke sich sammelnd, kann ich nur der wunderbaren Musik ihres Lieblings Beethoven vergleichen und mir war wirklich zu Muthe, als vernähme ich eine von seinen herrlichsten Symphonien. Von dergleichen Bezauberungsmacht des beseelten Wortes hatte ich vorher keinen Begriff gehabt. Frau v. A... schien ihre Leute zu kennen und zu wissen, daß sie hier ihre besten Gaben nicht zurückzuhalten brauche, daß diese hier gut aufgenommen und nicht verschwendet seien. Vergebens aber würde ich unternehmen, hier den reizenden Flug ihrer Laune und Seltsamkeiten nachzuer-

zählen, oder die Tiefe und Anmuth ihres schöpferischen Geistes zu schildern; dazu bedürfte ich ihrer eigenen Feder und würde auch dann nur ein schwaches Abbild der Genialität wiedergeben, welche vollständig darzustellen nur ihre persönliche Gegenwart vermag.

Genug, dies war das Bouquet des reichbelebten Abends, den ich bei Frau von Varnhagen zubrachte, und mir ist nach diesem Schlusse Nichts weiter mehr erinnerlich, als daß wir uns spät getrennt und ich unter der Gewalt dieser letzten Eindrücke mich fröhlich-müde dem süßen Schlaf und den bilderhellen Träumen überließ, die wie ein Sternenhimmel sich immer gedrängter und glänzender über mir ausbreiteten.

Ich sah Frau von Varnhagen noch öfters wieder, auch in andern Häusern, bei Reden's, bei Frau von Helvig, bei der Fürstin von Hatzfeldt, und immer und überall war sie dieselbe heitre, erfreuende Erscheinung, belebt und belebend, aufrichtig, klar, freundlich, immer und überall übte sie ihr angeborenes Talent des edelsten Menschenumgangs, nicht vordringend, aber auch nie zurückgezogen, sondern recht eigentlich gegenwärtig, mit gutem Willen und reger Seele. Doch hatte sie bei sich zu Hause noch den Vorzug, daß die unbestrittene Verpflichtung der Fürsorge für alle Anwesenden ihren wohlthuenden Eifer nur erhöhte und ihn auch in unscheinbaren Dingen wirksam eintreten ließ; dagegen sie auf fremdem Boden sich mehr enthielt, so lange nicht ein auffallender Anlaß ihr reizbares Gefühl zum Besten des Ganzen oder Einzelner in lebhaftere Thätigkeit setzte. Dann konnte auch sie mit aller Geistesmacht hervortreten und mit schöner Leidenschaft und rücksichtslosem Muthe das Unrecht bekämpfen, die Verkehrtheit berichtigen und anmaßlichen Unsinn durch das volle Licht der Wahrheit in seine Richtigkeit auflösen. — So war sie denn freilich noch etwas mehr, als eine vortreffliche Dienerin der Geselligkeit, wozu meistens eine gebildete, feine, wohlmeinende Negativität ausreicht: sie war zugleich eine Meisterin der Gesellschaft, welche derselben das Gute mit muthiger Entschlossenheit gewaltsam aufzuerlegen, ihr das Schlechte schonungslos abzustreifen nie müde wurde. —

Für Rußland!

Rußland scheint bemüht, den Marquis de Custine, den man literarisch nicht gut widerlegen kann, durch praktische Beweise und durch täglich sich wiederholende Beispiele ad absurdum zu führen. — Es ist wahr, der den Russen eigenthümliche Pechgeruch rückt uns immer näher; eben darum ist es aber hohe Zeit, zu beweisen, daß es eigentlich kein Pech- sondern ein Ambra- und Wohlgeruch sei. Wozu gäbe es sonst Objectivetät und Gründlichkeit in Deutschland? Custine hat nicht übertrieben, aber er hat die Thatsachen falsch aufgefaßt. Wir wollen an einigen neuern russischen Vorfällen, die wir den jüngsten Zeitungen entlehnen, dies nachweisen. Diese Vorfälle scheinen crasser, als Alles, was Custine erzählt, doch braucht man sie nur recht objectiv ins Auge zu fassen, und sie werfen ein ganz anderes, ein verklärendes Licht auf das morgenländische Kaiserthum.

In der Petersburger Militärschule, wo die Kinder von Offizieren und Adeligen großmüthiger Weise auf Kosten des Kaisers erzogen werden, erfrechten sich die undankbaren Schüler, ihren Professor zu verhöhnen. Warum? ist unbekannt, aber jedenfalls gleichgiltig. Der Professor, der den Generalsrang hat, beklagt sich darüber höhern Orts. Der Kaiser, empört über dies Insubordinationsverbrechen, welches ein um so schrecklicheres Symptom ist, weil von unreifen Knaben begangen, verfügt sich selbst in die Anstalt und bedroht die ganze aufrührerische Classe mit exemplarischer Bestrafung. Ein Custine würde vielleicht schon dies kleinlich schelten und bespötteln, während es doch wohlthuend zu sehen ist, wie der Selbstherrscher von sechszig Millionen Seelen sich gleich einem Hausvater um die gute Zucht der künftigen Staatsbürger kümmert und sein schweres Weltzepter in Nebenstunden als Schulruthe gebraucht. Die Jugend erstarrt bei dem Anblick des weißen Czaren, fünf Schüler treten frei-

willig hervor und geben sich als die allein Schuldigen an, um die Strafe von den Uebrigen abzuwenden. Wer weiß, ob sie nicht gar den Kaiser belogen und so ein neues Verbrechen begangen haben; denn der Mensch ist böse von Natur und die Jugend zur Lüge und Frechheit geneigt, während das reifere Alter durch heilsame Knutenhiebe schon mehr von den ursprünglichen Schlacken gereinigt ist. Nicolaus durchschaut diese Komödie der Großmuth und läßt seinen Sinn für Gerechtigkeit nicht beirren, sondern verurtheilt jeden der fünf Rädelsführer zu fünfzig Stockstreichen und zum Dienst als gemeiner Soldat im Kaukasus. In welchem andern Lande wird das verletzte Ansehen des Priesters der Wissenschaft so nachdrücklich gerächt? Welcher Professor sehnte sich nicht, wenn er dies hört, nach einem russischen Lehrstuhl? Ein Custine, bei seiner koketten Empfindsamkeit würde das Urtheil hart nennen. Allein man bringe in Anschlag, daß kein Herz dabei mehr gelitten haben kann, als das des Kaisers; denn der Czar wird von den Russen als ihr Vater angesehen, sie schließen ihn in ihre Gebete ein und er selbst redet die Soldaten „Meine Kinder!“ an. Den ältern Brutus preist man, hier aber will man das Opfer nicht anerkennen, das ein noch größerer Vater dem Staatswohl und der Gerechtigkeit bringt. Außerdem zeigt dieser Fall von einer seltenen Gleichheit vor dem Gesetze: denn die Schuldigen waren von Adel und wurden geprügelt wie Leibeigene. Doch — unsere Schreier wollen den wahren Liberalismus niemals da sehen, wo er wirklich ist.

Ebenfalls in Petersburg hatten sich zehn leibeigene Dienstboten an ihrem Herrn, einem reichen Edelmann, thätlich vergriffen. Wohlgemerkt, Leibeigene! Diese hängen mit ihrer Herrschaft inniger zusammen, als die Miethlinge in jenen Ländern, wo die Bande der Sittlichkeit und Treue längst aufgelöst sind und das Geld allein regiert. Der russische Leibeigene genießt mehr materielles Glück, als der englische Fabrikarbeiter, da sein Besitzer schon im eigenen Interesse ihn nicht verhungern lassen wird — es sei denn zur Strafe —; in geistiger Hinsicht aber führt er ein so paradiesisches Leben, daß mancher Freiheitsheld ihn darum aufrichtig beneiden dürfte. Alle Verantwortlichkeit, alle Sorge, alle Sehnsucht und Arbeit des Geistes ist von ihm genommen; er hat sich nicht zu kümmern, was er werden soll. Der Herr bestimmt ihn zum Handwerker, zum Kutscher, zum

Musiker und er wird es in unglaublich kurzer Frist, ohne innere Mühe, blos durch körperliche Bearbeitung: ein russischer Leibeigener hat noch nie seinen Beruf verfehlt. Ebenso wenig kennt er die Qualen der Liebe; sein Herr ist zart genug und wählt für ihn; er befiehlt ihm zu heirathen und er heirathet. Er befiehlt ihm, sein Weib zu verlassen, hundert Meilen weit zu gehen und dort Geld zu verdienen: er thut es und wird reich, denn ein Segen ruht auf Allem, was sein Herr befiehlt. Allein er kennt nicht die Sorgen des Reichthums, nicht die häßliche Leidenschaft des Geizes, da er weiß, daß der Reichthum nicht ihm gehört. Der Herr befiehlt ihm, nach Hause zu gehen, ein Kind zu erzeugen und wiederzukommen: er thut es, er kennt weder die Pein der Eifersucht, noch die Lasten des Familienvaters oder die Bürde der Kindererziehung; alle diese Pflichten erfüllt sein Herr für ihn. Ja sogar die Pflicht der Selbsterhaltung und die Furcht vor irdischen Gefahren kann ihm nie das Dasein verbittern, denn sein Leben geht ihn Nichts an, sein Herr hat darüber zu wachen. So genießt er eines doppelten Glückes; erstens kann er sich sorglos wie ein Kind seinen Träumen überlassen und ist also im Besitze der wahren Freiheit, zweitens wird er unwillkürlich ein vollkommener Christ, von Jugend auf werden alle Leidenschaften in seinem Herzen ausgerottet, und da sein Herr alle Verantwortlichkeit für ihn auf sich nimmt, so bleibt seine Seele sündenrein und kommt unfehlbar in den Himmel. Mit Recht heißt es daher: Graf Soundso hat zehntausend Seelen auf seinen Gütern; denn es sind keine sündigen Menschen, diese Leibeigenen, da sie schon hienieden den Leib weggegeben haben; es sind pure Seelen, die am jüngsten Tage gewiß nicht unter den Böcken, sondern zur Rechten des Heilandes unter den unschuldigen Schafen stehen werden.

Müssen es nicht wahre Ungeheuer, oder von ausländischer Teufelei verführte Seelen sein, welche dieses süße Joch der Geistesfreiheit abschütteln und dafür die zügellose Knechtschaft des bürgerlichen Lebens auf sich nehmen wollen? Die sich durchaus loskaufen d. h. durch schnödes Geld die gemüthlichen Bande zerreißen wollen, mit denen sie an ihren Herrn, Ernährer und Vater geknüpft sind? Und die, weil ihr Herr sie nicht verstoßen will, sich an ihm vergreifen? — Die Schuldigen wurden verhaftet und standrechtlich gerichtet. Hier beachte man den Unterschied zwischen Rußland und andern Ländern. Der russi-

sche Leibeigene steht gesetzlich auf derselben Stufe, wie der Negersclave in Nordamerika, in den französischen und früher in den englischen Colonien. Allein die Sanftmuth und die Weichheit des russischen Charakters ist groß. In Rußland gibt es keine Todesstrafe, selbst für den Leibeigenen nicht, — er wird blos geprügelt; wenn er es nicht aushalten kann, so ist das seine Schuld, so ist das ein Unglück, aber keine Grausamkeit. So mußten auch die zehn Leibeigenen blos durch fünfhundert Mann Spießruthen laufen; einige waren zu verweichlicht, um die Züchtigung zu überleben, andere fielen sogar hin, ehe sie die verordinirte Anzahl Hiebe erhalten hatten. Sie wurden aber nicht aufgegeben, sondern wohlmeinend in ein Spital gebracht, wo man ihre Wunden so weit heilen wird, daß sie den Rest der vorgeschriebenen Prügelmedizin einnehmen können. Sterben sie, dann ist dies ein Zeichen des Himmels, daß sie ihre Schuld abgebüßt haben; wo nicht, wird man sie zur vollkommenen Heilung in den sibirischen Bergwerken beschäftigen. Und mit unbedingter Oeffentlichkeit, in Anwesenheit aller Leibeigenen von Petersburg, auf einem Militärparadeplatze wurde das Urtheil vollzogen; mit einer so vernünftigen Justiz darf jeder Staat Parade machen. —

Ich frage aber: beurtheilt Custine, beurtheilt die deutsche Journalistik so unbefangen die russischen Zustände? Ist man so billig, sich auf den Standpunkt dessen zu stellen, den man kritisirt, sich in seine Lage und Anschauungsweise hineinzudenken, ganz Russe zu sein in russischen Angelegenheiten? — Leider nicht. Wir haben seit einiger Zeit die gerühmte deutsche Objectivetät schmählich verläugnet. Ueberall nimmt man die Partei der „hirnlosen Polen," wie sie der Russe treffend nennt, überall räsonnirt man über die schrecklichen Maßregeln, welche die russische Regierung gegen die polnische Nationalität ergreift. Niemanden aber fällt der Gedanke ein, welch ein wahnsinniges Volk dies sein muß, das sich lieber lebendig schinden läßt, als es nachgibt; gegen das man so grausenhafte Mittel anwenden muß, um es zur Selbstverläugnung zu bringen und zu vernichten. Doch ich will nicht an das Princip der Gerechtigkeit, nur an das der Klugheit appelliren. Wäre es etwa ein Glück, wenn der polnische Reichstag noch jetzt im neunzehnten Jahrhundert fort delirirte? Glaubt man, die deutschen Kammern würden nicht auch von dem revolutionären Typhus, von der Cholera der Anarchie ergriffen werden, wie

es beinahe Anno 1831 geschehen wäre? Wär' es nicht möglich, daß Polen wieder einen unserer Fürsten auf seinen gleißenden Thron verlockte? Und wenn z. B. der Herrscher Preußens, Oesterreichs oder Sachsens die dornenvolle Königskrone Polens tragen müßte, wie wollte er dabei die Regierungspflichten im eigenen Lande erfüllen? — Die Journalistik, dieser blinde Maulwurf, wühlt ebenso ungeduldig und, glücklicherweise, ohnmächtig im Boden des Vaterlandes, so oft eine russische Prinzessin ein deutsches Fürstenkind heimführt. Man denkt nur an die Ansprüche, die Rußland einst bei uns geltend machen dürfte. Als ob dem Weltherrscher daran liegen könnte, einen Brocken Dänemark oder ein ärmliches Stück Hessen zu erwerben. Man vergißt, daß der Czar dadurch auch Pflichten auf sich nimmt; denn man kann erwarten, daß er als unparteiischer, weil ganz unbetheiligter Schiedsrichter, unsere kleinlichen Uneinigkeiten schlichten, daß er jedes Land, und sei es noch so klein, gegen ausländischen Einfluß oder Angriff in Schutz nehmen werde. Die russische Geschichte ist uns eine Bürgschaft dafür; der Czar hat selbst die rohe Walachei, das unbedeutende Serbien, das undankbare Polen, die ungelehrige Türkei und das junge Griechenland nie im Stich gelassen. Die deutschen Völker aber mit dem tiefen Gemüth und dem friedlichen Sinn erregen seine besondere Theilnahme; er ist zärtlich besorgt um sie, wie um die Zukunft eines Kindes, das zu gut ist für diese schlechte Welt. Und Deutschland ist wirklich zu harmlos ehrlich, um allein der wälschen Perfidie und dem englischen Egoismus zu trotzen; es bedarf eines so klugen und mächtigen Anwalts; es ist ein Glück, wenn Deutschland, die idealische Zauberinsel unter den Ländern, mit so vielen Ketten als möglich an den festländischen Koloß sich festklammert, um nicht von den Sturmwogen der Weltgeschichte hinweggerissen und verschleudert zu werden. Wollte Gott, man machte es jedem deutschen Fürsten zur Pflicht, durch eine verwandtschaftliche Allianz mit den Romanows seinem Lande den Frieden zu sichern. Denn wenn wir einmal Rußland angehören und diesem die ganze Welt gehorcht, so sind wir ja gegen die ganze Welt geschützt. Dann würde der deutsche Bund nicht nöthig haben, Festungen zu bauen und stehende Heere zu erhalten; der Ueberschuß an Geld- und Menschenkräften könnte auf Wissenschaft und Kunst verwendet werden; wir brauchten uns auch nicht so viel mit Politik zu beschäftigen; die

Mißgeburten der negativen Poesie und der atheistischen Theologie würden von selbst verschwinden, unsere Literatur, unsere Philosophie, unsere Philologie würde dann zur vollkommenen Reinheit gelangen. Jeder Deutsche würde ein Gelehrter, und zum tiefsinnigen Weltverbessern hätten wir alle die gehörige Ruhe und Muße. Die Freiheit des deutschen Geistes wird dabei nicht leiden. Die Romanows sind ja selbst deutschen Geblüts und haben das große Slavenreich nur uns zu Ehren gestiftet; wie die Heroen einst zur Bekämpfung von fabelhaften Ungeheuern, so zogen sie zur Civilisirung der barbarischen Slavenstämme aus. Noch jetzt thun sie dies mit unseren Waffen; die wesentlich deutschen, altheiligen Errungenschaften, das, „was uns bleibt, wenn Alles schwindet", Censur, Geheimpolizei u. s. w. sind von uns entlehnt; die besten Censoren in Warschau, die intelligentesten Polizeiagenten und Diplomaten in Rußland sind Deutsche. Wir werden dann erst recht zur Weltherrschaft kommen. Die Slaven sind bekanntlich bloßer Erdstoff, weich, bildsam, anschmiegend; sie werden sich an uns erwärmen und durchgeistigen, also unbewußt verdeutschen. Sie werden uns alle niedere materielle Arbeit abnehmen, zu der wir ohnedies nicht taugen, damit der deutsche Geist sich freier und idealischer entwickele. Man wird nicht sagen können, ob Rußland, ob Deutschland herrsche; auf den Namen kommt es ja nicht an. Rußland wird uns hüten als die ewige Flamme, die den Erdkreis erleuchtet; und wie jetzt Einzelne als Hofmeister nach Petersburg kommen, so wird Deutschland als Informator des Menschengeschlechts in russische Dienste treten; Rußland wird unsere Ideen ausführen, es wird unser Harnisch und Schwert, unser Bakel und Korporalstock sein. Wenn es erst festen Fuß an der Nordsee gefaßt hat, wird es gewiß den Traum von der deutschen Flotte verwirklichen. Seine Geschwader werden den Erdball umkreisen und von fernen Küsten uns seltene Conchilien, Mammuths, alte Handschriften, Antiquitäten aller Art heimbringen; das Cotta'sche „Ausland" wird wöchentlich dreimal so viel Text enthalten, unsere Museen und Naturaliencabinette werden sich füllen. Rußland wird uns Asien aufschließen, unsere Gelehrten werden in Sibirien botanisiren und auf dem Kaukasus — halt, da fällt mir ein, wie kurzsichtig unsere Freiheitssänger sind, die sich für die Tscherkessen begeistern. Auf dem Kaukasus wohnen eine Masse kleiner Völker, die Nichts lernen wollen. Sie möchten nur bequem ihr freies Bergleben fort-

führen, und wenn darüber die wichtigsten wissenschaftlichen Entdeckungen ungemacht blieben. Heißt das nicht sich dem Fortschritt der Cultur, der Erfüllung höherer geschichtlicher Zwecke aus Eigennutz widersetzen? Gegen diese ungezogene Völkerjugend kämpft Rußland seit langen Jahren mit entsetzlichen Verlusten. Und für wen kämpft es als für uns? Denn ist der Kaukasus erstürmt, dann macht Rußland einen erhabenen Lehrstuhl daraus, auf dem unsere Humboldts, Ritters u. s. w. den Völkern Asiens Mythologie, Heraldik, Numismathik, Geologie und Christallographie u. s. w. vortragen können. Welch ein Beruf! Freut sich denn Niemand über diesen hohen Standpunkt, der unsern Hochschullehrern vorbehalten ist? Ja, dann erst wird der arme Prometheus losgebunden werden und die utopischen Träume, deren Erfüllung man sich vom Pariser Communismus verspricht, werden durch Rußland in Erfüllung gehen. — Noch Eins. Rußland hat die Mission, uns an Rom zu rächen, das erst unsere Hohenstaufen ruinirte und dann die Spaltung Deutschlands verschuldete. Ein neues heiliges Reichs-Kaiserthum wird entstehen, wenn Konstantinopel erobert ist, und ein edleres, da es seine Weihe von Griechenland haben wird. Die Römer waren am Ende doch nur Barbaren! Da wird es sich zeigen, wozu die vielverleumdete Philologie noch gut ist. Wer versteht die Alten so richtig wie wir? Rußland mag also in Griechenland und Deutschland herrschen; es wird nur die Copula sein, welche zwei Weltfactoren vermählt. Der germanisch-hellenische Geist, von dem die beschaulichen Götheaner träumten, wird so, mit Hilfe der Kosaken und zum Heil der Welt, eine Wahrheit werden!

T a g e b u ch.

I.

Briefe über Wiener Kunstzustände.

(Von einem Maler.)

Techniker und Künstler. — Kadlik. — Die Klosterkünstler und die Modernen. — Keine Geschichte. — Raphael ein „Schmarn!" — Wiener Kunstkritik. — Geiger, Hayez. —

Die gewöhnliche Meinung, die man in der Welt von der Wiener Kunst hat, ist die, daß Wien wohl mehrere ausgezeichnete Techniker z. B. Ammerling, Gauermann, Kriehuber, Ranftl, Waldmüller u. s. w., allein keinen einzigen Künstler besitze, der durch das von Gott ihm an die Stirne geschriebene Wort „Genie" Respect einzujagen vermöchte, und das ist auch so ziemlich die Wahrheit. Als den Mittelpunkt des Kunstzustandes einer großen Stadt darf man, wenn sonst keine zweite Partei von einiger Bedeutung da ist, wohl mit Recht ihre K u n s t s ch u l e und deren Richtung betrachten. Und das ist hier der Fall. Der erste und vielleicht einzige Künstler (Hut ab vor dem Worte), den Oesterreich bis jetzt aufzuweisen hat, ist noch immer Heinrich F ü g e r. Unter diesem tiefdenkenden, genievollen und wissenschaftlich gebildeten Manne nahm die Wiener Kunstschule vor fünfzig Jahren einen sehr ernstlichen Anlauf. Er starb. Was ist daraus hervorgegangen? Die neuere Wiener Genre-Malerei; eine Malerei, die wohl viele recht hübsche Bilderchen zur Welt bringt, allein die bei Leibe nicht im Stande ist, sich das Prädicat: Kunst im höheren Sinne des Wortes zu erobern. Anstatt Füger's Geistesrichtung zu verfolgen, stieß man sich an seine kleinen technischen Fehler und glaubte durch Ausbildung der schönen Form in Zeichnung und Farbe allein der Kunst einen Gefallen zu thun. Die historische Malerkunst wird gegenwärtig in Wien fast durchgängig durch Männer vertreten, die entweder aus der Wiener oder Prager Akademie hervorgingen. Was die Schule Kadlik's in Prag für die neuere historische Kunst gethan hat, kann Jedermann begreifen, der da weiß, mit welcher Wuth dieser Mann gegen Alles, was nicht

aus dem Evangelio stammt, eiferte. Nicht viel besser geht es in Wien noch jetzt zu. Die Vorsteher und Professoren der Akademie sind zu Allem auf der Welt mehr geeignet, als zu Vorstehern und Professoren einer so mächtigen Anstalt. Um uns übrigens den Lesern gegenüber vor dem Verdachte einer Verleumdung zu bewahren, lassen wir bei allen österreichischen Künstlern, die wir hier anführen, statt des Lobes oder Tadels, ihre Werke selbst sprechen; der eine, ein sehr einflußreicher Mann, malt seit mehreren Jahren Nichts als Ahasverusse. Ein Anderer macht lauter 40 bis 50 Fuß hohe „Mariä Himmelfahrt.“ Um den Mangel an Neuheit, Erfindung, Großartigkeit, Tiefe und Poesie bei ihnen am deutlichsten zu fühlen, muß man in Wien eine Ateliersschau vorgenommen haben, und hierauf das Gesehene berichten und aufschreiben wollen. Wenn man auch in den Ateliers oft wirklich sehr Viel und Vieles zu sehen glaubt, und man ist aus dem Hause fort, und wird gefragt: was hast Du gesehen? so weiß man Nichts zu sagen, als: Bei A. habe ich ein schönes Gesicht und schöne Hände, bei B. einige schöne Bäume, bei C. einige recht lebendige Figürchen gesehen.

Als eine angenehme Neuigkeit ist zu berichten, daß der Zwang, den die Wiener Akademie ihren Zöglingen bisher angelegt hat, morsch zu werden anfängt, und daß die starke Natur einiger, durch die frische freie, aus dem Auslande hereinwehende Luft begeisterten jungen Oesterreicher die beengenden Schranken einer blinden Nachtreterei der alten Italiener bereits triumphirend durchbrochen und auf dem imposanten Schlachtfelde der Geschichte und dramatischen Kunst, kühn ihr jugendliches Panner aufzuschlagen anfängt. Die Akademie ist nicht mehr im Stande, diese Scharte ihrer erzkatholischen Richtung auszuwetzen, und die untereinander sympathisirenden freien Vögel der jungen Künstlerwelt wieder in ihrem alten Käfig einzufangen.

Wenn je Schiller's Worte: Kein Augustisch Alter blühte u. s. w., an ihrem Platze waren, so sind sie es in Bezug auf die bildende Kunst in Oesterreich. Es ist wahrlich betrübend, wie wenig Oesterreichs für die Seinen sonst so besorgtes Kaiserhaus in diesem Fache thut, höchstens daß es einige Pensionäre nach Rom schickt und alle drei Jahre den sogenannten Kaiserpreis aussetzt, zu dem es aber den Stoff selbst angibt — der gewöhnlich von der Akademie vorgeschlagen wird und auch immer gut akademisch aussieht.

Was eine bedeutende Ursache des „Langsam voran“ der österreichischen Kunst war, ist die geringe wissenschaftliche Grundlage ihrer Künstler und derjenigen jungen Leute, die sich der Kunst widmeten. Sehr glücklich können in dieser Beziehung jene jungen Leute wirken, welche, wie in neuester Zeit oft geschah, nachdem sie mehrere Jahre an der Wiener Hochschule studirten, aus Noth einer seit frühester Jugend beibehaltenen Vorliebe für die Kunst nachgeben, indem sie in die Aka-

demie treten*). Solche Künstler werden wohl in der Technik noch längere Zeit brauchen, bis sie mündig sind, allein ihr an Studien gewöhnter Geist treibt sie zu Compositionen, denen ein gewisser geistiger Gehalt nicht abzusprechen ist.

Um auf die Wiener Akademie zurückzukommen, so erkennen wir den Hauptfehler derselben darin, daß sie in einem jeden ihrer Professoren ein ganz anderes Ziel verfolgt. Es ist keine Einheit ihres Strebens sichtbar, wie wohl bei der Münchner und Düsseldorfer Schule. Mit heiterer Theilnahme kann man daher in den Sälen der Wiener Akademie, die oft mit aller Hitze geführten Gespräche zweier Parteien belauschen, Streitigkeiten, welche von den „Modernen" (so heißen die Gegner der Klosterkünstler) gegen diese gewöhnlich mit vielem Aufwande von Witz und Satyre geführt und gewonnen werden. Die „Klosterkünstler," was sind das eigentlich für Helden? wird man fragen: das sind diejenigen, die als unwürdige Nachfolger und Partei eines der Professoren ohne die „Gnade Gottes" Nichts thun — die, ihren Meister blos in seinen Fehlern nachahmend, oft ihr wirkliches Talent zu Grunde richten, und nur Feste und Messen veranstalten, wenn sie ein „verlorenes Schaf" wieder zurückgeführt und gerettet haben. Ihr Oberhaupt, ein übrigens in früherer Zeit im Heiligenstyle sehr bedeutender Künstler, dessen Blüthe jedoch vorbei ist, um nicht wiederzukehren, hat in neuerer Zeit eine Lehrkanzel der Kunsttheorie und Compositionslehre erhalten**); wir sprechen es hier unumwunden aus, zum größten Nachtheile der bildenden Kunst in Oesterreich. Um vor Allem nur Eines anzuführen, was von dem Ton dieses Mannes einen Begriff gibt, sagen wir, daß er, anstatt seine Schüler auf den Fortschritt des Auslandes aufmerksam zu machen, oder denselben ein gutes Buch anzurathen, mit ihnen eine Wallfahrt nach Maria-Zell macht und öffentlich mit der Procession einzieht, wobei der von jedem der Seinigen getragene Blumenstrauß den „Modernen" ein willkommenes Schauspiel ist. Unter dem Vorwande, dem Franzosenthume entgegenzuarbeiten, verbannen sie alle Wahrheit, Kühnheit, allen Geschmack, kurz Alles, was nicht „heilig"(!) ist, aus dem Bereiche der Kunst. O ihr weisen Daniele! ahmtet ihr doch lieber

---

*) Das Studium der Geschichte ist an den österreichischen Universitäten unobligat. Nur solche Studirende, welche vom Schulgelde befreit sein wollen, müssen den geschichtlichen Cursus durchmachen. Wenn nun geschichtliche Kenntnisse schon unter den Studirenden zur Seltenheit gehören; wie erst unter den Malern! Bei einer jedesmaligen Kunstausstellung in Wien singen die wiener Journale Jeremiaden über das Niederliegen historischer Kunst, als ob's an den Malern allein läge. Der österreichische Studienplan ist die Wurzel. An der Wiener Akademie gibt es nicht ein Mal einen Lehrer der Geschichte. — D. Red.

**) Führich? D. Red.

die Franzosen in ihrer leichten Grazie und kecken Freiheit nach, statt unaufhörlich über ihre Coquetterie zu schimpfen. Seht doch den für ewige Zeiten im Kirchenstyle unerreichbaren Raphael an, wie wenig er von jener lichtscheuen Klosterbigotterie an sich trug, wie heiter er die olen und tiefsinnigen Mysterien des Katholicismus darstellte.

Ein Gegensatz zu den „Klosterkünstlern" ist die Lehre eines anderen „Professors der Malerei;" dieser schwarzgallige, unbeschreiblich eitle und unwissende, aber sonst sehr beliebte und wirklich ausgezeichnete Genremaler (und was wir hier sagen, wissen alle Wiener Künstler) pflegt Alles, was nicht Genre-Malerei ist — sei es alte oder neue, italienische oder deutsche Historienmalerei mit dem Prädicate „Schmarn" abzufertigen und zu belegen. Ist eine Schule nicht zu bedauern, die einen solchen Professor hat? Also die besten Werke eines Raphael, Rubens, Correggio, Dürer, Füger, Kaulbach, Lessing, Schnorr, Heß u. s. w. sind „Schmarn?"

Ein eigenthümliches Ereigniß war vor einem Jahre die Erbitterung einiger Maler gegen die Kritiker der Tageblätter, die ihnen etwas stark die Wahrheit sagten. Einen „Professor" an der Spitze, verschworen sich diese, nie mehr etwas in eine Ausstellung zu geben.

Zeigt schon der Umstand, daß die genannten Herrn nicht über eine leichte Recension erhaben seien, von ihrer kleinlichen Bildung, so ist es desto lächerlicher, sich als öffentlicher Charakter darüber aufzuhalten, zumal man aus einer jeden Kritik etwas profitiren kann. Die Professoren der hiesigen Akademie denken hierüber ganz anders. Sie beschwerten sich bei ihrem hohen Protector, daß die Kritik sie bei ihren Schülern lächerlich mache und ihren materiellen Interessen schade. Wirklich wurden die Wiener Redacteure sämmtlich zum Polizeipräsidium eingeladen und ihnen aufgetragen, bei der kommenden Kunstausstellung milder und aufmunternder gegen die Künstler sich zu zeigen und im Falle eines scharfen Tadels wenigstens die Namen auszulassen. Zu gleicher Zeit erschien jedoch in der Augsburger allgem. Zeitung (!) von hier aus ein Artikel über die Ausstellung, der schonungslos über dieselbe das Urtheil sprach. Indem der geistreiche Fürst den Malern die locale Blamirung ersparen wollte, hielt er es grade für seine Protector-Pflicht, sie durch ein auswärtiges Blatt die Wahrheit hören zu lassen.

Um aber auch von Allem zu sprechen, was einer Erwähnung werth ist, so dürfen wir den Wiener Künstler Joh. Nep. Geiger nicht übergehen, der, wenn auch kein philosophischer oder poetischer Kopf sich doch zu einem der allerersten historischen Zeichner unserer Zeit hinaufgeschwungen, der in seinen, mit der Feder gezeichneten Bilderchen den Gipfel einer geistreichen Technik erreicht hat und hierin von keinem anderen Künstler übertroffen wird. Man sehe sein neuestes großes Werk „Scenen aus der Geschichte Oesterreichs." Er ist der Stolz

und das einzige Muster des unbefangenen kecken Nachwuchses. Wir haben wohl noch einige Historienmaler, z. B. Dittenberger, Schnorr, Kraft u. s. w., doch das sind keine reformirend einwirkende Köpfe.

Weit höher als alle genannten, und gleich dem Stephansdome in der Monarchie hinaufragend steht Hayez, ein junger Mailänder Maler da, der, obwohl Italiener, doch als österreichischer Unterthan zu den unsrigen zu rechnen, vor einigen Jahren aufgetreten ist. Sein in der neuen deutschen Schule im Belvedere hängendes Bild „Der Doge Foscari" ist das beste Kunstwerk das in Wiens Ringmauern existirt. Auch besitzt der Graf Kolowrat ein ausgezeichnetes historisches Bild (der Feldherr Pisani) von dem jungen Meister.

Vieles und Interessantes wäre noch über hiesige Kunstzustände zu melden. Ich bewahre es mir für meine nächsten Briefe. Frankl's Sonntagsblätter bringen reiche und mannichfaltige Notizen über unsere Maler und ihre Arbeiten.

Wir wünschten, daß er jene Schärfe, die er in allgemeinen Artikeln hat, auch im Einzelnen gegen die betreffenden Individuen anwenden möge. Die Sonntagsblätter würden dann noch erfolgreicher in der Entwickelung unserer Kunstzustände eingreifen.

II.

Notizen.

Sampiero. — Für die Redaction der Augsb. Allgem. — Karl Beck. — Gaudy. — Ein Deutscher für Rußland. — Stephan und Olga. — Bairische Abbitte. — Schwanenorden. — Narrhalla. — Geheimnisse. — Bernadotte. — Göttinger Anzeigen. — Murhard. —

— Wir haben aus der Beurtheilung von Halm's Sampiero (im vorigen Hefte) eine, durch Zufall weggebliebene Bemerkung nachzutragen: So hat Halm Sampiero's und Vanina's Schicksal aufgefaßt und wiedergegeben. Sehen wir, was die Geschichte sagt von dieser Beiden Charakter und Verhängniß. Sie erzählt: Sampiero war der Brutus Corsicas. Er und seine Freunde gelobten ewigen Haß den Genuesern, ihren Unterdrückern, und schwuren Tod demjenigen, der je eine Unterhandlung mit jenen anzuknüpfen nur versuchte. — Dieser Schwur war ihr Gesetz. Vanina, Sampiero's liebende und geliebte Gattin, unterhandelte mit Genua, um ihrem Gatten den Frieden zu geben. — Das wußte man nicht, daß es so kommen werde, Vanina wußte ja um den Schwur, der den Corsen Gesetz war. — Und der Gesetzgeber mußte, die ihn retten wollte, nach dem eigenen Gesetze rich-

ten. Das ist eine Tragödie, größer und trauriger, als die Geschichte jenes ältern Brutus. — Man darf übrigens nicht übersehen, daß diese Beurtheilung des Stückes von Halm von unserem (pseudonymen) Correspondenten nach der ersten Aufführung geschrieben wurde. Wir behalten uns vor, eine zweite Beurtheilung nach der zweiten Aufführung nachzutragen, da der Dichter große Veränderungen mit seinem Drama vorgenommen haben soll. Man muß schon Halm dieses Mal mehr Theilnahme als gewöhnlich schenken, weil ein gewisses Mißgeschick sich an seine Fersen gehängt hat. Nach der abgeschmackten Verleumdung, die ihn traf, fügt es der Zufall, daß er in Prosa ein Stück schreibt. Am Abend der ersten Aufführung stirbt eine kaiserliche Erzherzogin, wodurch das Theater für die nächsten drei Tage verschlossen blieb, und da es in Wien Sitte ist, daß jedes Stück, welches nur halbweg gefallen hat, gleich am nächsten Abend wiederholt wird, so hat es das Ansehen, als sei das Stück total durchgefallen, obschon nur eine ganz äußerliche Veranlassung die Darstellung verschieben ließ. —

— Wie kommt es, daß man von vielen Mitarbeitern der Augsburger allgemeinen Zeitung die Beschwerde hört, daß die Redaction selten auf einen ihrer Briefe antworte? Sehr oft benutzt die Augsburger Monate, ja Jahre lang die Einsendungen eines Correspondenten, die Cottasche Buchhandlung zahlt ihm prompt sein Honorar, ohne daß die Redaction während der ganzen Zeit auch nur Einen seiner Briefe beantwortete. Die Redaction eines großen Blattes hat mehr zu thun, als auf alle Briefe zu antworten; dies wissen wir ganz gut. Indessen ist die Klage gegen diesen Mangel an der nothwendigsten Höflichkeit gegen ihre Mitarbeiter uns von so vielen Seiten bekannt geworden, daß wir der Curiosität willen sie ein Mal laut aussprechen wollen.

— Von Karl Beck, der seit den zwei Jahren, die er in Oesterreich lebte, ganz verstummt war, erscheint nächstens eine größere Dichtung unter dem Titel „Tricolore.“ Beck las diese Dichtung vor Kurzem in einer größeren literarischen Gesellschaft bei Lenau vor, und Alles war von dem kühnen Schwung derselben hingerissen. Die Dichtung wendet sich mit glühenden Worten (in ungereimten Versen) an die einzelnen Classen der Gesellschaft, an die Fürsten, Priester, Adeligen, Geldmenschen u. s. w. — Im Februar gedenkt Beck, die ihm unbehagliche Wiener Luft zu verlassen und vorläufig nach Berlin sich zu begeben, obschon Berlin eben nicht mehr Sitz der politischen Behaglichkeit ist, als die österreichische Kaiserstadt.

— Die zahlreichen Freunde des früh verschiedenen Gaudy werden sich freuen, daß endlich eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke

(Berlin, bei Karl J. Kleemann) veranstaltet wird. Gaudy war im Leben und als Dichter eine jener liebenswürdigen, keck ritterlichen Gestalten, die immer seltener werden. Es war nichts Studirtes, nichts Gemachtes an seinem Wesen. Freisinnig, aus frischem Naturdrang und freiem Lebensmuth, vereinigte er scharfe Entschiedenheit der Gesinnung mit einer naiv heitern Weltanschauung, der alle Sentimentalität wie alle Bitterkeit fremd war. Eine Zeit lang war er das Haupt, gewissermaßen Hauptmann, eines jugendlichen Poetenkreises, der in wildgenialer Opposition gegen die Conveniezen und Tendenzen des residenzlichen Berlinerthums lebte. Ohne irgend große, nach Einer Richtung hin bahnbrechende Kraft, war sein Talent dafür um so fruchtbarer und vielseitiger. Seine letzten Lieder gemahnen an Beranger, dessen Chansons er mit Chamisso sehr glücklich nachbildete; seine Novellen und Reisebilder sind ein ganz originelles Genre, reizend durch schalkhaften Humor, klare, gemüthstiefe Heiterkeit und wunderlaunige Phantasie; Hackländer's Federzeichnungen erinnern in Etwas an Gaudy's Manier. Der Herausgeber und Freund des Dichters, Arthur Mueller, der den literarischen Nachlaß geordnet hat, bemerkt, „daß dieser nicht, wie so mancher andere, aus verschollenen, der spätern Ausbildung des Dichters unwürdigen Jugendarbeiten oder aus zusammengerafften Schreibepults Papieren bestehe, sondern vielmehr die reifsten und vollendetsten Arbeiten Gaudy's enthalte, der in seiner letzten Lebenszeit damit beschäftigt war, einen neuen Band Gedichte, zwei Bände Novellen, eine Sammlung von humoristischen Aufsätzen und die Früchte seiner zweiten italienischen Reise zur Herausgabe vorzubereiten.“ Das Inhaltsverzeichniß kündigt sieben neue Novellen, fünf neue poetische Erzählungen, drei noch ungedruckte neue Lustspiele in Versen und einen ganzen Band italienischer Reisebilder, unter dem Titel: Portogalli an; außerdem neue Lieder und humoristische Aufsätze. Gewiß wird man Gaudy durch diese Gesammtausgabe von mancher neuen, vielleicht überraschenden Seite kennen lernen.

— In Leipzig wird jetzt für denselben Buchhändler, der die Uebersetzung von Custine's „La Russie en 1839“ verlegte, (Thomas) eine Widerlegung Custine's gedruckt. Der neue Kämpfer für das Czarenreich ist ein Deutscher. Er muß Rußland freilich genau kennen, denn er war länger dort als Custine, ja so lange schon, daß er wohl gleich lebenslänglich dort bleiben wird. Der Mann heißt Grimm, ist ein Arzt, der in Rußland seine Praxis gefunden hat, und war, wie wir hören, vor kurzer Zeit als Begleiter einer russischen Gräfin in Leipzig. Es ist gut, das zu wissen, damit man die Glaubwürdigkeit dieses „unparteiischen“ Deutschen richtig zu würdigen im Stande sei. —

— Mehrere Zeitungen deuten an, daß auch Erzherzog Stephan, der neue Statthalter Böhmens, einer russischen Kaisertochter

bestimmt sei. Wir können diesem Gerücht keinen Glauben schenken; vielleicht rührt es daher, daß Rußland, Unterhandlungen angeknüpft hat, die, wie man hört, abgebrochen worden sind. Mögen sie abgebrochen bleiben und die heirathslustige Diplomatie von St. Petersburg ihren Korb behalten.

— In Augsburg hat wieder ein deutscher Mann vor dem Oelbilde des Königs von Baiern knieend Abbitte thun müssen und ist dann auf die Frohnveste geführt worden. „Das haben wir auch einem Preußen (Feuerbach) zu verdanken," sagte ein Baier, als er mir mit echt deutscher Seelenruhe umständlich den ganzen Hergang dieser Abbitte schilderte. Ich hatte es, aufrichtig gesagt, bis dahin stets für eine Fabel, eine böswillige Erfindung gehalten, die, einmal von einem schwarzgalligen Pessimisten ausgesprengt, im Munde des Volks geblieben sei und wie die große Seeschlange, als periodische Zeitungstradition, dann und wann umgehe. Zwar erwähnt Börne einmal, in nicht sehr glimpflichen Ausdrücken, einer solchen Abbitte, allein, dachte ich, das wird eins von jenen politischen Gerüchten gewesen sein, die in jenen aufgeregten Zeiten auf dem Wege von Baiern bis an das Ohr eines deutschen Flüchtlings in Paris ins Brobdignagsche vergrößert wurden; vielleicht war's auch ein Ausnahmsfall. Jetzt weiß ich es besser; es ist ein Strafgesetz. Wer aber ist im Stande, Sinn, Zweck oder Bedeutung dieses Gesetzes einzusehen? Ist die Majestätsbeleidigung (wofür jene Abbitte dictirt wird) ein Vergehen gegen den Staat, nämlich nicht gegen den König als Person, sondern gegen die politische Idee, welche der König vertritt, gegen die Würde, die Majestät seiner Stellung, so muß der Staat sie strafen, aber des Königs Person darf dabei nicht ins Spiel kommen und beim Gericht auftreten; noch weniger der Schatten von des Königs Person: sein Porträt. Vielleicht wird man dies als der poetischen, personnificirenden Phantasie des katholischen Landes angemessen erklären wollen. Der Katholik verehrt freilich das Bild seines Heiligen, indem er beim Anblick des Bildes an die Tugenden und den frommen Lebenswandel dessen denken soll, den es ihm vorstellt. Aber gewiß thut er dies nur, weil der Heilige nicht mehr auf Erden ist; sonst würde er gewiß lieber zu dem lebendigen Heiligen gehen, um sich von ihm belehren, strafen oder trösten zu lassen. Doch, das versteht sich von selbst. Die Abbitte überhaupt ist unbegreiflich. Abbitte ist Reue. Kann ein Gesetz Reue befehlen, oder gar als Strafe dictiren? Hat befohlene, gezwungene Reue einen Werth? Ist sie nicht mehr als eine moralische Demüthigung, nämlich eine unmoralische, weil sie zur Heuchelei zwingt? — Nehmen wir aber an, daß das Majestätsverbrechen für eine Beleidigung des Königs als Menschen angesehen wird, so wird er sich doch nicht eine Beleidigung abbitten lassen, wenn er sie nicht ver-

zeihen will, sondern den Beleidiger von den Criminalgerichten bestrafen, auf die Frohnveste schicken läßt. Nimmt doch der gewöhnlichste Privatmann eine Abbitte nur unter der Bedingung an, daß er die ihm angethane Kränkung vergeben will. —

— Eine Berliner Zeitung vergleicht die Erneuerung des Schwanenordens mit der Verkündigung der frohen Botschaft (des Evangeliums) und spricht überhaupt in sehr hochklingenden, mysteriösen Nebelqualm- und Weihrauchphrasen von diesem Ereigniß, welches den Eintritt in eine funkelnagelneue „Epoche," eine neue „Aera" :c. bedeute. Für das profane Volk wirft der Berliner Prophet übrigens die Bemerkung hin, daß der Schwanenorden eine That sei, deren Bedeutung selbst dann, wenn die Statuten auch veröffentlicht sein würden, schwerlich von irdischen Geistern schon in diesem Zeitalter, ja vielleicht auch von der Nachwelt noch nicht verstanden oder gar ergründet werden dürfte. Das heißt, man solle sich ja kein vorwitziges Urtheil über diese neue Offenbarung erlauben. Wir nehmen also den Zeitungsschreiber, der hoffentlich ein irdischer Geist ist, beim Wort und glauben, daß er von der Sache auch Nichts versteht. Von andern Seiten hört man, daß die Realisirung des Schwanenordens bis auf Weiteres verschoben sei.

— Der Karneval in den Rheinstädten soll dieses Jahr etwas trübselig ausfallen; man flüstert sogar von büreaukratischen Einflüssen, welche in den moussirenden Becher der Freude niederschlagende Pülverchen, Ahnungen künftigen Katzenjammers hätten fallen lassen. Nur die „Narrhalla" (von Kalisch in Mainz) scheint sich von diesen Winternebeln nicht anfechten zu lassen. Sie ist voll göttlicher Narrheit, ein guter Witz jagt den Andern, und bei aller politischen Keckheit ist ihr bis zur vierten Lieferung nichts Menschliches oder vielmehr Polizeiliches passirt.

— In der Unterhaltungsliteratur lautet die Losung noch immer: Geheimnisse! Angekündigt sind seit einiger Zeit Geheimnisse von Wien, von Berlin, von London von Neu-York, von Moskau, von Konstantinopel :c. Wer die Mysterien von nur einer dieser Städte enthüllen könnte, hätte viel gethan. Ein Berliner Schriftsteller will die Geheimnisse der Schelling'schen Philosophie herausgeben. Wirkliche Geheimnisse wären jetzt in Posen zu entdecken, wo man trotz aller berichtigenden, beruhigenden, läugnenden und erklärenden Zeitungsartikel über die letzten Verhaftungen noch immer nicht weiß, woran man ist.

— Gestorben ist Sir Francis Burdett, einer der berühmtesten „Rockumwender" Englands. — Bernadotte, der glücklichste von

Napoleons Helden, ist erkrankt. Man erwartet stündlich das Ende des 82jährigen Königs.

— „Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit ꝛc. „von Heinrich Albert Oppermann (Hannover, 1844, bei L. F. Kius) machen mit Recht allgemeines Aufsehen. Es gehört ein seltener Fleiß zur Ausgrabung dieses verschütteten Schachtes von dreihundert dicken Bänden, den weder Gervinus noch Hofmeister u. A. berührt haben; außerdem aber ist die Geschichte dieses Senats von gelehrten Kritikern lichtvoll geordnet und gruppirt und das historische Urtheil des Herausgebers selbst überall billig, voll bescheidener Achtung vor dem Inhalt der Dinge, und doch, wo es nöthig ist, hinlänglich scharf. Für den raisonnirenden Beobachter, für den Journalisten ist diese Geschichte der Göttinger Anzeigen eine Fundgrube; wir wollen diesmal uns mit einem Citat begnügen, werden aber öfters auf dies Buch zurückkommen, das für alle Licht- und Schattenseiten der deutschen literarischen Welt die charakteristischsten Beispiele liefert. S. 73: „Unter Heyens Redaction der G. A. war es eine Herablassung, wenn man sich mit der Literatur befaßte; der „akademische Gelehrte“ stand unendlich höher, als die ungründliche Belletristik. .... Z. B. Bei der Anzeige des Oberon heißt es, er liege nicht innerhalb des Kreises der G. g. A. (1780.) Noch im J. 1800 fängt eine Anzeige von Schiller's Wallenstein mit der Bemerkung an, „so wenig auch Anzeigen von gewöhnlichen Theaterstücken für diese Blätter gehören, so können wir doch ꝛc.“ Die G. g. A. ... hatten kurz vorher ein Buch über Zuckerverfälschung, ein Haushaltungsjournal, dann ein Werk des Kaspar Monge über Zubereitung des Parmesankäses und eine Anweisung zum Brauen des Weißbiers besprochen!“ —

— Hofrath Murhard, der rühmlich bekannte Publicist in Cassel, ist wegen eines politischen Artikels in Welcker's Staatslexicon in Untersuchung gezogen worden. Gegen 6000 Thaler Caution ist er provisorisch auf freiem Fuß gelassen worden; doch wird der alte, allgemein geachtete Mann trotzdem noch von einem Polizeisergeanten überwacht. Der verbrecherische Artikel heißt: Staatsgerichtshof. Hoffentlich wird man vor Deutschland kein neues Jordansspiel aufführen wollen. —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Skizzen aus Berlin.

Von A. F.

II.

Drei Schwestern.

Es gibt nicht leicht eine Stadt, die für den Fremden in der ersten Zeit unheimlicher wäre, als Berlin. Um in Berlin seines Lebens froh zu werden, muß man es erst lange kennen gelernt und sich durch seine ersten Eindrücke hindurchgearbeitet haben, wie durch die ersten langweiligen Kapitel eines interessanten Buchs. Besonders wird sich der Kleinstädter, der seine Ansprüche an Gemüthlichkeit und an freundliches Entgegenkommen mit hierher bringt, mehr als in jedem andern Orte unangenehm berührt finden. Denn die sogenannten höhern, gebildetern, d. h. vermögendern Classen der Gesellschaft verstehen es durchaus nicht, menschlich zu sein und zu leben; jeder Einzelne umgibt sich da mit einer so steifen Glasur, die jede freie Bewegung hemmen und jede Annäherung an ihn fast unmöglich machen muß. Was ist z. B. natürlicher, als daß zwei Menschen, wenn sie sich auch gegenseitig nicht kennen, bei irgend einer Begegnung mit einander zu sprechen anfangen? In Berlin ist es mehr als auffallend, ja ein Verbrechen gegen Schicklichkeit und guten Ton, mit einem Unbekannten oder Jemand, der Einem nicht in aller Form vorgestellt ist, ein Gespräch anknüpfen zu wollen; man riskirt, mit Verwunderung angesehen zu werden und kurze, höhnische Antworten zu erhalten. Zwei Leute können in einem öffentlichen Local

stundenlang an demselben Tische neben einander sitzen, sind vielleicht Beide ohne Gesellschaft, gähnen und langweilen sich Beide, und es wird ihnen doch nicht einfallen, sich gegenseitig zu nähern. So kalt und gemessen als möglich steht der Eine dem Andern gegenüber und sieht den Fremden, der sich vielleicht freundlich ihm nähern will, mit mißtrauischem Auge an; es ist dies so ein Stück Polizeigeist, der jeden Unbekannten von vorn herein gleich für einen Beutelschneider, Betrüger oder Dieb hält und einen unverzeihlichen Mangel an aller öffentlichen Gastfreundschaft erzeugt.

Wir haben es für nöthig gefunden, diese kurze einleitende Bemerkung der hier folgenden Erzählung voranzuschicken. Dieselbe ist dem Tagebuche eines Freundes entnommen, der, durch sein erstes Mißbehagen an Berlin gerade in weniger allgemein bekannte Kreise der Hauptstadt getrieben, in eine Menge interessanter Geschichten eingeweiht worden ist, von denen wir die nachfolgende, wie wir sie aus seinen skizzenhaften Aufzeichnungen zusammengetragen, hier mittheilen wollen.

Es war im Spätherbste des Jahres 1838, als ich zum ersten Male nach Berlin kam. So großartig in den ersten Tagen der Anblick der prächtigen Stadt auf mich wirkte, so fühlte ich mich doch bald unwohl unter diesen ungeheuren Steinmassen, in diesen geradlinigten, weiten Straßen mit ihrem ohrzerreißenden Geräusch und Getöse, diesem ewig lärmenden Menschengewühl, aus dem kein freundlich bekanntes Gesicht mir entgegenblickte. Die Jahreszeit so wie der durch den unaufhörlichen Herbstregen noch vermehrte Koth und Schmutz auf den Straßen, all die unzähligen kleinen Unannehmlichkeiten des Berliner Winters trugen nur dazu bei, meinen aufkeimenden Unmuth zu erhöhen und so sah ich mich denn, nach dem ersten überraschenden Eindruck, allein und verlassen unter mehr als dreimalhunderttausend Menschen, deren Leben und Treiben ich nicht verstand und von denen ich noch Nichts gesehen hatte, als ihr trockenes, verständiges, habsüchtiges Wesen und ihre gleichgiltigen, höhnischen, prätentiösen Gesichter. Ich hatte mich noch nie so durch und durch unglücklich gefühlt. Ein Landsmann, der sich mehrere Monate hier aufgehalten, hatte mir sein freundlich meublirtes, aber etwas düsteres Zimmer in der Alexanderstraße abgetreten und mir die Wirthsleute

als brave, redliche Menschen empfohlen. Doch obwohl ich schon vierzehn Tage da wohnte, hatte ich von ihnen Nichts gesehen, als die Firma an ihrer Thür: „Thümmel, Damenkleidermacher" und Madame Thümmel — eine lange, hagre, schon etwas ältliche Frau, deren verdrüßlichen Ernst ich mit aller Freundlichkeit nicht besiegen konnte — täglich zweimal mit einem kurzen guten Morgen und guten Abend. Keiner bekümmerte sich um mich (eigentlich eine Eigenschaft Berliner Wirthsleute, die man später schätzen lernt), oder erkundigte sich, ob ich etwas bedürfe, und da saß ich denn ganze Tage und Abende allein, las und studirte und betrachtete zur Abwechslung die Droschken auf dem Platze oder das große schwarze Gefängnißgebäude (das Arbeitshaus, Ochsenkopf genannt) schräg gegenüber. Aus den öffentlichen Vergnügungsorten und den Theatern hatte mich eine mir jetzt unerklärliche Langeweile fortgetrieben, und Bekannte, die ich hätte besuchen können, hatte ich noch nicht. Ich war also an das Zimmer gefesselt und konnte nur tausendmal bereuen, nach Berlin gegangen zu sein und in langen Briefen an meine Freunde meinem gequälten Herzen Luft machen. Ich ermahnte sie förmlich, ja nie hierher zu kommen, in dies weite, steinerne Grab, in diese große Welt, aus der Einem der kalte Hauch des Todes entgegenwehe.

So zurückgeschreckt und eingeschüchtert, hatte ich es gar nicht der Mühe werth gehalten oder vielmehr nicht gewagt, noch speciellere Erfahrungen zu machen, und daher in meinem Unmuth alle mitgebrachten Empfehlungsbriefe an Familien, Gelehrte, Künstler und Professoren bei Seite geworfen. Als ich mir jedoch eines Morgens meine fatale Lage lebhaft vorstellte, ermannte ich mich endlich zu dem Entschlusse, sie wieder hervorzuholen, den ersten besten blindlings zu ergreifen und einen Versuch damit zu wagen; ich war fest entschlossen, mir von heute an Berlin zu einem erträglichen Aufenthalt zu machen oder in der nächsten Woche abzureisen. Der Brief war an den Rentier C. Als es zwölf Uhr war, setzte ich mich, lionmäßig gekleidet, in eine Droschke und fuhr an dem Hause des Rentiers vor. Die barsche Frage des Portiers: „wohin wollen Sie?", so wie die vornehme Malice im Gesicht des Bedienten, der mich meldete, frappirten mich schon etwas. Doch trat ich muthig ein und wurde von Herrn und Madame C. in einem höchst eleganten, von allerhand Parfumen duftenden Zimmer mit feierlicher Artigkeit em-

pfangen. Beide waren schon in voller Toilette, Herr C., ein kleiner, untersetzter, sehr beweglicher Mann, Madame C., eine im zweiten Stadium befindliche Schönheit. Das Gespräch war nach einigen überwundenen Schwierigkeiten so ziemlich im Gange; ich wurde Dies und Jenes gefragt, nach meiner Heimath, wie mir Berlin gefalle, ob ich schon Bekanntschaften gemacht, ob ich gern tanze und Gesellschaften besuche; sie stellten mir ihre Kinder vor, präsentirten mir ihr eheliches Glück, indem sie sich gegenseitig „mein Herz" und „mein Engel" titulirten, erzählten mir, wie es für anständige Leute durchaus nicht schicklich sei, die öffentlichen Locale, von denen ich sprach, zu besuchen, wie fein und nobel man hier in den häuslichen Kreisen lebe, wie man sich da genugsam amüsire, und luden mich beim Weggehen ein, sie heute Abend gleich zu einer kleinen Gesellschaft zu besuchen.

Ich kann nicht sagen, daß die Leute einen schlechten Eindruck auf mich gemacht hätten; hatte auch die Glasur nicht gefehlt, so war sie doch durch die eigene Behausung und den Empfehlungsbrief etwas verwischt; und ich war durch meine fortwährende Einsamkeit in zu trüber Stimmung, als daß mich nicht ein freundliches Wort auf Augenblicke hätte erheitern sollen. In der frommen Hoffnung also, der Familie bald näher zu rücken, verfügte ich mich des Abends in die Soirée des Herrn C.

Ich kam zu früh in dem elegant erleuchteten Salon an. Herr C. war noch mit den Arrangements beschäftigt, Madame C. stellte mich mit feierlicher Gesellschaftsmiene zwei etwas ältlichen Jungfrauen vor, die, nachdem ich mich gesetzt hatte, sogleich ihr früheres Gespräch wieder fortsetzten und sich über die besondern Eigenthümlichkeiten der zu erwartenden adligen und hochadligen Gäste ausließen. Die Toilette des einen sei geschmackvoller, als die des andern, dieser sei dafür liebenswürdig und gar nicht stolz, der habe etwas Fürstliches in seinem Wesen, jener sei geistreich und charmant. Ich saß natürlich, da ich diese Leute nicht einmal dem Namen nach kannte, stumm auf meinem Stuhl. Madame C., die mich wahrscheinlich unterhalten und mir brillante Aussichten eröffnen wollte, sagte: „Sie werden diese Herren noch alle heute kennen lernen." Bald öffnete sich auch die Thür und, von Herrn C. geführt, erschienen mehrere dieser Grafen und Barone in feinster Salontracht. Wer, der einmal längere Zeit in Berlin gewesen, kennt nicht von Kranzler oder sonst einem fashio-

nablen Local aus alle diese zierlichen, feinen Herrchen, diese Zöglinge und Schooßkinder der noblen Berliner Gesellschaft, innerhalb ihrer bekannt und mit einer Wichtigkeit genannt, als seien es berühmte Namen? Dieser Art waren die Männer, mit denen Herr C. auf so vertrautem Fuße stand, daß sie nicht blos seine Gesellschaften, sondern, wie ich vernahm, auch mehrere Male in der Woche sein Haus besuchten. Das erste Thema ihres Gesprächs war ein gestriger Ball bei einem Gesandten, von dem sie viel Ausführliches zu erzählen wußten. Unterdeß war die übrige Gesellschaft angelangt, fast lauter vornehme Ausländer, auch verschiedene Mütter mit Töchtern, und wir saßen nun, wohl achtzehn Personen, in einem großen Halbkreis um Sopha und Tisch herum. Man sprach von allerhand mir unbekannten Verhältnissen und Personen, von Moden, Toiletten und Meubeln, wobei Herr C. seine bewundernswerthe Kenntniß der weiblichen Toilette entwickelte und, begeistert durch das Lob, welches man dem neuen Pariser Mantel seiner Frau spendete, sich mit Wärme über Schnitt und Stoff desselben verbreitete. Alles war übrigens, wie um ein seltenes Gericht, um die vornehmen Herren beschäftigt, in deren Nähe man auch die jungen Damen placirt hatte; um mich, der ich wohl ein Fremder, aber kein Franzose oder Engländer war und nothwendig bei diesen Gesprächen eine schlechte Rolle spielen mußte, bekümmerte sich Niemand. Das Gespräch fing bald an zu stocken und Herr C., der ewig geschäftige, liebenswürdige Wirth, setzte sich ans Clavier, sang mit noch ziemlich kräftigem Baß eine Arie und spielte darauf mit einer jungen Dame, die man durch das Lob ihrer französischen Aussprache schon vorher in die Verlegenheit versetzt hatte, ihre Bescheidenheit zu zeigen, die Ouvertüre zu den Hugenotten. Man zollte seinen enthusiastischen Beifall und schickte sich nun zu einem Contretanz an, führte, als auch dieser vorüber war, noch einige französische Sprüchwörter auf, setzte sich dann zu Tische und empfahl sich gleich nachher. Als ich das Haus hinter mir hatte, stand ich, noch ganz verwirrt, still und athmete zum ersten Male wieder auf. Das wären also die Amüsements der noblen Berliner Bourgeoisie! Ich hatte eine Gesellschaft von Menschen erwartet und Nichts gefunden, als ein Paar adlige Puppen, um die sich der übrige Kreis mit wahrhaft hündischer Zuvorkommenheit bewegte, einige geputzte arrogante Weiber, die Unsinn schwatzten, und junge Mädchen,

hinter deren erkünstelter Bescheidenheit sich die Anmaßung und der rohe Dünkel des Geldes schlecht verbarg, glänzende Toiletten, prächtiges Geschirr, guten Thee, auch gute Speisen und Weine, aber kein einziges vernünftiges Wort, kein Wort von allgemeinerem geistigem Interesse (wenn man nicht einen kurzen Streit, ob es Augenbrauen oder Braunen heiße, dahin rechnen will), nicht einmal, wie man in solchem Zirkel doch gewöhnlich erwartet, ein schiefes Urtheil über Musik oder über Theater und Literatur.

Man denke sich nun die Lage eines blutfremden jungen Mannes, der, an eine heitre und gediegene Geselligkeit gewöhnt und mit natürlicher Lebhaftigkeit begabt, plötzlich in solchen Kreis hineingeschneit wird und mehrere Stunden hintereinander steif und stumm fast auf einem und demselben Stuhle zubringen muß, nicht aufstehen, kein leises Zeichen seines Unbehagens äußern, nicht einmal verstohlen gähnen darf. Mit Sturmschritten eilte ich nun durch die Straßen. Jünger und daher auch reizbarer gegen solche Eindrücke, war meine ganze Menschlichkeit empört; hätte ich einen Ort gewußt, wo ich in der wildesten Lust mich für die ausgestandene Vornehmthuerei hätte entschädigen können, ich wäre noch eine Meile weit gelaufen, aber ich war ja fremd und unbekannt in der großen, weiten Stadt. Meine einsame Wohnung schien mir jetzt ein Paradies. Dort angelangt, fand ich meine Stube verschlossen und mußte daher an der Thür meines Wirths klingeln, in dessen Fenstern ich vom Flur aus noch Licht sah. Da hatte ich das Vergnügen, Herrn Thümmel zum ersten Male zu erblicken, eine kleine, dünne, reinliche Schneiderfigur in Negligé. Er bat mich freundlich, doch einen Augenblick näher zu treten, da seine Frau den Schlüssel verlegt habe und schon lange suche. Durch die Küche trat ich in ein kleines reinliches Zimmer, wo ich die Familie Thümmel, die Mutter und drei Töchter, obwohl es bald Mitternacht war, noch fleißig nähend beisammen fand. Das Stübchen war nicht sehr reich meublirt und hatte nicht einmal ein Sopha. Die Damen erhoben sich bei meinem Eintritt etwas verlegen, fingen an zu suchen und baten mich, mich doch einstweilen bei ihnen niederzulassen. Ich folgte, da ich erschöpft war und Zeit genug gehabt hatte, die von meinem Landsmann gerühmte Schönheit der drei armen Bürgermädchen zu bewundern, dieser Einladung nicht ungern. Solche Blumen, dachte ich, blühen also hier unbemerkt in den

ärmlichen Hofwohnungen, während ich dort in jenem glänzenden Zirkel nur häßliche, verkümmerte Gesichter sah! Auch in der einfachen Kleidung der Mutter bemerkte ich eine edle Reinlichkeit und in ihrem Gesicht und Wesen eine Anmuth, die das Alter noch nicht ganz verwischt hatte. Als der Schlüssel längst gefunden war, konnte ich mich noch immer nicht trennen; ein begonnenes Gespräch mit Herrn und Madame Thümmel entschuldigte mein Bleiben. Die Leute erzählten mir von ihren Verhältnissen; wie ihre Arbeit sonst besser gegangen, wie sie nicht hätten nöthig gehabt, zu vermiethen, wie sie unter der überaus gehäuften Concurrenz leiden und alle ihre Kräfte anstrengen müßten, nur durchzukommen; daß Charlotte und Therese, die beiden ältern Töchter, dem Vater helfen müßten und Auguste (Juste genannt) in einem Putzgeschäft arbeite, von wo sie des Abends um sieben Uhr zurückkehre, um die Ihrigen noch einige Stunden bei der Arbeit zu unterstützen, die so schlecht bezahlt werde. Die Mädchen schwiegen natürlich bei diesen Erzählungen bescheiden still und antworteten auf meine wenigen Fragen kurz und nett. Als es schon längst zwölf Uhr war, empfahl ich mich erst und ich kann wohl sagen, daß ich in dieser armen Familie meine erste gemüthliche Stunde in Berlin verlebte. Von nun an wurde ich nach und nach ihr täglicher Gast, Vertrauter und Freund. Die Alten wurden mir immer gewogener und auch die Mädchen mit der Zeit unbefangener, so daß ich jetzt den Genuß hatte, den besondern Reiz und die Liebenswürdigkeit ihres Wesens freier hervortreten zu sehen. Besonders war mir Charlotte in ihrer einfachen Familienumgebung eine fesselnde Erscheinung; eine hohe, schlanke Gestalt mit reichem dunklem Haar und glühendem Auge, stets ernst bescheiden und von einem innern Werthe, den die reichen Damen, denen sie die neuen Kleider anprobirte, wohl kaum in ihr vermutheten. Die Lectüre guter Bücher, von ihren ersparten Groschen aus der Leihbibliothek bezogen, war in ihren wenigen Mußestunden ihre einzige Erholung, und ich hatte oft genug Ursache, mich über ihren Geschmack und über manches richtige Urtheil, das ich von ihr hörte, zu wundern. Sie wußte, wie die meisten Berlinerinnen, gut und gewandt zu sprechen, aber in dem Ton ihrer Stimme so wie in ihrer ganzen Art und Weise lag ein gewisser Stolz, der fast wie Kälte aussah, wenn nicht ihr Blick und ihre bewegten Züge die innern Regungen eines leidenschaftlichen Gemüths

verrathen hätten. Charlotte war das Orakel der Familie und, obwohl selbst erst im zweiundzwanzigsten Jahre, die strenge Wächterin ihrer beiden Schwestern, von denen Therese mehr weltlustig, leichtern Temperaments, eine witzige Blondine und der Liebling der Mutter war. Auguste, ein ganz junges Kind von rührender Schönheit, sprach nur selten und wenig, saß ewig still und zeigte nur in der durchsichtigen Zartheit ihrer Gestalt so wie durch den sehnsüchtigen Blick ihres großen blauen Auges die ungetrübte Reinheit eines weichen, etwas sentimentalen Herzens. Und da saßen denn die armen Mädchen fast den ganzen Winter über in der engen Stube und konnten kaum einmal auf einem Geschäftsweg frische Luft schöpfen. Das war dann aber auch ein ordentliches Fest, von dem man schon Tags zuvor sprach. Da sie stets beschäftigt waren, mußten sie auch ihre Freundinnen vernachlässigen und Monate lang ihre Jugend fast nur in Gesellschaft der Mutter vertrauern, die ihre Liebe unter einer griesgrämischen Strenge verbarg. Auch Herr Thümmel ging fast nie, außer in Geschäften, aus; und hatte er dann gerade Geld eincassirt, so brachte er auch wohl seiner Familie ein Paar frische Pfannkuchen oder sonst was Gutes mit. Herr Thümmel war das Ideal eines Ehemannes und liebte seine Töchter sehr. — Was hilft es aber, sagte er zu mir, ich habe kein Vermögen, daß ich meinen Töchtern eine Aussteuer geben könnte, wir konnten Nichts thun, als sie gut und brav erziehen. Wer will aber heutzutage ein armes Mädchen heirathen? Einen rohen Tagelöhner können sie doch nicht nehmen, und ein Anderer, der Vermögen hat oder welches braucht, der nimmt sie nicht. Bei uns war es umgekehrt. Ich war ein armer Kerl und meine Frau hatte ein Kapitälchen. Sie sollte mich darum auch durchaus nicht heirathen und der deshalb eingetretene Bruch mit ihren Verwandten hat sich bis dato noch nicht zugezogen. Als wir nun durch mancherlei Unglück gezwungen waren, die Paar Thaler anzugreifen und aufzuzehren, denken Sie sich, da haben sie ihre vermögenden Brüder und Schwestern in der greulichsten Tinte sitzen lassen. So sind die Menschen! —

Die meisten Abende in der Woche brachte ich nun bei Thümmel's zu; ich hatte noch einige Empfehlungsbriefe abgegeben, auch manche angenehme Verbindung angeknüpft, fühlte mich aber immer am wohlsten, wenn ich im Schlafrock, die Cigarre im Munde, in

dem Schneiderstübchen saß, mir von Herrn Thümmel seine Wandergeschichten, von Madame Thümmel von den Kriegszeiten, von der russischen und französischen Einquartierung in ihrem elterlichen Hause erzählen ließ oder mit den Mädchen eine Unterhaltung führte. So viel in meinen Kräften stand, suchte ich ihnen auch die langen Abende und die langweilige Arbeit zu verkürzen, las vor, erzählte, machte auch wohl eine Bowle Punsch und hatte so zuweilen die Freude, sie auf Augenblicke ihre Sorgen vergessen und die stille Gedrücktheit ihres Wesens abwerfen zu sehen. Einst -- es war an Charlottens Geburtstage — saßen wir heiter beisammen, als plötzlich heftig die Klingel gezogen wurde. Charlotte, die mir gegenüber saß, schrack heftig zusammen, als sei ihr dieser Ruf bekannt. Sie ging schnell öffnen; ein Mann, in den Mantel gehüllt, tritt hastig ein; er schlägt den Kragen zurück: der Herr Baron! ruft die ganze Familie mit freudigem Erstaunen. Der Mann — das sah ich gleich — mußte hier eine wohlbekannte, gar freundliche Erscheinung sein, mit so verehrungsvoller Herzlichkeit begrüßten sie ihn alle. Ich erfuhr, als er sich zu uns an den Tisch gesetzt hatte, daß er lange Zeit das Zimmer, das ich jetzt inne hatte, bewohnt, daß er seit einem Jahre aber verreist gewesen und gestern nach Berlin zurückgekehrt sei. Er war ein Mann von etwa vierunddreißig Jahren, groß und ziemlich stark gebaut, von leichter, aber doch imponirender Haltung. Sein bleiches, etwas aufgedunsenes Gesicht zeigte deutlich die Spuren früherer wüster Leidenschaften und nobler Passionen und erhielt nur noch durch eine gewählte, höchst geschmackvolle Toilette, so wie durch einen großen blonden Schnurrbart, der den Mangel an Zähnen ziemlich verdeckte, Ausdruck und Leben. Er erzählte viel von seinen Reisen, erkundigte sich nach speciellen Verhältnissen, nannte die Mädchen bei ihren Vornamen, stellte Betrachtungen über ihre Veränderungen und ihre Haartracht an, näherte sich darauf mir, knüpfte eine Unterhaltung über Berlin an und empfahl sich endlich, nachdem er verschiedene kleine Geschenke ausgekramt und den kleinen Kreis in eine wahrhaft ausgelassene Fröhlichkeit versetzt hatte. Charlotte nahm das Licht, ihn hinaus zu geleiten. Herr und Madame Thümmel ergossen sich nun in Lobreden über den Herrn Baron, welch ein gar nobler, feiner und bescheidener Herr er sei, in welchem freundlichen Verhältniß sie immer mit ihm gelebt und wie gern er ihnen immer gedient habe.

Freilich, sagte Herr Thümmel in seiner reflectirenden Manier, habe ich in den ganzen vier Jahren nichts Näheres über sein Leben und Treiben erfahren können. Er war manchmal vierzehn Tage über gar nicht zu Hause und kam dann mit einem Male mitten in der Nacht an, um mehrere Wochen gar nicht aus dem Zimmer zu gehen. Da lag er dann den ganzen Tag über auf dem Sopha ausgestreckt und sah so bleich und erschöpft aus, als habe er sich von großen Strapazen auszuruhen. Dann hörte ich ihn wieder ganze Zeiten hindurch erst des Morgens um drei oder vier Uhr nach Hause zurückkehren. Nie habe ich ihn schlecht wirthschaften sehen und doch schien mir das Geld manchmal knapper, manchmal vollauf bei ihm zu sein. Doch, dachte ich mir immer, und meine Frau hat dasselbe gesagt, das Treiben solcher vornehmen Leute versteht Unsereins einmal nicht, die Herren haben alle ihren eigenen Zuschnitt. — Welchen vorurtheilsvollen Respect die sogenannte niedere Bürgerclasse Berlins noch vor dem adligen Namen hat! Hätte Herr Thümmel dieses Treiben bei einem Bürgerlichen gesehen, sein frommer Philistersinn hätte sich empört, er würde schon näher nachgeforscht und den Mann vielleicht einen reichen Faullenzer und Herumtreiber genannt haben. So aber war es ja ein Herr Baron! Doch blieb mir der feine adlige Herr in seinem Verhältniß zu der armen Arbeiterfamilie eine interessante Erscheinung und ich nahm mir vor, ihn und dieses Verhältniß in der Folge näher kennen zu lernen. Nachdem ich ihn mehrere Male bei Thümmel's gesehen, sprach er auf meine mehrmalige Einladung auch eines Abends bei mir ein. Ich konnte es mir nicht verhehlen, der Mann hatte ein gewinnendes Wesen und wußte die norddeutsche schroffe Verständigkeit mit dem Schein einer gewissen Gemüthlichkeit zu umgeben, der mich, neben seiner geistreichen Manier, zu erzählen, beinahe bestochen hätte, wenn mir nicht durch alle diese Liebenswürdigkeit dennoch die aristokratische Barbarei, jene vornehme Lebensmaxime des löblichen Junkerthums: „Alles zu meinem Genuß und Vergnügen, zur Unterhaltung in meiner Langeweile!" hindurchgeschienen hätte. Diese adlige Philosophie des Herrn Baron sollte mir noch klarer werden, als ich später durch ihn in das öffentliche Leben und Treiben Berlins eingeführt wurde. Hier sah ich ihn bald in seinem eigentlichen Elemente, als raffinirten Weltmann und Lüstling. Ueberall war er bewandert, wie der hinkende Teufel, überall

wurde sein Name von einer Suite junger adliger Elegants mit Verehrung genannt. Wir stiegen manchen Abend von den glänzendsten Localen in die niedrigsten Kneipen, durch Kaffeehäuser, Weinstuben und Restaurationen auf den Maskenball, in's Opernhaus, von da noch in's Colosseum u. s. w. Ich stürzte mich mit jugendlicher Lust in diese mir noch ungewohnten Vergnügungen, vergaß aber nie, meinen Begleiter zu beobachten. Doch so viele Mühe ich mir auch gab, ich konnte nichts Näheres über ihn erfahren, als daß er früher Offizier gewesen, dann große Reisen gemacht und sich in den verschiedenen Hauptstädten Europas aufgehalten habe, auch daß er in Pommern geboren, altadligen Geschlechts, aber ohne Grundbesitz und von Hause aus ganz ohne Vermögen sei. Dies stimmte freilich nicht zu seiner Lebensweise. Manchmal war er mir wie unter der Hand verschwunden, ich sah ihn dann oft mehrere Wochen nicht, dann erschien er eben so plötzlich wieder bei Thümmel's, oder bei mir, um mich abzuholen. Ueber sein Verhältniß zu der Schneiderfamilie sprach er sich stets sehr kurz und oberflächlich aus. Was war eigentlich der Zweck seiner Besuche? War es Ermüdung von einem wüsten Leben, oder doch eine bestimmte Absicht auf eines der Mädchen? Er war mit allen Dreien nur gleich freundlich und herzlich und die Eltern schienen durchaus frei von jedem Argwohne dieser Art. Auch hielt er sich ja nie lange bei ihnen auf. War er seines Fanges schon sicher, oder lauerte er, wie ein geübter Jäger, nur noch auf seine Beute? — Zuletzt erschien mir das Verhältniß ganz unbefangen, etwa wie das eines alten Onkels zu seinen Nichten. Alfred — so hieß der Baron — dem Herr Thümmel wahrscheinlich seine traurigen Verhältnisse entdeckt hatte, schien ihm etwas unter die Arme zu greifen und ich hatte im Stillen meine Freude daran, wie die Leute nach und nach wieder aufzuathmen anfingen. Die Mädchen brauchten nicht mehr ewig bis spät in die Nacht zu arbeiten, sie konnten mit ihren Eltern am Sonntag Nachmittag im Thiergarten spazieren oder einmal gegenüber in's Concert zu Faust gehen. Davon wußte dann Therese immer eine ganze Woche zu erzählen. Auch Charlotte war heitrer geworden und schenkte sogar manchmal Theresens Witzen ihren Beifall; beide sprachen oft und mit Interesse von dem Baron; ob dies aber Dankbarkeit oder Neigung war, konnte ich nicht entdecken, besonders da der Baron ihre unbefangenen Huldigungen im-

mer so onkelhaft entgegennahm. Juste war noch immer das stille, liebe, schweigsame Kind, nur machte mir die Weichheit ihres Wesens, so wie das ewig sehnsüchtige Schmachten ihres Blickes manchmal bange für ihre Zukunft. Sie war selig, wie sie mir erzählte, daß sie nicht mehr, wie früher, jeden Abend von der Arbeit gleich nach Hause zu kommen brauche, sondern immer auf dem Wege noch ihre Herzensfreundin besuchen könne. — In diesem veränderten Zustande verließ ich die Familie im Frühjahr, um mich auf eine längere Reise zu begeben.

Ich kam nach Berlin zurück, zog in ein anderes Stadtviertel, kam in ganz andere Verhältnisse, nahm mir anfangs vor, täglich nach der Alexanderstraße zu gehen, ließ mich aber immer wieder durch den weiten Weg und tausend andere Störungen davon zurückhalten. Es ging mir wie mit allen Dingen, die man zu vernachlässigen anfängt: man schiebt sie so lange auf, bis die Vernachlässigung zur Gewohnheit wird. So vergaß ich die armen Leute, die mein erster Halt- und Stützpunkt in Berlin waren, als ich verlassen und verzweifelt in ihrem gemüthlichen Stübchen liebevolle Aufnahme fand. Manchmal freilich regte sich in mir das Gewissen und auch das Interesse und die Neugier, aber ich vertröstete mich dann auf echt großstädtische Weise, vielleicht einmal Einem von ihnen auf der Straße zu begegnen. Aber vergebens; ich sah nicht einmal meinen sogenannten Freund, den geheimnißvollen Baron, so daß bald meine ganze Bekanntschaft mit ihm und der Schneiderfamilie nur noch manchmal als ein dunkles Bild der Erinnerung in mir auftauchte.

Als ich nun im vorigen Sommer, also vier Jahre später, eines Abends unter den Linden spazierte, sah ich eine hohe Frauengestalt in elegantem Sommercostüm, allein und langsam vor mir herschreiten. Ich weiß nicht mehr, waren diese Umrisse mir gleich bekannt, war es eine aufflammende Erinnerung, oder bloße Neugier, ich folgte unwillkürlich nach. Am Opernhause schlüpfte ich leise an ihr vorüber und drehte mich im Scheine der Laternen um, unsere Blicke begegneten sich, es war Charlotte. Ihre Kleider deuteten auf eine Veränderung ihrer Stellung hin und etwas verlegen, wie ich sie anreden sollte, blieb ich einen Augenblick stehen; dann trat ich näher und fragte, ob sie mich noch kenne. Sie freute sich gleich

herzlich, mich wieder zu sehen, und sprach bald so viel und so hastig, daß ich mit meinen Fragen nicht zu Worte kommen konnte. So war ich mit ihr bis zur Schloßfreiheit gegangen, wo sie in eine Droschke stieg und sagte: Sie werden so Manches verändert finden, besuchen Sie uns einmal, wir wohnen in der Louisenstraße. Sie nannte mir noch die Hausnummer und fuhr davon. Ueberrascht stand ich da, die liebe Erscheinung hatte zu unerwartet vor mir gestanden und war mir zu schnell wieder entschwunden. War es noch dieselbe blühende Charlotte, oder täuschte mich der Abend, daß ich in ihren Zügen den Ausdruck geheimen Leidens las? Am anderen Morgen machte ich mich auf den Weg nach der Louisenstraße. Ich fand Charlotte allein in elegantem Negligé in einem prächtig eingerichteten Zimmer. Sie empfing mich, ganz nach ihrer früheren Weise, ich mußte mich ihr gegenübersetzen und konnte nun auch beim hellen Tageslichte den Vergleich anstellen. Sie war noch dieselbe, ihr Gesicht hatte nur seine blühende Frische und ihr Auge den blendenden Glanz nicht mehr, sie war bleicher, und fast möchte ich sagen, schöner geworden; ihre Haltung ernst und stolz, aber in ihrem Wesen etwas Gebrochenes, Wehmüthiges, das mit ihrer reichen Umgebung auffallend contrastirte. Ich saß ihr zerstreut und fast stumm gegenüber und betrachtete sie nur. Sie bemerkte meine Verlegenheit und hob endlich nach einem langen tiefen Seufzer an: „Sie fragen mich nicht nach meinen, nach meiner Familie Verhältnissen. Sie wollen nicht zudringlich scheinen und ich ehre Ihr Schweigen. Doch weiß ich, daß Sie früher ein aufrichtiges Interesse an uns genommen, unser treuer Hausfreund waren. Nun, so nehme ich auch gar keinen Anstand, Ihnen ohne Hehl mein und meiner Familie Schicksal zu erzählen. Bald nachdem Sie fort waren, traten bedeutende Veränderungen bei uns ein. Der Baron war wieder zu uns gezogen und eine Neigung, die ich schon seit Jahren für ihn gefühlt, aber immer unterdrückt und tief in mir verschlossen hatte, fing mit einem Male an, zu so heller leidenschaftlicher Flamme aufzuschlagen, daß ich sie nicht mehr bemeistern konnte. So viele und schreckliche Dinge gegen ihn sprechen mögen, ich kann sagen, er hat mich aufrichtig geliebt und das nahe Beisammenwohnen ließ bald ein festes Einverständniß entstehen. In dem engen Stübchen meiner Eltern auferzogen, hatte ich die Leidenschaft nicht gekannt und mich stark gegen sie geglaubt,

jetzt von ihr bezwungen, folgte ich ihr blindlings nach. Doch wußte ich sie, da ich mich ja ihrer schämen mußte, so geheim zu halten, daß selbst meine Schwester Therese Nichts merkte, in der ich, zu meinem größten Schrecken, bald dieselbe leidenschaftliche Liebe entdeckte. Sie war zu lebhaften Temperaments, um dies verbergen zu können, und ich hatte nicht mehr den Muth, sie schulmeisterlich zurecht zu weisen. Da Alfred übrigens gegen uns Beide gleich freundlich war, konnte Keiner mein Verhältniß zu ihm errathen. Noch heut aber kann ich beschwören, daß meine Liebe weder dem Baron, noch dem reichen Manne in ihm galt. Doch will ich Ihnen hier nicht die Geschichte meiner inneren Leiden und Kämpfe erzählen. Alfred verlangte endlich das höchste Opfer von mir, ich sollte ihn auf einer Reise begleiten, da er Berlin schnell verlassen müsse. Meine Eltern, arme, aber ehrbare Leute, hätten dies nie zugegeben, ich mußte also heimlich mit ihm entfliehen und in dem Zusammenleben mit dem Geliebten den einzigen Trost für meinen nagenden Gram suchen. Ich schrieb mehrere Male an meine Eltern, bat sie unter heißen Thränen um Verzeihung, erhielt aber keine Antwort. Wir gingen nach Carlsbad, als der Sommer vorüber war, von da nach Wien und lebten so abwechselnd zwischen beiden Städten drei Jahre lang. Alfred hatte mich mit allem Glanze seiner Verhältnisse umgeben, brachte mich aber nie mit Jemand von seinen Bekannten in Berührung. Die Nächte saß ich oft ganz allein und erwartete ihn mit der heißesten Sehnsucht. Wenn er bleich und verstört des Morgens in's Zimmer trat, und ich ihn fragen wollte, wo er gewesen, blickte er mich gewöhnlich so finster an, daß ich verstummte. Ich hatte in den beschränkten Kreisen meiner Jugend die Welt zu wenig kennen gelernt, um sein Treiben errathen zu können und in seiner Nähe vergaß ich Alles, was mich in seiner Abwesenheit betrübte, selbst mein trauriges Verhältniß zu ihm; ich hatte während dieser Jahre kaum einen Menschen außer ihm gesprochen, noch von meiner Heimath, von meinen Lieben etwas erfahren, doch war mir, als hätte ich Nichts verloren und Alles, das Höchste gewonnen. Doch sollte mir dies Glück bald grausam vernichtet werden. Hören Sie! Einmal Nachts — in Carlsbad — saß ich, wie gewöhnlich, noch wachend auf, als aus den unteren Zimmern des Hotels, in dem wir wohnten, ein verworrenes Geräusch zu mir heraufdrang. Der Lärm verbreitet sich über

die Straße, ich unterscheide Männerstimmen, höre Alfred's Namen rufen. Mit Blitzesschnelle stürze ich die Treppe hinunter, in das Zimmer, woher der Lärm dringt. Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen die Scene schildere, die ich hier erblickte: einen großen grünen Tisch, auf dem Gold und Spielkarten umhergestreut lagen, und Alfred, der sich am Fußboden mit blutender Stirn unter den Mißhandlungen einiger Männer wand. Ich stürzte mich unter die Wüthenden und glaubte ihn schon gerettet in meinen Armen, da erschien die Polizei. Er war ein falscher Spieler. Halb wahnsinnig stand ich da, einer der umstehenden Herren nähert sich mir mitleidsvoll, befiehlt seinem Bedienten, den Arzt zu rufen, und führt mich auf mein Zimmer, wo ich nach einer vierstündigen Ohnmacht endlich zur schrecklichsten Verzweiflung wieder erwachte. Seit jener Nacht habe ich Alfred nicht wieder gesehen, noch etwas von ihm gehört. Man hatte ihn festgesetzt und mich, da ich mich weder durch meinen Paß, noch sonst legitimiren konnte, in Gesellschaft von allerhand Gesindel über die Grenze geschafft. In Dresden, wo ich erkrankte, war mir das wenige Geld ausgegangen, das ich noch besessen; ich wollte eben zu einem Juwelier gehen und meinen Schmuck verkaufen, als ich auf der Brücke demselben Herrn begegnete, der mir in jener Nacht so hilfreich war. Er begrüßte mich achtungsvoll und freundlich, ich faßte Zutrauen und erzählte ihm in meiner Angst mein Schicksal. „Dem ist bald abzuhelfen", antwortete er, „wir sind ja Landsleute, ich bin auch aus Berlin und fahre so eben mit Extrapost dorthin. Wenn Sie meine Begleitung annehmen wollen, so fahren Sie mit mir." In diesem Augenblicke wäre Sprödigkeit nur Dummheit gewesen, ich mußte mich, auf gut Glück, dem fremden Manne anvertrauen. Ich kann Ihnen meine fürchterliche Angst während dieser Reise nicht mit Worten schildern. So sollte ich nun plötzlich wieder nach Berlin kommen. Wohin aber in meiner Lage dort gehen? An wen mich wenden? Natürlich an meine Eltern. Werden sie mich aber aufnehmen? Und wenn sie es nicht thun, wie und wovon dort existiren? Dies Alles schwirrte mir wie ein wirrer Traum unaufhörlich vor der Seele und wurde zur wahren Verzweiflung, als ich, in Berlin angelangt, nach der Alexanderstraße komme. Das Haus hatte einen anderen Besitzer, war von ganz anderen Leuten bewohnt, man kannte den Namen Thümmel nicht mehr. Der fremde Herr hatte mich am

Thore abgesetzt und in einer Droschke hierher fahren lassen, ich wußte weder seinen Namen, noch seine Wohnung, er hatte versprochen, mir meine Sachen hierher zu schicken und ich mußte die fremden Leute, die mich ganz verwundert ansahen, flehentlich bitten, sie nur in Empfang zu nehmen. Der Abend war hereingebrochen, und ich lief, obdachlos und ohne Geld, wie eine Verzweifelte, Rasende, durch die Straßen meiner Vaterstadt. So war ich wohl schon eine Stunde planlos umhergeirrt und noch dazu von jungen und alten Laffen verfolgt worden, als mir auf dem Schloßplatze ein junges Frauenzimmer entgegenschritt, deren Gestalt mir schon von Weitem bekannt schien. Ich traute anfangs meinen Augen nicht, sie war größer und schlanker geworden, aber sie war es, Auguste, meine jüngste Schwester. Welch ein Wiedersehen! Wir lagen so lange laut schluchzend Mund an Mund, daß die Vorübergehenden stehen blieben und einen Kreis um uns bildeten. Wir mußten uns erst erholen, um weiter gehen zu können. Auguste ging schweigend neben mir her und ich war so betäubt, so zerrissen, daß ich weder fragen noch erzählen konnte. Ich ließ mich mechanisch von ihr fortziehen und erwachte nach einigen Stunden in einem freundlichen Zimmer. Vor dem Bett, in dem ich lag, saß Auguste und weinte. „Wo ist der Vater, die Mutter und Therese" rief ich, „sie wollen mich nicht sehen, sie verachten mich?" Auguste seufzte wieder tief und schwieg; ich konnte sie kaum durch die heftigsten Bitten bewegen, mir die traurige Antwort auf meine Fragen zu geben. Bald nachdem ich fort war, war mein Vater heftig erkrankt. Dadurch gerieth die Arbeit ins Stocken, und die bitterste Noth trat ein. Mein Vater wurde in die Charité gebracht, wo er nach einigen Tagen starb. Wo sein Grab ist, weiß ich nicht. Meiner Mutter wurde nun, da der Wirth ihr Elend sah, die Wohnung gekündigt. Meine Mutter mußte sich nun zum ersten Male an die Armenverwaltung wenden, und es wurde ihr nach genauer Prüfung der schrecklichen Verhältnisse monatlich ein Thaler bewilligt. In dieser Zeit war es, wo sie mir die Gelder zurückschickte, die ich ihr heimlich übersandt hatte. Was ich Ihnen jetzt noch erzählen könnte, ist eine Reihe der fürchterlichsten Leiden, ein Gemisch von Unbarmherzigkeit, Treulosigkeit und Gemeinheit. Sie wissen, daß Auguste sehr schön war, und ahnen vielleicht schon, daß ich sie allein in einem meublirten Zimmer fand. War ich das Opfer eines Mannes gewor-

den, den ich nur durch seine Leidenschaften, durch seine Erziehung unglücklich, nie aber schlecht nennen kann, so war sie das eines Gecken. Sie erinnern sich vielleicht, daß sie damals oft später als sonst nach Hause kam. Jene Freundin, die sie zu besuchen vorgab, war ein hiesiger Banquierssohn, der sich auf ihrem Heimwege zu ihr gesellt hatte und dem es nicht viel Mühe kostete, in ihrem schwärmerischen Gemüthe eine Leidenschaft für sich zu erwecken. Die Bekanntschaft wurde längere Zeit heimlich fortgesetzt, bis er sie, zur Zeit der höchsten Noth, von der Mutter wegnahm und bald darauf verließ. Sie wollte zur Mutter zurück, mit ihr hungern und darben, für sie Tag und Nacht arbeiten, aber diese stieß sie von sich in das Elend. Fragen Sie nicht, wo sie jetzt ist.

— Wo aber ist jetzt Ihre Mutter und Ihre Schwester Therese? frug ich endlich.

Sie ist sehr krank und wohnt bei einer armen Arbeiterfamilie. Therese will Nichts von mir wissen, sie soll erzittern, wenn sie meinen Namen hört, und geäußert haben, ich sei ihre Schwester nicht. Warum sich das arme Mädchen von mir hintergangen glaubt, werden Sie erfahren, wenn Sie sie einmal sprechen. Es ist mir unmöglich, Ihnen auch dies noch zu erzählen. Sie wäscht und strickt für mehrere unserer alten Kunden und ernährt sich ganz kümmerlich. Doch besuchen Sie sie einmal. Sagen Sie aber nicht, daß Sie von mir kommen, mein Name darf dort nicht genannt werden, ich darf mich nur Abends spät hinschleichen nach dem kleinen Hause in der Hamburger Straße, um oft lange oder vergebens auf ein Kind zu warten, bei dem ich ein Paar ärmliche Erkundigungen einziehen kann.

Nun aber bin ich Ihnen, von dieser Eleganz umgeben, ein Räthsel. Hören Sie mein weiteres Schicksal und richten Sie mich dann mit Ihrer Vernunft und Ihrem Herzen. Ich war bei meiner Schwester geblieben, hatte Alles nach und nach verkauft, was ich noch besessen, und mir während der Zeit Mühe gegeben, Arbeit für uns Beide zu schaffen. Als dies nicht gelang, wollte ich mir irgend eine anständige Stelle suchen. Da ich mich aber über mein bisheriges Leben nicht genügend ausweisen und Leuten, die dies nicht verstanden und gefühlt hätten, nicht sagen konnte, daß ich durch Liebe unglücklich geworden sei, wurde ich von den Hausfrauen, als zweideutig, zurückgewiesen. Ich bot mich zu der schwersten, gröbsten Ar-

beit an, die ich gewiß nicht mehr ertragen hätte, aber die Leute sahen mich verwundert an und sagten, daß sie Mädchen, die so vornehm aussähen, nicht brauchen könnten. Auch Augustens Bemühungen waren fruchtlos, und sie wurde bald von der Polizei in das Arbeitshaus gebracht. Von da ist sie dorthin gewandert oder vielmehr verschachert worden, wo sie jetzt ist. Ich war bald dem fürchterlichsten Elende Preis gegeben und lief, als ich endlich die Wohnung verlassen mußte, wieder einen ganzen Tag lang, obdachlos durch die Straßen von Berlin, da traf ich — nicht zu meinem Glücke — den reichen Herrn, der mich von Dresden hierher gefahren. Er erkannte mich gleich wieder, obwohl ich, durch Hunger und Elend entstellt, in diesem Augenblicke kaum noch wanken konnte. „Ich habe Sie schon längst aufgesucht", sagte er, „um mich nach Ihnen zu erkundigen, konnte Sie aber, trotz aller meiner Bemühungen, nirgends finden. Ich danke dem Schicksale, das mich Ihnen heute entgegenführt, kommen Sie nur mit mir, ich kann Ihnen helfen." Er reichte mir seinen Arm und führte mich in ein großes Haus zu einer schon ältlichen, etwas sehr umfangreichen und geputzten Dame, die uns herzlich empfing und auf seine Bitte, sie möchte mich ein Paar Tage bei sich logiren, da sein Haus schon mit Gästen besetzt sei, mit Vergnügen einging. Ich stärkte und erholte mich wieder etwas in den hellen freundlichen Räumen und war schon freudig von dem Antrage der Dame überrascht, ihre Wirthschaftsgehilfin zu werden, als mir durch verschiedene Zufälle ihr Charakter klarer zu werden anfing. Eine fürchterliche Angst ergriff mich, ich wollte bei Nacht heimlich entfliehen. Wohin aber? Auf die Straße hinaus, um der Polizei in die Hände zu fallen? Ich war gezwungen, Alles zu ertragen und konnte nur Pläne machen, wie ich den schändlichen Ort bald verlassen könne. Der Herr besuchte uns öfter, und seine anfangs schüchternen, leisen Anträge fingen an zudringlicher zu werden; ich wies sie mit Verachtung zurück. Da kündigte mir Madame Stelle und Wohnung und so — hier hörte Charlotte auf, noch leichenblaß von der langen, angreifenden Erzählung; wir hörten Fußtritte auf der Treppe. „Sie dürfen nicht länger hier verweilen", sagte sie, indem sie schnell aufstand und einen grünen Vorhang auseinanderzog, der eine Thüre verdeckte, welche zu einer Hintertreppe führte. Ich folgte schweigend dieser Pantomime. Doch konnte ich meine Begierde nicht unterdrük-

ken, mich noch einmal umzuwenden und auf den eben Eintretenden einen Blick zu werfen. Es war der Herr Rentier C., der glückliche Familienvater, der „Engel seiner Frau", der Mann, der Anständigkeit halber keine öffentlichen Locale besucht, der so edle, uneigennützige, großmüthige Wohlthäter eines armen, verzweifelten, durch ihre reine Liebe unglücklich gewordenen Weibes.

Nun aber drängte es mich, die Mutter und Therese aufzusuchen; ich hatte mir die Hausnummer genau gemerkt und ging gegen Abend hin. Ich trat in ein ziemlich großes, aber niedriges und finsteres Zimmer. Ein Mann in Hemdärmeln saß auf einem hölzernen Stuhl und rauchte, eine Frau, wahrscheinlich die seinige, war eben damit beschäftigt, Kartoffelstückchen in einen Tiegel zu schneiden. Auf dem Fußboden saßen mehrere schmutzige Kinder, die einen betäubenden Lärm machten. Oben am Fenster stand ein Bett, darin lag ein entstelltes, schon halbtodtes weibliches Wesen, das Gesicht verzerrt, die dürren, zitternden Knochenhände auf der dünnen Decke. Das war Madame Thümmel. Vor dem Bette saß eine bleiche, abgezehrte Hungergestalt, auf ihrem Schooße einen etwa dreijährigen Knaben, den sie immer an sich drückte und küßte. Das war die muntere, lebenslustige Therese. Die Mutter, schon ganz stumpf und abwesend, konnte sich meiner nicht mehr erinnern, Therese aber lächelte gleich, und es fuhr über ihre immer noch schönen Züge wie ein freudiger Strahl der Erinnerung an eine bessere, glänzende Zeit. Hier erfuhr ich auch, was mir Charlotte nur andeuten wollte. Das Kind auf Theresens Schooße war das ihrige und der Sprößling eines Verhältnisses mit Alfred. Sie trug es unter ihrem Herzen, als er mit Charlotten heimlich abreiste. Dies ist die wahre Geschichte dreier armen Berliner Mädchen, die es sich hatten einfallen lassen, der freien Neigung ihres Herzens zu folgen.

Französische Maler.

II.

Ingres.

Jedermann weiß, daß in der französischen Malerschule ein offenes Schisma ausgebrochen ist. Zeichnung und Colorit, diese beiden rivalisirenden Seiten der Malerei, sind durch zwei ausgezeichnete Männer vertreten, die sich ebenso durch ihre Vorzüge, wie durch ihre Fehler von einander unterscheiden. Ihr Gegensatz ist vollkommen, aber er datirt sich nicht von gestern und ist auch nicht der Malerei eigenthümlich, sondern findet sich in allen Zweigen der menschlichen Erkenntniß; es ist der ewige Gegensatz des Geistes und des Fleisches, des Idealen und des Realen, des Symbolischen und des Wirklichen, er herrscht eben so gut zwischen Plato und Epikur, wie zwischen der römischen und flamändischen Schule; Raphael und Rubens sind in der heutigen französischen Malerei durch Ingres und Delacroix repräsentirt. Diesen beiden Parteihäuptern stellt sich ein dritter Meister zur Seite, der mit einem mehr oder weniger glücklichen Eklektizismus, ohne geradezu Raphael oder Rubens nachzuahmen, die beiden sich gegenüberstehenden Schulen in eine gemischte und unentschiedene Manier zu versöhnen strebt: dies ist Delaroche. Außerhalb dieser drei gesonderten Lager steht ein gewandtes, kühnes, geistreiches Talent, welches zu allen und zu keiner Fahne schwört, welches mit gleicher Lebhaftigkeit ein historisches Bild, ein Schlachtstück, ein Genrestück, eine Marine und ein Porträt malt und, was es an Tiefe verliert, an Vielseitigkeit gewinnt. Dieser kühne Improvisator auf der Leinwand, dieser so vorzugsweise französische Maler, die-

ser glückliche Halblaie, dem die Popularität nach Gebühr anheimfällt, denn er bringt jedes Jahr Gemälde in dem Ueberfluß hervor, wie ein Apfelbaum Aepfel, ist Horace Vernet, den wir bereits geschildert haben.

Als es David, dem berühmten Maler des Schwures der Horatier, endlich gelungen war, Boucher und Watteau zu entthronen, folgte die französische Malerei der Hinneigung zur antiken Kunst mit aller Uebertriebenheit einer Reaction. So wie man Reifrock und Perücke, Dinge, die mit der neuen Zeit des Jahres 1793 in so großer Disharmonie standen, verlassen hatte, warf man sich mit Leidenschaft auf das Nackte. Ich glaube selbst, daß der Sansculottismus weiter Nichts war, als eine Reminiscenz der antiken Kunst. Die neue französische Kunst glich der griechischen wie eine schöne, geistreiche und gewissenhafte Uebersetzung; es fehlte Nichts, als der griechische Himmel und die Zeit des Perikles. Sie war eine schöne, ausgegrabene Leiche, die gleich dem Rosse Roland's keinen anderen Fehler hatte, als daß sie todt war.

David, der damals den Raub der Sabinerinnen vollendet hatte, wurde als der König der Malerei ausgerufen, und zahlreiche Schüler strömten aus allen Gegenden Frankreichs in sein Atelier. Unter den hoffnungsvollsten seiner Schule war Einer, den er wegen seines Eifers, wegen der Schnelligkeit seiner Fortschritte und der frühen Festigkeit seiner Hand vorzüglich auszeichnete.

Dies war ein Jüngling aus dem südlichen Frankreich, mit schwarzen Augen, lebhaft, begeisterungsfähig und entzündlich — es war Ingres.

Jean Auguste Ingres, dessen Vater Zeichnenlehrer in Toulouse war, war 1781 in Montauban geboren und zeigte schon in seiner Kindheit eine entschiedene Neigung zur Malerei. Sein Vater hatte jedoch beschlossen, einen Musiker aus ihm zu machen, und der junge Ingres lernte das Violon spielen, mit dem stillen Vorbehalte, doch ein Maler zu werden. Endlich gelang es ihm auch, seinem Vater die Einwilligung, seinem Geschmack zu folgen, abzudringen, und er machte sich in seinem sechszehnten Jahre nach Paris auf den Weg.

Kaum befand sich der Schüler zwei Jahre in dem Atelier des Meisters, so fühlte er auch schon seine Begeisterung abnehmen; die mythologische Kunst konnte seine Seele nicht ausfüllen. Eine innere

Stimme sagte ihm, daß das Schöne wo anders zu suchen sei, als in der Nachahmung der kalten griechischen Formen, und in den tadellosen Conturen von David's Schule suchte er vergebens nach Gefühl, Bewegung und Leben. Mit dem ganzen Ungestüm eines Gascogners machte der junge Ingres kein Hehl aus der ketzerischen Richtung seines Geschmackes.

Im Jahre 1800 gewann er den zweiten großen Preis der Malerei und im nächsten Jahre den ersten, und wurde nun nach Rom geschickt.

So wie der junge Künstler den Boden Italiens berührt hatte, entwickelte und befestigte sich in seinem Geiste das Ideal der großen Meister des 16. Jahrhunderts, das er schon von Kindheit an verehrt hatte. Von diesem Augenblicke an hat sich dieser Künstler, außer im Unwesentlichen, weder in seiner Technik, noch in seinem künstlerischen Glauben geändert. Diese Unbeweglichkeit Ingres' ist vielleicht die charakteristischste Seite seines Talentes. Zwanzig Jahre lang ist er einsam, unverstanden, verkannt, ausgesetzt allen Versuchungen der Noth und des Tadels, aber immer fest und ungestört seinen Weg gegangen. Endlich hat ihn seine Zeit anerkennen müssen, ohne daß er ihr eine einzige Concession gemacht hätte, und das Haupt der heutigen französischen Schule kann auf seinen Weg zurückblicken, ohne einen Tag seiner Vergangenheit verläugnen zu müssen.

1804 hatte Ingres ein Porträt Napoleons für den Saal des gesetzgebenden Körpers zu malen. Dies Bild fand wenig Anerkennung. Die David'sche Schule genoß noch einer ausschließenden Herrschaft, und Ingres' Versuch, eine neue Manier einzuführen, wurde nicht günstig aufgenommen. Man verkannte sein überwiegendes Talent als Physiognomiker, welches von den glänzenden und augenfälligen Aeußerlichkeiten der militärischen Schule in Schatten gestellt wurde, und sah in ihm noch Schlimmeres als einen Neuerer: einen Abtrünnigen.

In den Jahren von 1805—13 gingen nacheinander aus seinem Atelier hervor: Oedipus und die Sphinx, eine Schlafende, eine Frau im Bade, Jupiter und Thetis, die Odaliske, für den König von Neapel, Virgil, die Aeneide dem Augustus und Octavian vorlesend, Ossians Schlummer, die sixtinische Kapelle; und mehrere Porträts, darunter das des Herrn Norvins, damals Chef der Polizei des Kir-

chenstaates, ein Bild, in dem Ingres das schöne physiognomische Talent zeigt, welches wir später an andern Porträts bewundern werden.

1814, als die französischen Truppen den Kirchenstaat geräumt hatten, trat für Ingres eine Periode großer Entbehrungen und Leiden ein. Ohne andere Hilfsmittel als sein Talent, kämpfte er mühselig gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens.

Doch gerade in solchen Perioden brachte Ingres seine Hauptwerke hervor. Die Noth hat das Gute, daß sie zur Thätigkeit zwingt; und so wie es manche Naturen gibt, die nur in freiwilliger Thätigkeit nach der Verwirklichung des Schönen streben können, so gibt es andere, die auf dem Wege äußerer Nöthigung dasselbe Ziel erreichen. Aus dieser Zeit stammen die Gemälde: Raphael und Fornarina, der Marschall von Berwick, Christus übergibt die Schlüssel des Himmels dem St. Petrus (für die Kirche Trinità del monte in Rom); Francesca di Rimini; Don Pedro de Toledo; Papst Pius VII., Messe lesend; Karl's V. Einzug in Paris nach der Vertreibung des Herzogs von Burgund; der Tod Leonardo da Vinci's; Heinrich IV., mit seinen Kindern spielend.

Trotz verschiedener Sendungen in den Salon, war Ingres, schon so berühmt in Rom, 1824 seinem Vaterlande noch fast unbekannt, als er zur Ausstellung das Gelübde Ludwig's XIII. schickte. Der Zeitpunkt war ein sehr glücklicher. Die Glanzepoche der David'schen Schule war vorüber; man war des Basreliefstyls müde; die Farbe, so lange von der Zeichnung unterdrückt, strebte wieder nach der Herrschaft; man schwur nur noch bei Titian und Paul Veronese, Rembrandt und Rubens; der Mensch fing an in Stoffen und Waffen zu verschwinden; das Gold, die Seide, das Eisen und der Sammet vertraten die Stelle der Gedanken und der Begeisterung; und man war aus der kalten Nachahmung der Antike in die schimmernde und kleinliche der venetianischen und flamändischen Schule verfallen, als Ingres mit einem seiner schönsten Werke in den Schranken erschien. Als Zeichner ebenso correct und streng wie David, hatte er Italien die Idealität der Conturen, die Reinheit der Formen, das schöne Leben zu verdanken, welche er aus der beständigen Betrachtung der Meisterwerke der römischen Schule geschöpft hatte. Das Gelübde Ludwig's XIII. machte ein außerordentliches Aufsehen; es war ein schlagendes Argument zu Gunsten des Spiritualismus

und zwei Jahre später besiegte das Hauptwerk des Künstlers, die Apotheose Homers (im Louvre), in dem sich die plastische Schönheit der Griechen mit der idealen Schönheit der Neuern vereinigt, auch die hartnäckigsten Widersacher. Ingres trat fast mit einem Schritt aus der Dunkelheit in den glänzendsten Ruhm und wurde in das Institut aufgenommen.

Die Bewunderung hatte noch zurückwirkende Kraft, und man fand jetzt auch die Schönheiten der frühern, wenig beachteten Gemälde Ingres'; man erkannte an, daß Ingres als Porträtmaler eine wahre Revolution hervorgebracht habe; und da er später bei dem Porträt des ältern Bertin bewies, daß man mit einem einfachen Ueberrock, einem schlechten Sessel, und einer hübschen Gestalt ein Meisterwerk malen könne, ohne seine Zuflucht zu Sammt und Spitzen zu nehmen, rief man einstimmig, daß Niemand besser als Ingres die wahre menschliche Schönheit, die Schönheit der Seele, begriffen und auf der Leinwand festgehalten habe.

Jedoch glaubten die Coloristen noch nicht an ihre Niederlage; nicht zufrieden, Ingres' Fehler — sein oft graues Licht, ein hartes und kaltes Colorit anzugreifen, beschuldigten sie ihn auch, Nichts als ein sklavischer Nachahmer Raphael's zu sein.

An das Märtyrerthum des heiligen Symphorian (ausgestellt 1834) knüpfte sich ein lebhafter Kampf der Kunstkritiker über Ingres' Künstlerweg; das Bild wurde vom Neid auf das brutalste begeifert, und von dem Publicum nicht verstanden. Die Menge stieß sich an den zwei Lictoren im Vordergrund des Gemäldes; sie lachte über diese überkräftige Muskulatur, diese ungeheuern Köpfe und übermenschlichen Beine; die Kritik fiel ebenfalls mit Leidenschaft über diese beiden Lictoren her, und das Ensemble des Bildes blieb fast unberücksichtigt. Vielleicht hat die französische Schule kein kühner ausgeführtes Gemälde aufzuweisen. Es scheint fast, als habe Ingres zeigen wollen, daß ihm Energie und Leidenschaft nicht fremder seien, als Schönheit und Grazie.

Die, welche diese verwickelte Composition nicht verstanden, hätten es offen sagen sollen; sie fanden es aber angemessener, den Künstler mit Schmähungen zu überhäufen. Ingres ist gegen die Kritik sehr empfindlich; er ist ein wahrer Typus des leichtverletzlichen und entzündlichen Künstlergeschlechts. Ein Gelehrter, dessen Namen

ich vergessen habe, sagte mir eines Tages: „Ich bin ein Schwamm für das Lob, und eine Wachsleinwand für den Tadel." Ingres ist aber ein Schwamm für Lob und für Tadel; anstatt die Schmähungen der Unwissenheit und des Neides mit der überlegenen Ruhe, der geeignetsten Waffe des Genies, anzuhören, hat er die Schwäche, sich dadurch zu betrüben, und die noch größere, sich entmuthigen zu lassen.

Ich habe mich oft gefragt, wozu die Kritik, wie sie heut zu Tage beschaffen ist, überhaupt nütze, und ob sie nicht auf manche Menschen geradezu schädlich wirke. Ursprünglich der Dollmetsch zwischen dem Publicum und dem Künstler, die Auslegerin der Gedanken des Letztern, hat sie sich bald von diesem Amte losgemacht; anstatt bloße Berichterstatterin zu sein, ist sie Richterin geworden, und was das Echo sein sollte, ist jetzt die Stimme, und was die Stimme, das Echo geworden. Von diesem Augenblick an gibt es eigentlich kein öffentliches Urtheil mehr. Eigentlich hätten Publicum und Künstler bei dieser Veränderung gewinnen müssen, wenn die Leiterin der öffentlichen Meinung die Wissenschaft und die Unparteilichkeit des Richters gehabt hätte. Aber in ihrem Tadel eben so maßlos wie in ihrem Lobe, sieht der Künstler in ihr nur eine ihm günstige oder ungünstige Parteistimme, und achtet sie entweder zu viel oder zu wenig.

Auch auf Ingres hat sie einen nur nachtheiligen Einfluß geübt; er läßt sich zu leicht von ihr entmuthigen und hört ganz oder fast ganz auf zu schaffen, was zugleich ein Unglück für die Kunst und den Künstler ist.

1835 wurde Ingres zum Nachfolger Horace Vernet's als Vorsteher der französischen Academie in Rom bestimmt, eine Stelle, die er mit Vergnügen annahm, um sich an den Werken Raphael's, seines göttlichen Meisters, für die Verkennung seiner Zeitgenossen trösten zu können. Die Frucht dieses Aufenthaltes in Rom war die Stratonice, welche er im Auftrage des Herzogs von Orleans malte. Bald darauf verließ Ingres abermals Rom und kehrte nach Frankreich zurück, wo er seitdem von dem Herzog von Luynes beauftragt worden ist, die Galerie des Schlosses Dampierre zu malen. Dem Vernehmen nach wird ihn diese Arbeit mehrere Jahre lang beschäftigen.

Die Hauptschwäche unsers Künstlers besteht in dem schlechten Colorit, welches sich vorzüglich in der Färbung des Fleisches und dem

trüben Lichte verräth. Ingres hat eine Ansicht von der Kunst, die von der gewöhnlichen weit abweicht. — Ich kann nur malen, was ich nicht gelernt habe, sagte er eines Tages zu einem Freunde. Sein ganzer künstlerischer Charakter zeigt sich in diesem Ausspruch; hieraus läßt sich die oft schroffe Verachtung gegen die materiellen Mittel der Kunst erklären, jener Despotismus des Gedankens in der Anordnung der Composition, jene Nachlässigkeiten oder Uebertreibungen in der Anatomie, wohl auch Verletzungen der Gesetze der Perspective, wie im St. Symphorian, wo die Mutter des Märtyrers so steht, daß der Sohn sie unmöglich sehen kann. Doch können so leichte Flecken einen so gerechten Ruhm nicht verdunkeln. Hat doch jedes Genie die seinigen!

Eine andere, jetzt seltene Eigenschaft Ingres' ist seine Uneigennützigkeit und sein edler Künstlerstolz. Der Maler der Apotheose Homers ist arm; er hätte reich sein können, sehr reich, aber er wollte es nicht. Vergebens sieht er rings um sich die Kunst zum Handwerk werden, vergebens hat die Speculation an seine Thür geklopft und ihm Gold geboten: er hat der Versuchung widerstanden, seinen Pinsel zu entheiligen und aus seinem Ruhme Gewinn zu ziehen. Inmitten dieser Menge, deren Treiben kein anderes Ziel kennt, als den klingenden Beifall des Haufens, ist Ingres seiner Kunst treu geblieben und hat ihr heiliges Feuer in seinem Herzen wie in einem Allerheiligsten verschlossen. Jedes seiner Werke ist reif überdacht und gewissenhaft ausgeführt; oft hat er die Fabel der Penelope selbst gespielt; oft selbst hat man dem Künstler ein schon längst vollendetes Gemälde entreißen müssen, das er mit immer neuer Sorgfalt retouchirte und das er sich nicht entschließen konnte, aus den Händen zu geben.

Was den allgemeinen Charakter Ingres' als Künstler betrifft, so ist er durchaus nicht ein so fanatischer Verehrer Raphael's, wie man ihm nachsagt. Er liebt die antike, namentlich die griechische Kunst, aber zwischen ihm und der David'schen Schule findet der große Unterschied statt, daß David in der Antike das Schöne suchte, während Ingres in der Natur die Antike und das Schöne sucht. Ihm ist nicht das Ideale eine Schöpfung außerhalb der Natur; es ist ihm das zu seinem reinsten Ausdruck gebrachte Schöne in dem Wahren, und das ist es, was Ingres an Raphael bewundert.

Als Mensch wird Ingres troz seiner südlichen Lebhaftigkeit von Allen geliebt, die ihn kennen; sein Charakter hat das Gepräge der Kraft und der Ueberlegenheit. Man kennt den unwiderstehlichen Einfluß, den er auf seine Schule ausübt; doch ist dieser vielleicht eher nachtheilig als nützlich. Sein Lehrer David wußte jeden seiner Schüler auf den für ihn am besten geeigneten Weg zu führen; daher die Selbständigkeit seiner Schüler, sobald sie selbst ausübende Künstler wurden. Die Manier aller Schüler von Ingres, mit zwei oder drei Ausnahmen, ist ein und dieselbe. Sie kommen nicht aus einer sklavischen Nachahmung ihres Meisters heraus, in der die Fehler übertrieben sind, aber die Vorzüge fehlen; und so ist es zu fürchten, daß, bei all den glänzenden Eigenschaften, Ingres als Haupt einer Schule doch kein anderes Andenken zurücklassen werde, als seine eigenen Werke.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Das Burgtheater. — Herr von Holbein. — Halm's Sampiero und die Censur. — Eine Geistergeschichte. — Posen und Gallizien. — Biedermann's Monatsschrift. — Cäsario von Wolf.

Der neue Theaterintendant, Landgraf von Fürstenberg, wurde am 2. Februar dem gesammten Personale des Hofburgtheaters feierlich vorgestellt. Herr von Holbein behält zwar seinen Titel als Theaterdirector, erhält jedoch nun einen obersten Herrn, den er bei Besetzung und Annahme von Stücken in letzter Instanz zu Rathe ziehen muß. Der Mann, der als unbeschränkter, selbständiger Chef an die Spitze eines geachteten imponirenden Kunstinstitutes berufen wurde, hat es durch seine Aengstlichkeit und ungeschickte, übelangewandte Diplomatie dahin gebracht, daß man ihm von Unten wie von Oben, unter den Schauspielern wie im Publicum, die Capacität zu seinem Amte absprach. Nun hat er einen Herrn, da er doch ein Mal durchaus Diener sein wollte, und allgemein ist man damit zufrieden. Der Landgraf von Fürstenberg ist ein Greis von siebzig Jahren, aber rührig und mit dem Aussehen eines Fünfzigers. Er hielt eine hübsche warme Antrittsrede und sagte am Schlusse, er hoffe, die deutschen Bühnendichter würden den ausgezeichneten Talenten des Burgtheaters Gelegenheit geben, in vielen neuen Stücken ihre Kraft zu entwickeln. — Neue Stücke thun dem Burgtheater in der That Noth. Kotzebue und Iffland sind seit langer Zeit sein tägliches (altbackenes) Brod. Halm's Sampiero ist leider nicht glücklich ausgefallen, obschon er bei der zweiten Vorstellung bedeutende Abänderungen gemacht hat. Beim ersten Male wurde Sampiero, nachdem er seine Frau erstochen, alsogleich von ihrem Bruder niedergemacht. Dieses Gemetzel machte, statt eine tragische, eine komische Wirkung und war theatralisch ganz unglücklich. Bei der zweiten Aufführung ließ der Dichter seinen Helden am Leben, und nachdem er aus Egoismus und leeren Schönrednereien seine Gattin ermordet, geht der Mörder, von keiner Nemesis erreicht, ganz gemüthlich ab, was den nothwendigen dramatischen Schluß des Stückes ganz vernichtet und einen empörenden Eindruck hinterläßt. Auch ist mit einer Abänderung des Schlusses dem Drama nicht zu helfen, da die Hauptkrankheit desselben in der verfehlten Charakteristik der beiden Haupt-

personen liegt Merkwürdig ist dabei folgender Umstand. In dem ursprünglichen Entwurfe Halm's blieb Sampiero (der Geschichte gemäß) am Leben. Aber die Censur machte im Interesse der Tugend Einwendungen und verlangte vom Dichter Bestrafung des Mörders. Der Dichter gab nach und strafte. Aber nun machte das Publicum Einwendungen und lachte ob des plötzlichen Gemetzels. Der Dichter beschwor die Censur und diesmal gab diese nach und erlaubte, im Interesse des theatralischen Effects, daß der Mörder am Leben bleibe. Er blieb am Leben. Nun aber kommt die Kritik und macht Einwendungen im Interesse der dramatischen Gerechtigkeit und das Publicum macht Einwendungen im Interesse seines sittlichen Gefühls und die Censur ruft: Haben wir's nicht vorausgesagt? Der arme Dichter sieht sich von allen Seiten verlassen. —

Ein kleiner Geisterspuk macht in den hiesigen Salons viel Redens. Beim Grafen Traun ist eine fröhliche Gesellschaft versammelt. Man spricht von Ahnungen, Gespenstern rc. — Wenn ich an Ahnungen glauben sollte — sagte ein hier sehr bekannter Cavalier, dessen Gattin seit einiger Zeit verreist ist — so müßte ich denken, meiner Frau sei ein Unglück widerfahren, da ich in voriger Nacht unwillkürlich erwachte und meine Frau vor mir stehen sah. Glücklicherweise glaube ich an Nichts. — Am andern Tage kam die Nachricht, die erwähnte Dame sei gestorben. Die Oeffentlichkeit, mit der der erwähnte Cavalier seine Vision vorauserzählte, hat die Geschichte in Aller Mund gebracht.

Die Nachricht von den Verhaftungen in Posen hat aus nahe liegenden Gründen hier große Aufmerksamkeit erregt. Indessen sind gleichzeitig aus Lemberg Versicherungen eingelaufen, daß dort auch nicht eine Spur aufzufinden sei, die auf irgend ein Einverständniß oder eine Gesammtbewegung der Polen schließen ließe. Man hält in diplomatischen Kreisen den ganzen Lärm für eine, von Zeit zu Zeit in Galizien, eben so gut wie in Posen sich erneuernde List russischer Agenten, die durch solche Manöuvres Regierung und Regierte im Mißverständnisse zu hetzen suchen, indem sie erstere zu strengen Maßregeln zwingen wollen, damit die Polen unter deutscher Herrschaft sich nicht glücklicher fühlen sollen als unter russischer; andererseits aber, indem durch solche Maßregeln den Slaven das russische Protectorat als eine willkommene Sache erscheinen möge. Bei uns hat man dies Spiel längst durchschaut; ob man auch in Preußen offene Augen dafür haben wird, soll die nächste Zukunft lehren.

Der Artikel in der Biedermannischen Monatsschrift über Kübeck und die österreichischen Finanzen macht hier ein ungewöhnliches Aufsehen. Es sind auf dem Revisionsamt allein über hundert Exemplare des fraglichen Heftes ausgeliefert worden.

In seiner Noth um neue Stücke kramt Herr von Holbein die

allerältesten hervor. Im Laufe dieser Woche kommt der alte Cäsario von Wolf, neu aufgeputzt, in die Scene. Eine der besten Qualitäten des Herrn von Holbein ist sein glückliches Gedächtniß; leider spielt ihm selbst diese gute Eigenschaft manchen schlechten Possen. Da erinnert er sich z. B. daß dieses alte Stück von Wolf vor dreißig Jahren sehr gefallen hat, und ganz in jenen glücklichen Zeiten schwelgend, wo er noch in Prag Theaterdirector war, hält er das Jahr 1844 für das Jahr 1814 und tractirt uns mit den Früchten, die dem Publicum von damals schmeckten. Nun wir wollen sehen, ob er Recht hat und ob dreißig Jahre in dem Geschmacke der Nation keine Aenderung hervorbrachten.

II.

Aus Paris.

Molière und die Vendomesäule. — Deutsches Drama. — Das Capua der deutschen Schriftsteller. — Die Allgemeine Zeitung als Loreley. — Ein Selbstmörder.

Paris hat nun ein Monument mehr, um welches Deutschland es beneiden muß: die Statue Molière's. Wohl gemerkt, nicht das Stück Bronze, das man in menschlicher Form in der Rue Richelieu aufgestellt hat, sondern den Tribut, den eine dankbare Nation einem Dichter schenkt und zu schenken Ursache hat, der den socialen Geist der Nation consolidiren half. Frankreich ist eher um die Statue Molière's zu beneiden als um die Vendomesäule. Diese verewigt eine fieberhafte Epoche der französischen Geschichte, die vorüberging, wie sie gekommen; jene aber repräsentirt den Geist der Nation, wie er sich in einem seiner Hauptdichter verkörperte und befruchtend wieder in die Nation zurückfloß und sie weiter bildete. Deutschland hat die Vendomesäule und ihre Siegesprahlereien durch Rückeroberungen zu einem leeren Ausrufungszeichen gemacht, hinter dem man den Satz, auf welchen es sich bezieht, ausgestrichen hat; aber die Statue Molière's kann es nicht zum Lügner machen: die Eroberungen, welche die französische Gesittung, die französische Gesellschaft und Geistesrichtung bei uns gemacht, sind nicht mehr auszulöschen. Nicht, daß der wirkliche Molière bei uns eine Bedeutung noch hätte, gehört er doch selbst in Frankreich mehr der Literaturgeschichte als der Gegenwart an; aber die Richtung, die er angegeben, hallt in allen Bühnendichtern der modernen Zeit noch nach und das deutsche Lustspiel (?) sucht seinen Altvater in Paris, wie man den Altvater unseres Trauerspiels in London suchen muß. Die Bestrebungen der jungen dramatischen Dichter in Deutschland verdienen gewiß alles mögliche Lob und jede Aufmunterung; daß sie aber eine nationale Bühne zu schaffen im Stande sein werden, daran erlauben Sie mir zu zweifeln. Das deutsche Theater hat zu viel fremdes Blut in sich,

um von seiner Bastardnatur sich je befreien zu können. Wie der deutsche Bund ein eklektisches Gewimmel von Verfassungen und Rechten ist, so wird auch das deutsche Theater stets eine Olla Potrida von französischen, englischen und spanischen Elementen bleiben. Politik und Bühne sind zwei genau zusammenhängende Dinge. Ich fürchte, Deutschland wird noch russische Dramen auf seiner Bühne sehen müssen, ehe es sich selbst findet.

Die Emigration deutscher Literaten nach Paris nimmt immer mehr und mehr zu. Ich könnte Ihnen ein hübsches Häuflein mit Namen aufzählen, wenn es überhaupt Namen wären. Leider sind es meist Mittelmäßigkeiten und oft noch viel weniger als solche, die abenteuerlich hier ihr Glück suchen, ohne durch Kenntnisse oder Talent eine Berechtigung auf ein solches zu haben. Zählen Sie die Schriftsteller, die seit Börne und Heine hier angekommen, und überschauen Sie die Productionen, zu welchen diese Stadt voll ununterbrochener Anregungen sie gestachelt hat. In Gegenwart der modernsten und productivsten Bühne der Welt – hat ein Einziger von ihnen zu irgend einer ausgezeichneten dramatischen Dichtung den Geist gefunden? In Mitte der raffinirtesten Romandichter der Neuzeit, in der Nähe der Sand, an der Werkstätte Balzac's, welches deutsche Talent hat sich hier entzündet, ja welcher glückliche Nachahmer ist von hier ausgegangen? Der deutsche Schriftsteller zieht nach Paris, wie der Maler nach Rom zieht; aber statt ein Rom zu finden, findet er ein Capua. Ungewohnt des großstädtischen treibenden Lebens, sinkt er in seine Wellen, ohne den Strom bemeistern zu können. Betäubt folgt er dem Genuß, der Zerstreuung, Frankreich wird ihm interessanter als Deutschland und wenn er sich nach dem langen Taumel aufraffen will, ist es gewöhnlich zu spät. Der frische ursprüngliche Geist in ihm ist verdampft; er ist eine Kohle geworden. Ich spreche hier noch von den Besseren, deren Glücks- und Geistesumstände sie nicht von vorn herein zu Handlangern und Tagelöhnern verdammte. Und doch ist die Zahl der Letztern die überwiegende. Welch ein Heer von Uebersetzern und Correspondenzfabricanten brütet dieser Sand aus. Wüßte man in Deutschland, aus welchen Quellen die Zeitungen oft ihre Nachrichten schöpfen — ich will diese Wunde nicht aufdecken; die deutsche Journalistik leidet ohnehin eben nicht an Ueberfluß von Achtung. Gewissenlos aber ist es von gewissen deutschen Redactionen, die ihre Correspondenten wie eine übermüthige Hausfrau ihre Dienstboten wechseln und dadurch Manchen in Noth und Elend versetzen, der, sich auf ihre Zuschrift verlassend, seine andern Beschäftigungen aufgegeben hat. Derlei abgedankte und verlassene Correspondenten hat namentlich die Augsburger viele auf ihrem Gewissen, und sie kann zu ihren stillen Sünden auch die zählen, die Verzweiflung manches jungen Deutschen in Paris veranlaßt zu haben. Gerade sie, die conservative, ist in dieser Beziehung am wenigsten con-

servativ. Nicht Jeder hat einen Contract wie der Ritter Eckstein lobesam. Vielleicht hat sie gerade dieses Beispiel abgeschreckt, neue Contracte abzuschließen. Aber was rächt sie sich nun dafür an andern? Diese papierene Loreley setzt sich hin und coquettirt mit ihren Reizen und lockt junge Männer an, um, nachdem sie solche eine kurze Zeit abgenützt, in den Abgrund fallen zu lassen. Wohl dem, der die Industrie so versteht wie Herr Börnstein, der mit jedem Finger für zwei Journale correspondirt und, wenn ihn das eine verläßt, sein Spinnrad darum doch nicht stocken sieht. Handwerk hat einen goldenen Boden! Eine schöne Devise in der Literatur! Ein Herr Lippmann aus Prag, ein Lyriker, der für seine Gedichte keinen Verleger und für seine Stücke keine Bühne finden konnte, erschoß sich hier vor wenigen Tagen. Wäre der Mann ein Handwerker gewesen, er lebte wohl noch. Lippmann kam vor ungefähr vier Jahren hier an. Ein bedeutendes Privatvermögen setzte ihn in den Stand, anständig seinen Neigungen zu leben. Er war Jude und ging zur christlichen Religion über. Als junger Mann von reizbaren Nerven und aufgeregter Phantasie, fiel er der Propaganda in die Hände; heute Skeptiker und morgen Schwärmer, uneinig mit sich selbst, unaufgemuntert als Poet, mit Bußen belegt vor dem Beichtstuhl, war er im Begriffe, Franciscaner zu werden, ein verzweiflungsvoller Moment überraschte ihn und er legte Hand an sich selbst.

III.

Vermischte Nachrichten.

Die „Narrhalla" von L. Kalisch in Mainz, deren blühende Gesundheit wir noch im vorigen Hefte bewunderten, ist plötzlich vom Schlage gerührt worden. Auch eine gründliche Narrheit wird in Deutschland nicht geduldet. Wahrscheinlich hat sich diese lustige Rivalin der Walhalla ihre Unterdrückung durch ein unsinnig sinniges Gedicht auf einen deutschen Fürsten zugezogen, welches mit O! — endigt und dessen Fortsetzung bei günstiger Witterung versprochen wurde. Die Nase, welche der „Nichts gemerkt habende" Censor bekommen haben wird, kann sich gewiß mit der berühmten Nase Wahl's messen. —

Berichtigung. Eine Correspondenz aus Prag in Nr. 5 der „Grenzboten" schlägt mit einem Male die Hälfte des ganzen böhmischen Volkes todt; durch einen Druckfehler natürlich, denn weder der Redacteur dieser Blätter, noch unser Correspondent aus Prag ist solch ein Feind seines Vaterlandes. Böhmen hat über vier Millionen Einwohner und nicht zwei Millionen, wie es dort hieß.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig**. — Redacteur **J. Kuranda**.
Druck von Friedrich Andrä.

Magyarische Journalistik und Literatur im Jahre 1843.

Aus dem „Világ" von M. B. Steinhardt.*)

Die Ausbildung der politischen Wissenschaft ist der herrschende Charakterzug des gegenwärtigen Zeitgeistes. Es gab Zeiten, wo die Gelehrten das Heil der Völker in der Astrologie suchten und die Zukunft ganzer Länder und Nationen, wie die einzelner Menschen, aus dem Sternenwandel prophezeihen wollten; wieder wollten sie aus dem Tiegel der Alchymie die Völker mit Gold überschwemmen und glaubten, dieselben würden im Reichthume trotz des drückenden Joches des Feudalismus, unter dem sie gekrümmt waren, glücklich sein; ein anderes Mal wollten wieder die Rechtsgelehrten, umherirrend im Labyrinthe der Pandecten und Digesten, aus diesen die gesellschaftliche Wohlfahrt der Völker schöpfen; des Zeitraumes des religiösen Fanatismus gar nicht zu gedenken, der ebenfalls viele Jahrhunderte ausfüllte. — Und während dieses Alles auf der Erde vorging, verwüsteten Waffen die Länder und bedeckte Blut die Erde! Die italienischen Freistaaten legten sich auf die bildenden Künste oder trieben Handel und überließen die Politik einigen Gelehrten, während deren Forschen die freien Bürger sich verfolgten und ihre Freiheit untergruben. Später zog sich die ganze Weisheit der Politik in die Höfe der Fürsten zurück und wurde von einigen Höflingen als ein Monopol betrieben, und der hatte den Culminationspunkt dieser Wissen-

*) Das in Pesth erscheinende Journal „Világ" (Welt-Licht) ist das Journal des Debats der Magyaren. Ich glaube, es muß dem deutschen Publicum interessant sein, die Selbstbeurtheilung der Ungarn aus ihren eigenen Journalen kennen zu lernen.

schaft erreicht, der die wirksamsten Mittel zur Sicherung und Erhaltung der Willkür zu finden und anzurathen verstand.

Unter solchen Umständen begann die zweite Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Der Fluch ewiger Kriege kam über die Völker. Die Völker erwachten und fingen an, den hohen Werth der Menschheit zu fühlen. Die gegenseitigen öftern Berührungen erweckten Nachdenken und eiferten die Lauern an. Und so hörten die politischen Wissenschaften auf, verbotene Waare zu sein. Man begann die Philosophie der sociellen Verhältnisse zu cultiviren und fand in der Anerkennung und Hochhaltung der ewigen Menschenrechte die feste unerschütterliche Basis, worauf man die Sicherheit und Haltbarkeit der Staaten und der sociellen Bande, so wie die Sicherheit der Person und des Vermögens, das Glück Einzelner und ganzer Völker — gründete! Da wurde jede andere Wissenschaft als Hilfsquelle dem mächtigen Ziele zugeleitet, die Philosophie und Historie, die Mathesis und Rechtswissenschaft, selbst die Theologie wurde zur Unterstützung der Politik verwendet. Unterstützt von solchen Hilfswissenschaften verbreitete sich die Politik so sehr, daß man den allgemeinen unverkennbaren Charakter der letzten Jahre des achtzehnten und der ersten des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt in dem allgemeinen Streben fand: die sociellen Verhältnisse, von den Schlacken des mittelalterlichen Feudalwesens gereinigt, der künftigen Generation zu übergeben, daß sie das Ziel — welches zu erlangen Jahrhunderte vergebens bemüht waren, — sicher erreiche, oder, ist dieses auf Erden unmöglich, sich wenigstens demselben nähere und diesen höchsten Grad socieller Glückseligkeit genieße.

Wer dieses Alles berücksichtiget, wird sich nicht darüber wundern, daß bei uns die Politik beinahe ganz die Intelligenz und die Nationalkraft für sich in Anspruch nahm. Es ist nur zu bedauern, daß die Alles umschließenden Polypenarme der Politik eher zu uns gelangten, bevor die übrigen Hilfswissenschaften jenen Grad der Ausbildung erreicht hatten, in welchem sie der Politik eben so nützlich als nöthig sind. — Dieses allein ist unser Unglück. Die, eine schöne Gegenwart und noch eine schönere Zukunft verheißenden politischen Wissenschaften rissen jedes sich nur ein wenig hervorthuende und nutzbare Talent in ihren Strudel; die Leichtigkeit, mit der man diese sich — freilich nur oberflächlich — eigen macht, der Nimbus,

in dem ihre Jünger unwillkürlich vor den Augen der Welt erscheinen, die Zaubergewalt, die ihre Priester vermöge ihrer Grundprincipien auf die Völker ausüben, verleitet uns Ungarn; und nicht beachtend, daß das Bereich der Philosophie für uns noch eine Terra incognita ist, daß wir die Geschichte im Allgemeinen und besonders die unsrer Nation — um sie auf die vorzunehmenden Verbesserungen der sociellen Verhältnisse anzuwenden, — noch gar wenig erforscht haben, daß die Wissenschaften der Mathematik, die keine Nation bei der Ordnung ihrer sociellen Verhältnisse ungestraft vermied, bei uns noch in Windeln liegt; daß die ungeheuern Folianten unserer Gesetze zwar zur Zerrüttung und Verwirrung der Privatangelegenheiten, aber nicht zur Lösung der öffentlichen Angelegenheiten benützt werden — dieses Alles nicht betrachtend, ja aus Unmacht, dem völkerbezwingenden Geiste zu widerstehen, warfen wir uns der Politik in die Arme und beeilten uns, mit Vernachlässigung der nöthigen und unentbehrlichen Hilfswissenschaften, den Wettlauf mit jenen Nationen der civilisirten Welt zu beginnen, die an dem Faden vieler Hilfswissenschaften zu der mit denselben vielfach verflochtenen Politik gelangten, auf welche alle Kraft, alle in dem bürgerlichen Leben vorhandene Thätigkeit, wie nach einem Ziele, gelenkt werden muß.

Der Weg, die politischen Wissenschaften am wirksamsten und zugleich am schnellsten zu verbreiten, ist — die Presse. Diejenige Branche der Presse aber, welche sich ausschließlich mit dem periodischen Verbreiten der Wissenschaften beschäftigt, nennen wir Journalistik. Doch ist dieses nur im engern Sinn des Wortes zu nehmen, denn im weitern Sinn des Wortes versteht man ja unter Journalistik jedes Blatt, jedes Buch ohne Rücksicht auf den Inhalt, wenn dessen Erscheinen an eine gewisse Zeit gebunden ist.

Die Wanderung der Nachrichten und Raisonnements aus dem öffentlichen Volksleben in die Presse und von da wieder ins Volksleben zurück, bildet bei uns die Pulsader der politischen Journalistik. Und da diese Wanderung seit einigen Jahren bei uns sich lebhafter zu zeigen begann, war es eine ganz natürliche Folge, daß sie alle Aufmerksamkeit und alles Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten in Anspruch nahm und jedes andere literarische oder Privat-Interesse in den Hintergrund drängte. Das ist eine der Hauptursachen der von vielen Seiten geäußerten Klage: daß nämlich die

aus den Comitatssälen in die öffentlichen Blätter, und aus diesen wieder zurück wandernde Politik gleich einem bodenlosen Abgrunde jede andere Wissenschaft absorbirt und tödtet.

Viele halten diese Wanderung der Erscheinungen des öffentlichen Lebens nicht blos für schädlich und nachtheilig, weil dadurch der Zustand unserer Wissenschaft immer mehr verwaist wird, sondern auch weil sie befürchten, daß diese immer lebhaftere Wanderung nach und nach jede Ordnung, jede Institution in ihren Grundfesten erschüttern, die Bande der sociellen Verhältnisse lockern und uns endlich in den Abgrund der Anarchie hinabziehen wird.... Aber diese Frommen stammen noch aus jenen alten Zeiten her, wo sich drei bis vier praktische Assessoren mit dem Vicegespan versammelten und unter der Aufschrift „nos status e. ordines" im Namen des ganzen Comitats Beschlüsse faßten und amicabiliter die öffentlichen Angelegenheiten manipulirten und dies größtentheils — im Dunkeln! Indessen wird sich die Zahl dieser Frommen von Tag zu Tag in dem Grade verringern, in welchem die Liebe zur Oeffentlichkeit und zur Aufklärung bei den Einzelnen der Nation erwachen und zunehmen wird. Die nächste Generation wird kaum mehr solche Catilinarien gegen die Politik hören, die in der Furcht vor einem rührigeren Leben, vor der Zerstreuung der Finsterniß, ihr Hauptmotiv haben. Diese Furcht, so natürlich sie übrigens auch scheint, beurkundet nicht unsere scythische Abstammung. Eben von diesem Verkehre zwischen dem Leben und der Presse, wovon diese Leute aus den guten alten Zeiten so Vieles fürchten, eben von diesem ist, wenn er klug geleitet wird, eine allgemeine Abhilfe für unsere vielen Mängel zu erwarten.

Die Verbreitung der Politik auf dem Wege der Presse ist bei uns nicht alt, ist selbst bei jenen Völkern nicht alt, bei denen die Journalistik einen Hauptrang einnimmt. Das verflossene Jahrhundert begann ihre Entwicklung, und der Ruhm, sie entwickelt zu haben, gehört dem Jahrhundert, in welchem wir leben. Es ist zwar bei uns in dieser Hinsicht seit den letzten Jahren das Meiste geschehen, doch bei Weitem nicht so viel, daß nicht noch ein weiterer Fortschritt zu wünschen wäre. Doch wird dieser Fortschritt bei uns viel langsamer geschehen, als z. B. in Frankreich und England. Die Ursache hiervon ist — außer unserem isolirten Zustand — die beschränkte Presse, und überdies noch die Municipalverfassung un-

serer Comitate, die der politischen Journalistik den größten Theil ihres Nahrungsstoffes entzieht, denn bei uns kann sich die öffentliche Meinung im Comitatsleben bilden und ausbreiten und ist daher weniger auf die Presse beschränkt, als bei andern Nationen, wie z. B. bei den Franzosen, wo öffentliche Versammlungen und Congregationen gesetzlich verboten sind. Bei diesen gibt es keine andere öffentliche Meinung als die der Presse.

Ein anderes, nicht minder mächtiges Hinderniß zur vollkommenen Entwicklung und Verbreitung der Journalistik bei uns ist die Unfertigkeit unserer Schriftsteller, und dann die Theilnahmlosigkeit, welche von der schriftstellerischen und journalistischen Bahn Viele und vielleicht eben die Tauglichsten zurückschreckt.

Diese Hindernisse sind theils solche, deren Wegräumung der Magyare gar nicht wünschen kann, als die Comitatsverfassung, theils derartige, auf deren baldige Beseitigung wenig Aussicht vorhanden ist. — So lange unser Erziehungssystem nicht radical verbessert, so lange der Grundsatz, daß dem Verdienste allein nur Auszeichnung und Lohn in der Gesellschaft gebührt, so lange dieser Grundsatz nicht allgemein anerkannt und ausgeübt wird, so lange in unserem Vaterlande wie jetzt die Namen: Gelehrter — Schriftsteller — Journalist u. s. w. Schimpfnamen zu sein nicht aufhören und diejenigen, die die Sache des Landes mit ihren Schriften zu vertheidigen bemüht sind, nicht höher geschätzt werden, so lange wird die höhere Vervollkommnung und Entfaltung der Journalistik ein pium desiderium bleiben.

Trotz dieser Hindernisse aber hat die politische Journalistik doch in den letzten Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen, worüber alle diejenigen sich herzlich freuen müssen, die wie ich in der Politik ein nützliches und unentbehrliches Hilfsmittel zur Verbesserung der sociellen Verhältnisse erblicken. Vorher spielten eine Zeitlang unsere öffentlichen Blätter die Rolle der Sprachmaitres oder beschränkten sich nur auf Beschreibung feierlicher Schmäuse und der bei denselben ausgebrachten Toaste und füllten ihre formlosen, leer gebliebenen Spalten und Lücken mit ausländischen Nachrichten; sie waren daher Alles, nur nicht Repräsentanten des Volkslebens, Alles, nur nicht Dollmetscher der Volkswünsche, nur nicht Organe der öffentlichen Belehrung. Jetzt ist es anders. — Die politische Journalistik

beschäftigt sich meist mit heimischen und zwar öffentlichen Interessen und richtet ihre Aufmerksamkeit nur in so fern auf das Ausland, in wiefern sie es für nöthig erachtet, das lesende Publicum mit den dortigen politischen Ereignissen und mit allen, im Gebiete der Wissenschaft und Industrie gemachten Entdeckungen, zur Belehrung und Aufmunterung unserer Mitbürger, bekannt zu machen; oder vielleicht, um die ausländischen Blätter so viel als möglich entbehrlich zu machen und die bedeutenden Summen, die für dieses Bedürfniß nach dem Auslande gehen, in unserm geldarmen Lande zu behalten.

Bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Journalistik stellt sich noch die Frage heraus: ist die politische Journalistik bei uns die Schöpferin und Leiterin der öffentlichen Meinung oder ist sie nur das Organ derselben?

In Großbritannien, dessen Institutionen den unsrigen wenigstens in einigen Stücken gleichen, sind die Zeitungen (News-Papers) Organe der öffentlichen Meinung, sie betreten ihre Bahn und verfolgen ihre Spuren; in Frankreich hingegen schaffen, bilden und leiten die politischen Blätter die öffentliche Meinung. Die Ursache des verschiedenen Zustandes der Journalistik in diesen zwei Staaten liegt darin, daß bei den Engländern öffentliche Versammlungen (Meetings) statthaben, welche die Bereitung und Leitung der öffentlichen Meinung ganz absorbiren. Als Beispiel dazu dient die jüngste Agitation O'Connell's in Irland. Die Tagesblätter, meist nur Geschäftsunternehmungen und von besoldeten Redacteurs manipulirt, sind nur als Magazine der bittern Kämpfe, der vollkommen entwickelten politischen Parteiansichten, der Tagesbegebenheiten oder sonstigen Annoncen zu betrachten, aus welchen die gelehrten Raisonnements ganz ausgeschlossen sind. Die sogenannten „leitenden Artikel" (Leading articles) werden nicht aus der Ursache, weil sie etwa ausschließlich der Erörterung der Parteimeinungen gewidmet wären, so genannt, sondern weil sie gleich Leithammeln dem unendlichen Haufen mehr oder minder wichtiger Vorfälle, Neuigkeiten und Annoncen voranstehen. Die wissenschaftliche Journalistik in England hat sich in die Wochen- und Monatsschriften zurückgezogen, deren es eine enorme Menge gibt und die mehr Abnehmer als die Tagesblätter haben. — In Frankreich gibt es, die Sitzungen der Kammern ausgenommen, nirgends ein öffentliches Nationalleben, und daher gibt es auch kein anderes Mittel

zur Bildung und Leitung der öffentlichen Meinung, als die politischen Zeitungsblätter. Es gibt zwar auch in Frankreich bei der Manipulation derselben mercantilische Ingredienzien, aber die Geranten sind meist Männer von politischer Bedeutung, die auch eben darum durch Auseinandersetzung ihrer eigenen politischen Meinungen einflußreich auf die Nation sind, weil sie allenthalben als politische Notabilitäten geachtet werden und ihnen die höchsten Staatsämter offen stehen.

Bei uns in dieser Hinsicht für jetzt schon etwas Bestimmtes und Allgemeines zu sagen, ist sehr schwierig. Ich meinerseits bin geneigter zu glauben, daß unsere politische Journalistik nur das Organ des öffentlichen Comitatslebens und daher mehr Dollmetscherin als Leiterin oder gar Schöpferin der öffentlichen Meinung ist. Ich weiß wohl, daß Viele das Gegentheil behaupten, und halte durchaus nicht derlei Behauptungen für unstatthaft; doch glaube ich, die jüngsten Vorfälle in den Comitaten überzeugen jeden unbefangenen ungarischen Publicisten, daß diese entgegengesetzte Ansicht bei Weitem nicht so fest sei, daß man eine sichere Ueberzeugung darauf bauen könne.

Was übrigens den Einfluß, den unsere politische Journalistik auf unsere Wissenschaft im verflossenen Jahre ausübte, betrifft, haben wir, so sehr erfreulich die Entfaltung dieser Branche der Journalistik auch sein mag, doch nicht wenig Ursache, darüber traurig zu sein, daß diese nicht nur die Bücherwissenschaft im Allgemeinen in den Hintergrund drängte, sondern sogar die wissenschaftliche Journalistik ganz absorbirte! — Das „Tudományos gyüjtemény" (wissenschaftliche Sammlung) scheint nach kurzem Bestehen ganz eingegangen zu sein; die „Szemle" (Revue), eine vortreffliche Nachahmung der englischen „Review-Journalistik", fand schon in der Wiege ihr Grab. So erging es auch der ein besseres Loos verdienenden „Themis"; das „Tudománytár" (Magazin der Wissenschaften) wird nur mit großen Opfern von der Academie erhalten, wenn überhaupt ein so kümmerliches Leben auch ein Leben ist. Jüngst verlor das „Athenäum", nach der Aeußerung seines sehr thätigen Redacteurs, durch die allzuverbreitete politische Journalistik Werth und Bestand.

Vor Kurzem las ich Folgendes von einem französischen Publicisten: Es wäre thöricht, den Einfluß, den die Tagesblätter auf die menschliche Gesellschaft ausüben, zu läugnen; unsinnig, den allgemei-

nen Nutzen derselben in Abrede zu stellen, und ungerecht, die Talente, die sich auf dem undankbaren Felde der Journalistik oft entwickeln und selbst aufzehren, zu verkennen: aber nicht minder ungerecht, unsinnig und thöricht wäre es, den nachtheiligen Einfluß der Journalistik auf die Wissenschaft unberücksichtigt zu lassen.

Spricht ein Franzose so, was sollen gar wir Ungarn, bei denen fast jede Branche der Wissenschaft noch in den Windeln liegt, sagen? Und, ist seine Bemerkung über die Journalistik gegründet, um wie viel mehr ist sie es bezüglich auf die ungarische, die mit den wenigen literarischen Recensionen, die sie bringt, nur einen kleinen Tropfen in das große Meer der Wissenschaft leitet, welcher bald spurlos unter den Fluthen verschwindet.

Die politische Journalistik bringt in die Literatur alle Fehler und Gefahren der Improvisation; und es läßt sich gar nicht fordern, daß sie gelehrt sei, nachdem es ihr an Zeit gebricht zu lernen; es läßt sich nicht fordern, daß sie reflectire, da ihr Gedächtniß und Gesicht so kurz ist! Die Deutschen und noch mehr die Engländer, die Geistesrichtung der heutigen Journalistik wohl auffassend, eröffneten, um von dieser Richtung nicht abzuweichen und dem Uebel so viel wie möglich doch abzuhelfen, Wochen- und Monatsschriften, und zwar mit mehr Glück als wir Ungarn, bei denen — wie wir sehen — solche Unternehmungen nicht gelingen wollen! In diesen Revuen vereinigen sie mit sehr glücklichem Tacte die flüchtige Berührung der vorzüglichsten Tagesbegebenheiten und die Erörterung der wichtigsten sociellen Lebensfragen; in diesen ersetzen die kritische Würdigung und die sachkennerische und wissenschaftliche Recension der bedeutenderen literarischen Erscheinungen die meist spitzfindigen wirkungslosen Besprechungen der Tagesblätter. Die Aufsätze, welche in solchen Zeitschriften erscheinen, können mit mehr Fleiß und Studium ausgearbeitet werden, weil die Verfasser derselben nicht an heute oder morgen gebunden sind und daher ihre Arbeiten besser durchsehen und corrigiren können.

Dingelstedt und die öffentliche Meinung.

Es wird vor Allem einer Erklärung darüber bedürfen, warum mich Dingelstedt's schwierige Lage nicht abhält, das Licht der Oeffentlichkeit darauf hinzuleiten. Indem ich mit meinen politischen Grundsätzen mich zur äußersten Linken bekenne, könnte ich hierauf das Recht zu schonungslosem Verfahren gründen, mindestens denen gegenüber, welche mit mir einen Kriegszustand zwischen den politischen Parteien und damit auch die Rechte des Kriegs anerkennen. Allein diesen Grund hier geltend zu machen, ist nicht meine Absicht. Vielmehr halte ich mich in meinem Gewissen verbunden, auch dem Feinde gerecht zu sein und da, wo mit den Forderungen der Politik die Pflichten der Partei aufhören, die Humanität gewähren zu lassen. Diese Pflichten werden nicht unter einander leiden; und da Dingelstedt's Schicksal ein lehrreiches ist, so wird ein Wort darüber am Platze sein.

Kaum begann der Lärm, welchen Dingelstedts Wiener Briefe in der Augsburger Allgemeinen aufgeregt hatten, sich wieder zu legen, so kam die Nachricht, Dingelstedt habe sich beim Hofe in Stuttgart anstellen lassen. Das Murmeln, welches diese Nachricht in den Blättern sowohl, als unter den Leuten begleitete, ging bald in offenen Angriff über: Dingelstedt ward für gesinnungslos erklärt. Und das ist er, formell, unzweideutig. Denn ein politischer Charakter, will er gesinnungsfest sein, hat nicht blos die Verpflichtung, seinen Glauben zu bewahren, sondern auch ihn zu bekennen. Was haltet Ihr von dem Christen, der eisenfest am Buchstaben des Evangeliums hängt, aber, um dem Spott ungläubiger Freunde zu entgehen, mit ihnen

über die unbefleckte Empfängniß, über die Göttlichkeit und Wunder Christi sich lustig macht? Wie hoch schlagt Ihr die Philosophie an, welche den Glauben an eine geoffenbarte Religion entschieden verwirft, allein ihre Feder gleichwohl an die Orthodoxie des Staates vermiethet? Mit seinen Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters hat Dingelstedt vor ganz Deutschland dem Privilegium und Vorurtheil in jeder Gestalt seinen Fehdehandschuh hingeworfen, sich aber gleich darauf beeilt, ihn selbst wieder wegzunehmen. An einem solchen Widerruf, geschehe er ausdrücklich oder stillschweigend, im Leichtsinn oder aus Gemeinheit, pflegt die Reputation zu sterben.

Hätte Dingelstedt brausende Freiheitslieder gesungen, schwärmende Ideen hoch wie wandernde Schwalben über dem Getreide des Tages in unsern Straßen hinziehen lassen, so konnte man die Annahme seiner jetzigen Stellung weniger anstößig finden. Dingelstedt hatte dann eben der in jedem gesunden Jünglingsherzen aufgährenden Begeisterung Sprache gegeben, poetische Symbole gefunden; nachdem der Jugendrausch verflogen, war das Leben zu seinen nüchternen Ansprüchen befugt, und der gerettete Niederschlag von Idealen überstieg dann schwerlich das Maß, welches man auch dem Staats- oder Hofdiener zu gestatten pflegt. Kurz, Dingelstedt's Rückzug hätte nicht mehr Aufsehen gemacht, als der so Vieler, die mit allgemeinen Phrasen erst sehr laut waren, dann mit nahender Gefahr immer leiser und leiser wurden, bis sie in irgend einem Collegiengebäude oder Pfarrhause den Augen des Publicums entschwanden. Allein Dingelstedt's Fall war ein andrer. Mit klugem Verstande und feiner Bildung, mit Witz und plastischem Talent ausgestattet, stellte er sich, als er in der politischen Poesie auftrat, nicht als ein gaukelnder Schmetterling dar, welcher sich aus dem lyrischen Gärtchen in die politische Wildniß verloren hat, sondern als ein bewußtes, also für sich, seine Schöpfungen und deren Consequenzen verantwortliches Talent. Er schwärmte nicht für die Freiheit, sondern er kannte sie theoretisch, seine Liebe zur Freiheit verkündigte sich nicht als blos pathologisches, sondern als Denkresultat.

Beantworte sich nun Jeder selbst die Frage: Wenn ein Mann von classischer Bildung, erzogen in freien Verhältnissen, entwickelt durch das öffentliche Leben seit **1830**, seinen geistreichen Spott treibt mit falschem Nimbus und Vorurtheil und sich nun plötzlich dazu

Google

versteht, ein Verhältniß einzugehen, das ihm nicht nur das fernere Lautwerden seiner Ueberzeugung verbietet, sondern ihn auch zwingt, seine Lebensweise dem bekämpften Herkommen gemäß einzurichten: ist dies möglich, ohne daß er sein geistiges Bedürfniß, sein besseres Wissen verläugnet, gewonnene Erfahrungen im Stiche läßt? Hat er sich nicht einem Cultus unterworfen, an den er nicht glaubt? Gestaltet nicht jedes Ceremoniell, jede conventionelle Lüge, wozu er sich bequemt, sich in ihm gleichzeitig zu einem Epigramm, das er verschluckt halten muß? Wird er nicht, wenn er sich in einer nachdenklichen Stunde spiegelt, über seine Maske erst lachen und dann erschrecken müssen, weil er sie nie mehr ablegen kann? Dies ist Dingelstedt.

Wenn ich in den Windeln schon Fürst bin, wenn mir der aristokratische Sinn mit dem Blute in meinen Adern vererbt wurde, wenn Erziehung und exclusive Gesellschaft, Lehre und Beispiel diesen Sinn mit Sorgfalt entwickeln und grundsätzlich ausbilden, bis die Gewohnheiten sich zu Vorurtheil und Neigung, die Eindrücke sich zu Maximen verhärtet haben, so mag man meine Gesinnungen und Schritte anfeinden; aber es wäre sonderbar, wollte man mich für das verantwortlich machen, was Geblüt, Beispiel, Erziehung an mir gethan hätten. Ja man muß es sogar natürlich finden, wenn ich mich in denjenigen Mechanismus von Nichtigkeiten einlasse, welcher dem philosophischen Geist eine lästige Zeitverschwendung, doch für die Sphäre, in der ich nun einmal lebe und gelte, eine Art Religion, ja mitunter selbst Lebensbedingung ist.

Anders bei Dingelstedt. Ein Kind des neuen Bewußtseins hatte er keine Vorurtheile abzustreifen, sondern aufzusuchen, nicht klar zu werden, sondern aufzuklären; er mußte dem Fortschritt ein Banner tragen, denn er hatte keine Tradition, kein Privilegium, keine theure Illusion zu vertheidigen.

Man wird Dingelstedt's politischen Fehltritt in eine positive und in eine Unterlassungssünde eintheilen können. Nachdem er so wohlgezielte, scharfe Bolzen geschossen, durfte er sich nicht auf eine Stellung einlassen, die mit seinen früheren Angriffen schlechthin unverträglich scheint. Wer der kosmopolitische Nachtwächter gewesen, kann seinem radicalen Menschen nicht ohne Versündigung die silberbordirte Hofrathsuniform anziehen. Dies war das positive Ver-

gehen. Das negative, und wie mich däucht, ungleich schwerere Unrecht besteht darin, daß Dingelstedt sich durch seinen Schritt gezwungen hat, auf seine politische Mission zu verzichten und, ob auch noch so unabsichtlich, das Vertrauen der Nation in ihre Vertreter zu gefährden. Dem Volke steht ein Recht zu auf seine Männer. Wer sich vorangestellt, sich bemerkbar gemacht hat, übernimmt dadurch die Verantwortlichkeit eines Führers; weicht er aus seiner Stellung, so verbreitet dies weit mehr Kleinmuth, Argwohn, Verwirrung, als wenn sich ein obscurer Mensch aus dem Staube macht. Der Führer belastet durch Abfall oder auch nur durch dessen Schein sein Gewissen nicht blos mit seiner eigenen That, sondern auch mit den Fehltritten derer, welche sein Beispiel verlockte, mit dem Haß derer, welche, treu geblieben, hierunter leiden, und mit der Schuld des verlängerten Kampfes. Es ist schön, aber gefährlich, Führer zu sein. Kugeln und Verrath zielen am Ersten auf sie. Im Gefecht nimmt man vor Allem die Offiziere aufs Korn, in heimlichen Unterhandlungen besticht man sie, sei es mit Geld oder mit Täuschung. Dingelstedt hat über seine Zukunft, die nicht mehr ihm allein, sondern der Nation, an die er appellirt hatte, nicht minder gehörte, auf eine Art verfügt, welche die politische Moral unbedingt mißbilligen muß.

Es liegt nicht in meinem Zweck, diese Seite der Sache, von welcher aus man Dingelstedt schwerlich entschuldigen kann, noch weiter zu verfolgen. Treten wir auf den psychologischen, rein menschlichen Standpunkt, wohin sich Angriffs- und Vertheidigungslinien der Politik nicht erstrecken, so können wir uns vielleicht zu einem milderen Urtheile verstehen.

Fassen wir Dingelstedt's Persönlichkeit ins Auge. Er hat einen regen, ausgebildeten Sinn für Eleganz im weitesten Begriff. Er liebt das Propre, Glänzende, Herausgekehrte, die Feinheit in der Lebensweise und im Umgang. Dabei beriefen ihn Talent und Kenntnisse zu umfassenderen Aufgaben, als denen der Lehrerstelle im einsamen Fulda. Er reiste, und das Gewaltige, was in den Weltstädten, wie Paris, London, Wien, auf den Sinnenmenschen überwältigend, auf den gebildeten Geist aber so gedeihlich wirkt, mag in Dingelstedt die Unlust, in die Klemmen des Spießbürgerthums zurückzukehren, vollendet haben. Dazu das gerechte Selbstbewußtsein, welches ihm der Ruhm seines Nachtwächters — des Schnippchens,

welches er dem Staatsdienste schlug — verschaffte. Das Reisen, das Correspondiren wirkt endlich ermüdend; die treibende Feder des Geistes, die producirende Feder des Correspondenten erlahmen, und Dingelstedt war wohl zu klug, als daß er geschmiert hätte, wo er nicht mehr zu schreiben wußte. Was thun? Vom heimathlichen Staatsdienst hatte er sich losgerissen. Das Publicum liebte seine Muse, hatte jedoch keinen Anlaß, sich mit seinen Existenzsorgen zu befassen. Und doch war ihm der Umgang mit feinen Leuten, die Bewegung in netten gesellschaftlichen Formen längst Bedürfniß geworden, hatte ihn geistig und materiell verwöhnt. Jetzt mußte er wählen zwischen dem Entschluß der Entbehrung, der angestrengten, häufig undankbaren Arbeit einerseits, der ruhigen, seinen Neigungen entsprechenden, seinen Studien förderlichen Lage andrerseits. Wollte er auch jenen harten Entschluß fassen, so mußte er noch über eine wichtige Frage mit sich zu Rathe gehen.

Fühlte er sich den Anstrengungen gewachsen, womit ihn jene Wahl bedrohte? Wer kennt nicht das Schwankende der Volksgunst? Wo findet der Neid keine Poren, der Haß keine Waffen? Ist nicht das Publicum, so lange nicht ein ganz offenbares Märtyrthum sein Mitleiden erweckt, ein unersättlicher Magen, kaum hat es einen ersten Band verschluckt, so lechzt es nach dem zweiten, vergißt den ersten? Gönnt es einem Schriftsteller, welcher an den Interessen des Tages arbeitet, Ruhe, wenn er der Ruhe bedarf? Gestattet es ihm, auf seine Vergangenheit zu verweisen? Nein, die Zeit und das Bedürfniß stürmen fort, die Organe an ihrer Spitze immer vorwärtsdrängend und versagt ihnen die Kraft, so wirft der Andrang sie nieder, geht über sie hin, läßt sie vergessen zurück.

Freilich rechtfertigt das Alles nicht die Schwachheit, seinen Beruf zu verläugnen. Wer der Freiheit dient, darf sein Schwert nicht um der Volksgunst willen tragen: die Freiheit ist Selbstzweck, lebt sie doch als Ideal im Bewußtsein der Welt von Geschlecht zu Geschlecht und fällt für die geläuterte Anschauung zusammen mit der Religion. Also nicht die Popularität, sondern der **Grund**, worauf die Popularität ruht, muß uns leiten; nicht für die Menschen, sondern für ihre Bestimmung, wie sie dem Einen weniger, dem Andern mehr klar ist, müssen wir arbeiten. Mögen die Menschen unserer Umgebung, welche eine politische Ueberzeugung mit uns theilen, uns nach

Digitized by Google

ihrer sonstigen Persönlichkeit noch so zuwider oder wenigstens gleichgiltig sein: das gibt uns durchaus kein Recht, die Freiheit zu verlassen und überzutreten auf einen Punkt, wo zwar liebenswürdige Menschen und Sitten uns vergnügen, aber weder freies Denken, noch freies Handeln ihre Stätte haben. Man darf sich nicht auf Kosten seines Berufs amüsiren.

Aber war Dingelstedt's frühere Sphäre auch wirklich sein Beruf? Konnte er seiner Natur nach in der Polemik ausdauern und fortschreiten? Wuchs seine Fähigkeit mit den Erwartungen? Dingelstedt wird sich diese Frage ohne Zweifel verneint haben. Ob mit Recht, wage ich kaum zu entscheiden. Um an unserer ledernen, durch Nachgeben widerstehenden Zeit zu arbeiten, bedarf es nicht allein eines guten, sondern auch eines scharfen Willens, zu dem nicht Jeder das Metall hat. Guter Wille fehlt Dingelstedt gewiß nicht, wohl aber das Zeug zur Charakterhärte, die moralische Energie. Sein Nachtwächter, so vollendet in der Form, so trefflich von Inhalt, zeigt gleichwohl von einem gewissen Dilettantismus und hinterläßt den Eindruck, daß Dingelstedt auch in der Politik Schöngeist blieb, daß er die Politik nicht als Beruf erkannte, sondern als anregendes Thema für seinen Humor benutzte, daß er nie Anlage hatte, Tyrtäus zu werden.

Ich spreche hier meine Ueberzeugung aus, wie sie mir auch durch Beobachtungen in früherem Umgange mit Dingelstedt bestätigt ist. Möglich, daß ich mich irre. Ich komme hiernach zu folgendem Resultat. Als Dingelstedt seinen Nachtwächter herausgab, nahm er die beste Gelegenheit wahr für seine Poesie, ohne eine Haltbarkeit für die Consequenzen übernehmen zu wollen, die er ziemlich übersah. Als Dingelstedt die Stelle bei Hofe annahm, geschah es, weil er sich nicht stark genug fühlte, seine Neigungen und seinen Vortheil den Rechten der Nation auf Festigkeit ihrer Führer zu opfern und sich, falls er nicht mehr im bisherigen Geist zu wirken wußte, in das Privatleben zurückzuziehen. Auch bei diesem Schritte hat er die nachtheiligen Folgen, wenigstens in dem jetzt eingetretenen Umfange, sehr schwerlich sich klar gemacht.

Er mochte es sich hübsch ausmalen, wie er, in einer ausgezeichneten und doch reservirten Stellung, nicht mehr werde berührt werden von dem Zwange der Monats- und Wochencorrespondenzen für

Augsburger Allgemeine, Morning Chronicle und Morgenblatt, von den Honorarermittlungen, kurz von allen Mühen eines auf seine Feder allein angewiesenen deutschen Autors; wie ihm die Muße bleibe für neue Entwickelungen seines Talentes; wie er, ohne seine Principien aufzugeben, doch deren Princip beschränken könne. Vielleicht ging er auch weiter und gedachte, seine Stellung in vermittelnder, wohlthätiger, humboldt'scher Weise zu benützen und allerdings ist ein aufgeklärter Mensch nirgend zu viel, wenn er auf rechtem Weg angelangt ist.

Aber es ging Vieles ganz anders. Dingelstedt hatte wohl nicht hinlänglich erwogen, daß er von seinem Studirzimmer bis zum königlichen Kabinet die Mißgunst der Antichambres zu passiren hatte, wo man, die Lieder des Nachtwächters in der Hand, dem vorbeischreitenden Parvenu mit stillem Grimm nachsah. Ebenso dachte er sich schwerlich, daß ihn auch die Bürgerlichen anfeinden werden, schon weil er aristokratische Formen hat und in blaßgelben Handschuhen spazieren geht. Was die demokratische Partei betrifft, so brach diese rasch und entschieden mit ihm und that damit, was ihre politische Pflicht erforderte.

Vergeblich sucht Dingelstedt die Schwierigkeiten zu überwinden. Nähert er sich den Höflingen, so machen sie schweigend ihm Platz — sie weichen ihm aus. Er ist dort, wenige Personen abgerechnet, gemieden: das ist ihm wohl selbst und hinter seinem Rücken noch besser bekannt. Ebenso wenig wird sich sein Verhältniß zum Publicum ändern. Nirgends weniger als in Würtemberg verzeiht man Inconsequenz, wäre sie auch nur der Schein von Verrath. Man versteht es hier nicht, sich bei Jemand mit seinen liebenswürdigen Reden zu begnügen und auf den übrigen Menschen zu verzichten, moralische und politische Sünden zu vergessen. — Und indem Dingelstedt, statt sich unscheinbar zu machen, in seiner ganzen Erscheinung gegen den Stuttgarter Ton absticht, lenkt er die Aufmerksamkeit immer wieder auf sich, auf seine Person.

Dies ist Dingelstedt's Lage, eine unglückliche, fast unhaltbare. Wie wird sie sich entwickeln? Ein Rücktritt zur alten verlassenen Fahne ist aus inneren und äußeren Gründen unmöglich, von Dingelstedt auch schwerlich beabsichtigt, selbst wenn er den gethanen Schritt bereuen sollte. Er wird vorerst bleiben müssen; Hofleute und was daran hängt, werden ihm nach wie vor ein Bein stellen, wo man es

Digitized by Google

höheren Orts nicht bemerkt; das Publicum wird sich fern halten und die Opposition ohneh:n bei ihrem Spruch beharren. In einem gemeinen Epikuräismus den Schmerz über sein Schicksal verfaulen und Schmarotzerpflanzen darauf wachsen zu lassen, das würde Dingelstedt schon bei seinem Ehrgeiz und seinem Sinn für geistige Schönheit nicht gelingen, selbst wenn er wollte. Was bleibt ihm übrig? Wird er im Groll über die ihm die ihm widerfahrene harte Behandlung, zu den Interessen der Gegenpartei übertreten, ihr seine Feder zur Verfügung stellen? Oder wird er, gewarnt durch seinen Schiffbruch, sein Gewissen als Compaß, die Männlichkeit am Steuer, ohne an den Klippen seiner Umgebung zu scheitern, sich aus dem windigen Scheerenkessel, wohin eine leichtfertige Stunde ihn geworfen, wieder herausfinden in ein Fahrwasser? Sein Schiff hat gelitten: noch jetzt scheint es planlos und gefährdet zu irren; aber verloren ist es noch nicht und wird auch der Leck immerhin sichtbar bleiben; reparirte Schiffe sind darum noch nicht die schlechtesten.

Dies veranlaßt mich schließlich noch zu einer Bemerkung. Verdammen ist leicht, selbst für Diejenigen, welche nur Zufall vor gleichem Fehltritte bewahrte. Dennoch zwingt uns die Unvollkommenheit der menschlichen Einrichtungen, hart zu sein. Fällt eine Handlung unter den und den Artikel des Strafgesetzes, so spricht der Richter sein Erkenntniß, ohne den vielfach verschlungenen Knäuel von Erziehung, Zufall, Macht des Beispiels, Temperament, Gewohnheit, Affect, Krankheit, welcher den Anfangsknoten jenes verbrecherischen Willens etwa bildete, lösen oder berücksichtigen zu können. So muß auch die politische Moral nach bestimmten Gesetzen eine That verurtheilen, den Thäter strafen. Traurig aber ist es, zu sehen, wie nicht nur Mancher, dem es gelang, seine auf den gemeinsten Gründen beruhende Apostasie unvermerkt zu bewerkstelligen, sondern auch Der und Jener, dessen Charakter von lange her anrüchig ist und der im Liberalismus speculirt, wie ein Anderer in Korn oder Metalliques, jetzt als gleißender Pharisäer Entsetzen und Empörung über Dingelstedt heuchelt, dessen Fehltritt ein großer, dessen Natur aber noch heute hundertmal edler ist, als die jener Menschen. Wen es angeht, der wird mich verstehen. Lieber vogelfrei, wie Dingelstedt, als ein Verfolger wie Jene!

Stuttgart. Siegmund Schott.

Tagebuch.

I.

Kleine Skizzen aus meinem Leben.

Von J. F. Castelli.

Mein Honorar für die Oper: „Die Schweizerfamilie." *)

Schon lange ist es die allgemeine Klage in Deutschland, daß der dramatische Schriftsteller so geringen Ehrensold für seine Werke findet und erhält, während in Frankreich sich die Schauspieldichter Häuser kaufen, Landhäuser bauen und noch außerdem von ihren gangbaren Werken eine jährliche Rente von 20, 50, 80—100,000 Franken, ja auch darüber, wie Scribe, beziehen. Ihr Undankbaren! wenn Euch das Hofburgtheater 100 Stück Ducaten, das Berliner Hoftheater 50 Ducaten, jedes der übrigen deutschen Hoftheater 15 und 12 Ducaten, ferner die Provinzialbühnen jede 6 Ducaten für ein neues Stück bezahlen (welches bei einem neuen Stücke, das auf einer der Hauptbühnen gegeben worden ist und gefallen hat, auch der Fall ist, wenn Euch anders diebische Copisten und Souffleurs nicht darum bestehlen), was wollt Ihr denn mehr? Hört die Geschichte meiner „Schweizerfamilie" und Ihr werdet Euch Krösusse dünken im Gegensatze zu mir.

Ich darf das Buch dieser Oper mit Recht mein Werk nennen; denn daß mir ein kleines französisches Vaudeville, betitelt: „pauvre Jaques", die erste Idee und Nichts weiter als die Idee dazu gab, verschlägt hier Nichts, sonst würde es bei näherer Untersuchung wohl wenig Originalwerke in der Welt geben. Personen, Charakteristik derselben, Scenenreihe, Dialog, Situirung und Ausführung der Musiktexte, Alles dies ist mein Eigenthum.

*) Dieser kleine Artikel war ursprünglich für ein Wiener Blatt bestimmt, wurde aber von der österreichischen Censur gestrichen!! —

Diese „Schweizerfamilie" hatte es nun im größeren Maße der vortrefflichen, ja classischen Musik **Weigl's**, aber doch auch nebenbei meinem Buche zu danken, daß sie einen europäischen Ruf erhalten hat. Es ist keine, wenn auch noch so kleine Bühne in Deutschland, auf der sie nicht gegeben worden ist und wo sie nicht gefallen hätte. Lange war **Emmeline** ein Steckenpferd aller Sängerinnen, die sich zutrauten, daß sie nebenbei auch Schauspielerinnen seien. In Wien allein ist diese Oper über hundertmal gegeben worden. Sie ist in das Französische, Italienische und Russische übersetzt worden, und was hab' ich für mein Buch eingenommen? Rathet! — Nein, Ihr könnt es nicht errathen! Also vernehmt und schaudert: ich habe für das Buch meiner „Schweizerfamilie" in Allem, Summa Summarum im Conventionsfuße 8 fl. (ich muß es aber schon mit Buchstaben schreiben, sonst könntet Ihr glauben, der Setzer habe ein Paar Nullen weggelassen), sage also **acht** Gulden C.-M. Honorar erhalten.

Ihr wundert Euch, Ihr lächelt, Ihr traut meinen Worten nicht, Ihr fragt, wie das möglich sei. Ich will's Euch auseinandersetzen, wie das möglich war:

Es war im Jahre 1807, als diese Oper zum ersten Male aufgeführt wurde. Ich erhielt dafür von der Direction des Kärnthnerthortheaters ein Honorar von **einhundert** Gulden in Bancozetteln. Ich glaubte schon ein reicher Mann zu sein, als ich diese hundert Gulden in einer Tasche hatte; denn ich lebte damals noch sehr kümmerlich, und mein Schneider und Schuster freuten sich mit mir. Nun dividirt mit 5 in diese Hundert, so findet Ihr 20, und wieder mit $2\frac{1}{2}$ in die 20, so ergibt sich das von mir angegebene Facit pr. 8 fl. C.-M. Drucken ließ ich meinen Text auch gleich bei der ersten Aufführung, und zwar bei Wallishauser, und verlangte als Honorar Nichts als 25 Freiexemplare. Lieber Himmel! ich war ja ohnehin der allerglücklichste Schriftsteller, ich besaß 100 fl. und genoß die Ehre, mich gedruckt zu sehen, und konnte hier ein Exemplar an Fräulein X. und dort eins an Dlle. Y. verschenken, die von nun an einen außerordentlichen Respect vor dem großen Dichter hatten. Ach! was ging ich da, besonders an Tagen, wo mein Name an allen Straßenecken angeschlagen war, mit emporgestrecktem Kopfe auf dem Kohlmarkt und Graben herum, und meinte, Jedermann sehe es mir an der Nase an, daß ich der hochberühmte Verfasser der Schweizerfamilie sei. Wozu hätte ich noch Geld bedurft, da ich des Ruhmes genug — mir einbildete. Weigl hat dann seine Musik zur Schweizerfamilie oft und an alle Theater verkauft. Mein Buch ging, versteht sich, mit in den Kauf, da es für 30 kr. gedruckt zu haben war. Wallishauser hat von diesem Buche bereits die **sechste** Auflage gemacht, und ich habe kein Honorar mehr gesehen, und das mit Recht, da ich bei der ersten Auflage keines forderte und auch keine Bedingungen für die folgenden festsetzte.

Und so blieb es denn bei den ausgewiesenen acht Gulden.

Der Schaum von Ehre ist nun verflogen, obwohl ich mir noch immer einbilde, in meiner Schweizerfamilie eines der besseren Opernbücher geliefert zu haben, aber manchmal ärgert es mich doch noch, daß ich von einem so allgemein beliebten Werke so wenig Nutzen gezogen habe, und diesem Aerger habe ich durch diese wenigen Zeilen Luft machen wollen.

II.

Unsere Zeitschriften.

Werfen wir einen Blick auf unsere Zeitschriften-Literatur; wir haben manchen erfreulichen Fortschritt zu signalisiren. Zuerst ist zu bemerken, daß in den Blättern, die seit zwei, drei Jahren neu entstanden sind, ein gewisser Ernst überwiegend ist, den man in früheren Perioden keineswegs in Zeitschriften gesucht und gefunden hätte. Die neuen Redactionen haben nicht wie die früheren zumeist das weibliche Publicum im Auge oder die weibischen Leser, die nur mit Bonbons und Knacknüssen gefüttert sein wollen. Dieser Fraction der Lesewelt sind in letzterer Zeit wenig neue Altäre errichtet worden. Die meisten jungen Blätter zeigen durch Stoff und Haltung, daß sie sich an Männer wenden. Hervorgerufen durch die positive seriöse Richtung der Zeit, findet diese Journalistik auch noch durch einen äußern Umstand eine Begünstigung: durch die immer zahlreicher werdenden Lesevereine oder sogenannten Museen, die von der Elite der gebildeten Männer in großen und kleinen Städten gestiftet werden. Früher lag das Loos der Zeitschriften in den Händen der Leihbibliotheken, der Kaffeehäuser und Conditoreien. Der Leihbibliothekar wollte lange Novellen, der Kaffetier und Conditor kurzes Naschwerk, das nicht länger Muße braucht, als die Mocca-Tasse dampft und die tarte à la crème verzehrt ist. Der Bücherverleiher mit seinen grünen Staubärmeln, der Kaffeeschenker mit seiner weißen Schürze waren die Richter, die Wähler, die Autokraten der Zeitschriften, und sie sind es in vieler Beziehung noch. Durch das Entstehen solcher Lesevereine, wie das Museum in Dresden, Leipzig, der historisch-politische Verein in Wien u. s. w. ist den besseren Journalisten ein Asyl geöffnet worden, das sie aus der Gewalt der rohen Menge rettet. Der Kreis ist kleiner, aber würdiger: die Redactionen, denen ihre Tendenz, die Verbreitung ihres geistigen Wollens mehr gilt, als der massenhafte materielle Gewinn, haben nun einen Spielraum gewonnen, und daß es an solchen nicht fehlt, beweist die Zahl der neu entstandenen Blätter, wie die Biedermannsche Monatsschrift, die Jahrbücher der Gegenwart, der Sprecher, das Vaterland, die Zeitinteressen u. s. w., sowie der Aufschwung, den manche andre Journale genommen haben.

III.

Aus Wien.

Graf Sedlniczky und Baron von Kübeck. — Ein Verbot auf der Börse. — Der Schmuggel und die Bergleute. — Der Musikverein aus seinen Nöthen. — Das Burgtheater und Halm. — Carneval. — Cäsario. — Kolowrath. — Nicolai.

Es verbreitete sich im Laufe dieser Woche das Gerücht, der Graf Sedlniczky wolle seine Stelle als Polizeiminister niederlegen und der Staatsrath Weiß werde an seinen Platz treten. Der Herr Staatsrath Weiß soll einer noch mehr als conservativen Richtung angehören und man war im Publicum recht froh, als man hörte, daß das Gerücht ein grundloses sei. Auch von dem Präsidenten der Hofkammer, Baron Kübeck, heißt es, daß er zum Staatsminister ernannt werde. Eine Veränderung des Titels und keine Veränderung der Function, obgleich dieser Staatsmann gegenwärtig mancherlei harten Tadel sich zugezogen hat. Auf der Börse namentlich hat ein Anschlag, der den Handel in Livorno-Pisa'schen Eisenbahnactien verbietet, Allarm erregt. Die Regierung hat zwar schon in früheren Jahren gewisse ausländische Papiere verboten (wie namentlich polnische Loose), indessen ist es jetzt das Erstemal, daß man den Handel in Industriepapieren verbietet, oder mit anderen Worten, daß man den österreichischen Kapitalisten untersagt, nach Belieben bei jener oder dieser industriellen Unternehmung des Auslandes sich zu betheiligen *). Man will diese Maßregel vom Standpunkte der Politik dadurch vertheidigen, daß der österreichische Staat, indem er das Opfer brachte, die Eisenbahnen auf seine Kosten zu erbauen, dabei auf die Beihilfe der Capitalisten des Landes rechnen müsse und nicht gleichgiltig zusehen könne, wenn die inländischen Capitalien sich in ausländischen Unternehmungen zersplittern. Indessen ist eine solche Politik grade in unserer Zeit nicht sehr zu loben, in einer Zeit, wo man bemüht ist, die Zollschranken für den Waarenhandel so weit als möglich niederzureißen, will man da neue errichten für den Geld-, oder was fast gleichbedeutend ist, für den Papierhandel? Will man dem Capitalisten verbieten, seine Fonds da unterzubringen, wo er einen besseren Zinsertrag für sie hoffen darf? Man verbietet heute die Livorneser Actien, mit demselben Rechte könnte man morgen die preußischen Eisenbahnactien verbieten — es heißt sogar, dies werde geschehen. — Wenn nun dieser Grundsatz sich feststellte und eine Reciprocität bei anderen Staaten hervorriefe, wohin käme es mit dem österreichischen Staatscredit?

*) Auch in gewissen ungarischen Eisenbahnactien, die noch nicht die Sanction der Regierung erhalten haben, ist der Handel an der Börse untersagt. —

Allgemein ist dagegen der Beifall, den Baron von Kübeck durch seine strengen Maßregeln gegen das Schmugglerwesen sich erworben hat, das in Oesterreich, wie noch kaum in einem anderen Staate, systematisch betrieben wurde. Daß der Wagen eines reichen Barons, der bisher ungehindert mehrmals durch die Stadtlinien aus- und einfuhr, endlich ein Mal genau durchsucht, und als ein großes Behältniß zum Einschwärzen von Tabak erkannt wurde, haben Sie in öffentlichen Blättern bereits gelesen. Weniger bekannt dürfte es sein, daß ein großer Theil des Schmuggelhandels an der böhmischen Grenze durch Bergleute befördert wurde. Man behauptet, daß ganze unterirdische Gänge zu diesem Behuf gegraben oder benutzt wurden; sicher ist, daß die größten Depots eingeschwärzter Waaren in Schachten und Gruben sich vorfanden. Die Ausbeute dieser Bergwerke war ungeheuer.

Der hiesige Musikverein mit seinem Conservatorium — das einzige Institut dieser Art in Wien — drohte bankerott zu werden, und der Verein beschloß, um sich aus seinen Nöthen zu helfen, das große Haus, das er erbauen ließ, durch eine Lotterie auszuspielen. Da nun aber die berüchtigten österreichischen Güterlotterien durch einen Befehl des Kaisers fernerhin nicht gestattet werden sollen (blos einige, die vor dem Verbot ihre Concession erlangt hatten, werden noch stattfinden), so beschloß der Präses des Musikvereins, Herr Landgraf von Fürstenberg als Begünstigung für den schönen Zweck des Vereins ihm eine Ausnahme von dem allgemeinen Verbot zu erwirken. Allein kaum wurde dies bekannt, so beschloßen sogleich mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, sich gleichfalls mit einem ähnlichen Gesuche an den Monarchen zu wenden. Landgraf Fürstenberg gab also seinen Plan auf, stellte aber dem Kaiser die betrübte Lage des Instituts vor und erwarb demselben einen jährlichen Zuschuß von dreitausend Gulden aus der kaiserlichen Privatchatoulle, so daß jetzt das Schicksal des Vereins gesichert ist.

Morgen kommt das fast vergessene Stück Cäsario von Pius A. Wolf, wieder neu aufgegraben, in die Scene. Eine Notiz in der letzten Nummer der Grenzboten verdient eine Berichtigung; nicht Herr von Holbein brachte dieses Stück in Vorschlag, sondern der Befehl kam ihm vom Hofe zu, wo man erst beabsichtigte, dasselbe von Dilettanten spielen zu lassen, durch die Hoftrauer aber unterbrochen wurde und nun den Wunsch äußerte, es auf dem Burgtheater zu sehen. Unter den Novitäten, die demnächst zur Aufführung vorbereitet sind, befindet sich ein Stück von Otto Prechtler, betitelt: „die Kronenwächter" (nach Arnim's Novelle) und die Lucrece von Ponsard (!) nach der Uebersetzung von Gabriel Seidl. Was die Lucrece auf einer deutschen Bühne soll, das wissen nur die Götter, die ohnehin so viel dummes Zeug von uns wissen. In Frankreich gefiel das Stück, weil es an das alte classische Drama erinnerte, an die Bühne Racine's und Cor-

Digitized by Google

neille's, die in der französischen Literaturgeschichte von großer Bedeutung ist und ihre Anhänger trotz des Drei=Einheiten=Zopfs noch heute hat. Aber was ist uns Deutschen die Bühne Racine's? Was sind uns die drei Einheiten? In Frankreich lobte man den schönen klappenden Alexandriner Ponsard's; was soll uns aber bei den übersetzten Jamben des Herrn Gabriel Seidl reizen? Oder will man uns wieder in die trübselige Zeit Gottsched's zurückversetzen?*) Halm's Sampiero wird, trotzdem daß sein Erfolg blos ein succes d'estime war, dennoch bereits zum siebenten Male bei vollem Hause gegeben. Lernen Sie daraus unser Burgtheater schätzen. Nach Berlin hat Halm sein Stück nicht gesandt, da er dort keinen passenden Darsteller für seinen Helden weiß. Er ist bereits hinter einer neuen Arbeit her; abermals ein fünfactiges Stück; Attila. Dies ist nun der zweite Wiener Dichter, der sich an diesen Stoff macht, da bekanntlich Zacharias Werner auch einen Attila geschrieben hat.

Carnevalsneuigkeiten weiß ich nicht zu melden, fühle auch keinen Beruf, an diesem Gegenstande zum Historiographen zu werden. Die hiesigen Journale füllen ohnehin ihre Spalten mit ellenlangen Berichten über die Bälle beim Sperl, beim Sträußel und wie die großartigen Salons alle heißen, wo die hiesigen „Referenten" mittelst eines Gratisbillets Zutritt erhalten, um dann in das Horn der Fama zu stoßen. Ueber die Bälle und Soireen, die allenfalls eine Art politisches Interesse haben, wegen der Personen, die man da zu Gesicht bekommt, wie beim Fürsten Metternich, beim französischen Gesandten, beim Grafen Secheny liest man allerdings sehr wenig d. h. keine Silbe, denn dahin werden die Herrn „Referenten" nicht geladen. Es ist auch nicht viel verloren. Aber man sollte auch über das Uebrige schweigen, denn das alte Lied:

Und beim Sperl
Sitzt a Herl

weiß schon ganz Wien auswendig. Einen komischen Eindruck macht es übrigens, wenn man auf diesen Volksbällen, wo nur der Commis und die Grisette tanzen, den Fürsten Milosch von Serbien en grande parade umhersteigen sieht, ein halbes Dutzend Sterne auf der Brust und den Nischan Iftahar um den Hals, oder wenn man auf der Redoute den bildhübschen türkischen Gesandten von allerhand leichtfüßigen, engagementslustigen Masken umschwärmt sieht, die alle wünschen, im Abendlande Sr. Excellenz eine Fortsetzung seines orientalischen Serails zu bieten.

---

*) Wie wir hören, soll diese französische Uebersetzung zum Benefice der Regisseure — eine Art von Festabend im Burgtheater gegeben werden. Und doch liegen mehrere deutsche Stücke: Schwert und Zopf :c. vor. Beschütze die deutschen Künstler, Literatur!

Uebrigens bietet der Wiener Carneval manches eigenthümliche Bild, welches einer bessern Feder würdig wäre als die, welche für die hiesigen Blätter die sogenannten „Humoresken" schreiben. So z. B. findet man während des ganzen Faschings an jedem Sonnabend vor einem Gasthofe des Glacis (zur Stadt Belgrad) ein Gedränge von fünf bis sechshundert Menschen, mit Geigen, Clarinetten, Blas- und Streich-Instrumenten bewaffnet, und zwischen ihnen eine Menge Anderer, die gesticuliren, schreien, Handschlag geben u. s. w. Es sind nämlich dies die Musikanten der Stadt Wien, die hier für die ganze nächste Woche engagirt werden. Hier completiren Strauß und die andern „Walzerheroen" ihre durch die vielen Strapazen defect gewordenen Orchester, hierher kommen die Hauchofmeister der verschiedenen Palais, um für diesen oder jenen Ballabend die gehörigen Truppen zu werben; hierher endlich die Wirthe aus den umliegenden Dörfern, um den nöthigen Bedarf an „Bratelgeigern" ein Paar Meilen weit zu entführen. Da wird denn geboten, überboten, gefeilscht, abgeführt; Quartetten, Quintetten, Sextetten. Es ist ein musikalischer Sklavenmarkt, ein Bazar, der seines Gleichen sucht.

Wien, den 15. Februar.

Vor dem Abgange dieses Briefes ist noch meine letzte Prophezeihung in Erfüllung gegangen, das Lustspiel „Cäsario" ist auf eine solche eclatante Weise durchgefallen, wie selten noch ein Fall verkam. Das Publicum begnügte sich nicht damit, das Stück auszulachen, sondern es verhöhnte es förmlich. Als der eine Schauspieler sagte: „Will man uns hier mit Phrasen massacriren?" da brach Alles in ein lautes Hallo aus, rief „Bravo! gut gesagt!" und als vollends Madame Neumann später zu sagen hatte: „Wann wird diese Komödie denn endlich ein Ende nehmen?" da ging der Spektakel erst recht los. Und dieses im Burgtheater, wo man nur die Elite des Publicums findet. Dies ist ein schlimmes Zeichen für eine Anstalt, die sonst einen großen Nimbus hatte. Es wird die Direction lehren, daß man der Zeit nicht trotzen darf, indem man alle längst vergessenen Stücke aus dem Grabe heraufbeschwört und daß die Bühne nur durch Förderung junger Kräfte gedeihen und sich erhalten kann.

Einen wichtigen Erfolg hatte übrigens der unglückliche Ausgang des Cäsario darin, daß der Minister Herr Graf Kolowrath, der sich für das Hofburgtheater ganz besonders interessirt, dem Kaiser einen Plan vorlegte, nach *welchem den dramatischen Dichtern aller mögliche Vorschub geleistet werden soll und sie, so weit äußere Aufmunterung das Talent fördern kann, durch erhöheten Ehrensold und Auszeichnungen aller Art* (nicht zu vergessen Censur-Erleichterung!) bestimmt werden mö-

Digitized by Google

gen, sich der nationalen Bühne zuzuwenden. Denn, und dies sind buchstäblich die eigenen Worte des Ministers, jeder Stand will seine Ehre und jedes Streben will seinen Lohn. Der Dichter, der von der Bühne herab Tausende erheitert und erhebt, soll nicht trocknes Brod essen müssen!!

Worin nun der Plan besteht, womit man von Wien aus der nationalen Bühne unter die Arme greifen will, ist im Detail noch ein Geheimniß. Da aber Nichts als die kaiserliche Bestätigung dem Plane fehlt und diese, wie zu erwarten ist, nicht ausbleiben wird, so kann das Ganze nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben. Glücklicher als das Hoftheater mit seinen zwei letzten Novitäten war das Kärnthnerthor-Theater mit einer neuen Oper von einem jungen deutschen Componisten: „Die Heimkehr des Verbannten" (in drei Acten) von Otto Nicolai (Kapellmeister dieses Theaters). Die Bezeichnung „deutscher Componist" kommt Nicolai blos hinsichtlich seiner Geburt und Landsmannschaft zu; hinsichtlich seiner musikalischen Richtung ist er Italiener; improvisirend, leichten Genres, weniger nach Tiefe als nach augenblicklichem Effect suchend — letzteren aber durch wirkliches Talent erringend. Die Oper gefiel sehr und erlebt vielfache Wiederholungen. Nicolai ist ein geborener Berliner; ein junger Mann von dreißig Jahren, der frühzeitig nach Italien kam und maestro di capella an mehreren italienischen Bühnen war. Zur Charakteristik der hiesigen Censur und Theaterzustände diene hier die Notiz, daß Herr Nicolai vor der Aufführung seiner neuen Oper in einer Audienz beim Polizeiminister Herrn Grafen Sedlniczky (der ein Hauptbeschützer der Oper ist) darum nachsuchte, daß die Censur sein Werk gegen die Kritik der Journale in Schutz nehmen möge! Zu solchen Mitteln darf ein Künstler in Oesterreich seine Zuflucht nehmen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von der öffentlichen Meinung verhöhnt zu werden.

* * *

IV.

Notizen.

Sommernachtstraum in Dresden. — Kühne's „Kaiser Friedrich in Prag" auf der Mannheimer Bühne. — Vermischte Nachrichten.

— In Dresden hat das Publicum den Sommernachtstraum sehr gleichgiltig aufgenommen, Einige behaupten sogar, mit Zischen. So viel ist gewiß, daß nicht Shakspeare ausgezischt wurde, sondern die Verkehrtheit, gerade ein Stück, das vor allen andern Shakspeare'schen Dramen in der eigenthümlichen Bildung und in dem verkünstelten Hofgeschmack seiner Zeit wurzelt, auf unsere Bühne zu bringen.

Shakspeare freilich konnte selbst ein zeithuldigendes Gelegenheitsspiel nicht schaffen, ohne es mit einem Anflug seines unsterblichen Humors zu überhauchen. Aber „das Bleibende“ in Shakspeare ist beim Sommernachtstraum nur für den Leser sichtbar, nicht für ein modernes Publicum darstellbar. Ein tiefer Verehrer und Kenner Shakspeare's schreibt uns über das Dresdener Experiment mit dem Sommernachtstraum: Das Stück ist wirklich mit widersinnigem Raffinement zusammengeflickt. Alle Zonen haben beigesteuert, um diese humoristische Narrenjacke zu Stande zu bringen. Diese gespreizten Figuren mit der galanten und manierirten Antithesenjagd, in der Sprache der Höflinge zur Zeit der Elisabeth, sollen Hellenen vorstellen, nennen Hercules ihren Vetter, haben mythologische Verwandtschaften und riechen nach dem Bisam der königlichen Jungfrau, während Spanien ihnen die Mäntel liefert; sie treten wirklich in spanischem Costüm auf. Die Geister des Mittelalters liefern ihre Dämpfe, ihre Feen- und Elfensagen. Das Märchen will hier mit Gewalt dramatisch, Musik sichtbar sein, aber man gibt sich dem kaum hin, so werfen sich die Rüpel aus der Vorstadttabagie von London über uns her und zwingen uns, ihre Plumpheiten für Humor zu halten. Um nun das Alles, John Bull und Jaques Pudding mit atheniſcher Mythologie, die Hofschranzen von England mit den Thaten des Hercules, die Elfen und spanischen Mäntel, Einfachheit der Shakspeare'schen Bühne und alles Raffinement von Kinderballett und heutiger Oper zusammenzubringen, muß endlich ein Deutscher kommen und diese widerstrebenden Ingredienzien mit Musik in einander rühren! Daraus wird ein recht widerliches Gemengsel. Die Musik Mendelssohn's ist an sich so schön, fein, zart, so von Elfenfittigen getragen, daß man wünschen muß, sie im Concertsaal zu hören, damit sie nicht so sehr verloren gehe. Die Töne stören die Agirenden, und das Spiel stört die Musik. Das Ballet stört beides, Spiel und Musik. Nur die Rüpel lassen sich nicht stören. Das ist denn auch das Hervorstechendste.

— Kühne's „Kaiser Friedrich in Prag“ ist in Mannheim mit sehr großem Beifall gegeben worden. Die Darsteller von Friedrich, Max und Wlasta wurden mehrmals gerufen. Außerordentliche Wirkung machte das Lied der deutschen Studenten: Germania, von Marschner componirt. So viel wir wissen, hat Kühne dies Drama, nach der ersten Aufführung desselben in Hannover und Magdeburg, wesentlich und, wie sich nun erweist, sehr glücklich umgearbeitet. Man führe nur auf, was jüngere Dramatiker schreiben. Ein wirkliches Talent wird durch die Darstellung seiner eigenen Stücke schneller zu Bühnenkenntnissen kommen, als durch die Jeremiaden und oft anmaßenden Vorwürfe von Theaterintendanten, Directoren und Regisseuren.

— Vermischte Nachrichten. In Frankreich wankt das Ministerium Guizot, in England das Ministerium Peel; denn während der O'Connellprozeß die irische Frage gewiß nicht lösen wird, erhebt sich im Herzen Altenglands die Anticornlawleague und verspricht neue Parteibildungen, die zu naturwüchsig sein könnten, um gleich in das parlamentarische Gleise zu passen. In England und Frankreich, namentlich in letzterem, sind die Ministerienwechsel eine Art politischer Wetterhahn; dieser dreht sich aber nur zu oft beim leisesten Lüftchen, so daß man sich nicht selten über die Größe kommender Erschütterungen täuscht. Im friedlichen Deutschland fehlt solch ein Wetterzeichen, ein deutsches „Ministerium erzittert nicht"; man kann sich bei uns umgekehrt täuschen. — Die politische Einsicht dringt immer breiter in die Massen, und damit wird hoffentlich der moralische Muth kommen, der noch gar schwach ist. Sehr dankbar sollte man daher für die Offenheit sein, mit der manche Regierungen von ihren Repressivmaßregeln Gebrauch machen. Die kindischen Illusionen verschwinden immer mehr; zwar klagen die Patriarchalischen, daß die vertrauensvolle Gemüthlichkeit zwischen Völkern und Regierungen aufhöre; aber man glaube nicht, daß die Deutschen darum an Gemüth verlieren werden. Wo es gut angewendet ist, wird es sich doppelt geltend machen. — Zur politischen Bildung muß der Grund zeitig gelegt werden; es ist daher natürlich, daß Studenten, junge, wissenschaftlich angeregte Männer von 20—25 Jahren, sich um Gesetz und Verfassung kümmern, besonders, wo es sie selbst betrifft. In dem Maße, als die Studentenversammlungen durch den Mangel aller Geheimthuerei und Renommage einen ernsten gesetzlichen Sinn verrathen, sollte auch die Strenge der Ueberwachung, Verbote und Hemmungen nachlassen. Man will aber wohl nur überall die politische Entwicklung auf die Probe stellen? — Ein preußischer Advocat forderte seine Collegen auf, dem wissenschaftlichen Verein deutscher Advocaten in Mainz beizuwohnen. Der Justizminister Mühler proclamirt darauf ein Verbot, dieser gesetzwidrigen Aufforderung Folge zu leisten und citirt einen Paragraphen des sonst nicht immer giltigen Landrechts. Es wird gewundene Artikel darüber regnen, wie immer. Die Deutschen sind in solchen Fällen wie der Mann in der bekannten Anekdote, der da fragte: Soll das vielleicht eine Anspielung sein? Auch hier will man nur die politische Reife erproben und fördern. — Der Verfasser des Buches über Weidig ist Dr. Schulz in Zürich, der die schöne und gehaltvolle Schrift: „Bewegung der Production" geschrieben hat. — Alle polnischen Emigranten, die in der letzten Revolution gegen Rußland gefochten und sich seitdem im Großherzogthum Posen angesiedelt, zum Theil verheirathet haben, sollen binnen 14 Tagen das Land verlassen!!! — Das neue preußische Ehescheidungsgesetz, dessen Entwurf die ganze deutsche Presse in Feuer

und Flammen versetzte, soll im Wesentlichen unverändert nächstens veröffentlicht werden; ebenso das neue Judengesetz, welches die jüdischen Unterthanen Preußens als eine Innung auffaßt. — Herwegh's Gedichte haben so verletzt, daß auf den Lebendigen gefahndet werden soll, wann und wo er sich auf preußischem Boden betreten lassen sollte, was er gewiß bleiben lassen wird. So meldet die „Mannheimer Abendzeitung". Bis jetzt ist diese Nachricht noch nicht widerrufen oder berichtigt. — Die Zeitungen haben letzthin viel von einem Verein für Emancipation der Juden gesprochen, der, auf Anregung des Dr. Freund in Berlin von Christen und Juden gestiftet, Leipzig zum Centrum seiner Wirksamkeit machen wolle. Den ersten Nachrichten wurde theils geradezu widersprochen, theils wurden sie dahin berichtigt, der Plan sei noch nicht reif und überhaupt noch nicht entschieden, ob er realisirbar sei. Auch französische Blätter meldeten das Gerücht. Jedenfalls wäre der Verein ein so schönes und erfreuliches Zeichen der Zeit, daß man wünschen muß, die Nachricht bestätigt zu sehen. So viel wir gehört haben, betrachtet der Verein die Emancipation der Juden nicht als eine blos jüdische, sondern als eine deutsche Nationalsache. Diese Auffassung ist nicht nur im Sinne der versöhnendsten, religiösen Menschlichkeit, sondern sie steht auch politisch auf dem einzig richtigen Standpunkte. Man kann nicht von allen Gebildeten, nicht einmal von manchen Liberalen verlangen, daß sie so human sein sollen, um aus eigenem Antriebe sich um das Schicksal ihrer jüdischen Landsleute zu kümmern. Diese Praktiker pflegen mit wenig Witz und viel Behagen zu bemerken: „die Juden werden sich schon selbst emancipiren;" als ob die Anregung zu einem solchen Verein nicht eben auch ein Versuch der Juden wäre, „sich selbst" zu emancipiren. Welche unmittelbare Macht haben denn die Juden, um für sich zu wirken? Sollen sie ihre Emancipation decretiren? Es ist gerade, als ob eine Regierung auf eine Petition um Preßfreiheit antwortete: „die Presse wird sich schon selbst befreien." Der Indolenz dieser Partei wäre aber durch die Tendenz des angeregten Vereins im Voraus begegnet. Der Verein scheint nämlich anzuerkennen — was man längst hätte einsehen sollen — daß der Nation selbst daran gelegen sein muß, die Juden zu emancipiren. Sind die Juden wirklich, wie ihre Gegner fortwährend betheuern, ein so gemeinschädliches, gefährliches oder gar bösartiges Element, so glaube man doch nicht, daß dies Element durch Druck, Beschränkung und Kränkung minder schädlich und krankhaft werde. Der Verein wollte sich, wie es hieß, nicht etwa blos mit äußerlichen juristischen Bemühungen zu Gunsten der Juden beschäftigen, sondern vorzugsweise mit Berathung der Mittel, um die der Emancipation im Wege stehenden socialen Uebelstände zu heben, nothwendige Reformen des jüdischen Cultus vorzuschlagen, Aufschlüsse und authentische Darstellungen der jüdischen Zustände in den

verschiedensten Theilen Deutschlands zu sammeln, und durch den Druck zu veröffentlichen u. s. w. Ohne von dem äußern Erfolg dieser Bemühungen zu reden, so wäre dieses einträchtige Zusammenwirken aufgeklärter Juden und aufgeklärter Christen zu einem humanen Zwecke an sich eine Erscheinung, deren moralische Wirkungen kaum zu übersehen, aber jedenfalls wohlthuend, erhebend und segensreich wären.

— O'Connell ist von der protestantisch-irländischen Jury, wie zu erwarten war, trotz seiner vortrefflichen Vertheidigungsrede, trotz der überwiegenden Aussagen zu seinen Gunsten, schuldig gefunden worden. Die Times äußert sich, als ob das Urtheil nicht zur Vollstreckung kommen würde. Will ihn die Königin vielleicht aus freien Stücken begnadigen? O'Connell wird gewiß nicht um — Gnade bitten. Wenn Daniel gefangen sitzt, so ist es um die Ruhe Irlands geschehen und aus der gesetzlichen Agitation wird offene Rebellion. Vielleicht suchen die Hochtories diesen Ausgang planmäßig herbeizurufen, um den irischen Knoten mit dem Schwert zerhauen zu können. Die ganze grüne Insel ist bekanntlich seit wenigen Monaten wie eine Festung vergarnisonirt. — Indessen hat O'Connell verkündet, er werde Formfehler in dem Processe nachweisen, ist mit seinen Söhnen nach London gereist und wird bei den Verhandlungen des Unterhauses über die irischen Zustände seine Donner loslassen. Der Attorneygeneral, der den Proceß einleitete, soll in Anklagestand versetzt werden, und wer weiß, ob der Regierung nicht ein Stein vom Herzen fällt, wenn das gegen Daniel gefällte Urtheil nichtig erklärt wird. — Ein allerliebster Gegensatz zu diesem Processe ist der des Publicisten Murhard in Kassel. Die germanische Verwandtschaft zwischen England und Deutschland ist in die Augen springend. Murhard ist 3 Tage lang verhört, seine Diener, seine Freunde und Bekannten alle vernommen, über seine mündlichen Aeußerungen ausgeforscht, seine Papiere versiegelt und endlich eine Anklage gegen ihn erhoben worden, die ihn als Hochverräther mit Eisenstrafe zu belegen trachtet. Und warum? Hat er Repeal gepredigt, hat er sieben Millionen Hessen aufgeregt, hat er Deutschland von Kassel losreißen wollen? Nichts von dem Allen. Allein er hat im Welker'schen Staatslexicon gesagt, daß ein deutscher Staatsgerichtshof — den er nicht nannte — zum Theil durch die Einmischungen der Regierung das Vertrauen verloren habe, das er in frühern Jahren besessen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Saint Marc Girardin über dramatische Literatur.

Der so eben zum Mitgliede der französischen Academie ernannte St. Marc Girardin veröffentlichte vor Kurzem Vorlesungen über dramatische Literatur (oder über die Benützung der Leidenschaften im Drama), die mit aller Eleganz und geschmeidigen Feinheit seines Styls geschrieben sind, der vielleicht dazu beitrug, ihm Ansprüche auf den eben eingenommenen Sitz in der Academie zu erwerben; desselben Styles, der in dem letzten den Kammern vorgelegten und so heftig debattirten Adresse-Entwurf vielleicht zum ersten Male gezwungen war, ein ungeschicktes und brutales Wort aufzunehmen. Wirklich ist es nur der Styl, die Art und Weise der Darstellung, was in Frankreich so viele Bildung unter das überhaupt lesende Publicum dringen läßt und die ernstesten Fragen des Staates und der Wissenschaft, in so fern sie französische Interessen berühren, klar und anschaulich vor den Sinn der Nation bringt. Französische Schriftsteller kennen den lächerlichen deutschen Ehrgeiz nicht, Wenigen verständlich zu sein und sich gleich den indischen Priestern durch unenträthselbare Worte und Geberden vor der Menge mit einem täuschenden Nimbus zu umgeben. In Frankreich geschieht, politisch zum Scheine, literarisch aber in Wahrheit Alles *für* das Volk, wodurch es möglich sein wird, eine Zeit des Verständnisses und der allgemeinen Aufklärung herbeizuführen, in der Alles *durch* das Volk geschehe.

Das vorliegende Buch, das Nichts enthält, was nicht schon von deutschen Aesthetikern gründlicher untersucht und umfassender ausgesprochen worden wäre, und das überdem, wie es sich von einem

Franzosen von selbst versteht, für den Alles, was nicht in Frankreich besteht, werth ist, „daß es zu Grunde gehe", fast ausschließlich auf das französische Drama Rücksicht nimmt, und auf das fremdländische nur in so fern, als dasselbe in Bezug auf jenes zu bringen ist, muß dennoch bei Deutschen vielfaches Interesse anregen, nicht nur aus der Mode-Ursache, weil es erstens nicht deutsch und weil es zweitens französisch ist, sondern auch, weil es mit einer über dem Rheine nicht täglich zu findenden Mäßigung und Einsicht den Stab bricht über den Dämon der Uebertreibung, den die neuere französische Literatur nicht besitzt, von dem sie besessen wird. Zudem kommt, daß uns diese öffentlich gehaltenen Vorlesungen auf die sociale Wichtigkeit hindeuten können, die in Frankreich dem Theater beigelegt wird und die uns denkenden Deutschen nicht einfallen will, denen das Theater weder eine Manifestation des öffentlichen Geistes, noch eine Tribune für die Bestrebungen der Zeit, noch ein sorgfältig zu pflegender und zu begünstigender Zweig der Literatur ist, sondern nur eine Erholungsart für genußmüde Aristokraten, ein Spaß, eine veredelte Seiltänzerbude.

Der Gedanke, der den Verfasser zu diesen Vorlesungen anregte, war, zu zeigen, auf welche Art die älteren Autoren, und besonders die des siebzehnten Jahrhunderts, die dem menschlichen Herzen natürlichsten Gefühle und Leidenschaften, wie Elternliebe, Eifersucht, Liebe, Ehrgeiz ausdrückten und wie dieselben Gefühle und Leidenschaften in unseren Tagen zur Anschauung gebracht werden. Und so sagt er unter Anderm: Im Theater gibt es nichts Wahres, als das Allgemeine und das, was alle Welt nachempfindet. Von allen dramatischen Leidenschaften ist die Liebe nur deshalb die rührendste, weil sie die allgemeinste ist. Das Herz wird nur ergriffen von Bewegungen, die allen Herzen gemein sind; die Seltsamkeiten, Bizarrerien und Ausnahmen können es nicht erschüttern. Und hierin schon liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen dem alten und modernen Theater; jenes stellte die Gefühle so einfach dar, als sie aus der menschlichen Natur hervorbrechen, während dieses die Seltsamkeiten und krankhaften Steigerungen mit demselben Eifer hervorsucht, mit dem das ältere Theater sie vermied. Als das Drama die Erschütterungen erschöpft hatte, die z. B. aus der Schilderung der Liebe in ihrer Einfachheit entsprangen, warf es sich auf die Ausmalung der seltsamen

und raffinirten Liebe. Mit welcher Vorsicht und Zurückhaltung Racine dabei zu Werke ging, als er die ehebrecherische und fast blutschänderische Liebe Phädra's vorführte, ist bekannt; kühner war Campistron im Tiridate, da er die Liebe des Bruders zur Schwester auf die Scene brachte, Ducis ahmte ihm, ohne ihn zu erreichen, im Abufar nach und Chateaubriand machte aus dieser Liebe die Schuld und die Strafe seines René. In der That besitzt René jenen unruhigen und träumerischen Charakter, den Lord Byron nach dem Beispiele Chateaubriand's seinen Helden zu geben wußte, und der seitdem zu einer Schule in der Literatur wurde, nur deshalb, weil er in seine Seele eine seltsame und schuldvolle Leidenschaft gleiten ließ. Die Nachahmer in Auffindung unnatürlicher und raffinirter Passionen fehlten bis auf unsere Zeit nicht, nur tritt dabei der Unterschied hervor, daß in der älteren Literatur Phädra, Tiridate, Abufar, René über ihre Verirrungen errötheten und in dieser Reue darüber sich die Regel wieder geltend machte, während gegenwärtig die Leidenschaft kein Erröthen, sondern nur den Aufruhr gegen die Pflicht kennt, und die Regel vom Throne stoßend, die Ausnahme an ihre Stelle setzen möchte. Bei diesem Verfahren aber erscheinen zwei große Fehler als unvermeidlich: die Monotonie und die Uebertreibung. Jene, weil jede Bizarrerie sich immer in demselben Kreise bewegt und außerdem leicht nachahmbar ist, — welche Leichtigkeit der Nachahmung in der Poesie wie in der Malerei die Strafe dessen ist, was man Manier nennt, — diese, weil der dramatische Autor bei der Darstellung von Seltsamkeiten und Ausnahmen sich nicht wie bei der Schilderung allgemeiner Leidenschaften an ein bestimmtes Maß und an seine Kenntniß menschlicher Zustände halten kann, sondern, gezwungen, in seiner Einbildungskraft zu finden, was ein Mensch dieser Art thut und soll, sich immer mehr von den allgemeinen Empfindungen, das ist von dem einzig Wahren entfernt. Im Glauben, niemals gewaltig genug wirken zu können, überschreitet er das Ziel, aus Furcht, es nicht zu erreichen. Dabei sehen wir mehr eine Wirkung auf die Sinne, als auf den Geist, beabsichtigt und erreicht, und hören in den Leiden der modernen Tragödie mehr den Schrei des gemarterten Körpers als die Klage der gequälten, aber endlich siegreichen, weil unsterblichen Seele; diese ist mannigfaltig und wechselnd, der Körper weiß Nichts als zu sterben, dies ist das ganze

Ziel, der ganze Umfang seines Leidens. Die Griechen hatten, um dramatisch bewegt werden zu können, kaum ein die Illusion äußerlich herbeiführendes Theater nöthig, und dies ist es, was die Ursache ihrer Größe in der dramatischen Kunst ausmacht. In Rom hingegen brauchte das Volk, um angeregt zu werden, plumpe und materielle Schauspiele, die harmonischen Klagen von Philoktet und Oedipus erschütterten nicht mehr die römischen Herzen, die Illusion war ihnen nicht genug, sie brauchten den Schrei der sterbenden Gladiatoren. Rom verachtete die kleinlichen Schrecken der griechischen Tragödie, es wollte Männer sehen, die sich schlagen, verwunden und tödten, eine von Blut überströmte Arena, deren Sand von den Convulsionen der Sterbenden aufgewühlt wird, wirkliche Agonien, wirklichen Tod und wirkliche Leichen. So verstanden die Römer die dramatische Wirkung, drum hatten sie auch keine Theater, sondern nur einen Circus und jede Anregung des Geistes ging unter in der ausschließlichen Befriedigung der Sinne.

Es sei uns erlaubt, den französischen Autor hier zu unterbrechen. Auch das deutsche Theater nähert sich immer mehr dem Circus und die Anrechte des Geistes müssen verstummen vor der sinnlichen Befriedigung. Zwar weiden wir uns nicht an den Zukkungen verblutender Athleten, aber der große Raum, den wir auf der Bühne den musikalischen Productionen einräumen, macht die Sache um Nichts besser. Träg und gedankenlos lassen wir die Melodie an unserem Ohre vorüberschleichen, und gewöhnt daran, verlieren wir allmälig im Theater die Aufmerksamkeit des Geistes und die psychische Empfänglichkeit für das Wort des Dichters. Die große Vorliebe für die Oper ist kein Zeichen von Kunstsinn, sondern nur das Lechzen der Sinne nach raffinirtem Genusse. Der Musik, die, selbst wenn sie die gute ist und nicht die gegenwärtig am meisten frequentirte, nur aus der Empfindung hervorgeht und blos auf dieselbe wirkt, gebührt nicht mehr der theatralische Vorrang, in unserer Zeit, wo die Empfindung überall, in der Lyrik wie in der Philosophie, sich zum Gedanken verklären muß und der Geist allein sein siegreiches Banner schwingt. Man sollte wenigstens ernstlich darauf antragen, daß, wie vielleicht jetzt nur in Berlin und Wien, auch in den übrigen deutschen Städten das recitirende Schauspiel nicht mit der Oper dasselbe Haus zu theilen habe; daß das erstere zur täglichen

Darstellung komme und der letzteren ein minder hervorragendes Locale angewiesen werde. Das Schauspiel, dadurch zu doppelter Anstrengung getrieben, muß endlich dahin kommen, das Publicum zum Besuche zu zwingen, nicht nur, wenn es, wie in der Oper, Nichts zu denken und Viel zu hören und zu schauen gibt, sondern wenn es sich um den Geist und die nationalen Bestrebungen der Literatur handelt. Auch in Frankreich wird, wie St. Marc Girardin gesteht, dem Geiste weniger gehuldigt, als der sinnlichen Aufregung, aber wenigstens geschieht dies nicht durch eine unverhältnißmäßige Bevorzugung der Oper, und die Darstellungen, die sinnlich wirken wollen, müssen wenigstens unter einer Form erscheinen, die für den Gedanken und die Seele berechnet ist. Mag der Moralist gegen manche Scene im Vaudeville zu eifern haben, mag der Aesthetiker mit dem Arzte in Gemeinschaft untersuchen, ob die Convulsionen einer Victor Hugo'schen Heldin mehr Nervenzufälle als psychische Leiden darstellen, der Zweck ist doch immer ein geistiger. Die Oper aber mit ihren Beigaben an prachtvoller Ausstattung und reizenden Tänzerinnen in schönem Costüm und in partienweisem Mangel an Costüm, wird in Deutschland das Theater immer mehr zu einem Phantasie-Harem für blasirte Wüstlinge machen.

Wir kehren zum französischen Autor zurück. Nachdem er untersucht hat, wie im älteren sowohl, als im modernen Theater, die vier oder fünf hauptsächlichsten Empfindungen, die der Vorwurf für dramatische Kunst sind, ausgedrückt werden, gelangt er zum Resultat, daß das moderne Theater die Wahrheit einbüßte, gewaltsam und übertrieben geworden ist. Der Schmerz hat sich in Melancholie, die Zärtlichkeit in Empfindsamkeit, die beschauliche Betrachtung in brütende Träumerei verwandelt, überall hat, so zu sagen, der Schatten der Dinge ihre eigentliche körperliche Wesenheit ersetzt, der Schatten, der sie freilich in's Uebertriebene vergrößert darstellt, aber doch nur immer vag, unbestimmt und leer bleibt. Und er setzt die Frage hinzu: ob die Alteration in der Darstellungsweise, im Ausdruck ein Zeichen dafür sei, daß die menschlichen Empfindungen überhaupt heftiger, gesteigerter, alterirter geworden sind. Ob die Menschen von heute das Leben feiger und weichlicher lieben, als die von ehemals, weil Caterina im Tyrann von Padua weniger ergeben sich zum Tode bereitet, als die Iphigenia des Euripides oder Racine? Ob

väterliche oder mütterliche Liebe egoistischer, weniger edel und glühend, weil Lucrecia Borgia und der „père Goriot“ ihre Kinder weniger rein und erhaben lieben, als Mérope und Don Diego? Ob es keinen wahren und doch einfachen Schmerz mehr gibt, weil sich rings die falschen Verzweiflungen ergießen? Mit einem Worte, ob die Literatur von heute auch der Ausdruck der Gesellschaft ist?

Wollte man die Literatur zum Maßstabe nehmen, so wären die Leidenschaften nie mehr in Ehren gewesen, als gegenwärtig, unsere Theaterhelden gefallen uns nur dadurch, daß sie auf die größte Energie der Empfindungen loslegen, wir beten die glühenden, passionirten Charaktere an und vergöttern selbst das Laster, wenn es eine stolze und kühne Miene anzunehmen weiß. Im Romane sind die Liebenden immer enthusiastisch und exaltirt, die jungen Mädchen träumerisch und melancholisch. Und trotzdem schließen sich in der Welt die Ehen immer mehr aus Convenienz und Interesse, die Gesellschaft handelt auf die eine und schreibt auf die andere Art, und das sicherste Mittel, sie nicht kennen zu lernen, ist, sie nach ihren Reden zu beurtheilen und sie beim Worte zu halten.

Dieser Zwiespalt zwischen der Gesellschaft, die schreibt, und jener, die handelt, ist eine reiche Quelle von Irrthümern und Widerwärtigkeiten; denn die Gesellschaft lacht ganz im Stillen über den Narren, der dem gewöhnlichen Leben die glühende leidenschaftliche Moral anpassen möchte, die sich im Lesecabinet so gut macht. Ja sie erkennt ihm, wenn er in seinen Handlungen der wahren Moral zu sehr widerspricht, ohne Zögerung die Buße aus dem Strafcodex zu und züchtigt im Leben am meisten das, was sie in der Literatur am eifrigsten ermuthigt. Und somit weit davon entfernt, daß die moderne Literatur ein Bild der Gesellschaft sei, wäre man beinahe versucht, zu glauben, die Gesellschaft wolle sich umgekehrt darstellen, so sehr verläugnet sie die Literatur durch ihre Sitten und Handlungen.

Ein Blick auf Spanien.

(Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzknechts.)

Es gibt Organisationen in der physischen und moralischen Natur, welche nur bei gewissen ungewöhnlichen Erschütterungsperioden entstehen oder sich zu entwickeln vermögen. Große Ueberschwemmungen, Lavaströme, Waldbrände, Erdbeben, Stürme, — bezeichnen meistens ihre Gegenwart durch gewisse eigenthümliche Naturproducte, die in später Nachwelt der Beobachter nicht mit jenen, welche die in ihre gewöhnliche Bahn zurückgetretene Natur darbietet, in dieselben Kategorien setzen kann, und die man als fabelhafte Erscheinungen, als räthselhafte Phänomene anstaunt.

Auch in der geistigen Welt scheint ein analoges Verhältniß stattzufinden. Es gibt Charaktere, welche einer besonderen Katastrophe bedürfen, um in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hervorzutreten. — Wäre Napoleon in der Mitte oder gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in irgend einer deutschen Reichsstadt geboren worden, so wäre seine kriegerische Genialität unentfaltet geblieben, oder er hätte es höchstens zu einem erträglichen Regiments-Commandeur gebracht, — und ein Raphael, im dreißigjährigen Kriege lebend, hätte schwerlich eine Madonna erschaffen. Bei Revolutionen, Bürgerkriegen und ähnlichen Gelegenheiten entwickeln sich gewisse Charaktere, treten Individualitäten hervor, deren Dasein man sonst kaum geahnt hätte. Derlei Beispiele gibt uns die französische Umwälzung, sowohl im Lager als im Staatsleben; zahlreiche, aber eben so viele und eben so interessante Erscheinungen bieten die spanischen Bürgerkriege dem Beobachter dar. Sowohl im sogenannten Invasionskampfe

als in den letzten Ereignissen traten Charakterbilder in Fülle hervor, welche Jahrzehente oder Jahrhunderte geregelter Staatsverhältnisse nicht erzeugt hätten.

Sonderbar aber ist es, daß, während sich bei allen Parteien ein Palafor, Romana, Riego, Mina, El Pastor, Zumala Carreguy, Cabrera, Espartero, Merino, Tristany, España, Larjo del Capons, Don Diego Leon, und so viele andere auf mancherlei Art einen Grad der Berühmtheit erlangt haben, dieselben durchaus nur immer unter den Schaaren der Guerillas oder in den Feldlagern der Heere, sei es unter den Fahnen der Independenz, der Carlisten oder Christinos, gesucht werden müssen, während auf der Rednerbühne und dem Schlachtfelde der parlamentarischen Taktik die Nation durchgängig durch Individualitäten repräsentirt wurde, welche (mit Ausnahme eines als politischer Quacksalber und zweiter Dulcamara unerreichbaren und in seiner Art unübertrefflichen Gauklers, — Mendizabal —) sich nie über die Mittelmäßigkeit herausheben und kaum ihren Worten im übrigen Europa genugsame Aufmerksamkeit verschaffen konnten, um den Thaten, welche damit in Verbindung standen und allgemeines Interesse erlangten, zum Commentar oder Erklärung zu dienen.

Vielleicht liegt eben darin der Beweis, daß die spanische Nationalität in den Kammern keineswegs wirklich dargestellt, daß diese nur eine fingirte Repräsentation seien, denen sowohl das Mandat als die Kraft und Würde zu dessen Vollziehung abgehe, und daß das eigentliche Volk, oder dessen Kern wenigstens, sich selbst, sei es in christinischen Feldlagern, oder bei den carlistischen Schaaren, seine Vertreter suche; nach seinem richtigen Instinkt längst die Ueberzeugung hegend, daß es sich nur hier und nicht bei der Puppenkomödie in Madrid in seinen Wünschen, Besorgnissen, Bedürfnissen und Leidenschaften repräsentirt finde.

Der sogenannte tiers état, nämlich die Aristokratie der Bildung und des Besitzes, hat im Gegensatz mit dem Adel der Geburt, oder jenem der materiellen Kraft, welche beide letztere Eigenschaften den Feudaladel und den Proletarier bezeichnen, in der letzten Zeitgeschichte eine große, ja tyrannische Superiorität erworben. Dies geschah um so leichter, als beide rivalisirende Elemente durchaus streitunfähig waren. Der Geburtsadel, materiell und oft geistig entnervt und ruinirt, suchte sich durch Concessionen zu ret-

ten, bot nur in der Minorität die Spitze, war größtentheils dem eigentlichen Volksleben entfremdet, und wurde, wo er widerstand, geschlachtet, nachdem er verhöhnt und mit den Ruthen des Spottes gepeitscht worden war. — Das Volk, dessen Leidenschaft man anregte, dessen materiellen Bedürfnissen man schmeichelte, und dem, während man es mit der Hoffnung, sein Elend zu verbessern, köderte, man die Augen verband, bot willig seine starken Arme, um das Staatsgebäude umzureißen, hoffend, in den Trümmern Speise gegen den Hunger, Schutz gegen den Frost zu finden. Es war aber nicht wenig erstaunt, als die Machthaber aus dem niedergebrannten Palast, aus den Ruinen der Kirche, aus dem Schutt des Schlosses sich saubere große Fabriken, gemächliche Wohnungen für zahllose Staatsbeamte und Bazars für die Waarenlager der Kaufherren erbauten, und der Proletarier sah sich wie vor und eh' ausgesperrt. Wie vor und eh' nagte er am Hungertuche, während hinter Krystallfenstern die Lampen glänzten und der Champagner sprang, nur daß jetzt Kaufmann, Advocat und Büreaukrat dahinter saßen, wo früher Bischof oder Graf getafelt hatten. Der einzige Unterschied bestand darin, daß der feiste gutmüthige Bischof und der leichtsinnige ritterliche Graf zuweilen die Brosamen vom Tische des Reichen in die Hütte des Armen fallen ließen, während die neueren Erwählten des Plutus zu erfahrene Jünger utilisirender Sparsamkeit und philisterartiger Wirthschaftlichkeit waren, um nicht auch die Ueberreste, den Abfall des Ueberflusses mit kluger Sorgsamkeit zu benützen zu wissen.

Als das Volk nun unter den Trümmern der Zeit seine Altäre suchte, um wenigstens bei denselben Trost und Hoffnungen für ein besseres Jenseits zu schöpfen, waren auch diese umgestürzt, aus den Steinen allerhand nützliche staatswirthschaftliche Gebäude aufgeführt worden, und es blieb Nichts als die trostlose Oede einer materiellen Staatsvegetation! Es steht nun dahin, ob und wie lange der jetzige manant, das heißt der Nichtgenießende, sich diesen Zustand der Dinge wird und mag gefallen lassen, ob man ihn entweder mit parlamentarischen Declamationen oder mit Kartätschen beschwichtigen, oder ob La Mennais das Schlagwort ausgesprochen hat, womit der dritte Act der neuen großen Staatenkomödie beginnt. Der erste wurde in die Scene gesetzt, als Ludwig XIV. auf die silberverbrämte Brust schlug und sagte: „L'Etat, c'est moi!" — Der

zweite fängt mit der bekannten Antwort Mirabeau's an: „Allez dire à votre maitre que nous sommes ici par la volonté du peuple et que nous n'en sortirons que par la force de bayonnetes," — und vielleicht brüllt der Chor La Mennais' Ruf: „guerre aux riches" — zur Entwicklung und Schlußkatastrophe des dritten Actes nach.

In Spanien aber standen die Elemente der Gesellschaft sich in einem ganz verschiedenen Verhältnisse gegenüber. Für's Erste gab es dort nie eine Feudalität in dem Sinne, wie dieser Begriff im übrigen Europa gilt, denn in diesem gründet sie sich auf das Verhältniß des Besiegers zum Besiegten, und so umgekehrt. In Spanien aber bestand dieses nicht, denn da die Besiegten, nämlich die Mauren, schließlich entweder ausgerottet oder vertrieben waren, so gab es nur Sieger; dergestalt, daß die ganze Bevölkerung mit aristokratischem Selbstgefühl auf ihre Vorfahren zurückblickte und sich in die ererbte Glorie theilte. Hierzu brauchte man nur saugue puro zu sein, d. h. weder von Sarazenen noch Juden abzustammen, und somit sind die Spanier wirklich ein Volk von Edelleuten. Reichthum, Titel, Würden haben auf diesen Begriff keinen Einfluß, und ein navarresischer Arriero oder ein asturischer Wasserträger würde mit Stolz auf einen Grand von Spanien blicken, könnte er denselben der Beimischung arabischen oder hebräischen Blutes verdächtigen. Es erhellt hieraus, wie nahe diese Ansicht mit der strengen katholischen Rechtgläubigkeit verschmelzen mußte, da ein Ungläubiger und ein Unadeliger beinahe identische Begriffe waren. Deshalb, troß der blutigen und häufigen Reactionen der verschiedenen Parteien, hat man nie den Haß gegen die höheren Stände bemerkt, und Niemand wurde meines Wissens je als Aristokrat füsilirt, denn der Spanier, wenn er auch haßt, ist zu stolz, um irgend Jemand zu beneiden, — folglich fällt der Hauptbeweggrund der Verfolgungssucht gegen den Geburtsadel, nämlich der Neid weg. Aber eben dieser Stolz äußert sich dagegen in anderer Beziehung und trägt mit anderen Gründen viel zu dem Mißtrauen und der Abneigung bei, womit der Spanier im Allgemeinen den Reichthum, ungewöhnliche Bildung und fremde Gesinnung und Sitte verfolgt und verachtet. Seit langer Zeit bestand eine stillschweigende Gleichheit der Ansichten über diesen Punkt zwischen dem Hof, den Klöstern und dem Landvolke,

welche gegen den Reichthum und den Mittelstand, gegen den Lehrstand und Rechtsgelehrten, auch theilweise gegen die Weltgeistlichen gerichtet waren. Ein Grund davon ist der angeborne Stolz des spanischen Volkes, welches auf jeden Vorrang eifersüchtig ist. Man möchte beinahe seine Anhänglichkeit an das Mönchthum darin bezeichnet finden, daß es in den, aus seiner Mitte hervorgegangenen, die eigenthümliche Physiognomie des Volkscharakters tragenden Mönchen (Frayles), seine Repräsentanten in der Intelligenz, seine Ausleger in Religion und Wissenschaften lieber sucht, als in den ihm entfremdeten, fein gebildeteren Weltgeistlichen oder Rechtsgelehrten (Escribanos). Degen und Feder sind Waffen, welche das Volk am liebsten in der Hand seiner Verwandten und Genossen ehrt und schätzt, und welche ihm oft Mißtrauen einflößen, ist es nicht in der Gewohnheit, die Hände, welche sie führen, vertraulich zu schütteln. — (Auch in Nordamerika hat sich dieses Mißtrauen gegen eine den höheren oder reicheren Ständen ausschließlich zukommende größere Ausbildung der Intelligenz durch Erziehung und Schulunterricht, noch neuerlich ausgesprochen.)

Wie gesagt also ermangelte die neuere constitutionelle Tendenz in Spanien einer Haupteigenschaft, nämlich des volksthümlichen Charakters, indem sie nach dem Beispiele von England und Frankreich, lediglich die gebildeten und bemittelten Classen als Repräsentanten des Volksthumes erwählte, dagegen Elemente ausschloß, welche dort noch in ihrer vollen ungestörten Kraft leben, während jene, welche es an ihre Stelle zu setzen versuchte, theils gar nicht vorhanden, theils erst in ihrer Entwickelung begriffen waren. So z. B. würde das Landvolk in Spanien nie sich in die Suprematie gefügt haben, welche sich in den neueren constitutionellen Formen die großen Städte aneignen, der Unbemittelte nie jene ausgesprochene des Reichen, der Ungebildete die des Gebildeten anerkannt haben. Ferner ist ein Hauptzug der neueren constitutionellen Formen, die Centralisation, durchaus im Gegensatz mit der in Spanien vorherrschenden Tendenz zur Isolirung und Municipalitäts-Verfassung. Provinz, Gemeinde, Familie, Individuum, — Alles strebt sich unabhängig und vereinzelt darzustellen und in seiner selbständigen Individualität zu erhalten. Dies hat auch auf die Natur der Administration und des Krieges selbst in diesem Lande einen wesentlichen Einfluß, denn es ist un-

möglich, wie in anderen Ländern, durch Besitz einiger wenigen wichtigen Operations-Objecte die Mittel zu finden, den Knoten zu allen Fäden politischer Verwaltung und militärischer Bewegungen in Händen zu haben, wodurch man sich anderswo den Besitz eines Landes sichert und es, wie man sich militärisch auszudrücken pflegt, occupirt. Die Franzosen hatten Andalusien und Castilien besetzt, während in Arragon und Navarra die Insurrection sogar die Gränzen Frankreichs beunruhigte und selbst im Rücken der französischen Heere sich entfaltete.

Deshalb ist auch dieses Land, im Widerstand unbesiegbar, im Angriff ohnmächtig. Es ist die Schlange, welche, zehnfach zerstückt, in jedem Stücke fortlebt. Ist man auch Herr der ganzen Halbinsel, so dürfte dies die Unterwerfung einer einzelnen Provinz noch keineswegs unbedingt mit sich bringen, — man muß eine jede derselben und in der Provinz wieder jede einzelne Stadt oder Flecken bezwingen, jede Gemeinde wird dann noch einzeln ihre eigenthümliche Meinung verfechten, und so wird man bis auf die Familie, bis auf das einzelne Individuum sein Augenmerk richten müssen, denn ist endlich auch Provinz, Stadt, Dorf und Haus erobert, so protestirt, die Flinte in der Hand und die Navaja im Gürtel, jeder Einzelne hinter dem nächsten besten Busche noch gegen die aufgedrungene Gewalt. Deshalb, hätte Don Carlos auch Madrid wirklich erreicht, so wäre dessen Besitznahme weit wichtiger durch den Eindruck, welchen sie im Auslande gemacht, und durch die daraus entstehenden Consequenzen gewesen, als durch die unmittelbare Wirkung, welche ein solches Ereigniß in Spanien selbst hervorgebracht hätte, wo Cadix, Saragossa, Barcelona, Valencia keineswegs von dem Schicksale und dem Beispiele Madrids, welches weit mehr Residenz als Hauptstadt ist, abhängen.

Demnach, als Don Carlos in den Provinzen erschien, gruppirten sich um seine Fahnen in ganz Spanien nicht allein die reinen Anhänger der Legitimität, sondern auch alle Verfechter der alten spanischen, nationalen Volksthümlichkeit, alle Gegner — und dies bezeichnet in Spanien keine geringe numerische Anzahl, — fremder eingeführter Sitten und Gesetze. In den Provinzen, in Arragon, in Catalonien, in Andalusien, in Valencia, vereinigten sich unter demselben Banner sehr verschiedenartige, ja widersprechende Elemente, welche aber weit weniger durch eine gemeinsame Anhänglichkeit für die

Sache des Don Carlos, als durch einen gemeinsamen Haß gegen die sogenannte Constitution vereinigt wurden.

Kein Land hat vielleicht in seinem Staats-Organismus der Municipalitäts-Verfassung einen größeren Spielraum gelassen, als dies ehemals in Spanien der Fall war. Es bedurfte der Riesenfaust eines Ximenes, der Macht eines Karl V. und der Consequenz seiner Nachfolger, um diese National-Repräsentation wenigstens in der Form zu zerstören. Vielleicht straft die Vorsehung die spanischen Könige jetzt für den damals verübten Mißbrauch der Gewalt der Krone, indem man das, was damals zerstört wurde, durch neue Aftergebilde mühsam zu ersetzen sucht, und die Legitimität in den Trümmern der Municipalitäts-Verfassung, welche sie damals nicht zu vernichten vermochte, nämlich in den baskischen Fueros, in dem Provinzialgeist von Catalonien und Arragon, die Elemente suchte, bei welchen sie ein Asyl fand. Sonderbar, daß in Frankreich beinahe dasselbe Phänomen stattfand und während der Revolution gerade der Westen, welcher seit Cardinal Richelieu bis zu Ludwig XV. am starrsinnigsten sich dem Mißbrauche der königlichen Gewalt widersetzt hatte, hinwieder am beharrlichsten die Rechte der Krone vertheidigte und die Anhänglichkeit an die Dynastie mit seinem Blute besiegelte.

Dem Cardinal Richelieu, Ludwig XIV. und seinen Nachfolgern war aber die Aufgabe der Centralisation weit umfassender gelungen als den spanischen Königen. Die baskischen Provinzen hatten ihre Privilegien und Municipalitäts-Verfassungen unangefochten erhalten, — Catalonien und Arragon erinnerten sich an ihre ehemalige Unabhängigkeit, — kurz als die französische Dynastie nach dem blutigen Successionskriege ihren Lilien-verbrämten Mantel über das Land ausbreitete, lebte unvermerkt das alte, mittelalterliche Spanien unter dessen Schatten fort; wenn auch Madrid an dem Hofe von Versailles seine Musterbilder suchte, so blieb desto unversehrter der Nationalcharakter in jeder Function des Staatslebens, wohin nicht die unmittelbare Einwirkung der Regierung gelangte, und dies geschah oft, da der Arm derselben nicht sehr stark und ihr Auge nicht überaus hellsichtig war. Der Rey absoluto mochte wohl gegen den Hof, die Granden, den Adel und die Einwohner der Residenz in dem Verhältnisse eines orientalischen Despoten stehen, — so waren aber seine Launen nie drückend für die entfernteren Landstriche, wo jeder

Generalcapitän, jeder Alkalde, jede Gemeinde im Gefühl ihrer relativen Unabhängigkeit handelte. Als daher der Ruf erscholl: „viva el rey absoluto“, vertheidigten jene, die ihm folgten, nicht allein dessen Unverletzlichkeit, als auch jene ihrer eigenen Gesinnungen, Gebräuche und Sitten. — Der Krieg vom Jahre 1808 war der Sturm, welcher den geborgten französischen purpurgestickten Königsmantel hinwegwehte, und man war erstaunt, unter demselben das alte Spanien, welches man längst begraben und vermodert glaubte, das mittelalterliche, glühende Land, mit allen seinen Eigenthümlichkeiten unversehrt wieder erstehen zu sehn. Das Mittelalter, welches sonst überall sich überlebt hatte oder geschlachtet war, lebte hier in voller Regsamkeit fort. Alle Erscheinungen, welche dessen Physiognomie so charakteristisch bezeichnen, traten nunmehr in ihrer vollen Kraft hervor. Die Isolirung der Corporationen und Municipalitäten, die Abneigung des Landvolkes gegen die Städte, das Hervorleuchten einzelner Persönlichkeiten und Charaktere, unbedingte Aufopferung, starre Consequenz, aber Mangel an Einheit und Zusammenwirken, Unordnung, aber Ausdauer, rührende Treue und Anhänglichkeit neben blindem fanatischem Haß, Heldenmuth und Grausamkeit, religiöse Begeisterung und wilde Rohheit bezeichnen diesen Kampf, wie jene des Mittelalters, welches, wie gesagt, damals noch unbemerkt inmitten der Institutionen neuerer Zeit, durch welche es wohl überdeckt, nicht aber verdaut war, fortlebte. Es ist aber ein bestehendes Gesetz der Natur, daß wohl eine Zeit die andere, wie ein organisches Wesen ein anderes, verschlinge; aber nur dann, wenn das letztere vollkommen todt ist und ausgelebt hat, kann der Assimilationsprozeß vor sich gehen, der das Verschlungene mit dem Verschlingenden verschmilzt. Das war in Spanien nicht geschehen. Gebähren, Tödten, Speisen und Erzeugen sind Functionen, welche in der geistigen Welt, wie in der physischen, nie ohne besondere Sensationen vorübergehen!

Aus Kiel.

Kiel, der Mittelpunkt der Schleswig-Holsteinischen Bewegungen. — Die Universität. — Die Neuholsteiner und das Correspondenzblatt. — Harms und der Rationalismus. — Die neuen Kieler Blätter. — Forchhammer. — Hoftheater und Stadttheater. — Graf Hahn. — Die Oper. — Sternwaldt, ein interessantes Incognito. —

Man kann wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß Kiel der Mittelpunkt ist für alle Bewegungen, welche in irgend einer Weise in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, oder Schleswig-Holstein, sichtbar werden. Altona gehört kaum unserem Particular-Vaterlande an; es ist eine privilegirte Stadt, fast eine freie Reichsstadt zu nennen, und schließt sich daher mit seinen Privatinteressen von dem Gesammtstaate mehr oder minder ab; Flensburg mag hinsichtlich seines kaufmännischen Verkehrs bedeutender als Kiel sein, aber der Handelsgeist ist auch der einzige, der es beseelt. Kiel ist eine Handelsstadt und in fortwährender directester Verbindung mit dem Hauptplatz des deutschen Handels, mit Hamburg, zu welchem es bald durch seine Eisenbahn in eine noch größere Nähe gerückt wird: mit dem Norden hat es den raschesten Verkehr, vermittelst Dampfschiffe, schon lange; Kiel ist durch seinen jährlichen, sogenannten Umschlag (im Januar), an welchem die jährlichen Geldzahlungen von sämmtlichen Geschäftsleuten und Grundbesitzern geschehen, nicht blos der Centralpunkt des Schleswig-holsteinischen Geldwesens, sondern auch eben dadurch der Sammelplatz der Geld- und wissenschaftlichen Aristokratie, welche letztere hier ihre solennen Sitzungen hält und durch den hier residirenden Herzog von Glücksburg (verheirathet mit einer Tochter des letztverstorbenen Königs von

Dänemark) noch einen interessanteren Anziehungspunkt findet. Kiel ist aber auch eine Universitätsstadt; und dadurch aufs Engste an das übrige Deutschland geknüpft, findet es eben darin seine festeste Garantie für deutsche Gesinnung und Entfremdung von jedem einseitigen Provinzialgeist. Die Universität Kiels mag für die deutsche Wissenschaft den Gelehrten mehr oder weniger unerheblich scheinen, für die Herzogthümer Schleswig und Holstein ist sie von der höchsten Wichtigkeit gewesen, sogar in politischer Hinsicht, indem sie, trotz allen Andringens der Dänen, der geistigen Entwicklung des Landes ein entschieden deutsches Gepräge aufdrückte. Doch ist dies nicht die einzige politische Wirkung der Universität geblieben. Freilich kann man nicht sagen, daß das Streben eines Volkes nach freisinnigen Institutionen eine Universität brauche, um hervorgerufen zu werden, vielmehr liegt ein solches Streben in der fortschreitenden Entwicklung eines Volkes von selbst begründet, und nicht mit Unrecht hat man es der deutschen Gelehrsamkeit oft genug nicht zu ihrem Ruhme nachgesagt, daß sie die höchsten praktischen Fragen des Lebens nicht gehörig zu beantworten wisse; aber unsere Universität hat, besonders seit den Freiheitskriegen sich stets auf eine höchst freisinnige und wirksame Weise bei den politischen Bewegungen unseres Landes betheiligt, und in ihr kann noch immer der Schleswig-Holsteinismus eine seiner Hauptstützen und Beförderer sehen. Von der Universität hat dieser ganz besonders und zunächst sein Gepräge erhalten, obgleich es selbst in ihrer Mitte nicht an Antagonisten fehlt, und sogar zwei Professoren, der Eine Däne von Geburt, der Andere Däne aus freier Wahl, in ihrem Bestreben nicht ermüden, wenigstens die Nordschleswiger zu Dänen zu machen. Aber auch für die dritte politische Partei in unserem Lande, die sogenannte Neuholsteinische, ist Kiel Geburtsort und Heimath, indem sein wichtigstes politisches Journal, das Correspondenzblatt, sie gebildet hat und noch fortwährend vertritt.

Doch wenn ich gesagt habe, daß in Kiel alle Interessen des Landes ihren Centralpunkt finden, so habe ich wenigstens noch Eins vergessen, das Christenthum. Und hier brauche ich nur einen Namen zu nennen, wodurch allein, auch ganz abgesehen von der hiesigen theologischen Facultät, mein Ausspruch bewahrheitet wird. Harms ist nicht blos eine Berühmtheit in Schleswig und Holstein, man

kennt und verehrt ihn weiter, als die Grenzen Deutschlands reichen. Er hat einst dem altersschwachen Rationalismus mit jugendlicher Kraft den Todesstoß gegeben, und das Alter hat weder diese Kraft, noch den Geist, mit welchem er sie anzuwenden weiß, zu lähmen vermocht. Er gehört freilich nicht zur höchsten geistlichen Behörde unseres Landes, vielleicht eben wegen seiner Energie, aber als das Haupt der Geistlichkeit kann man ihn wohl sonst in jeder Rücksicht bezeichnen, und es möchte diese kein anderes Vorbild aufstellen können, welches diesem Manne an feuriger, erbauender und zugleich geistvoller Beredsamkeit gleich käme. Daß ihm, dem streng Orthodoxen als solchem, gar Viele abhold sind, ist natürlich; daß man ihn aber auch als einen intoleranten Frömmler, als einen jener kurzsichtigen und einseitigen Pietisten, deren es allerdings genug gibt, verschreit, ist geradezu einfältig. Freilich kann ein ganz entschiedener Charakter und ein festgewurzelter Glaube unmöglich jede beliebige Meinung, die ihm entgegengesetzt wird, ertragen, aber eine Toleranz, die das vermag, ist gewiß Nichts, als Indifferenz und Charakterschwäche, und selbst diejenigen, welche sie für Glaubenssachen prätendiren, pflegen sie eben so entschieden in der Politik zu verachten.

Von der Literatur ist nicht viel zu sagen; sie ist besonders thätig hinsichtlich der speziellen Landesangelegenheiten, aber dieses Thema wird jetzt fast ausschließlich von den vielen in den Herzogthümern erscheinenden Wochenblättern, welche fast sämmtlich in der letzten Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen haben und sich zum Theil eines ehrenvollen Rufes erfreuen, behandelt, indem sie die hier sonst ziemlich reiche Broschürenliteratur überflüssig machen. Unter diesen periodischen Blättern behauptete in Kiel früher das Correspondenzblatt, welches sich als ein politisches den liberalen Bewegungen seit der Julirevolution voranstellte, einen entschiedenen Vorrang, aber seitdem es der sogenannten Neuholsteinischen Theorie huldigt, hat es einen großen Theil seines Einflusses verloren, und die neu erstandenen Neuen Kieler Blätter, obgleich von Schleswig-Holsteinern redigirt, vermögen dem Kieler Journalismus, da ihr politischer Standpunkt unklar und zu wenig entschieden ist, das Uebergewicht nicht wieder zu verschaffen. — Anders steht es mit den Schleswig-holsteinischen Kunstbestrebungen. Wenn von solchen überhaupt die Rede sein kann, so beschränken sie sich fast

ganz auf Kiel, sind aber noch von ganz neuem Datum. Besonders auf Betrieb des bekannten Archäologen, Prof. Forchhammer, hat sich hier ein Comité aus mehreren Mitgliedern der Universität und einigen wohlhabenden Bürgern gebildet, welches ein Museum für Meisterwerke der plastischen Kunst bereits gegründet hat und durch Gewinnung von freiwilligen Beiträgen im ganzen Lande immer mehr zu bereichern strebt. Der Anfang ist gemacht durch Erwerb von Abgüssen eines Theils der Elgin'schen Sammlung im britischen Museum in London (z. B. des panathenäischen Festzuges u. s. w.), dazu sind mehrere Abgüsse von Statuen und Basreliefs Thorwaldsen's und Bisson's gekommen, wodurch ein zu guter Grund gelegt ist, als daß man nicht ein Zunehmen dieses Institutes wünschen sollte; aber wir Norddeutschen diesseits der Elbe sind nicht so leicht begeistert, um das Erste, was Noth ist, Geld herzugeben. — Auch für Malerei hat sich neuerdings ein Verein gebildet und schon einige recht gute Ausstellungen bewerkstelligt. Aber auch hierbei fehlt es an jenem Nothwendigen noch zu sehr, um ausländischen Künstlern Bedeutendes bieten zu können, indeß fehlt es uns auch nicht an einheimischen Künstlern; die beiden Hansen, Vater und Sohn, so wie der hiesige Universitäts-Zeichnenlehrer haben sich in der Kunstwelt einen ehrenwerthen Namen erworben.

Soll ich nun noch des A und O der meisten Journale, des Theaters erwähnen? Früher existirte bei uns ein sogenanntes Schleswig'sches Hoftheater, welches Kiel auf ein oder zwei Monate alljährlich beglückte. Aber da dessen Existenz aufgehört, hat sich Kiel auch des Schleswig-holsteinischen Theaters bemächtigt. Zwei hiesige bemittelte Bürger kauften das alte, zerfallene Schauspielhaus an sich, bauten ein neues recht hübsches wieder hin und haben nun kürzlich, nachdem ein Unternehmen des in der Theaterwelt sehr bekannten Grafen Hahn fehlgeschlagen war, selbst die Direction übernommen. So erfreut sich nun Kiel eines eigenen, sich so nennenden Stadttheaters, welches indeß, trotz dieses Namens, nur vier bis fünf Monate am hiesigen Orte spielt und während der Sommermonate einige der größeren Städte unserer Herzogthümer bereist. Trotz der schlimmsten Prophezeihungen scheint sich dieses Unternehmen doch einer soliden Grundlage zu erfreuen, da die Direction viele Geschäftskenntniß und die nöthigen Geldmittel besitzt; sie kann daher den

Schauspielern gegenüber sich als strengen Contrahenten hinstellen, weil sie immer solvent ist und es an Gage nicht fehlen läßt; dem Publicum sucht sie sich durch Aufführung der namhaftesten neuen Stücke, besonders freilich Lustspiele, beliebt zu machen. Daß sich das höhere Drama nicht immer gleicher Sorgfalt erfreuen kann, obgleich auch Tragödien mitunter nicht ohne Glück gegeben werden, ergibt sich von selbst, wenn man erwägt, daß auch eine Oper zu unterhalten ist und diese vergleichungsweise, auch wenn sie nur sehr mäßig ist, zu viele Opfer an Geld und Kräften in Anspruch nimmt; denn unsere Bühne muß durch sich selbst bestehen und erhält durchaus keine höhere Unterstützung. Indeß fehlt es auch nicht an außergewöhnlichen Erscheinungen, und wie uns früher Herr Kunst und die Madame Walter durch Gastspiele erfreut haben, thut es gegenwärtig Hamburgs jetzige erste Sängerin Demoiselle Evers. Unter den engagirten Darstellern ist besonders ein Herr v. Sternwaldt zu nennen, dessen eigentlicher Name einer ausgezeichneten Familie unserer einheimischen Aristokratie angehören soll, der ihr aber als Schauspieler — wenn das in der Welt überhaupt für möglich gehalten wird — durchaus keine Schande macht, da er — er hat sich besonders in Charakter- und feineren Rollen gezeigt — wirklichen Künstlerberuf zu haben scheint.

So habe ich denn ungefähr die Elemente angegeben, welche das Kieler Leben bilden, und vielleicht nur noch Eins vergessen, weil es gerade Winter ist, nämlich die schöne Lage unserer Stadt und deren anmuthige Umgebungen. Aus dem Obigen mag man aber schon schließen, daß sich hier zu Vieles vereinigt, als daß unsere Stadt für ein „altes Nest" gelten könnte, in dem Alles in seinem alten Schlendrian ein Jahrzehent nach dem anderen ungefähr auf dieselbe Manier fortgeht. Vielmehr ist Kiel ein Ort der Bewegung, der steten Spannung, fast Unruhe. Stets gibt es etwas Neues, welches das Interesse in Anspruch nimmt, warum gekämpft, gezankt, gejubelt, gezahlt wird. Immer wird gehofft, gehofft von einer Zukunft, welche unfehlbar in reichem Maße das einbringen soll, was die Gegenwart entbehrt, und daher sucht man oft auch mehr, diese froh zu überwinden, als in ihr den klugen, aber mürrischen Haushalter, der an künftige trübe Tage denkt, zu spielen.

Kleine Skizzen aus den Rheinlanden.

Köln und Bonn.

Der katholische Liberalismus. — Braun und Achterfeld. — Der reitende Candidat. — Pumpernickel. — Gutzkow und Benedix. — Kölnische Lachlust. — Nitzsch, Sack und Kinkel in Bonn. — Arndt und A. W. von Schlegel. — Studentengeist.

Der letzte Landtagsabschied der Rheinprovinz hat wieder viel betrübte Herzen noch betrübter gemacht, — so glaube ich, muß man seinen Eindruck bezeichnen; denn das Zähneknirschen der Opposition hat hier wie anderwärts aufgehört; — man klagt ganz leise, oder man schweigt. Schweigen ist auch Reden. Es ist ein seltsam Ding um den angestammten Charakter eines Volksschlags; es rächt sich schwer, wenn man ihm zu nahe tritt, und das dürfte wohl eins der schwierigsten Kapitel in der disciplina arcani unserer Regierungskunst sein, keine Individualität anzutasten und doch aus den vielen Einzelkörpern eine recht einmüthige Gesammtheit zu bauen. Zum allermindesten ist man in diesem Betracht in Berlin oft unvorsichtig gewesen. Zwei Dinge wiegen besonders schwer in den Rheinlanden: die angeborne Freimüthigkeit und Thatkräftigkeit des Volkes und seine Begeisterung für den Katholicismus. Anscheinend sehr heterogene Elemente, aber das ist auch bloßer Schein. Seit den Tagen, da Heinrich in Canossa kniete, hat die Hierarchie fast immer einem volksthümlichen Liberalismus die Freundeshand gereicht; denn beide hatten Einen gemeinsamen Erbfeind zu bekämpfen — den monarchischen Absolutismus. Daß die Hierarchie mit dem Liberalismus sich alliirte, blos um ihn nachher in ihre eigenen Bande zu

schlagen, thut Nichts zur Sache; es ist die Fabel vom Schäfer, der dem Wolfe das Schaf abkämpft, um Wolle und Fleisch nicht zu verlieren. Kommt nun aber Angesichts dieser Allianz das monarchische Interesse in Conflict mit dem kirchlichen, so wird sich die Begeisterung für Kirche und Clerus bis in's Fanatische steigern, und das haben wir erlebt bei den erzbischöflichen Unruhen und in geringerem Maßstabe bei den Hermesianischen Streitigkeiten. Man macht sich schwerlich einen Begriff davon, welch ungünstige Stimmung gegen die Hermesianer Braun und Achterfeld eine Mehrzahl beherrscht. Ein seltsamer, aber charakteristischer Vorfall möge zum Beleg dienen. Vor einiger Zeit war eine Kirche in der Nähe Bonns eingestürzt; die Gemeinde war arm, die Geistlichkeit forderte zu milden Beiträgen auf. Allein ich glaube, es ging anfangs nicht viel ein. Da gerieth Jemand auf den Einfall, seiner Gabe die Worte beizufügen: „Ehe ich einen Katechismus von Achterfeld kaufe, gebe ich 10 Gr. für die Kirche in X." Kaum las man dies im Bonner Wochenblatt, als auch schon eine bedeutende Zahl von Beiträgen gezeichnet wurde, alle mit derselben Aufschrift. Achterfeld remonstrirte dagegen, es sei doch gar undelicat, daß man zu solchen Persönlichkeiten schreite. Allein nun wurden die Beiträge noch reichlicher als vorher, indem ein Anderer, der seine Gabe mit den Worten einleitete: „Ehe ich einen — kaufe, gebe ich ꝛc." hunderte von Nachfolgern fand. — Ganz anders ist hier das Verhältniß der protestantischen Geistlichkeit zum Staate; ihr ist der Landesherr summus episcopus, sein Interesse verknüpft mit dem ihrigen, und wenn Friedrich Wilhelm IV. bei jeder Gelegenheit erklärt, nicht weiter gehen zu wollen, als seines in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät, so hat dieser Passus aus guten Gründen gewiß sehr lieblichen Klang in den Ohren der evangelischen Theologen. Außerdem mag auch die allem Anscheine nach in Preußen projectirte Gründung einer protestantischen Hierarchie viel Reizendes und Verbindendes für die Geistlichkeit haben. Allein sehen wir ganz ab von diesen Einzelheiten, sehen wir ab von der Gegenwart, stellen wir unsere Frage an die Vergangenheit, an die Geschichte, so werden wir Protestanten gestehen müssen, wenn wir in Aufrichtigkeit die Hand auf's Herz legen, daß von Alters her kein Stand mit größerer Devotion dem monarchischen Absolutismus die Hand geküßt hat, als gerade unser Clerus. — In der Rheinprovinz sind der

protestantischen Gemeinden wenige und sie liegen zerstreut auseinander (soll doch jüngst auf einer Synode allen Ernstes der Antrag gestellt worden sein, für unvorhergesehene Fälle einen reitenden Candidaten zu besolden!) — dies bedingt naturgemäß eine Opposition gegen die umwohnenden Katholiken, woher es denn kommt, daß die Protestanten hier zu Lande ungemein gut preußisch gesinnt sind. Der freiere Geist der katholischen Bevölkerung hingegen sucht sich in meist harmlosem Humor Luft zu machen, wie z. B. die Narrenkappen des diesjährigen Kölner Carnevals eine ergötzlich karrikirende Persifflage der neuen preußischen Pickelhauben sind.

Noch ein Paar Züge zur Charakteristik des niederrheinischen Volkes. Es liegt etwas ungemein Derbes, Ungenirtes in seiner Sinnesart, ganz natürlich — man lebt hier in der Regel weder von Schwarzbrod noch von Weißbrod, sondern von Pumpernickel. Schon oft nämlich kam mir der närrische Gedanke, den Westen Deutschlands folgendermaßen abzustufen, nach Speis und Trank: Im Süden ißt man Graubrod und trinkt Wein; in der Mitte Schwarzbrod und Bier; im Norden gibt es Branntwein und Pumpernickel. Es liegt viel Charakteristisches in dieser Eintheilung. Hier also Pumpernickel! Ich glaube darum, daß der Wirkungskreis, welchen sich Gutzkow als Hauptmitarbeiter des Feuilletons der Kölnischen Zeitung ausersehen, an Ort und Stelle wenigstens nicht so umfassend sein wird, wie sich's von dem bedeutenden journalistischen Talente dieses Schriftstellers erwarten ließe. Gutzkow, dieser feine geistreiche Mann, dessen Pointen meist halb verschleiert liegen und eben darin so großen Reiz haben, Gutzkow, der in Kritik und Polemik nicht mit Flegeln drein drischt, sondern leise und unbemerkt die schwache Seite des Gegners zu fassen weiß und dann mit ätzender Schärfe den Scheidungsprozeß des Guten vom Schlechten beginnt, Gutzkow wird in den Rheinlanden wenig nach Würden beurtheilt, selten mit vollem Behagen gelesen werden. Wenn dagegen Roderich Benedix, der Verfasser des Doctor Wespe, im Kölner Theater von der Katheder eines Weinfasses herab Carnevalsvorträge hält über das Pantoffelregiment voll derber Witze und localer Anspielungen, so fühlt sich das Publicum recht in seinem Element; wer die Kölner enthusiasmiren will, der muß ihnen vorerst etwas zu lachen geben. Ich glaube, in keinem Theater der Welt wird so viel gelacht als in Köln. Es nies't Jemand auf der

Galerie – man lacht; eine ganz platt komische Scene — man lacht eine höchst pathetische Stelle — man lacht; König Philipp im Don Carlos tritt auf — man lacht; Herzog Alba — gewaltiges Gelächter! Warum? Ei, weil der Mann vom Kopf bis zu den Füßen roth und schwarz gekleidet ist und einen grimmigen Schnurrbart trägt, natürlich, das ist doch zum Lachen! Ich wollte wetten, wenn die Decke des Theaters plötzlich einstürzte und alle Zuschauer zerschmetterte und begrübe, im Moment würden sie gewiß noch einmal in ein allgemeines Gelächter ausbrechen über das unerwartete Intermezzo. — Noch Eins fiel mir im Kölner Theater auf. Vor Beginn des Stückes behält natürlich Alles den Hut auf dem Kopfe. Blos in der ersten Rangloge wird das von Seiten des Parterres nicht geduldet und durch stürmisches Hutab!-Schreien strenge Justiz geübt. Wer sich nämlich in seinem aristokratischen Range zeigen zu müssen glaubt, dem will der demokratische Sinn der Uebrigen auch das Unbequeme der nobeln Etikette nicht schenken. Ist das nicht echt kölnisch?

Wenn Köln ein klein Paris der Rheinprovinz ist und in politischen, kirchlichen, mercantilischen Dingen tonangebend, so bildet Bonn dagegen einen Centralpunkt der Wissenschaft von echt preußischer Färbung, der mit dem übrigen rheinischen Treiben wenig zu schaffen hat. — Bonn ist gegenwärtig von dem Unglück betroffen, ein Paar recht ausgezeichnete Docenten zu besitzen unter vielen recht unbedeutenden; — ein Unglück, weil der allzustarke Einfluß Eines, auch des genialsten Mannes, nur zu starrer Einseitigkeit führen kann. Man betrachte z. B. die evangelisch-theologische Facultät: hier ist Nitzsch und — nun ja, damit sind wir zu Ende. Kein Wunder, daß also fast alle Studiosen der Theologie auf einem einseitig orthodoxen Standpunkte stehen, Missionsvereine bilden, im Hutterus und Flacius Illyricus lesen, auch wenn Herr Professor Sack keine Hilfstruppen schickte, die mit Gnade und Gerechtigkeit, Durchbruch und Versiegelung gewappnet sind. — Nach dem Apostel Paulus ist ja die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze, folglich ganz gewiß auch zur Erlangung einer Bonner evangelisch-theologischen Professur. G. Kinkel, ein verdienter hiesiger Privatdocent, steht nicht gerade auf Nitzsch'schem Standpunkte; kein Wunder, daß man ihm die Thüre vor der Nase zuschlägt und einen anderen Lehrer der Kirchengeschichte beruft,

damit dieser vor leeren Bänken lesen könne, während Kinkel die Zuhörer hat. — Nitzsch's höchst bedeutende Persönlichkeit imponirt; die ganze Fülle und Tiefe seiner Gedanken wirkt durch sie noch blendender und hinreißender: dabei besitzt Nitzsch die seltene Eigenschaft, auch den Gegnern gerecht sein zu können, und das ist wohl eins der besten Zeugnisse wahrer Wissenschaftlichkeit. Sein Aeußeres trägt eine gewisse feierliche Würde, die weit entfernt ist von der gewöhnlichen Pastorensalbung. Um so ärgerlicher macht sich der nämliche Habitus bei Sack, wo er zur offenbaren Karrikatur verzerrt wird. Sack ist ein echt preußischer Patriot, was sich ja bekanntlich mit Orthodoxie ganz gut vereinigt. Den Fürsten Blücher möchte er um's Leben gern canonisiren; weil der wilde Reitersmann aber doch durchaus nicht nach Vorschrift der lutherischen Symbola gelebt hat, so abstrahirt er von dessen Persönlichkeit und meint, der Held sei blos als Werkzeug in der Hand Gottes zu betrachten. — Wer die Bonner evangelisch-theologische Facultät kennt, wird übrigens erst das rechte Licht erhalten über viele sehr witzige, doch versteckte Anspielungen in Bruno Bauer's Posaune, so wie er sich's überhaupt wird erklären können, wie dieser Philosoph gerade durch seine hiesige Stellung unter lauter Hyperorthodoxen — aus Opposition — in so crasse Extreme sich schrauben konnte.

Unter den alten Bonner Celebritäten sind zwei des Contrastes wegen neben einander zu stellen — Arndt und A. W. von Schlegel. In dem Einen das Bild des frisch und fröhlich in beinahe jugendlicher Kraft noch fortgrünenden Alters, der Andere die traurige Figur eines geistig verschrumpften, abgestorbenen, vertrockneten Menschen, den all seine früheren Tugenden verlassen haben, um einer einzigen Untugend, der Eitelkeit, Platz zu machen. Die Romantiker haben doch fast sammt und sonders ein trauriges Ende erlebt! Bei dem alten Arndt zu hospitiren ist eine wahre Freude. Unter dem schneeweißen Haar schauen noch immer frische Wangen und ein glänzendes, freundlich lächelndes Auge hervor, daß es Einen unwillkürlich an seine Verse gemahnt:

„Dem Treue fest im Herzen sitzt
Und Freude hell im Auge blitzt!“

Sein Vortrag ist ungemein lebendig und nachdrucksvoll. Er liest

in gegenwärtigem Semester ein Publicum über vergleichende Völkergeschichte, und es ist ein schönes Zeugniß von der Pietät der Bonner Studenten, daß er immer viele Zuhörer hat. Dahlmann dürfte wohl der eigentliche Heros der hiesigen Hochschule sein, doch wollen wir uns in der flüchtigen Weise dieser Skizzen nicht an solch eine Persönlichkeit wagen; wir behalten uns vor, vielleicht später einmal ausführlich von ihm zu reden.

Der bekannte Aristokratismus und Kastengeist der Bonner Studenten hat sich jetzt wenigstens so weit gebrochen, daß nach dem Vorgange anderer Universitäten auch hier in jüngster Zeit ein allgemeiner Studenten-Leseverein zu Stande gekommen ist.

W. H. Riehl.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Tantième! — Zwei Handbillets. — Zopf und Schwert. — Galanterie Oesterreichs. — Berichtigung. — Schumacher und Fürst Schwarzenberg.

Erfreuliches! Zur Belebung der dramatischen Literatur in Deutschland ist hier endlich ein wichtiger Schritt geschehen und wir wünschten, daß Oesterreich überall auf gleicher Weise die Initiative ergreifen möge. Durch ein Handbillet des Kaisers ist in Zukunft das Honorar der Schriftsteller, deren Stücke am Burgtheater zur Aufführung kommen, folgender Maßen bestimmt: Für ein Stück, welches den ganzen Abend füllt, zehn Procent als Tantième von der Brutto-Einnahme; für ein Stück, welches zwei Drittheile des Abends füllt, sechs Procent und für kleinere Stücke drei Procent. Diese Tantième wird dem Dichter von jeder Vorstellung gezahlt und die Erben desselben erhalten diese Nutznießung bis zehn Jahre nach seinem Tode. Da der größte Theil der Logen und ein Theil der Sperrsitze abonnirt ist, so wird der Betrag dieser Abonnements auf drei hundert fünfzig Gulden für jeden Abend angerechnet, und der Dichter erhält hiervon gleichfalls seinen Antheil. Uebrigens ist es Jedem frei gestellt, für das angenommene Stück ein Honorar pauschaliter im Voraus zu verlangen. In diesem Falle bleibt jedoch der Honorarsatz wie bisher auf 300 bis 400 Gulden Cvz. angesetzt. Rückwirkend hat dieses neue Theatergesetz keine Kraft und nur solche Stücke, die nach der Bekanntmachung desselben zur Aufführung kommen, werden fortan nach diesem Maßstabe honorirt. Man hat ausgerechnet, daß Halm für seinen Sohn der Wildniß, nach dem neuen Maßstabe honorirt, bereits an dreitausend Gulden C.M. empfangen hätte. Auch enthält diese neue Theaterordnung einen Paragraphen, welcher festsetzt, daß jedes zur Aufführung angenommene Stück innerhalb eines Jahres zur Darstellung kommen

müsse. Der ganze Plan dieser Anordnung geht von Herrn von Holbein aus, der sich in dieser Beziehung gewiß ein großes Verdienst um die deutschen Theaterzustände erworben hat. Denn obgleich wir nicht der Meinung sind, daß Geldbelohnungen ein Haupthebel zur Belebung unserer schüchternen dramatischen Literatur sein können, daß vielmehr ganz andere Wunden geheilt, ganz andere Hindernisse gehoben werden müssen, wenn der Quell reich und frisch hervorsprudeln soll, wie er einer großen Nation würdig ist, so wird doch wohl Niemand läugnen, daß manches praktische Talent bisher der Bühne den Rücken zuwendete, weil es selbst im günstigsten Falle keinen Lohn für seine Bemühungen ersah. Herr von Holbein hat sich gleichzeitig an den Generalintendanten von Küstner gewendet, um ein Uebereinstimmen der Berliner und der Wiener Hofbühne zu erwirken. Herr von Küstner soll jedoch eine Tantième von zehn Procent für die Berliner Verhältnisse zu hoch gefunden haben und so ist das Burgtheater seinen Weg allein gegangen. Auch eine Schattenseite der neuen Anordnung muß hervorgehoben werden. Der Dichter hat nämlich nicht das Recht, die Wiederholung eines Stückes zu verlangen; er kann sich weder auf den Beifall des Publicums, noch auf die starke Einnahme bei der letzten Vorstellung berufen, sondern er bleibt in dieser Beziehung ganz dem Ermessen, d. h. der Willkür des Directors heimgestellt, und was noch schlimmer ist, der Willkür des Schauspielers, der aus Caprice, oder weil er die Rolle undankbar findet, darin nicht weiter auftreten will und nur eine Krankheit zu fingiren braucht, um den Dichter um sein wohlverdientes Einkommen zu bringen. Die französischen Theatergesetze haben für solche Fälle Vorsichtsmaßregeln und Zwangsmittel; hier vermissen wir sie leider und wenn auch Hr. v. Holbein persönlich die redlichsten Absichten haben mag, so hätte er doch für einen einstigen Nachfolger oder als Beispiel für andere minder honett geleitete Bühnen diese Vorsicht nicht unterlassen sollen, um sein lobenswerthes Werk complett zu machen. Graf Kolowrat, der den Plan des Herrn von Holbein mit Lebhaftigkeit aufgegriffen und unterstützt hat, würde wohl auch hierin keine Schwierigkeiten gefunden haben. Wie es heißt, soll, sobald das kaiserliche Handbillet erst officiell bekannt gemacht werden wird, auch eine indirecte Aufforderung an die ständischen Theater in den Provinzen ergehen, sich dem Beispiele des Hofburgtheaters anzuschließen und so eine complete Reform der schriftstellerischen Rechte in den deutschen Ländern der ganzen Monarchie herbeigeführt werden. Dies wäre vielleicht ein Anfang zur Regulirung der schriftstellerischen Eigenthumsrechte in Deutschland überhaupt und der Bundestag könnte die Anregung und das Beispiel Oesterreichs in einem größeren und completeren Maßstabe ausführen. Leider ist das erwähnte Handbillet bis jetzt noch nicht publicirt; wir wollen hoffen, daß die Publication nicht so lange auf sich warten läßt, wie die eines anderen

Handbillets, in welchem die Künstler und namentlich die Professoren der Academie aufgefordert wurden, die Mittel anzugeben, durch welche die historische Malerei in Oesterreich zu fördern wäre. Dieses Handbillet ist bereits vor eilf Monaten vom Kaiser erlassen und doch ist es bisher noch nicht den Malern mitgetheilt worden. Für Diejenigen, welche den Ausdruck Handbillet nicht kennen, müssen wir hinzusetzen, daß damit dasjenige bezeichnet wird, was man in Preußen eine Cabinetsordre nennt. Gutzkow's „Schwert und Zopf", dessen Aufführung im Burgtheater man hoffte, ist nicht erlaubt worden. Es hatte die gewöhnliche Censur glücklich passirt, aber die Staatskanzlei fand es unpassend, ein Stück, wodurch ein befreundeter Hof sich unangenehm berührt fühlt, an der hiesigen Hofbühne zur Aufführung kommen zu lassen. Für die Provinztheater soll das Stück, wie ich höre, erlaubt sein; wenigstens kündigt ein Prager Schauspieler es zu seinem Benefice an. Ob auch da Einspruch geschehen wird? Unsere Diplomatie ist von einer Galanterie ohne Gleichen. In Berlin macht man sich nicht den mindesten Scrupel daraus, Bücher und Journalartikel drukken zu lassen, Stücke aufzuführen, worin weit herbere und unangenehmere Dinge für Oesterreich vorkommen, als Schwert und Zopf für die preußische Regentenfamilie bietet. Warum sind wir gerade so galant? Warum sind wir gerade so großmüthig, Gleiches mit Gleichem nicht vergelten zu wollen? Sachsen hat auf Preußen sicherlich mehr Rücksicht zu nehmen als Oesterreich. Warum wurde Zopf und Schwert nichtsdestoweniger in Dresden gegeben?

Zwei kleine Notizen unseres vorigen Wiener Briefes bedürfen einer Berichtigung: das neue Drama, an welchem Halm wieder arbeitet, heißt nicht Attila. Das Burgtheater und die Regisseure sind von ihrem Vorhaben, die Lucrece von Ponsard zu ihrem Benefice zu geben, abgekommen; obschon die Rollen des Stückes (Löwe den Brutus; die Rettich — Lucrece) ausgetheilt sind.

In der Literatur ist wie gewöhnlich wenig Neues. Schumacher hat seinen österreichischen Novellen-Almanach trotz der vorgerückten ungünstigen Jahreszeit doch erscheinen lassen. Fürst Friedrich Schwarzenberg, der bekanntlich unter dem Namen eines verabschiedeten Lanzenknechts schreibt, hat eine Reihe pikanter Aufsätze unter dem Titel: Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzenknechts erscheinen lassen; das kleine interessante Buch ist nur als Manuscript gedruckt und an Freunde vertheilt worden, in den Buchhandel ist es nicht gekommen. Der Fürst hat dieses Buch seinen beiden Brüdern „dem Grenadier und dem Kürassier" gewidmet.

II.

Notizen.

Literatur über Rußland. — Russische Censurstriche. — Der russische Staatskalender. — Ungesetzlicher Prozeß gegen Murhard. — Winter's diplomatische Taschenspielereien. — Tylney Hall. — Das junge Italien.

— Die Literatur über Rußland wächst mit jedem Tage. Seit Gretsch sind noch Tolstoi und ein gewisser Grimm für Rußland aufgetreten. Tolstoi, ein französisch belletristisch dressirter Cavalier, verbeißt sich in die Aeußerlichkeiten des Custine'schen Buchs, sucht den Marquis persönlich lächerlich zu machen und die gewichtigsten Fragen als Bagatelle wegzuscherzen. Dies gezwungene Lächeln, diese endlosen Witzeleien und die entsetzliche Frivolität, die dem Allen zu Grunde liegt, verrathen eine faule Sache. Grimm vertheidigt sein geliebtes Reich auf eine Art, daß man sich in Petersburg wohl nicht sehr freuen wird. Der Mann ist seit dreißig Jahren russischer Militärarzt und kämpft für sein Fortkommen in Rußland. Diese traurigen Paladine lassen sich auf einen Kampf ein, dem sie nicht gewachsen sind; die politischen Begriffe und die Gesinnungen, die sie dabei bekennen, sind so hyperboräisch, daß sie selbst unwillkürlich gegen Rußland schreiben. Aber es scheint, daß jeder „Rubel auf Reisen" es für eine Pflicht der Selbsterhaltung ansieht, laut als advocatus diaboli aufzutreten, wenn er auch von der Sache Nichts versteht; denn er stellt sich damit jedenfalls ein Zeugniß seiner loyalen Furcht aus und sichert sich gegen mögliche Verdächtigungen durch die zahllosen russischen „Beobachter" beiderlei Geschlechts, die Europa durchschwärmen. Lächerlich sind die Uebertreibungen der Leute. Wollte man Gretsch und den Andern nur den dritten Theil des Glaubens schenken, den sie verlangen, so wäre Rußland nicht nur kein barbarischer, sondern ein hypersentimentaler Staat, wo Diebe und Mörder besser behandelt werden, wie anderswo die ehrlichen Leute; Sibirien aber ein Garten, wo die Verwiesenen täglich durch sanfte Waldhornklänge aufgeweckt und, wie der Fürst Trubezkoi, blos zum „Blumenbegießen" angehalten werden. Leider gibt es einige Kleinigkeiten, die sich nicht gut wegscherzen lassen, z. B. die russische Geschichte. Auch der russische Katechismus und mehrere Ukase sind in Europa ziemlich bekannt geworden. — Welp's Petersburger Skizzen führen, bei aller Schlichtheit der Darstellung, im Wesentlichen zu denselben Resultaten, wie Custine's Briefe. Freilich ist es für einen Deutschen platterdings unmöglich, das tiefe russische Wesen zu begreifen, ehe er selbst vollständig verrußt ist und, will man unseren Nachbarn glauben, so hat noch nie ein frei gebliebener Ausländer ein wahres Wort über Rußland gesprochen. Hoffentlich wird aber doch aus den vielen Schriften für und wider etwas Wahrheit an den Tag kommen und eine Helle, eine Art von Nordlicht über den

liebenswürdigen Coloß verbreiten, das, bei allem Glanz, ihm selbst unangenehm sein dürfte. So wichtig übrigens die Kenntniß der inneren Zustände Rußlands ist, weil sich daraus auf seine äußere Politik schließen läßt, so sehr wäre zu wünschen, daß in dieser letzteren Beziehung mehr gethan würde. Unsere Staatsmänner und Diplomaten aber sind zu vertrauensvoll und patriotisch, um der Nation etwas von den Maßregeln zu sagen, die unsere Regierungen gegen die unterminirende Politik des Nordens treffen. Sehr wichtig wird ein Buch von der tapfern Hand des berühmten Magyaren Wesselenyi sein, das sich mit Rußlands äußerer Politik beschäftigt und wovon eine deutsche Uebersetzung angekündigt ist.

— Das hätte sich der fromme König David auch nicht träumen lassen, daß seine Lieder einst in den Augen der russischen Censur keine Gnade finden würden. In einem Exemplar der Psalmen (gedruckt bei Landau in Prag), das auf Bestellung nach Rußland geschickt wurde, riß der russische Censor mehrere Blätter heraus. Vielleicht glaubte er, es stehe etwas gegen die Ukase zur Verweisung der Juden darin. — Eben so wurden in einer arabischen Ausgabe der Tausend und Einen Nacht (Habicht in Breslau), von Leipzig aus nach Rußland verschrieben — „wegen Obscönitäten" — auf's Gerathewohl mehrere Blätter herausgerissen. Das ist die Censur auf dem Gipfel der Vollkommenheit. Wir haben diese interessanten Censurrisse aus sehr guter Quelle: von einem in Leipzig lebenden Gelehrten, der für einen Freund in Rußland jene gefährlichen Bücher besorgt hatte.

— Im russischen Staatskalender wird der Czar „regierender" Herzog von Holstein und Schleswig genannt, während der König von Dänemark blos als Herzog aufgeführt ist! Dieser Staatskalender erscheint unter der Redaction und Aufsicht der Petersburger Academie der Wissenschaften. Ein Brief von der Eider in der Augsburger Allgemeinen enthält darüber närrische Conjuncturen und Datenzusammenstellungen. Der Kieler Hafen, sagt man, kann die ganze russische Flotte fassen und die englische dazu (?). In Deutschland ist überhaupt viel Platz und doch nicht immer Raum für ein grades Wort. — Die Sippschaftsverhältnisse, in die wir durch unsere zahlreichen kleinen Fürsten mit aller Welt kommen, werden nachgerade so verzwickt, daß sich die Genealogen einmal die Köpfe zerbrechen werden. Die Erbfolgrechte, die sich daraus ergeben, sind haarsträubend. Das wird einst noch ein gordischer Knoten, den nur das Schwert zerhauen kann.

— Die Deutsche Allgemeine Zeitung bewies unlängst klar und deutlich, daß die kurhessische Regierung, durch den Hofrath Murhard angehängten Prozeß, die bundestäglichen Preßgesetze verletzt hat. Nach der Preßgesetzgebung von 1819 mußte sich die kurhessische Regierung erst an die sächsische wenden, mit deren Censur das Welker'sche

Staatslexikon und der darin enthaltene Tadel des Kasseler Staatsgerichtshofs gedruckt ist. Erhielt sie von Sachsen, wie zu erwarten, keine Genugthuung, so konnte sie beim Bundestag auf Untersuchung und gerichtliches Verfahren gegen das Welker'sche Staatslexikon antragen. Durchaus kein Recht aber hatte sie, sich an den, durch die Verantwortlichkeit der sächsischen Censur geschützten Verfasser zu halten. Sie aber hat sogar, ohne einen der erwähnten gesetzlichen Schritte zu thun, gleich und lediglich den Verfasser gepackt, weil er zufällig ihr Unterthan und ein freisinniger Mann ist.

— Eine originelle Erscheinung ist der Taschenspielkünstler L. Winter, der in Leipzig zwei Vorstellungen gab und allgemeines Interesse erregte. Die Kunststücke, die er macht, sind sehr hübsch und können sich wohl mit denen Döbler's messen; neu und ein sehr guter Einfall ist, daß Winter damit politische Improvisationen in Vers und Prosa verbindet. Die Erläuterungen, mit denen er seine Stückchen begleitet, zeigen, daß Diplomatie und Taschenspielerei sehr oft verwandte Künste sind; er treibt die Sache con amore und mehr aus Passion, als zum Lebensunterhalte. Leider ist der ekelhafte Polizeigeist immer bei der Hand, wo er einen anmuthigen und im Grunde harmlosen Scherz verderben kann. Winter war kaum in Leipzig, so folgte ihm von Halle aus eine Denunciation, in Folge deren seine Vorstellung sehr beeinträchtigt und dem Publicum der rechte Genuß verkümmert wurde. Zuletzt wird man wirklich noch, wie in China, herausgeben ein: „Lexikon der Witze, welche gemacht werden dürfen.„

— Von welchen Zufälligkeiten hängt doch oft das Schicksal eines Buches, das Glück eines Autors, die Gunst oder Ungunst des Publicums ab! Unsere Romanübersetzungsdampfmaschinenfabriken liefern jährlich ganze Alexandrinische Bibliotheken Unterhaltungsfutter und die nachtheiligen Folgen davon sind oft genug beklagt, wenn auch nicht immer richtig bezeichnet worden. Unser Publicum lies't nicht zu viel fremde Literatur! aber es lies't zu schlecht; ohne Geschmack und Auswahl schlingt es in sich hinein, was Buchhändlerspeculation, Uebersetzernoth und Mode ihm auftischen. Von einer ganzen Reihe ausländischer Erzähler, die nach einander unser Publicum beherrschten, hat Walter Scott allein den ungeheueren Lese-Enthusiasmus verdient, den er erregte. In der Regel ist jeder Vielschreiber Mode geworden; wessen Romane eine kleine Bibliothek bilden, reizt auch eher die Unternehmungslust des deutschen Buchhändlers. James und Ainsworth sind mehr gelesen worden, als der classische Irving; und während Cooper, Marryat, Bulwer eine Zeit lang die Götzen des Tages waren, ist mancher vortreffliche englische Roman, wie „Anastasius" von Hope oder „Tom Cringle's Log" von Michael Scott u. a. m. unbeach-

tet geblieben. So erschien im Jahre 1841 eine Uebersetzung von „Tylney Hall" von Thomas Hood. Hood, der Herausgeber des „Hood's own" und des „Up the Rhine" einer der originellsten, auch renommirtesten Schriftsteller Englands, hat außer Tylney Hall keinen Roman geschrieben, in diesem Buch aber durch derben Humor, meisterhafte Charakterschöpfung und eine seltene Auffassung des altenglischen Land- und Junkerlebens die meisten seiner Zeitgenossen übertroffen. In der „Gesellschaft" spielt dieser Roman allerdings nicht, doch ist er reich an all jener gesundern Romantik, die sonst den Appetit der Menge nicht abstößt. Die Zigeunerkönigin, der Creole, der Sonderling Squire Ned, die zarte Grace und die beiden Tyrrels, so wie die erschütternden Katastrophen, welche den humoristischen Verlauf der spannenden Handlung unterbrechen und beschließen, entschädigen hinlänglich für die Breite des ersten Bandes, an die man übrigens bei den Engländern gewöhnt ist. Aber einige kleine Zufälligkeiten sind gegen Thomas Hood; es ist sein einziger Roman; und die Uebersetzung (von Robert Grant, in Bautzen, Wellersche Buchhandlung) ist in einer Ausstattung erschienen, die heutzutage nicht eben Mode ist.

— Italien steht diesmal an der Spitze der Malcontenten Europas und man muß zugeben, daß es in den kleineren Staaten nichts weniger als an Grund zur Unzufriedenheit fehlt. In der ganzen Halbinsel soll es zusammenhängende geheime Gesellschaften geben; es ist sogar ein Ausbruch von drei Punkten aus auf Nächstens verkündet. Die gewaltsam unterdrückten Bewegungen aus den Zwanziger Jahren haben diese Drachensaat ausgesäet. Man spricht gern von der Feigheit der Italiener und führt an, wie leicht die früheren Aufstände unterdrückt werden. Damals war es die Aufklärung, der Liberalismus der Gebildeten, der losbrach, damals waren es Führer ohne Volk; jetzt scheint es die Noth zu sein, die Aufruhr predigt; im Gefolge des materiellen Elends sind die liberalen Ideen der Gebildeten unter die Massen gedrungen, jetzt haben diese die Initiative ergriffen; der natürliche Lauf der Dinge. Uebrigens sind die päpstlichen Truppen auch nicht die tapfersten. Das junge Italien soll sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß eine auswärtige Macht nicht wieder ihre Bajonnete den Unterdrückern leihen werde, bevor die nothwendigsten Reformen garantirt wären. (?) Der Kirchenstaat, Neapel und besonders das kleine terroristische Modena haben die Zeit zur friedlichen Reform müßig vorbeigehen lassen. Diese Herren möchten ihre eigenen Fehler und das Unglück des Landes immer nur mit Galgen und Rad gut machen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig**. — Redacteur **I. Kuranda**.

Druck von Friedrich Andrä.

Die dänische Poesie der Gegenwart.

Von Eduard Boas.

I.

Verhältniß der dänischen Poesie zur deutschen. — Baggesen. — Oehlenschläger als Professor und als Dichter in zwei Sprachen. — Blicher, der Dichter von Jütland. — Grundtvig. — Ingemann's Tragödien. — Hauch. — Heiberg. — Gräfin Gyllenborg.

Die dänische Poesie hat Aehnlichkeit mit einem jungen Mädchen. Wir haben sie als blasses, scheues Kind gekannt und haben uns seitdem kaum um sie bekümmert; sie schien uns nicht bedeutend genug, ihr unsere Aufmerksamkeit zu widmen.. Kehren wir jetzt zu ihr zurück, so finden wir, überrascht, eine volle, feurige und schöne Jungfrau wieder, die sich in reicher Blüthe entfaltet hat und nur mit halbem Ohr nach unseren Schmeicheleien hört. — Früher, als Jens Baggesen sich so in die deutsche Poesie stürzte, daß er darüber fast seine Muttersprache vergaß; als Friederike Brun, gleich einer emsigen Brieftaube, herüber und hinüber flatterte; als Oehlenschläger, ein poetischer Dualist, für Dänen und für Deutsche dichtete, da knüpfte ein festes Band die Literaturen beider Völker an einander. Längst ist das Band morsch geworden, und wir wissen wenig mehr von dänischem Schriftenthum in Deutschland. Nur aus einer einsamen Literaturzeitung klingt hin und wieder ein lobendes Wort, einer Stimme in der Wüste vergleichbar, und wissen wir auch genügende Auskunft zu geben über russische, indische, persische und samojedische Poesie, so wurde uns doch der Reichthum unserer Stammverwandten fremd. Bringen auch die Uebersetzer mitunter ein einzelnes Stück, so ist ihre Einsicht doch keineswegs ausreichend, um die wichtigsten, bezeichnendsten Leistungen zu wählen und uns dadurch einen vollen Ueberblick des Fortschritts zu verschaffen.

Es wird aber wahrlich nothwendig, daß wir ernstlich anfangen,

auf die schönwissenschaftliche Literatur der Dänen unser Augenmerk zu richten. Haben doch selbst die Franzosen, denen wir so gern ihren Indifferentismus in Bezug auf Fremdes vorwerfen, bereits begonnen, sich mit derselben vertraut zu machen. Marmier eröffnete ihnen eine Perspective auf die Geschichte jener Literatur und suchte deren Bedeutung durch Uebersetzungen in helleres Licht zu setzen. Wie lückenhaft und anfängerisch seine Versuche nun auch sein mögen, so waren sie doch immer ein erster lobenswerther Schritt, der sich reich belohnte. Denn die dänische Poesie ist ein duftiger Rosenzweig, der auf den starken Eichstamm deutscher Dichtkunst gepropft ward und der nun Blüthen von ganz eigenthümlicher Farbe und Frische trägt.

Der Uebergang von der alten zur neuen Schule ist bald bezeichnet, denn er geschah plötzlich. Jens Baggesen lehnte in ruhigem Behagen auf dem Thron der Poesie; seine Werke, ein Abdruck französischer Liebenswürdigkeit und Eleganz, galten für das erfüllte Ideal poetischer Schönheit und er wurde „der Sänger der Grazien" genannt. Jetzt machen Baggesen's Gedichte zwar den Eindruck eines Putzzimmers im Rococogeschmack, aber dennoch kam ihm jener Name zu. Denn zwischen den goldenen Muschelschnörkeln, zwischen den antiquirten Göttern und Nymphen, lauschen auf glattem Porzellan gar liebliche, farbenheitere Bilder, mit feinem Pinsel ausgeführt. Baggesen war immer graziös, selbst wenn er schilderte, wie seine Heldinnen sich ein Fußbad machen.

So saß er also auf dem Thron, ein überaus milder Herrscher. Mit Szepter und Krone hielt er sein Mittagsschläfchen, nicht träumend, daß es Jemandem einfallen könnte, ihn zu verdrängen. Da trat Oehlenschläger still und anspruchslos auf. Baggesen freute sich seiner, lobte seine Gedichte und hätschelte ihn, so lange er ihn für gefahrlos hielt. Plötzlich schleuderte aber der junge Titan den „Aladdin", diesen orientalischen Zauberberg voll klingender Goldadern, in die Welt; er schrieb die wunderbar schöne „Helge", und ein begeistertes Hosiannah wurde ihm von Dänemarks Jugend zugerufen. Sie jauchzten, als der Zopf gefallen war, als sie statt des französischen Puderstaubs nun freie deutsche Bergluft athmeten. Aber Baggesen runzelte die Stirn, sein Auge umwölkte sich und mit gewaltigen Blitzen wollte er den kühnen Dichterjüngling niederschmettern. Er richtete deshalb das kritische Schwert zunächst wider Oeh-

lenschläger's Singspiele, welche freilich nicht auf der Höhe des guten Geschmacks stehen, allein das genügte ihm keineswegs und er suchte noch andere Lücken der Rüstung, um seine Waffe hindurchbohren zu können. Solche Lücken fehlten nicht ... es macht den Oehlenschläger eben so liebenswürdig, daß er bei seinem großen Talente auch eine gute Menge von Achillesversen hat.

Derselbe war damals an der Kopenhagner Universität wohlbestallter Professor der Aesthetik geworden, ein Amt, zu dem er etwa eben so gut paßte, als wenn man einen Professor der Aesthetik als Dichter anstellen wollte. Oehlenschläger, der ein wahrer, wirklicher Dichter ist, besitzt gar keinen philosophischen Fond, ja er erklärte selbst, es fehle ihm aller Sinn für Philosophie. Auch die scholastische Kunst, sich in antiken Sprachen auszudrücken, ging ihm ab und doch nöthigte ihn seine Stellung jetzt, hin und wieder vor öffentlicher Versammlung lateinische Reden zu halten. Da kamen denn nicht selten die spaßhaftesten Sprachschnitzer vor und Baggesen hörte mit feinem Ohr und schrieb mit beißender Feder Satyren darüber. Der Professor hatte einmal von einem gemeinen Soldaten reden wollen und hatte ihn miles simplex genannt, weshalb sein Gegner, in sarkastischer Kritik, einen Offizier, zum Unterschiede, miles compositus nannte. Aber die Studenten hingen mit feuriger Liebe an Oehlenschläger, und mehrere schrieben in eben dem hastigen und beleidigenden Style gegen Baggesen, der seine Angriffe auf Oehlenschläger bezeichnete. Unter diesen jungen Kämpen befand sich mancher Name, dessen Klang später siegreich durch Dänemark zog, z. B. Johann Carsten Hauch. Sie forderten auch Baggesen, der sich so breit auf dem Lotterbett seiner classischen Sprachbildung hinstreckte, zu einer lateinischen Disputation heraus, aber er war klug genug, den Handschuh liegen zu lassen.

Baggesen's Mond verblich immer mehr, je strahlender Oehlenschläger's Sonne emporstieg. Dieser schüttete nun ein ganzes Füllhorn von Dramen über das dänische Land aus, und ich brauche darüber nicht speciell zu sprechen, denn sie sind bekannt genug unter uns. Obgleich er auf reine Tragödienform gar kein Gewicht legte, obgleich vor einer Masse von romantischen und sententiösen Blumen die Charaktere nicht in Blut und Leben gehen, so übt doch Oehlenschläger's genialische Behandlung stets einen sehr frischen und innigen Reiz. Dieser Reiz wirkt aber doppelt in Dänemark selbst, denn es

ist nicht genug zu loben, daß er fast immer vaterländische Stoffe wählte. Darum sind die Stücke so kräftig verwachsen mit der dänischen Bühne, daß man sie alljährlich wieder und wieder bei vollen Häusern spielen kann. „Dina“, des Dichters neuestes Trauerspiel, hat den Grafen Uhlfeld zum Helden, den Liebling Christian IV., der ihm seine Tochter, die schöne Eleonore, zur Gattin gab. Das Stück ist jugendlich frisch, in den colossalen Vorzügen sowohl, als in den colossalen Fehlern. Da tönt noch jene anmuthige Diction, da glüht noch jene feurige Phantasie, die den Dichter stets bezeichnet haben — da wuchert aber auch noch jene Ueberfülle von Blumen, worunter man fast ersticken muß.

Die Dänen waren entzückt, als „Dina“ auf der Bühne erschien; der Jubel wollte gar kein Ende nehmen. Die Alten sahen ihre beste Jugendzeit noch einmal wiederkehren und die Jungen verloren das Grauen vor dem Altwerden . . . sie kamen zu der Erkenntniß, das Genie altere nicht. So machte die Tragödie unerhörtes Glück, und hatte Oehlenschläger auch die Kränze mit Frau Heiberg, der unvergleichlichen Künstlerin, welche die „Dina“ gab, zu theilen, so wuchs des Lorbeers doch eine solche Fülle, daß er hinreichte, sie beide zu krönen.

Schweden bleibt in der Bewunderung des Dichters hinter seinem eigenen Vaterlande nicht zurück und man erklärt dort Oehlenschläger unumwunden für den größten lebenden Dichter. Dieser Euphemismus ist vorbereitet worden durch Esaias Tegnér und er hat Wurzeln geschlagen in den Spalten der skandinavischen Felsen. Was dort aber einmal steht, wird so leicht von keinem Sturmwinde ausgerissen. Einige Zeit vor Göthe's Tode beging nämlich die Universität Lund eine große Feierlichkeit. Oehlenschläger war dazu eingeladen, er kam und man empfing ihn mit jenem phraseologischen Pompe, worin die Schweden unübertrefflich sind. Tegnér setzte ihm öffentlich die Dichterkrone auf's Haupt, hielt ihm eine Festrede in Hexametern und nannte ihn:

„Erbe des Thrones im Reiche der Dichtkunst — der Thron ist an Göthe.“

Oehlenschläger hat seine Werke größtentheils auch deutsch verfaßt und gehört somit unserer Literatur an; aber es ist immer gewagt, in solchem Dualismus sich behaupten zu wollen. Deutschlands Literarhi-

storiker erwähnen seiner nur so obenhin und unsere höhere Kritik hat sich fast gar nicht mit ihm beschäftigt. Nun zürnt er den Deutschen und glaubt sich zurückgesetzt. „Sie wollen mir keinen Ehrenplatz am Tische anweisen", ist sein gewöhnliches Wort darüber. Freilich nimmt Dänemark regeren Antheil ans einen poetischen Leistungen; hier ist er der Mittelpunkt alles dichterischen Seins und der einfachste Bürger besitzt seine Schriften.

Eine so ungestüme Anerkennung ist jedoch in Deutschland, bei der Fülle von überwiegenden Literaturschätzen, billigerweise nicht zu verlangen. Dänemarks Poesie ist noch im Frühling und man jauchzt der ersten Lerche entgegen, doch die Nachtigallen kommen und dann kühlt sich jener Enthusiasmus ab. Nach dreißig oder vierzig Jahren wird man auch dort gewiß andere Büsten vor Oehlenschläger's stellen. Mich beschleicht beim Niederschreiben dieser Worte eine gewisse Wehmuth, aber ich sage das, weder um Oehlenschläger's Talent, noch um die Pietät der Dänen zu beleidigen. Ich sage es, weil ich es sagen muß, und keine leere Prophezeihung ist es, sondern innerste Ueberzeugung. Dänemarks Poesie wird nicht stehen bleiben, da sie bereits angefangen hat, mit muthigen Schritten fürbaß zu gehen.

Uebrigens haben wir doch manches Werk von Oehlenschläger nur sehr unzureichend durch Uebersetzungen oder gar nicht kennen gelernt. Zu dem Bedeutendsten gehört sein episches Gedicht: „Nordens Guder — die Götter Nordens", welches uns Legis in trefflicher Sprache wiedergab. Dasselbe kam beim Erscheinen in eine Zeit hinein, wo die Academie der Wissenschaften zu Kopenhagen eben die Frage angeregt hatte: „Sind die nordischen Gottheiten ein Stoff für moderne Poesie, oder nicht?" Oehlenschläger antwortete bejahend durch sein Epos, das er zugleich als Argument beibrachte. Hierdurch scheint mir aber der ästhetische Zweifel noch keineswegs erledigt zu sein, denn die Gestalten der skandinavischen Mythe nehmen sich, wie sie so wohllautend auf den Stelzen südlichen Versbaues einherschreiten, recht entfremdet und verweichlicht aus. — Wofür wir in Deutschland dem Dichter noch ganz besonders dankbar sein müssen, das ist die Uebertragung der Holbergischen Lustspiele. Darin liegt ein wahrer Schatz von Humor, von sicherer Charakterzeichnung und dramatischer Lebendigkeit. Das glüht und sprüht, das webt und athmet heute noch so munter, das trifft und geißelt noch so scharf, wie vor 140 Jahren.

Seine Werke glättet und feilt Oehlenschläger mit großer Sorglichkeit und in den neuen Ausgaben treten sie immer saubrer vor's Publicum. Aber der Polirstahl vertilgt nicht selten das schönste Gold und wischt die feinsten poetischen Linien aus. Es ist die jugendkecke Romantik abgefallen; aus ihrem wilden, üppigen Baumwuchs sollen kunstreiche Hecken entstehen und der Verstand, ein Gärtner mit scharfer Scheere und plumpen Händen, stutzt sie zu. Verstand ist stets weniger Oehlenschläger's Sache gewesen, als Phantasie; und es ist übel, daß ihr nun jener in's Handwerk pfuschen soll. Der poetische Ungestüm, die reine Unmittelbarkeit war just eine der schönsten Zierden, welche seine Gedichte zu verlieren hatten. Nur Ein Beispiel mag hier stehen, wie Oehlenschläger verbessert. In seiner lieblichen Romanze: „der Ritter an der Elfenhöhe" kommt ein ritterlicher Jüngling in später Nacht zu einem Hügel, legt sich dort nieder und schlummert ein. Drei luftige Jungfrauen nahen sich, umschweben und küssen ihn und Morgens ist er todt. So schloß vormals das Gedicht. Jetzt aber hat der Poet noch einen Vers hinzugefügt, worin erzählt wird, daß die drei aus Nachtluft und Thau gebornen Wesen Nichts anders als Erkältung, Schnupfen und Rheumatismus waren. Klingt das nicht gerade wie Parodie?

Oehlenschläger war nicht daheim, ich bekam ihn also nicht zu sehen und kann von seiner Persönlichkeit nur mittheilen, was mir Andere sagten. Er hatte nämlich eine Sommerfahrt nach Norwegen hinüber gemacht, wo seine Tochter in Bergen verheirathet ist. Sonst bewohnt er während des Sommers ein Landhaus in Frederiksberg, dessen waldstiller Park mit seinen prächtigen Baumgruppen und mit den blauen Wasserspiegeln, die dazwischen ruhen, recht zum Sinnen und Dichten geeignet ist. Wenn der Winter kommen will, zieht er nach der Stadt, führt dort ein behagliches, genußreiches Leben und möchte keinen Abend das Theater versäumen. Volk und Fürst bringen ihm Lorbeerkränze in Hülle und Fülle dar; Oehlenschläger freut sich ihrer und nimmt sie dankbar an. Diese Dankbarkeit ist ein hervorstechender Zug seines Charakters und sie muß um so ehrenvoller anerkannt werden, je seltener sie bei berühmten Männern ist. Oft stachelt Eitelkeit dieselben zur Unzufriedenheit; Alles erscheint ihnen zu gering als Lohn ihrer immensen Verdienste und ein mürrischer Ton verstimmt die Harmonie ihres Wesens. Ruhe und Wohlbehagen

aber haben den Oehlenschläger jung erhalten; er sieht wie ein Fünfziger aus, obgleich er vier und sechszig Jahre zählt. Kräftig und elastisch ist sein Körperbau, volles schwarzes Haar bedeckt sein Haupt und aus dem Auge flammt ihm ein schöner Strahl — der Götterstrahl des Genius.

Oehlenschläger hatte den Zündstoff ausgeworfen und poetische Blüthen loderten nun reichlich hervor, eine glühende Flora. Zunächst stand Steen Stensen Blicher auf, der am 11. October 1782 geboren ist. Anfangs führte er den Namen Spentrup, den er von seinem Pfarrdorfe in Jütland entlehnte und erst später nahm er den eigenen an. Zwar hat Blicher auch Gedichte herausgegeben, doch in der Prosa ruht seine eigentliche Kraft. Seine Novellen sind heimathlich, ursprünglich und wahrhaft bedeutend. Wenn er Jütlands Kreideufer malt, an denen die Wellen der Nordsee branden, — die öden, spärlich bewohnten Haiden und Moräste, wo sich nur hin und wieder grasreiche Sahvannen finden — wenn er die armen Bewohner zeichnet, die kraftvoll und fleißig sind, wenn er beschreibt, wie sie unter fortdauernden Mühen und Gefahren sich ihre Nothdurft erwerben, dann steht er auf dem Gipfel des Styls, dann reißen seine naturwahren Schilderungen den Leser hin, dann verdient er den Namen eines dänischen Walter Scott. Aber Blicher ist ein autochthonischer Poet; die Muse hat ihm nur Jütlands Steppen zum Eigenthum gegeben; sobald seine Phantasie darüber hinaustritt, irrt sie kraft- und heimathlos durch die Lande. Charakteristisch für seine Leistungen ist es, daß er zu den wenigen dänischen Dichtern gehört, welche nie von Italiens Südluft umweht wurden.

So war der junge Blicher, mit dem der alte kaum eine Aehnlichkeit hat. Er erinnert an Glaukos. Gleich diesem lebte er friedlich an einem Gestade, das noch kein fremder Fuß betreten, dessen Grasufer noch niemals abgemäht worden, aber dämonische Mächte lockten ihn in die Tiefe hinab. Da wuchs ihm ein struppiger Bart und die Schenkel gestalteten sich zu einem häßlichen Fischschwanz. Auch Blicher hat sich hinuntergestürzt in die schmutzigsten Tiefen der Tagesereignisse und taugt nun so wenig für die Poesie, als für den geistlichen Stand. Er ist ganz gesunken, ganz verloren. Vor einiger Zeit gab er ein Buch heraus und bat öffentlich, man möchte doch

subscribiren, damit er vom Erlös seine Schulden bezahlen könne. Und der Mann ist fast sechszig Jahre alt.

Ein anderer Geistlicher, welcher in der dänischen Literatur eine hervorstechende Rolle spielt, ist Nicolai Frederik Severin Grundtvig, den 8. September 1783 zu Udby in Seeland geboren. Er lebt als Priester in Kopenhagen und ist ein kleiner Mann, unter dessen gebleichten Haaren ein geistvolles Apostelgesicht hervorschaut. Grundtvig hat mit rechtem Feuereifer für das Studium altnordischer Geschichte angeworben; glühende Vaterlandsliebe leitete ihn dabei und er war es, der das Augenmerk der Dänen auf die Chronikbücher Saxo's und Snorro's zu lenken wußte. Seine Worte fielen in frischen, guten Boden, man gewann Theilnahme und nun brachte Grundtvig den Landsleuten zwei Quartbände einer Uebersetzung des Saxo Grammaticus. Früher schon hatte er auch die Mythen des Nordens in dichterischer Form behandelt und zwar auf so sprudelnd geniale Weise, daß er mit Oehlenschläger um den Lorbeer stritt. Saft- und kraftvoll war seine Sprache, tiefer Ernst und Ideenreichthum lagen, wie edle Perlen, unter der rauschenden Meerfluth seiner Verse und freudig empfing man Alles, was er dichtete.

Aber ein stürmischer, ungezügelter Eifer riß ihn zur wilden Polemik hin. Er schrieb die „Weltchronik" und fand ein Genügen daran, die Fackel des Streits in Theologie und Literatur zu schleudern. Nun verunstaltete sich seine poetische Ausdrucksweise durch bizarre Symbolik und angestrengte Originalität — er wurde Zelot und büßte viel von der allgemeinen Theilnahme ein. In den späteren Gedichten mischt Grundtvig das nordische Heidenthum und die christliche Religion so chaotisch durch einander, daß die Productionen wunderlich und wüst werden. Dies ist wohl der Grund, weshalb sein Name gelöscht wurde aus den Reihen populärer dänischer Dichter, zu denen er durch Talent, Begeisterung und innige Vaterlandsliebe ursprünglich gehört.

Auch Bernhard Severin Ingemann hat einen Theil des Ruhmes zugesetzt, der ihn einst in voller Springfluth überströmte. Ingemann wurde den 28. Mai 1789 zu Thorkildstrup auf der Ostseeinsel Falster geboren und studirte die Rechte. Aber es ging damit nur schwach, denn fortwährend kam der ernsthaften Jurisprudentia die heitere Muse des Gesanges in die Quer und trug endlich über

jene alte kalte Dame den Sieg davon, wie Ingemann dies selbst in anmuthigen Versen beschrieben hat. Der Sieg brachte reiche Liederfrüchte, und diese erschienen in zwei Bändchen 1811—1812. Oehlenschläger's Beispiel und Muster spiegelte sich deutlich darin ab; und konnte des Jünglings Phantasie auch nicht auf Adlerschwingen zum Himmel emporziehen, so schwebte sie doch auf weißen Taubenfittigen leicht und schön im Abendroth daher.

Ingemann bekam schnell einen Ruf. Bei seinem tiefinnigen Gefühl und seiner trefflichen Sprachbehandlung würde dieser auf sicherem Fundamente geruht haben, hätte nicht eine weichliche Sentimentalität, gleich dem Schwamm im Hause, die Mauern zerstört. Weil seine allegorischen Poesien besonderen Anklang gefunden, schrieb er eine große romantisch-allegorische Epopoe: „de sorte Riddere — der schwarze Ritter" in neun Gesängen. Die Allegorie ist aber immer ein Gemachtes, ein künstlich Erfundenes, und je mehr sie in die Länge gedehnt wird, um so greller fühlt sich das heraus, darum kam der schwarze Ritter, trotz wahrhaft poetischer Einzelheiten, ohne Lebenskraft zur Welt.

Im Drama versuchte er sich gleichfalls, und nachdem seine ersten Trauerspiele fast spurlos vorübergegangen, machte 1815 „Masaniello" bedeutendes Glück. Noch in demselben Jahre erschien die Tragödie „Blanca" und erhielt sich lange als ein Lieblingsstück schwärmerischer Mädchen und hysterischer Frauen auf den Brettern. Die folgenden Dramen entsagten theils dem Theater, theils mußte das Theater ihnen entsagen. Ingemann gab noch eine größere Erzählung „die Unterirdischen" und machte dann in den Jahren 1818 bis 1819 eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Seit 1822 ist er als Professor der dänischen Sprache an der Ritteracademie zu Soroe angestellt und dort schrieb er mehrere umfangreiche historische Romane, als: „Waldemar Seier", „Erik Mendvid Barndom" ꝛc. Damals hatte er in Dänemark großen Ruhm und die deutschen Uebersetzer lauerten wie Wegelagerer auf seine Werke. Aber die Zeit eilt und die Sentimentalität ist nicht wichtig genug, um mitgenommen zu werden. Als Heiberg seine aristophanische Komödie „Weihnachtsscherz und Neujahrspossen" schrieb, als er darin Ingemann's sentimentale Liebesschwärmerei und seinen seufzenden Platonismus, wie er sich namentlich in „Blanca„ breit macht, ergötzlich parodirte, da lachte man

Digitized by Google

der unmännlichen Weichheit und die meisten Anhänger des Dichters fielen von ihm ab. Ueber dem Matten vergaß man aber auch das Treffliche, was er geschrieben, und nur ein Kreis von Frauen bewundert ihn noch.

Ingemann ist ein freundlicher, anspruchsloser Mann, und Alle die ihm nahe stehen, verehren seine Persönlichkeit. Es geht ein poetischer Duft durch sein Leben. Er hat dieselbe Dame als Gattin heimgeführt, der seine schmachtenden Elegien gewidmet waren; zwar besitzen sie keine Kinder, doch sind sie selbst Kinder geblieben, und ihre Ehe ist ein reines, liebliches Idyll. Darum weiß der Dichter auch, wie unschuldige Herzen zum Himmel beten und in seinen „Psalmen für Kinder" weht ein wunderbar inniger Ton.

Neben Ingemann lebt in Soroe Johann Carsten Hauch, einen Lehrstuhl für Naturhistorie bekleidend. Er wurde zu Friedrichshall in Norwegen am 17. März 1791 geboren und stammt aus adeliger Familie. Sein Vater war Excellenz und ärgerte sich von frühe an, daß der Sohn sich ganz den Wissenschaften und der Poesie hingab, denn er hätte ihn lieber mit dem Kammerherrnschlüssel, als mit der Dichterkrone schmücken lassen. Aber die Freiheitsgöttin hatte schon in der Wiege Hauch's Herz und Auge geküßt und so war er nicht zu verwenden für das glatte Parquet des Hoflebens. Niemals hat er seinen Namen mit dem Abzeichen des Adels versehen, doch wenn er denselben auch wie ein nutzloses Geräth in die Rumpelkammer warf, so war er doch in allen ritterlichen Künsten wohl erfahren; und sein Geist, seine Seele drückten stets den wahren, echten Männeradel aus.

Von Jugend auf ein eifriger Verehrer Oehlenschläger's, stand Hauch in der vordersten Reihe derer, welche für ihn gegen Baggesen stritten. Er kämpfte, dichtete und liebte. Als er nach Italien ging, ließ er dem Mädchen seiner Wahl den Verlobungsring zurück. Auf Capri hatte er das Unglück, ein Bein zu brechen, und es mußte ihm amputirt werden. Hauch, der so gern tanzte, ritt und voltigirte, er, der Meister in des Körpers kühner Grammatik, war nun ein Krüppel und daheim wartete seiner die blühende Braut. Verzweiflung ergriff ihn, allein bald kehrte ihm der Muth zurück; sein Mädchen blieb ihm treu und als er das Vaterland wieder sah, wurde er am Altare mit ihr verbunden.

In reichster Fülle sprudelte ihm nun der poetische Born und zwei kräftig schöne Trauerspiele, „Bajazet" und „Tiber" entstanden (1828) schnell nach einander. Tieck sagte: es wären die besten Dramen der Neuzeit, und dies Urtheil paßt hauptsächlich auf den Bajazet, wenn man nämlich von einem Drama nicht verlangt, daß es bühnengerecht sein müsse. Hauch's Tragödien verlieren sich viel zu sehr in eine stolze epische Breite und ihr begeistert fluthender Strom läßt sich nicht in die engen Coulissenräume einschachteln. Er hat viele Reisen gemacht, aber zu wenig in Residenzen gelebt, darum kennt er den kleinen Mechanismus des Theaters nicht genug. Die Bühne ist wie ein kokettes Weib; sie verlangt jahrela ge Hingebung, aufmerksames Studium ihrer verstecktesten Launen, wenn sie ihre Gunst dem Dichter schenken soll. Weil Hauch ihr jene Aufmerksamkeit versagte, wollten seine dramatischen Poesien bei der Darstellung keinen Anklang finden. Wohl staunte das Publicum die Schönheit ihrer Sprache, die Größe ihrer Charakterzeichnung an, doch es blieb kühl und beschaulich; es wurde nicht hingerissen von unwiderstehlicher Gewalt.

Seitdem schrieb Hauch noch mehrere Dramen, in denen die Hand des Meisters waltet, allein er sandte sie gar nicht mehr zur Aufführung ein. Von denselben müssen besonders das Drama „Don Juan" und das aristophanische Lustspiel: „den babiloniske Taarnbygning i Mignature" anerkannt werden. Später wandte er sich mehr dem Romane zu; „En polsk Familie" ist wahrhaft classisch, und auch gegenwärtig beschäftigt ihn ein neues Gebilde in derselben Form. Als Lyriker besitzt Hauch wohl kühne, begeisterte Kraft, aber ihm fehlt jener rhythmische Schmelz und Duft, welcher der Poesie ihren eigenthümlichen Reiz verleihen muß.

Wir stehen jetzt an der Grenze eines neuen Abschnittes der dänischen Poesiegeschichte. Bisher herrschte tiefer Frieden in dem Dichterwald; seit Baggesen's Zeit hatte kein kritischer Sturm die Wipfel mehr geschüttelt. Elstern und Spatzen wiegten sich so ungestört wie Nachtigallen und Turteltauben auf den grünen Zweigen, sie zwitscherten oder sangen und saßen brütend auf ihrem Nest. Der Staar nannte den Wiedehopf einen begeisterten Minnesänger und der Wiedehopf pries dagegen die treffliche Sprache des Staars. Es war eine so zünftige Gemüthlichkeit, daß man sie von der Kameraderie kaum unterscheiden konnte. Auch Deutschland hat nach dem zweiten

Pariser Frieden eine ähnliche Periode durchgemacht, in der viele süße Worte, aber wenig Thaten erklungen sind. Zu dieser Zeit trat Johann Ludwig Heiberg auf, ein durchaus feiner Geist, der wohl fühlte, daß die Literatur keine Lobversicherungs-Anstalt sei. Wie Apoll trug er die Leier des Gesanges in der Hand, während auf seinem Rücken die silbernen Pfeile der Satyre klirrten. Er wollte keiner blind anerkannten Größe trauen, wenn er sie nicht selbst mit kritischem Barometer gemessen hatte; seine reiche, ästhetische Bildung berechtigte ihn vollkommen dazu, und er brachte die edlen Pflanzen zur besseren Blüthe, indem er das Unkraut niedertrat.

Heiberg, der Sohn eines ausgezeichneten Elternpaares, wurde am 14. December 1791 zu Kopenhagen geboren. Als er achtzehn Jahre zählte, widmete er sich dem Studium der Medizin, doch wurde ihm bald klar, daß er zu einer anderen Anatomie berufen sei, als zu der, welche ihr Messer in menschliche Leiber senkt. Nun gerieth er in's Schwanken und wußte nicht, ob er Dichter, Musiker oder Naturforscher werden sollte. Talent und Wissenschaft fehlten ihm zu allen diesen Fächern nicht. Doch der innerste Drang zog ihn auf die Bahn der Poesie und gab ihn so derjenigen Kunst zurück, für welche ihn recht eigentlich die Natur geschaffen hatte. Einige seiner dramatischen Jugendarbeiten weckten bedeutende Hoffnungen und Heiberg stieg, mit den Fruchtbergen der Classicität gründlich vertraut, nun auch zu den kühnen Felsenkuppen südlicher Romantik empor. Ein Schauspiel: „Dristig vovet halv er vundet — Frisch gewagt ist halb gewonnen" und eine höchst geistreiche Dissertation: „De poeseos dramaticae genere hispanico et praesertim de Petro Calderone de la Barca", waren die Ausbeute dieser Wanderung. Für die letztere Arbeit wurde ihm 1817 der Doctorgrad ertheilt. Noch in demselben Jahre erschien ein mythologisches Schauspiel: „Psyche's Weihe" und eine aristophanische Komödie: „Julespög og Nytaarslöier — Weihnachtsscherz und Neujahrspossen", welche eine Fülle von sprudelndem Humor, dichterischer Anmuth und treffender Satyre verrieth.

Heiberg ging nun nach Paris, lebte dort von 1814—1822 in den angenehmsten Verhältnissen und machte das französische Theater zum Mittelpunkt seiner Beobachtungen. Als er heimkehrte, wurde ihm zu Kiel eine Professur der dänischen Sprache übertragen. Hei-

berg, ein Mann des Lebens und der Kraft, schwankte nicht lange in idealer Ungewißheit, sondern faßte sein neues Amt von vornherein mit muthigem Griffe an und schrieb eine brauchbare Sprachformenlehre. Aus einer Reihe von Vorlesungen entstand auch die „Nordische Mythologie", welche mit dem feinen Auge des Naturforschers die Göttersagen anzuschauen und ihre Entwicklung so klar darzustellen weiß, daß man sie gleich Krystallen in nothwendiger Bildung um einen bestimmten Kern anschießen sieht.

Heiberg verließ indeß 1825 den academischen Lehrstuhl und kehrte nach Kopenhagen zurück, um freier und kräftiger eingreifen zu können in Leben und Literatur. Die Bedeutung der Bühne warm empfindend, konnte er es nicht ruhig mit ansehen, wie die Oper immer breiter Platz gewann, das Drama verdrängend. Er suchte den Zeitgeschmack und die nationale Komödie gegenseitig zu vermitteln und dies durch Vaudevilles, deren er beinahe zwanzig schrieb. Dieselben haben die dänische Bühne viele Jahre lang beherrscht und dabei trefflich eingewirkt, denn jede Nachahmung der Franzosen lag ihnen fern, ein schöner heimathlicher Reiz umwebt sie. Auf localem Grund sind Volkscharaktere mit sicheren, treuen Farben gezeichnet; das Publicum sitzt vor dem Spiegel, wenn es diese Vaudevilles sieht und so wissen sie sehr geschickt das Volkslustspiel zu ersetzen. Eine heitere, angenehm verwebte Intrigue verschlingt die Situationen, und schöne lyrische Blüthen duften in dem frischen Kranz.

Im Jahre 1824 war Heiberg in Berlin gewesen, hatte dort Hegel, den Philosophen des Jahrhunderts und dessen System kennen gelernt. Wie wach Heiberg's Seele war, jeden Athemzug des Fortschritts zu belauschen, das zeigte bereits seine Schrift: „Ueber die menschliche Freiheit", welche 1824 erschien. Mit dem Jahre 1827 aber gründete er „die fliegende Post", ein ästhetisches Wochenblatt, und Alles staunte ihn an, denn so war die Kritik bisher in Dänemark noch nicht gehandhabt worden. Oehlenschläger hatte, vermöge seines frischen Talents, einen sehr unmittelbaren, dreist romantischen Ton in der Literatur angegeben. Seine Einfachheit, sein blühender Muthwille schienen leicht nachzuahmen; alle Spatzen, alle Zaunkönige wollten zwitschern, wie er sang, und eine sichere, prüfende Kritik war sehr nothwendig geworden.

Da kam Heiberg hinzu, der Mann von edlem Geschmack, ge-

läutertem Urtheil und sprühendem Witz. Die fliegende Post brachte eine Reihe Kritiken über Oehlenschläger, welche, auf festen ästhetischen Standpunkten fußend, das Wesen der Poesie besprachen und eben so, wie sie des Dichters Schönheiten hervorhoben, auch seine Fehler zeigten. Oehlenschläger zieh den braven Heiberg, etwas kindisch, des Undanks, „weil er dessen Singspiele immer so gern gesehen und stets belobt habe", aber außerdem fiel ein ganzer Wespenschwarm über ihn her. Ihn störte das nicht: mit überschwänglicher Laune handhabte er die Fliegenklatsche, und auch auf Hauch fiel mancher tüchtige Hieb. Je mehr die Literaten vor dem Blatte zitterten und auf dasselbe schimpften, mit um so größerer Lust wurde es im Publicum begrüßt, und seine scharfsinnigen Kritiken, welche stets die reine Kunstschönheit zu ermitteln strebten, haben einen namhaften Einfluß auf die Geschmacksbildung der Nation geübt.

1833 schrieb Heiberg: „Ueber die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart" und gab sich dadurch offen als Anhänger Hegel's zu erkennen, lebhaftes Interesse für ihn in Dänemark erweckend. Heiberg hat das unbestrittene Verdienst, die Wunderblume jener Philosophie in seinem Vaterlande acclimatisirt zu haben. Als Mitstrebender stand ihm dabei Martensen treu zur Seite, der jetzt Professor der Theologie und auch in Deutschland durch sein Buch: „Ueber Lenau's Faust" rühmlich bekannt ist. Hierauf schrieb Heiberg eine treffliche Einleitung zur Logik und gab seit 1837 die Vierteljahrsschrift „Perseus" heraus. Dies Journal sprach gleich im Titel als Tendenz aus: die ideenlose Meduse des Empirismus niederzuwerfen und Andromeda — die barbarisch gefesselte Idee — zu befreien. Diese Zeitschrift erschien nicht lange und Heiberg redigirt nun seit 1842 das „Intelligenzblatt."

Von seinen dramatischen Werken fordern besonders noch folgende Erwähnung. Das Schauspiel „Nina" (1824) hat einen sehr schwierigen Stoff, denn die Heldin wird aus Liebe wahnsinnig, und es gehörte ganz die Feinheit Heiberg's dazu, um einen so grellen Zustand zur harmonischen Anschauung zu bringen. Eines wahren Sturmes von Beifall hatte sich das romantische Drama: „Elverhöi — der Elfenhügel" zu erfreuen, als es 1828 auf der Bühne erschien, und nahe an hundert Mal wurde es bei gedrängt vollem Hause aufgeführt. Die Sage vom Elfenkönig auf dem Stevensgebirge ist

der Zauberkrystall, auf dem die lieblichen Gestalten vorüberziehen und unter ihnen auch Christian IV., der wackere Dänenkönig, dessen Name wie der eines Gottes im Volke lebt. Reiche, blühende Diction umschlingt das Werk und schöne Volkslieder sind, gleich seltenen Seeblumen, in den anmuthsvollen Strauß hineingeflochten. Der Elfenhügel ist in's Deutsche übersetzt und — wenn ich nicht irre — zu Immermann's Zeit auf der Düsseldorfer Bühne gespielt worden. Grabbe sagt jedoch: „die Uebersetzung hat den Trab zweier Hamburger Milchgäule; im Lyrischen sitzt sie ganz im nassen Sande". Dagegen bezeugt er, es sei ihm noch kein Mystificationsstück vorgekommen, das solche Frische, so keck gezeichnete Figuren und Situationen hätte.

Heiberg's „Prinzessin Isabelle" wurde 1829 nach einem Stoff Lope de Vega's gedichtet; es ist ein festliches Prachtstück, aber der Feenglanz seiner Sprache überstrahlt Alles, was Malerei und Musik für ein Drama irgend wirken können. Vor zwei Jahren gab Heiberg „Neue Gedichte" heraus und darunter befindet sich eine apokalyptische Komödie: „die Seele nach dem Tode", welche recht in's moderne Leben eingreift und mannigfache literarische und philosophische Fragen berührt. Tief und innig ist die Himmelsdecke des Humors über diese Dichtung ausgebreitet, und auf ihrem nachtblauen Grunde funkelt, goldenen Sternen gleich, der strahlendste Witz.

Wenn man von Heiberg spricht, darf man nicht versäumen, eines anonymen Schriftstellers zu gedenken, den er in die Literatur eingeführt hat. Die fliegende Post brachte nämlich eine Novelle: „En Hverdags-Historie — eine Alltags-Geschichte" betitelt, die durch Form und Geist ein ungemeines Aufsehen machte. Andere Erzählungen folgten ihr, doch wie goldig auch das Lob am Angelhaken blinkte, der Autor ließ sich dadurch nicht bestimmen, aus der undurchschaubaren Fluth seiner Anonymität hervorzutreten. Man rieth hin und her, man zerbrach sich den Kopf und die jungen Schöngeister, die sonst Alles wissen, kamen völlig in Verzweiflung, denn diesmal waren sie nicht im Stande, die brennende Neugier ihrer Gastfreundinnen zu stillen.

Drei Bände von jenen räthselhaften, wie aus einer anderen Welt kommenden Novellen gab Heiberg heraus, und noch sieben oder acht Bände folgten ihnen nach. An Tieck's beste Novellen mahnen

diese sauberen poetischen Gebilde, und wenn in den späteren auch die Frische und die volle Blüthenkraft der Phantasie einigermaßen im Abnehmen ist, so athmet doch auch hier noch eine dichterisch veredlende Auffassung des Alltagslebens. Ihr Verfasser ist von Rechtswegen der Vater Frederika Bremer's, doch er würde gewiß sein Kind verläugnen, wie die unnatürliche Mutter des Richard Savage. Die feine, fast mikroskopische Beobachtung unscheinbarer, aber tief psychologischer Züge in den Erzählungen läßt auf eine Verfasserin schließen, während die krystallreine Form und die hohe Intelligenz andeuten: eine Männerhand müsse ordnend und ausführend über die schönen Skizzen hingegangen sein. In der Kürze entwickelt, sind das die Gründe, welche man dafür angibt, daß Heiberg's Mutter die Schöpferin jener lieblichen Gebilde sei, denen ihr Sohn dann noch die blitzenden Lichter und die gedankentiefen Schatten hinzugefügt habe.

Man zeihe mich nicht der Indiscretion, man denke nicht, ich wolle den dichtgewebten Schleier irgend einer seltenen Bescheidenheit zerreißen, sondern ich erzähle nur, was man in Kopenhagen allgemein darüber sagt. Und wohl mag es sein, daß man hier das Rechte getroffen hat, denn die Gräfin Gyllenborg gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Frauen unserer Zeit. Sie hat das Leben geschaut in allen seinen prismatischen Abspiegelungen; tausendfältig sind ihrem scharfen Auge die interessantesten Charaktere entgegengetreten, und sie hat einen Schatz von Erfahrungen gesammelt. Schriebe sie ihre Memoiren, so müßten dieselben von höchster Bedeutung sein, denn seit mehr als fünfzig Jahren existirte keine Berühmtheit in Dänemark, der sie nicht persönlich nahe gestanden hätte.

Sie war zuerst an den Lustspieldichter und Politiker Peter Andreas Heiberg (geb. 1758) vermählt, der jedem Dänen unvergeßlich ist. In seinem Hause verkehrten Baggesen, Münter, Rahbeck, Weyse und andere geistreiche Männer jener Zeit. Er gehörte aus inniger Ueberzeugung zur liberalen Partei, und Alles, was er aussprach, war so feurig, so gründlich und so wahr, daß es manch zartes Trommelfell sehr unangenehm berührte. Heiberg wurde durch richterlichen Spruch aus dem Vaterlande verbannt, ging nach Paris und bekam unter Napoleon eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen. Zwar glaubte er, daß seine Gattin ihm folgen würde, allein sie trug auf Trennung an, was ihn tief betrübte. Als Na-

poleon Frankreich verlassen mußte, forderte er seinen Abschied und erhielt eine Pension von dreitausend Francs, bis er im Jahre **1841** starb.

Bald nachdem seine Frau von ihm geschieden war, kam der schwedische Graf Gyllenborg, der in die Revolution verwickelt und des Landes verwiesen worden, nach Kopenhagen, und Frau Heiberg vermählte sich mit ihm. Derselbe gab eine Zeitung in französischer Sprache heraus, allein je vorzüglicher die Artikel waren, die darin gegeben wurden, um so sicherer fühlte man sich überzeugt, daß nicht er, sondern seine Gattin sie geschrieben habe. Nun war ihr Haus abermals der Brennpunkt, welcher alle geistigen Strahlen vereinigte, denn die Noblesse der Refugiés aus Schweden und Frankreich sammelte sich dort, und die Gräfin Gyllenborg stand hochverehrt in ihrer Mitte.

Als Gyllenborg starb, wurde der Wittwe Sohn ein berühmter Schriftsteller, ihre Schwiegertochter war eine gefeierte Künstlerin und wiederum sah sie sich in einem Zirkel der ausgezeichnetsten Leute. Man kann aber auch wahrlich nirgendswo ein Trifolium gottbegabter Menschen so eng vereinigt finden, als hier. Die Matrone selbst, welche beinahe siebenzig Jahre zählt, ist eine stille und sehr bescheidene Frau; sie sträubt sich, eine öffentliche Rolle zu spielen und lehnt deshalb die Autorschaft der Novellen auf's Bestimmteste ab. Dazu nun ihr Sohn, der Professor Heiberg, der ein geborner Aristokrat der Schönheit ist. Sein hochgebildeter Geist wiegt sich auf den rhythmischen Wellen des Ebenmaßes und der Vollendung, und das prägt sich nun auch deutlich in seiner ganzen äußeren Erscheinung aus. Es ist Alles edel und schön an ihm; man merkt es gleich, daß ihn jedes Rohe und Unschöne recht innerlich verletzen muß. Sein geniales Auge glüht voll Wohlwollen und so scharf satyrisch sich Heiberg oft in seinen Schriften erweist, eben so mild und versöhnlich findet man ihn im Umgange.

Die dritte Zacke des liebenswürdigen Kleeblattes bildet seine Gemahlin. Im Jahre **1832** vermählte er sich mit einer jungen Schauspielerin, Johanne Louise Pätges, welche sehr viel versprach und sich nun zu einer dramatischen Künstlerin entwickelt hat, wie es wenige gibt. Es umweht eine solche Wahrheit und Unmittelbarkeit alle Charaktere, die sie darstellt, daß auch die kältesten Zuschauer

fortgerissen werden in das Reich der Phantasie. Die fremden Diplomaten, die am Hofe zu Kopenhagen leben, versäumen das Schauspiel fast nie, sobald Frau Heiberg auftritt, und wenn sie auch kein Wort von der dänischen Sprache verstehen.

Diese drei seltenen Erscheinungen bilden eine Familie. Sie bewohnen im Sommer eine Villa vor dem Thore, im Winter aber einen Palast in der Stadt; und Alles, was Kopenhagen an Geist, Schönheit und Rang besitzt, vereinigt ihr Salon an traulichen Abenden.

Gebirgsmenschen.

Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzenknechts.

— Wir sind zur Stelle, Herr, sagte mein Führer, der Gebirgsjäger Jakob E..., als wir aus dem Walddunkel hervortraten und am Ende der grünen, mit Blumenschmelz verbrämten Wiese das kleine Jägerhäuschen vor uns liegen sahen. Gott sei Dank! stöhnte ich' von einem mehrstündigen Pürschgange über Fels und Klippen, durch Gesträuch und Wald erschöpft, und lüftete den grünen Hut, steckte den Alpenstock in den Boden, legte Stutzen, Waidmesser und Jagdtasche daneben und streckte mich in das duftige Gras, derweil Jakob vorausging, unsere Ankunft im Hause zu verkünden. Als er so rüstig und frisch, den ausgewaideten Gemsbock, die heutige Jagdbeute, über der Schulter tragend, wie unser Einer ein Rebhuhn, dahinschritt, — der noch junge kräftige Waidmann, von dem angestrengten Marsche kaum ermüdet, ärgerte ich mich über meine Mattigkeit. Das ist freilich ein eiserner Kerl, der Stahlfedern statt Muskeln in seinen Gliedern hat, brummte ich, aber vielleicht erkauft sich diese dauerhafte, unzerstörbare physische Natur nur durch geistigen Stumpfsinn und Apathie. Was denkt, was fühlt so ein Kerl in seiner Jahre lang einförmigen Existenz, während unsere Nerven durch die mannigfaltigen Eindrücke und Anregungen unseres Lebens beständig in Anspruch genommen werden? — aber eben darin liegt ja die eigentliche Lebensfülle. Der Schmetterling lebt endlich doch intensiver, als die Schnecke, der Vogel in der Luft anders, als der Hamster. Wer weiß, ob ein solcher Mensch die Zauberkraft der Liebe, den Rausch des Ehrgeizes kennt, ob er

einen Begriff von der bunten Marionettentragödie, welche die Leidenschaften in unserer Brust täglich aufführen, die Benefice- und Extravorstellungen ungerechnet, hat. So lispelte Muhme Eitelkeit: aber wenn ich dem Jakob nachsah, wie seine nackten Kniegelenke sich bei jedem Schritte streckten und dehnten, wenn ich seine breite, gewölbte Brust, das Ebenmaß seiner kräftigen, gesunden Glieder, sein gutmüthiges, freundliches Gesicht, den treuherzigen Blick seiner kaiserblauen Augen, die braune Lockenfülle betrachtete; — wenn ich mir die mannigfaltigen Beweise von muthiger Entschlossenheit, welche er an Wildschützen und bei den mancherlei Fährlichkeiten der Gebirgsjagd so oft erprobte, — wenn ich mich erinnerte, daß sein kräftiger Arm, als ich schon im Abfahren*) begriffen war, mich am Rande des Abgrundes erhalten hatte, so mußte ich mir doch gestehen, daß er in jeder Hinsicht ein Mann, ein tüchtiger Mann sei, und daß ich und so mancher Andere geschmeichelt sein könnten, uns mit ihm in mehr als einem Artikel auf dieselbe Stufe setzen zu dürfen.

Bald kam Marie, die schmucke Jägerin, welche seit vier Jahren aus dem nahen Städtchen vom braven Jakob heim- oder vielmehr hinausgeführt worden war und seine Waldeinsamkeit theilte; sie kündete mir an, daß das Mittagsmahl bereitet, auch mein Begleiter Lord M... schon seit zwei Stunden von der Frühpürscht und zwar sehr ermüdet heimgekehrt sei und im tiefen Schlummer ruhe. Ich folgte ihr in das Haus und trat in die Stube. Da lag auf Stroh mein lieber Lord und ruhte sanft. Es war ein tüchtiger Jäger und in den Geländen Englands, vielleicht auch in den Haiden Hochschottlands ganz eingeübt. Aber die Steige an und über der Felswand, das Kriechen durch Urwald und Felsengestripp war ihm doch eine ungewohnte und somit schwere Aufgabe. Das englische Jagdkostüm war zerrissen und zerfetzt, das scharfe Steingerölle hatte die Sohlen der Patentschuhe zerschnitten, die Füße waren wund und blutig geworden, den runden, weißen Hut hatte der Wind in den Abgrund geführt, die Handschuhe waren durch Dornen zerrissen, kurz der Mann war hors de combat. Sein sehr kostbares, schönes Gewehr, dessen Preis mehr betrug, als der Bedarf dreier Gemsenjägerfamilien in

*) Hinabrutschen, Abgleiten, welches auf den abschüssigen, mit Gras bewachsenen Abhängen besonders gefährlich ist.

einem Jahre, war ihm unnütz geworden, da es nicht fein genug zusammengerichtet war, und die Gemse, welche er als ein trefflicher Schütze glücklich erlegt hatte, war mit dem unscheinbaren Stutzen des Jägerjungen geschossen, dem er dafür an Trinkgeld mehr gab, als sein Stutzen werth sein mochte. Eben so sehr von der ungewohnten Anstrengung ermattet, als in der britischen Nationaleitelkeit gekränkt, hatte er sich zur Ruhe gelegt.

Die kleine Jägerstube, — in welcher das Hausgeräthe der Familie, ein Paar hölzerne Stühle und Schemel, ein großer, eichener Tisch, Stockuhr, Spinnrocken, eine buntgemalte Kiste mit den Kleidern der Frau, ein Schrank mit einigen Tellern und Gläsern und eine leere Wiege stand: dann ein warmes Winterwamms, ein grüner Hut mit Gemsbart und Federn, ein kleiner, zinnerner Weihwasserkessel, das Bild des heiligen Eustachius und der eingerahmte Lehrbrief des Jägers hingen an der Wand, welche nebstbei noch ein Paar Hirsch- und Rehgeweihe verzierten, während ober der Thüre ein kleiner Gemsbock, aus Holz geschnitzt, mit wirklichen Geweihen ganz klug in die Stube hineinguckte, — war mit einer zahllosen Quantität von Büchsen und Büchslein, Flaschen und Fläschlein, Schachteln und Schächtelchen, Bürsten, Scheeren und Waschschwämmen, welche, zur Toilette des Lords vorbereitet, auf den Bänken, Stühlen und dem einzigen vorhandenen Tische umherlagen, beinahe und ganz ausgefüllt.

Wenn ich diese Menge unnützer Nothwendigkeiten mit dem einfachen Hausgeräthe der Familie verglich, mußte ich mir die Frage stellen: ob die Civilisation, durch welche eine solche Unzahl von Bedürfnissen geschaffen wird, daß ein Mensch zum Bedarf einer Stunde beinahe mehr braucht, als eine ganze Familie durch ein ganzes Jahr, eine Wohlthat sein könne? Zur wahren inneren Freiheit und Unabhängigkeit gehört vor Allem, daß man wenig bedürfe, was man sich nicht selbst schaffen kann. Deswegen ist meines Erachtens wahrhaft frei nur der Beduine in der Wüste und der Indianer im Urwalde, und der braucht hierzu keine geschriebene Charte, keine Oppositionspresse und keine Jury. —

Ich war nicht grausam genug, meinen Freund aus seinem Schlummer zu wecken. Ich bewundere die Engländer als Nation und kann sie auch als Person einzeln wohl leiden; allein es ist gewiß, daß der Steinkohlendampf, mit dem sie sich ihre Langweile und ihren

Lebensüberdruß, ihren Eigennutz und ihre Geschäftsgier, ihre Speculationswuth und ihren Kastengeist überall hindampfen, im Kleinen oder Großen jede Poesie tödtet! Wie der Rauch die Bienen, so vertreibt die Dampfwolke eines Dampfschiffes oder eines Locomotivs die Geister der Vergangenheit und die goldgeflügelten Libellen der Phantasie. Die Sylphen und Dryaden, die Waldgeister und Seefräulein, die ganze funkelnde Zauberwelt zerstiebt, und es bleibt die nackte, angerauchte, dampfberußte Wirklichkeit. Das Feenschloß ist zerfallen und macht dem ziegelgebauten Fabrikshause Platz, in welchem kaum Platz bleibt, um an den Wänden einige Andenken der Vergangenheit als unnützen Zierrath anzubringen. Die Bilder unserer Ahnen, die ererbten Schwerter oder Schilde, die Kränze der Liebe und des Ruhmes, sie sind alle unnützer Plunder geworden, der nur in die Rumpelkammer taugt. In dem Fabriksgebäude selbst ist dann wohl reges Treiben, man lebt und webt und müht sich emsig ab, und am Ende frägt sich's erst, wozu man eigentlich gelebt und besonders, wofür man gestorben ist? Wer weiß, ob die frei im Morgenduft sich sonnende, summende Mücke nicht in dem großen Weltauge des Schöpfers so großen Werth hat als der riesenmäßigste Ameisenhaufen mit all seiner winzigen Thätigkeit? Gewiß aber ist es, daß, seitdem Dampfschiffe und Engländer überall hingelangen, kaum ein Plätzchen zu finden ist, wo man mit seiner Geliebten, der Phantasie, ungestört kosen kann, ohne von unserer eifersüchtigen Hausfrau, der prosaischen Wirklichkeit, welche in Gestalt irgend einer Insulanergruppe sich darstellt, überrascht zu werden.

Am Fuße der Memphis-Säule oder der Pyramiden reitet ein podagrischer Gentleman auf seinem Pony umher; auf dem Rigi oder auf dem Berge Sinai, wenn man an die Schweizermänner oder an die Gesetztafeln Mosis denkt, trifft man auf hagere, blondlockige, kurzberockte und langbefußte, grünverschleierte Misses; am Kapitol steigen statt der Scipionen und Gänse Nichts als englische Touristen utriusque generis umher; im Alhambra und an den Klippen Norwegens dampft der englische Theekessel, umgeben von lebensüberdrüssigen Lords, gezierten Ladies oder sparlustigen Stockjobbers; am Olymp und an der Hyppokrene schlürfen sie Soda-Water und lesen die Papers, welche ihnen Kunde bringen vom Parlament und Fashion, Handel und Wandel, races oder Geldwechsel. Wie der letzte

Mohikaner muß sich der Verfolgte, der seinen Gott Manitu, das ist die Poesie des Lebens, mit sich im Herzen trägt, fortflüchten über Wälder und Flüsse, Seen und Gebirge, will er noch irgendswo ein Bischen Urleben, ohne Thee und Misses, ohne englische Regenschirme und Zeitungen finden.

Mein Gefährte machte eine Ausnahme von dem sonst gewöhnlichen abgeschlossenen Wesen seiner Landsleute. Er war ein heiterer, lebenslustiger Geselle. Ich hätte nicht gerne ohne ihn unser Mahl eingenommen, und doch war ich nicht grausam genug, ihn aus seinen Träumen zu wecken. Vielleicht hatten sie ihn ins Clarendon Hôtel zu einem guten Diner, wo man etwas Anderes, als Milch und Knödel bekommt, oder nach Epsom, wo das Zufußgehen kaum dem Namen nach bekannt ist, versetzt. Gewiß war der Fall aber nicht umgekehrt, und in den Marmorhallen Londons oder auf Melton Mowbray's grünen Fluren hätte er sich sein jetziges Gebirgsleben mit Accompagnement von Milchsuppe und blutigen Sohlen nicht träumen lassen, dessen Anstrengungen und Entbehrungen er übrigens, ich muß es gestehen, mit aller, den britischen Charakter so ehrenvoll bezeichnenden Ausdauer und Gleichmuth ertrug.

Ich ging also wieder vor das Haus; auffallend war mir die Stille in demselben, denn ich erinnerte mich wohl vor ein Paar Jahren durch Kindergejauchze oder mütterliches Schelten in meiner Mittagsruhe gestört worden zu sein. Vor dem Hause saß Jakob und rauchte sein Pfeifchen. Marie handthierte in der Küche. Ich blickte hinüber nach den Gletschern und Felswänden, welche wie eine krystallene Zauberburg im Sonnenglanze herüberstrahlten, und dachte mir, wie schwindelnd man oft auf diesen gefährlichen Stegen und Wegen wandeln müsse, wenn verlockt durch Jagd- oder Wanderlust man sich in den Granittempel, wo die Natur ihr Allerheiligstes webt und schafft, hineinwagt. Dort wohnt die flüchtige Gemse, blüht und duftet das heilende, würzige Kraut; aber sie lassen sich freilich nur dort und nicht auf der betretenen Erde finden; dafür wagt aber der, welcher nach der seltenen Beute sucht, auch zuweilen Hals und Kragen, und so ist's ja mit Allem in der Welt; wer das Edle sucht, muß das Beste daran setzen. Spatzen schießt man vom Dache, Kiesel und Quarz liegen am Wege; aber nur hoch in den Lüften schwebt der Reiher, und das Gold glüht nur im tiefen Schacht.

Ich sprach mit Jakob über die verschiedenen schwierigen Stellen und Wege, welche durch und über das Gebirge führen. Er war auf den höchsten Gipfeln gewesen, auf schwindelnden Wegen hatte er Gemsen und Wildschützen verfolgt, war in den Abgründen, am Stricke sich thurmhoch herablassend, dem räuberischen Lämmergeier bis in sein Nest nachgedrungen. Und von All dem sprach er, als handle es sich um eine Promenade auf das Wasserglacis oder über den Kohlmarkt und Graben, während unser Einem der kalte Schauer dabei über den Rücken lief und blos vom Zuhören schon zu schwindeln anfing. Endlich frug ich ihn, ob der schmale Steig über den „Höllriegel" gefährlicher sei, als jener am „Schönbrett", oder durch die Krautgärten, beim todten Hund, oder am Schafberg in der Beigerlplan, oder in der Hetz oder gar am heilen Oertl, wo man auf einer Felsenklippe, welche wie ein Dachgiebel auf beiden Seiten zwei senkrechte Felswände von der doppelten Höhe des Stephansthurmes krönt, etwa fünfzig Schritte à cheval fortrutschen muß. Er behauptete, im Sommer sei dies sehr leicht und gefahrlos, desto gefährlicher im Winter, weil der Felsen glatt sei (ich aber nahm mir fest vor, zu keiner Jahreszeit mich dort betreten zu lassen, ob nun der Felsen glatt oder rauh sei; eben so leicht und gerne möchte ich auf der Galerie des Stephansthurmes balanciren, wenn es nicht eben eisglatt ist). — Welches aber ist der Gang, mein lieber Jakob, der Euch am schwersten gefallen ist, seit Ihr in diesen Gebirgen umhersteigt? — Jakob dachte lange nach, plötzlich ward er ernst und blickte mich wehmüthig an. — Meinen schwersten Gang, lieber Herr, den habe ich voriges Jahr gemacht, am Kreuz-Erhöhungstage wird es ein Jahr, da bin ich hinabgestiegen in den Pfarrhof nach W . . ., und als ich wieder heraufkam, da, glaubte ich, würd' ich das Haus nimmer erreichen, meine Kniee brachen zusammen und meine Augen waren so trüb, daß ich kaum den Weg noch finden mochte!

Verwundert blickte ich ihn an. Aber Jakob, warum ist denn der Weg so schwer gewesen? Ich begreife wohl, daß es im Winter, wenn der Schnee den Fußsteig verweht, zuweilen gefährlich und beschwerlich sein mag, hinab- oder heraufzukommen; aber am Kreuz-Erhöhungstage, da ist es ja schön und heiter im Gebirge, wie konnte Euch denn der Weg so schwer vorkommen, wenn Ihr nicht etwa ein Maßel Bairisches zu viel getrunken hättet? — Nein, lieber Herr,

das war es nicht; — ich mußte hinab, um mein todtes Kind zu begraben. Sie wissen ja, die kleine Resi, mit der sie vor zwei Jahren noch so freundlich spielten? nun, die wurde uns krank; — sie bekam den Friesel und den zweiten Tag war sie gestorben. Einen Doctor konnte ich nicht heraufbringen, aber der junge geistliche Herr, der Kaplan aus dem Pfarrhofe, der ist mit mir heraufgestiegen, weil er auch studirt hat und manchmal etwas weiß, was dem kranken Menschen hilft. Da war aber nicht zu helfen. Die Resi mußte sterben, weil unser Herrgott daraus einen Engel im Himmel machen wollte, und sie soll einst in unserer Sterbestunde für uns beten, da sie Nichts drüben abzubüßen hat, wie wir andern sündigen Menschen; so meinte der junge, geistliche Herr, und das tröstet auch die Marie und mich.

Als das Kind verstorben und der geistliche Herr fort war, weinte meine Marie sehr und bat mich, ich möchte das Kind hinabtragen, damit es in geweihter Erde ruhe! Des andern Morgens legten wir's in einen kleinen Sarg, den mir die Frau auf die Kraxen band, und so trug ich es hinab in den Pfarrhof. Der hochwürdige Herr Pfarrer hat es selbst eingesegnet, und da liegt es auf dem Kirchhofe, sehen Sie dort unten? Es steht auch ein schönes Kreuz und ein Rosenstrauch auf dem Grabhügel, aber es ist zu weit, um es von hier zu sehen. — Nun sehen Sie, lieber Herr, fuhr Jakob, sich eine Thräne aus dem Auge wischend, fort, sehen Sie, als ich Abends wieder heraufstieg zu meiner Marie, in das einsame Haus, da wankten meine Kniee und ich vermeinte, sie könnten mich kaum herauftragen. Das, Herr, das war mein schwerster Gang! —

Ich war, ich gestehe es, tief gerührt; ich kenne viele Männer mit sehr unmännlichen physischen und geistigen Qualitäten, die nie weinen, außer man tritt ihnen auf die Hühneraugen, oder gibt ihnen eine Zwiebel zu riechen; um so mehr ergreift es mich, wenn ein echter Mann weint; eine echte Männerthräne ist eine unschätzbare, seltene Perle, aus dem Schmelztiegel eines tiefen Gefühles hervorquellend. Ich wollte etwas entgegnen und, wie es bei derlei Gelegenheit gewöhnlich geschieht, ich sagte etwas Unpassendes, indem ich ganz stupid bemerkte: Lieber Jakob, es war ja doch minder schwer, herauf zu gehen, als hinab, wo Ihr noch die traurige Last zu tragen hattet. — Da blickte mich Jakob mit einem trüben, ich möchte sagen strafenden Blicke an, als wollt' er mir meinen Mangel an Zartgefühl

verweisen, mit einem Blicke, der beiläufig bedeutete: ach Du Stadtmensch, Du verstehst mich nicht, bei Euch handelt es sich wohl nur um Beine und Lungen oder Magen, wenn Ihr von Leiden sprecht, wie's um's Herz steht, das kümmert Euch wohl wenig — und sagte: Ach Gott erbarm's! hinab ging es ja noch leicht, da fühlte ich ja noch mein geliebtes Kind auf den Schultern, da wiegte ich es noch auf den Achseln, wie hätte ich die geliebte Bürde schwer finden können, ich, der ich den schwersten Gemsbock meilenweit im Tragriem fortbringe! aber hinauf, als das Kind schon in der Erde ruhte, hinauf, da ging's schwer. Es schien mir, als frügen die kleinen Vögelein, die lustig zwitscherten, um die kleine Gespielin, als blühten die Alpenrosen und Moosblumen mir zum Hohne! und, als ich vollends von weitem meine Hausthür offen sah, aus welcher sonst das frische, kleine Mäderl mir bei meiner Heimkehr entgegensprang, da, lieber Herr, da wankten meine Kniee und ich meinte schier, das Herz müsse brechen. Ich kann Sie versichern, lieber Herr, das war mein schwerster Gang!

Marie hatte das Ende des Gespräches gehört, denn sie wischte sich mit ihrer Schürze die Augen aus und brachte stillschweigend den dampfenden Suppentopf. Ich aber wußte nun, daß der starke Jakob auch ein fühlendes Herz in der breiten, kräftigen Männerbrust trage.

Ich setzte mich mit dem britischen Gefährten zu Tische. Auch mir fehlte jetzt das freundliche, herzige Kind ganz besonders. Als wir nach Tische abzogen, drückte ich dem Jakob die Rechte, mein freigebiger Engländer schenkte der Marie ein Paar Dukaten. Als sie die blanken, vielleicht nie gesehenen Goldstücke ihrem Gatten zeigte, meinte er: wenn unser Reserl noch lebte, könnten wir ihm recht hübsche Kleiderchen anschaffen und gute Strümpfe, statt sie so schmutzig und barfuß umherlaufen lassen zu müssen. Nun, jetzt kleidet sie der liebe Herrgott selbst! — Marie nahm wieder die Schürze vor's Gesicht; sie kann sie aber doch nicht immer davor gehalten haben, denn als ich das nächste Jahr wiederkehrte, schrie mir aus der damals leeren Wiege ein kleiner Schreier entgegen, dessen Taufpathe ich wurde. Gott hat uns einen Engel genommen und wieder einen andern geschickt, lispelte Marie aus dem Bette heraus. Ich aber stieg mit Jakob zur Taufe den Weg nach W . . . hinab, und als wir heraufstiegen, schien uns der Gang recht leicht und bequem.

Zwei neue Lieder

von Karl Beck.

Das rothe Lied.

Sechs heißblutige Hengste tosen
Ueber die Haide von Debreczin,
Sitzt ein Herzog der Franzosen
Stolz im goldenen Wagen drin.

Träumt auf's Haupt die Krone zu heben,
Flammt sein Antlitz lichterloh;
Von der Heimath muthigen Reben
Träumt der Herzog von Bordeaux.

Nachten die Wolken trüb und trüber,
Jagen die Hengste, stiebt der Sand,
Jagen an einer Schenke vorüber,
Einsam stehend im Haideland.

Aus dem Gehöft mit flatternder Mähne
Stürzen Zigeuner mit Weib und Kind:
„Herre, Du hoher, und nimmer wähne,
Daß wir Räuber und Mörder sind."

„Redlich sind wir, fromme Christen,
Von den Händen in den Mund
Leben wir, arm und still und nisten
Heimathlos auf fremdem Grund."

„Herre, befiehl, das Instrumente
Jauchzt Dir ein Lied mit Macht und Macht,
Das ein trotziger fremder Studente
Pfiff auf der Haide bei Nebel und Nacht.“

„Freudvoll und leidvoll hat er's gepfiffen,
Herre, wir haben die Melodie
Flugs auf den Saiten nachgegriffen,
Noten lernt der Zigeuner nie.“

„War uns so bang an jenem Abend,
Jesus! und Niemand wußte, warum?
Geister, keine Ruhe habend,
Schlichen um unsre Streu herum.“

„Wünschten der Nacht des Adlers Schwingen,
Wünschten mit Schmerzen den Sonntag her,
Da wir wollten das Liedlein singen
Hochroth, schön, wie keines mehr.“

„Da wir's spielten frisch in der Schenke,
Hat der Wirth mit den Gästen gezecht,
Rascher stieg in's Gehirn das Getränke
Und ein Herre schien der Knecht.“

Gnädig blickt er und nickt und winket,
Und sie geigen mit mächtigem Zug —
Und er zittert, die Thräne blinket,
Tonlos ruft er: Genug — genug.

Und er schleudert die Münzen zur Erde
Und es greifen die Rappen aus —
Schaut die Bande mit banger Geberde
Fliegen und schwinden das goldene Haus.

Was ihn schmerzt, wer kann es wissen?
Was ein schönes Lied verbricht?
Daß es ein Fürstenherz zerrissen,
Ahnen die kindlichen Seelen nicht.

Daß es den Ahn vom herrlichen Throne,
Freiheit predigend trug zum Schaffott;
Daß es dem Ohm die theuere Krone
Niedergewettert, ein Blitz von Gott;

Daß er selber ein flüchtiger König, —
Gellt ihm „Allons enfans!“ in's Ohr,
Singt auf den Haiden unkentönig
Ihm des Zigeuners Geige vor. —

Sechs heißblutige Hengste tosen
Ueber die Haide von Debreczin,
Sitzt ein Herzog der Franzosen
Traurig im goldenen Wagen drin.

Knecht und Magd.

Es lüstete nicht den Verwaisten, den Ball in die Lüfte zu schlagen,
Ach, war er doch selber ein Ball, vom Sturme des Schicksals getragen;
Er fing die Vögelein nicht, die sorgend im Laube nisten,
Er spähte wie sie nach Körnern umher, sein Leben zu fristen.

Er schleppte die Stufen hinan die Körbe, mit Scheiten belastet,
Den Eimer, mit Wasser gefüllt, und hat erst am Abend gerastet,
Hat frierend den müßigen Hund um's bergende Lager beneidet,
Das spinnende Kätzlein, das Gott mit wärmendem Felle bekleidet.

Er reifte heran, es ward sein Geschick, sich im Dienste zu plagen,
Im farbigen Kleid ein farbiges Elend im Leben zu tragen;
Zu lächeln im Leid, zu füttern den Hund, zu satteln den Schecken,
Ein Blümlein der Sünde zu Nacht an die Brust des Gebieters zu stecken.

Er dachte mit redlichem Sinn, sein wonniges Liebchen zu heuern;
Sie hatte nicht Hände wie Sammt, sie hatte die Dielen zu scheuern,
Es floß statt des würzigen Oels der Rauch in die wallenden Locken,
Die zarte Sohle, wie schien sie so plump in den bauschigen Socken.

Ihr Bildniß sandte sie nicht, noch Briefe mit güldenem Rändchen,
Er schenkte kein Ringlein ihr und brachte kein girrendes Ständchen:
Sie sahen sich spärlich, sie blieben getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauschenden Lenz, wann die Lerchen der Brust am lautesten schlagen.

Sie alterten rasch, doch jugendlich blieb ihr gläubig Vertrauen,
Ihr Hoffen, es war wie die Blümchen im Korn, die schönen, die blauen:
Und hast Du tagüber gepflückt — Du schaust am künftigen Morgen
Ein letztes, ein eheletztes, ein allerletztes verborgen.

Ach nur im Traume schien's den gottgefälligen Seelen,
Als müßten sie dienen nicht mehr, als dürften sie selber befehlen:
Ihm war's, ob ein Bürger vor ihm den Hut in Demuth gerücket
Und freundlich Herr ihn genannt und tief vor ihm sich gebücket.

Und als sie gespart und zusammengescharrt die Kreuzer und Gulden,
Und als sie der Priester getraut nach jahrelangem Geduldem,
Da kauft sie die Spindel, den Flachs, um schneeiges Linnen zu spinnen,
Da kauft er die Hütte, mit Röhricht gedeckt, und sie wohnten darinnen.

Sie starrten in's züngelnde Licht, die Alten, die Endlichvereinten;
Es war nicht die Wonne der Liebe, daß sie nun lachten und weinten:
Das war ja vorüber, sie waren getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauschenden Lenz, wann die Lerchen der Brust am lautesten schlagen.

Sich küssen? sie thäten es schämig! Sich necken? sie thäten es leise,
Ach, Blumen waren es wohl, doch waren es Blumen im Eise;

Ein Tanz auf Krücken, o Gott! ein armer verspäteter Falter,
Der halb ein blühendes Kind und halb ein verwelkender Alter.

Es ist nicht Wonne der Liebe, daß sie nun jauchzen und beben,
Nein! nur daß am eigenen Herd die eigenen Pfühle sich heben;
Nur Gott ist ihr Herr, der die Sterne beruft, zu leuchten, wenn's nachtet,
Den Knecht, der die Kette zerbricht, mit seligem Auge betrachtet.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Die Tantièmes und Herr von Holbein. — Ein Fest in der Concordia. — Tantièmes auch in Berlin. — Fasching und Oeffentlichkeit; die Dienstagredoute. — Polen und Rußland auf dem Hofball. — Stephan und Olga.

Was ich in meinem letzten Briefe als bevorstehend angekündigt habe, bringt die heutige Wiener Hofzeitung endlich officiell: die Einführung der Tantième für die Dichter, deren Stücke am Burgtheater zur Aufführung kommen*). Selten hat eine Maßregel so allgemein

*) Wir theilen hier den Text mit: Bekanntmachung. Die Direction des k. k. Hofburgtheaters hat mit allerhöchster Genehmigung beschlossen, den dramatischen Schriftstellern bestimmte Antheile an den Erträgnissen ihrer Werke zu bewilligen und hierüber nachstehende Grundsätze festzustellen:

§. 1. Der Verfasser eines Originalwerkes erhält ohne Rücksicht, ob dasselbe gedruckt oder noch im Manuscript sei, auf Lebenszeit, von der bei den Vorstellungen seines Productes auf dem k. k. Hofburgtheater sich ergebenden Brutto-Einnahme, zu welcher auch der von dem jährlichen Abonnement auf den Theaterabend entfallende Quotient gerechnet werden wird, nachbenannte Antheile:

a) Für ein, den ganzen Theaterabend ausfüllendes Stück 10 Procent.
b) Für ein Stück, welches, um den Abend zu füllen, eines einactigen Vor- oder Nachspieles bedarf, 6 Procent.
c) Für ein Stück, welches hiezu eines mehractigen Vor- oder Nachspieles bedarf, 8 Procent.

§. 2. Nach des Verfassers Tode beziehen dessen Erben noch durch zehn Jahre die gedachten Antheile.

§. 3. Die Tantième-Zahlungen sind, nebst amtlich legalisirten Einnahms-Ausweisen, vierteljährig, und zwar am 1. Januar, 1. April, 1. Julius, 1. October, gegen Quittung und Lebenszeugniß des Verfassers, oder von dessen Erben gegen glaubwürdigen Nachweis über den Todestag des Verfassers und über das Erbrecht des Empfangnehmers zu erheben, können aber auf keine Weise cedirt oder mit Schuldvormerkungen belastet werden.

den Beifall der Betheiligten gefunden, wie diese. Alle hiesigen Schriftsteller und Literaturfreunde applandiren einstimmig dieser neuen Einrichtung, durch welche dem dramatischen Dichter endlich das Recht gezollt wird, das man ihm bisher in Deutschland vorenthalten hat. Es heißt, daß Herr von Holbein anderthalb Jahre an der Vorbereitung dieser Maßregel gearbeitet hat, die mancherlei Schwierigkeiten und Opposition namentlich bei jenen Beamten fand, die ihr Gutachten über die pecuniären Verhältnisse des Hoftheaters abzugeben haben. Seine Beharrlichkeit verdient den Dank der ganzen Literatur. Man hatte Herrn von Holbein über manche Dinge bitter getadelt, die sich jetzt zu seinem Vortheile aufklären. Man hatte ihn einer allzukleinlichen Sparsamkeit angeklagt, da er nach dem Antritte seiner Direction mancherlei strenge Oekonomie einführte, die Honorare für Uebersetzungen

---

Ueber drei Jahre nicht erhobene Antheile fallen der beim k. k. Hofburgtheater zu Gunsten verarmter Schauspieler bestehenden Unterstützungskasse anheim.

§. 4. Die Wiederholungen des aufgeführten Stückes bleiben dem Ermessen der k. k. Hoftheater-Direction gänzlich überlassen, da derselben allein die Beurtheilung zustehet, in wie ferne diese dem Vortheile des Institutes und den Wünschen des Publicums zusagen.

§. 5. Uebersetzungen und Bearbeitungen werden nach Uebereinkunft honorirt; wenn sie jedoch einer schon vorhandenen Dichtung so frei nachgebildet sind, daß ihnen von der Direction die wesentlichen Eigenschaften eines Originales zuerkannt werden, sind sie ebenfalls als Originalwerke zu behandeln.

§. 6. Die Entscheidung über jede aus obigen Bestimmungen zwischen Direction und Verfasser entspringende Differenz bleibt der k. k. obersten Hoftheater-Direction anheim gestellt, welche gegenwärtige Bestimmungen aus freiem Antriebe ertheilte und den dramatischen Schriftstellern stehet außerdem keine Art Recurs oder Appellation zu.

§. 7. Die Direction behält sich das Recht vor, diese Bestimmungen, welche mit dem Tage der Bekanntmachung derselben in Wirksamkeit zu treten haben, nach drei Jahren zu verändern, oder gänzlich erlöschen zu lassen, wenn sie nach ihrem Ermessen die gehofften günstigen Resultate nicht herbeiführen sollten. Doch dauern die Antheile der in diesem Zeitraume gegebenen Dichtungen ungeschmälert, der übernommenen Verpflichtung gemäß, fort.

§. 8. Es bleibt den dramatischen Schriftstellern freigestellt, die bisher üblichen Honorarzahlungen den oben bestimmten Antheilen vorzuziehen.

Da übrigens vorausgesetzt wird, daß jeder Einsender einer dramatischen Arbeit für den Fall, daß dieselbe auf dem k. k. Hofburgtheater zur Aufführung gelangt, sich den hiermit ausgesprochenen Bestimmungen unbedingt im Voraus unterzogen habe, würde Derjenige, welcher sich damit nicht zufrieden stellen, sondern die Zahlung des gegenwärtig bei dieser Hofbühne üblichen Honorares vorziehen wollte, hiervon gleich bei Einsendung der Dichtung der k. k. Hoftheater-Direction die schriftliche Anzeige machen und sich seinerzeit über die Annahme seines Begehrens mit einer schriftlichen Zustimmung gedachter Direction ausweisen müssen.

Von der k. k. Hoftheater-Direction.

Wien, am 28. Februar 1844.

Franz von Holbein,
k. k. Rath und Director des k. k. Hofburgtheaters.

und weniger bedeutende Stücke herabsetzte, die Freibillets decimirte u. s. w. Jetzt zeigt es sich, daß der kluge Bühnenleiter dabei einen bestimmten und wohlgemeinten Zweck verfolgte, und indem er nach Abschluß der Jahresrechnungen Ueberschüsse aufweisen konnte, eroberte er sich und seiner Administration den Credit, den er zur Durchführung seines Tantièmenplanes nöthig hatte. Man hatte vor Allem gegen diesen den Einwurf gemacht, daß die Theaterkasse, indem sie dem Autor allabendlich zehn Procent von der Brutto-Einnahme zuwiese, sich zu einer Ausgabe engagire, die sie in ein großes Deficit bringen könnte. Herr v. Holbein mußte es also vor Allem dahin bringen, daß er nicht in den Ruf eines leichtsinnigen Rechners komme, und dies ist ihm gelungen. Auch soll der Plan, den er vorgelegt, so klar und evident nachweisen, daß, weit entfernt, die Kasse des Burgtheaters in Schaden zu bringen, die neue Tantième vielmehr die Einnahmen erhöhen müsse, daß er endlich vollständig damit durchdrang. — Eine hübsche Scene fand in Folge dessen bei der letzten Versammlung der Concordia (eine Gesellschaft, in welcher sich an jedem Samstag Abend die meisten hiesigen Schriftsteller und Componisten versammeln) statt. Bauernfeld brachte einen glänzenden Toast auf Herrn von Holbein aus. Dieser ersuchte darauf die Gesellschaft, in einen gleichen auf Generalintendant von Küstner in Berlin einzustimmen, der sich mit gleichem Eifer der Sache angenommen habe und der in wenigen Tagen vielleicht schon mit einem gleichen Publicandum hervortreten werde. Einer der anwesenden Operncomponisten (der Kapellmeister Nicolai) äußerte hierauf, daß, so sehr er sich über den Fortschritt freue, zu dem er den dramatischen Autoren gratuliren müsse, so sei es jetzt doch um so schmerzlicher, daß der Operndichter sich nicht eines ähnlichen Rechtes erfreue. Herr von Holbein machte hierauf der Gesellschaft die angenehme Eröffnung, daß man in Berlin, wo Oper und Schauspiel unter einer und derselben Administration ständen, wirklich beabsichtige, die Tantième sowohl für den Dichter, als für den Componisten einzuführen. Dieses soll übrigens auch bei der hiesigen Oper statt finden. Der Contract, den der Impressario Balochini am Kärnthnerthortheater hat, geht zu Ende und unter den Bedingungen, die man dem neuen Pächter vorlegen wird, soll auch die sein, daß der Componist jeden Abend seine Tantième beziehe.

Nachträglich noch Einiges vom Fasching. Man sollte glauben, daß in Wien, das ohnehin bei jeder Gelegenheit sich gerne ein Bene thut, der Fasching ganz Außerordentliches hervorbringen müßte. Dem ist aber nicht so. Der Wiener Fasching hat nicht die mindeste Eigenthümlichkeit und steht jedenfalls den Carnevalsbelustigungen in Köln, Mainz und überhaupt den Rheinstädten in Allem nach, was Charakter und originelles Gepräge heißt. Man liebt bei uns den Charakter nicht, selbst wenn er eine Narrenjacke trägt. Es

zeigt sich überhaupt, daß man in Deutschland die Oeffentlichkeit nicht einmal zum Spaße liebt. Frankreich hat am Fastnachtsdienstag seine öffentlichen Maskenzüge beim boeuf de mardi gras, die Niederlande haben ihre vermummten Cavalcaden an diesem Tage. Italien sogar erlaubt öffentliche Mummereien, nur Deutschland ist auch an solchen Tagen still und philisterhaft, ohne Volksschauspiel und öffentliche Straßenfreuden. Nur die Rheinlande in ihrer Nachbarschaft mit Frankreich und den Niederlanden machen eine Ausnahme. Im übrigen Deutschland hat man die Essenz der Carnevalsfreuden in einen großen Wassertopf gegossen, der dadurch nur ein klein wenig roth gefärbt wurde und aus dem man das Vergnügen homöopathisch genießt. Hier in Wien concentrirt sich der ganze Fastnachtsspaß auf den Besuch der Dienstagredoute, die aber durch die Ueberfüllung von mehr als 4000 Menschen außer allem Spaße ist, sondern ganz ernsthafte Schweißtropfen und Rippenstöße kostet. Die anständige Welt besucht diese Redoute daher erst gegen Mitternacht, weil da die Musik aufhört und der große Hause sich allmälig verliert. Dazu kömmt auch, daß jedesmal am Faschingsdienstag ein Ball bei Hofe ist, und da dieser noch vor Mitternacht endigt (er beginnt schon um 7 Uhr), so strömt die Hofwelt noch nachträglich dem Redoutensaale zu. Der diesjährige Hofball am Faschingsdienstage hatte eine kleine politische Färbung. Es ist nämlich Regel, daß zu diesem Balle keine Fremden, sondern nur Oesterreicher geladen werden und von den Gesandtschaften nur die sogenannten Familiengesandten Einladungen erhalten. Diesmal wurde jedoch zu Gunsten des anwesenden russischen Brautwerbers, des Grafen Orloff, eine Ausnahme gemacht und er sowohl als auch der russische Gesandte wurden geladen. Fast hätte diese Einladung zu ernsten Händeln Anlaß gegeben. Der galizische Fürst Z., der in dem polnischen Aufstande mitgefochten und dessen Bruder gefangen wurde und eilf Jahre am Kaukasus schmachtete, war bei dem Hofball in seiner polnischen Nationaltracht, worüber sich der Gesandte des Czaren nicht wenig ärgerte. Es scheint, daß schon der Anblick einer polnischen Uniform den zarten russischen Nerven Zuckungen verursacht. Graf Orloff machte eine satyrische Bemerkung, welche die Freunde des Fürsten Z. nicht hinnehmen wollten. Es bildeten sich förmlich zwei Parteien, wovon die eine russisch und die andere polnisch gesinnt war. Indessen kam es nicht zur Schlacht und kein Ostrolenka beendete den Feldzug. Daß der Erzherzog Stephan um die russische Olga anhalten wird, unterliegt kaum einem Zweifel mehr. Die russische Prinzessin, die den starken Geist ihres Vaters besitzen soll, wird sich aber in Böhmen gewiß nicht als Unterdrückerin des Panslavismus zeigen. — Die Czechomanen werden sich gratuliren. Aber Oesterreich? — —

* * *

Notizen.

Karl Beck. — Herwegh. — Freiligrath. — Nordische Allianz. — Wlady-Kawkas. — Türkischer Jesuitismus. — Jastram Snitger. — Nauwerk. — Pastor Meinhold und die Bernsteinhexe. — Gutzkow in Leipzig. — Lenau. — Grün.

(Brieflich aus Dresden.) Eine angenehme Ueberraschung war uns hier das plötzliche Erscheinen Karl Beck's, den man im „Capua der Geister" traumverloren und genußversunken wähnte. Er will auf einige Zeit nach Süddeutschland wandern und dort einen neuen Roman in Versen vollenden. Wahrscheinlich wird aber schon zu Ostern eine Dichtung von ihm erscheinen, die in mehreren Kreisen, wo er sie vorlas, sehr großes Aufsehn erregte. Der sechsundzwanzigjährige Dichter hat sich seit dem Wiedersehen seiner Heimath wesentlich verändert; die Leiden und Freuden, im bürgerlichen und geistigen Leben, die eine lyrische Natur in unserer Zeit so heftig bestürmen, haben nur zu seiner reifern Entwickelung beigetragen. Die erwähnte Dichtung ist ein Fortschritt, den Viele nicht, wenigstens so bald nicht, von ihm erwartet hätten. Es ist nicht der Glanz der Sprache, der Schwung der Phantasie, die flammende Bildermalerei, was darin überrascht, sondern, daß bei diesen schönen Eigenthümlichkeiten eine so viel tiefere Anschauung, eine so viel edlere Einfachheit und Männlichkeit herrscht, wie in seinen ersten Productionen. Das Gedicht ist aus dem innersten Herzen der Zeit geschrieben und gleicht in Nichts jener Art politischer Lieder, die, wenn auch scharf und geistvoll, von den Aeußerlichkeiten und Einzelnheiten der Tagesgeschichte erfüllt sind. Wir glauben, daß Karl Beck recht eigentlich jetzt erst zu dichten anfängt.

— Wir haben die neuen Gedichte Herwegh's gelesen, aber durchaus nicht den Horror empfinden können, der so viel treue und ehrliche Seelen darüber ergriffen hat. Nannten doch gewisse Blätter und Blättchen den Dichter einen Banditen und Pasquillanten!! — Hat Heine nicht Recht, wenn er singt: „Ein schimpfender Bedientenschwarm &c.", Wir hätten blos das Duett Geibl's und Freiligrath's weggewünscht. Sonst, glauben wir, hätte Herwegh besser gethan, die Xenien allein herauszugeben und mit einer zweiten Lieferung von Gedichten zu warten. Es frappirte das Publicum, so wenig neue Lieder zu finden, und es wollte doch sehen, ob sein Fortschrittssänger auch in der Poesie Fortschritte gemacht. Xenien übrigens, das ist zu bedenken, müssen an und für sich grausam und rücksichtslos sein. Wer einmal Xenien schreibt, setzt sich der Gefahr aus, kleinlich zu werden und oft einen Witz nicht unterdrücken zu können. Darüber fallen dann die am meisten her, die keinen Witz zu unterdrücken haben. Die jetzige Bitterkeit Herwegh's erklärt sich aus seinem Grundfehler; dieser ist, wie es scheint, der Wahn, im Leben selbst, persönlich, als Agitator auftreten und wirken zu können. Aus diesem Glauben wurde er nicht sehr schonend geweckt. Allein dieser Grundfehler ist zugleich der größte Vor-

zug, den er vor andern, geistig begabtern Dichtern hat; denn er gibt seinen Liedern die Kraft und den Nachdruck eines ernstgemeinten und gefühlten Thatendurstes. Das Schlußgedicht hat großartige Züge.

— Freiligrath singt in der Kölnischen:

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf etc."

und dieses trübselige Lied hat er noch durch das Obercensurgericht den Klauen der Censur abjagen müssen. Wir haben nie zu denen gehört, die von jedem Baume dieselben Früchte verlangen; die Freiligrath einen Vorwurf daraus machten, daß er nicht politische Poesie trieb. Wir fanden diesen Vorwurf vielmehr abgeschmackt und recht handwerksmäßig. Daß aber Freiligrath diesem Geschrei nachgibt und sich forcirt, ausgesprochene politische Gedichte zu machen, die sehr abgestanden sind, ist ein schlechtes Zeichen und könnte irre machen an seinem innersten Beruf, der ohne ein gewisses, in manchen Dingen untrügliches Selbstbewußtsein und Sichselbstkennen niemals da ist. Seine „irische Wittwe" war in viel besserem und edlerem Sinne politisches Gedicht, als die Sentenzen, die er jetzt zusammenschmiedet.

— Man erinnert sich noch zweier Berliner Correspondenzen, die in hochbüreaukratischem Tone geschrieben, allem Anscheine nach von wohlunterrichteter Feder, in der „Deutschen Allgemeinen" vor mehr als drei Monaten eine nordische Allianz zwischen Rußland, Preußen, Scandinavien und vielleicht auch Oesterreich in Aussicht stellten und als Tendenz derselben die „Emancipation" des östlichen Europa vom Einfluß des westlichen anpriesen. Man wollte diese Rabenstimmen für pia desideria irgend eines stehen gebliebenen Hofraths vom alten Regime halten. Darauf kam eine Periode der Polemik gegen Rußland. Während dabei einige alt- und stockpreußische Zeitungen, wie die „Königsberger Allgemeine", Rußland secundirten, häuften sich die Reibungen mit dem slavischen Nachbar und gingen einzelne jener pia desideria in Erfüllung. Die Nothwendigkeit, das russisch-preußische Cartell wieder herzustellen, wurde fortwährend aufs Tapet gebracht; dann kam die Nachricht von der russischen Heirath des eventuellen Kronprinzen von Dänemark; endlich die von einer verwandtschaftlichen Verbindung zwischen Rußland und Oesterreich. Die Posener Schußgeschichte, wobei die preußischen Behörden unablässig diensteifrig einen polnischen Czarenmörder suchten, der gewiß gar nicht existirte, war die Einfädelung zu einem neuen Knoten. Ein Correspondent in der „Deutschen Allgemeinen", zugleich wohl unterrichtet, tief blickend und gut deutsch gesinnt, warnte fortwährend vor den russischen Insinuationen, wies deutlich nach, daß russische Spione, als Ueberläufer maskirt, die Posener compromittiren und bei der preußischen Regierung verleumden wollten. Aehnliches wurde zur selben Zeit,

ohne Erfolg, in Galizien versucht. In Preußen gelang die List und eine Folge davon war die traurige Maßregel gegen die polnischen Emigranten in Posen. Jetzt endlich, um gleichsam das Geschehene nur auszusprechen, krächzen die Raben schon wieder, bald von einem Handelsvertrag, bald von einer Allianz zwischen Preußen und Rußland. Letzterem ist allerdings an einer „Emancipation" vom Einfluß des Westens gelegen, an einer Fernhaltung jenes Geistes, der früher oder später auch in Rußland eindringen muß. Deutschland kann in dieser Hinsicht ein Bollwerk für Rußland werden; wenn es seine Zukunft opfern, in seiner politischen Entwickelung stecken will, wird es ein schlechter Leiter des sogenannten westlichen Einflusses und kann die geistige Invasion auf eine längere Zeit von Rußland abhalten; zugleich bekäme die Riesenschlange Muße, um den polnischen Edelhirsch, dessen Haupt ihr noch aus dem Rachen hängt, ganz in sich aufzunehmen. Vorzüglich aber muß dem Czaren an Berlin gelegen sein, weil ein Hemmschuh in Preußen ein Hemmschuh für Deutschland ist. Wir wollen nicht dem Ausland zuschreiben, was vielleicht von selbst geschehen wäre; aber häufen sich nicht gewisse Maßregeln, die man als Wendepunkte in der innern Politik Preußens ansehen kann, z. B. der Ton der Landtagsabschiede, die Beschränkungen der Lehrfreiheit, das Project einer Universitätenuniformirung, die Studentenuntersuchungen, das Verbot der Mainzer Advokatenversammlung und die Ausweisung der polnischen Emigranten, gerade jetzt so auffallend? — Ist es nicht kostbar, daß officielle Publicisten, aller Erfahrung und Geschichte, allem gesunden Menschenverstande hohnsprechend, uns aufschwatzen wollen, dynastische Heirathen hätten keine politische Bedeutung? Sie führen als Beispiel Napoleons und Marie Louisens Verbindung an, die doch von den gewichtigsten Folgen war und erst, als Alles auf dem Spiele stand, im letzten Augenblicke, schwer zerrissen wurde. Alles auf den letzten Augenblick ankommen zu lassen, Alles sich plausibel zu machen! Die letztere Gabe ist für den deutschen Philister besonders bezeichnend. Damit macht man aus der höllischsten Noth eine himmlische Tugend und dünkt sich frei in Sklavenfesseln. Während man aber einerseits die politische Bedeutung dynastischer Heirathen läugnet, redet man sich doch mit süßer Zunge gar liebliche Vortheile ein, die Stephan's und Olga's Verbindung haben würde. Rußland werde, in seiner bekannten Großmuth, etwas für die Donaumündungen thun und Deutschland glücklich machen — gerade wie an der ostpreußischen Grenze. Also hätte eine solche Heirath doch *politische* Folgen! Also das, was man als gutes Recht verlangen kann und soll, das möchte man als ein *Geschenk der Danaer* erhoffen! —

— Rußland hat nun alle Aussicht, den Kaukasus zu erstürmen. Ein Reisender am schwarzen Meere erzählt in der „Augsb. Allgemeinen", daß es am östlichen Theil der kaukasischen Gebirge eins jener

kleinen Forts, die jeden Augenblick von den Bergsöhnen genommen werden, durch den prahlerischen Namen: „Wladi-Kawkas — Zwing-Kaukasus“ uneinnehmbar gemacht habe. „Mit diesem Häuslein wollt Ihr Uri zwingen?“ fragt die Augsb. Allgemeine. Die Tschetschenzen, welche diesen Theil der Berge bewohnen, sind den Russen furchtbarer als die Tscherkessen, weil ihr islamitischer Fanatismus sie eher zur Vereinigung unter einem Haupt und Heerführer bringt, wie neulich die Fahrten des Alten vom Berge, Schamyl, bewiesen haben. Derselbe Reisende betrachtet den Kaukasus als eine jener „Weltburgen für freie Naturvölker“, die nie erobert werden. So ist die Maina weder von Römern, noch von Türken oder Venetianern bezwungen worden. Der Kaukasus ist sicherer als die Schweizerberge oder das Mainottenland; Rußland läßt sich zwar gern mit Rom vergleichen und gleicht ihm vielleicht auch in dem ausdauernden Länderhunger. Das macht aber die Russen noch nicht zu Römern.

— Mohamed schilderte das Unheilvolle innerlicher Zerwürfnisse und Bürgerkriege, indem er sagte: „Unruh ist ärger als Todtschlag.“ Dieser Spruch ist bei den Türken eine Sanction der Palastmorde und Metzeleien, die bei der Thronbesteigung der Sultane vorzufallen pflegen. Man erwürgt bekanntlich, um Erbfolgestreitigkeiten vorzubeugen, alle möglichen überflüssigen Prinzen. In diesem Wahnsinn ist doch Methode.

— Werner, pseudonym Jastram Snitger, Verf. des unter sächsischer Censur gedruckten Buches: „An die von Hamburg und vom Gebiet“, seit einem Jahre in Haft und Untersuchung, ist endlich von den Hamburger Ueberalten wegen Hochverraths peinlich in Anklagestand versetzt worden. Die Anklage trägt erst auf Todesstrafe an! — das ist mehr als lächerlich — dann auf fünfjährige Zuchthausstrafe und das ist ernst. Das Erkenntniß erster Instanz ist vielleicht schon in vier Monaten zu erwarten. Es kann immer noch ein hübscher Proceß von zwei, drei Jahren werden.

— Die Vorlesungen des Privatdocenten Dr. Nauwerk in Berlin sind plötzlich, durch eine höhere Verfügung, geschlossen worden. Er las über die verschiedenen Systeme der Staatsphilosophie oder, wie die „Preuß. Allg.“ es nennt, er ließ sich auf unwissenschaftliche Erörterungen über Politik ein. Eine Unzahl von Studenten und anderem Publicum brachte dem Dr. Nauwerk gleich, nachdem das Verbot gemeldet ward, eine Serenade. — In Halle sind wegen öffentlicher Studentenversammlungen Untersuchungen eingeleitet und Strafen verhängt worden. Auch in Berlin wird wegen allerhand Toaste und Vivats! fleißig untersucht. Einige freche und böswillige Blätter behaupten, diese Vorgänge hätten beim Publicum keinen angenehmen Eindruck hervorgebracht; die wohlmeinendern Journale sagen, sie wären ohne politische Bedeutung. Von den Journalen ist dies leider wahr.

— Pastor Meinhold in Usedom ist ein wahrer Hexenmeister. Meinhold hat fromme Dichtungen geschrieben, die kein Glück machten. Wie wird man berühmt? fragt er sich. Er gibt eine „wahre" Hexengeschichte heraus, die sogenannte Schweidler'sche Chronik; ein Leckerbissen für eine gewisse Sorte von Romantikern, die in den krankhaften Ausartungen des Mittelalters eine Medizin gegen den modernen Unglauben suchen. Die Geschichte ist aber zu novellistisch reizend, um Chronik zu sein, sagt die literarische Kritik, und die Historiker sind schon im Begriffe, die Mystification aufzudecken, da tritt Meinhold geschwind auf, erklärt die Geschichte für reine Dichtung ohne Wahrheit und triumphirt, daß er die ganze Welt mystificirt habe — was nicht wahr ist. Das ist aber nicht genug. Nicht eine unschuldige Mystification, wie die Chatterton's und Macpherson's, will Meinhold begangen haben, nein, er will sie gethan haben, um die Echtheit des Evangeliums zu beweisen! Weil im neunzehnten Jahrhundert sich die Welt (angeblich) mystificiren lassen, sei es unmöglich gewesen, sie im zweiten oder dritten Jahrhundert zu mystificiren! So erklärt er in einem Schreiben an die A. A. Z., das voll von jener süßlich widerlichen, pfäffischen Hoffart und Frömmigkeit ist, die in aller Demuth mit dem Christenthum romantische Kunststückchen machen möchte. Jetzt kommt auch ein Brief an den Tag, in welchem der listige Pfarrer den David Strauß zu einer historischen Kritik seines Buches verlocken wollte. Aber Strauß ließ sich nicht auf das Glatteis führen. Genug, über die sonst so reizende Hexengeschichte hat sich jetzt ein übler Geruch verbreitet. Wir denken übrigens, Laube hat Recht, wenn er behauptet, die Geschichte könne nicht baare Erfindung sein, und es müsse ihr irgend etwas Historisches zu Grunde liegen; doch sehen wir nicht ein, von welcher Bedeutung dies für Laube's dramatische Bearbeitung der Bernsteinhexe sein soll. Es wird immer nur darauf ankommen, mit welcher Freiheit und wie der Dichter den Stoff behandelt hat.

— Von Lenau haben wir nächstens einen Band neuer Gedichte zu erwarten, der wieder viel Ausgezeichnetes enthalten soll. Darunter ist auch der Cyclus „Ziska", aus welchem die zwei schönen Gedichte: Ziska's Blindheit und Ziska unter der Eiche bei Trocznow bereits bekannt sind.

Anastasius Grün's „Schutt" hat die sechste Auflage, sein „letzter Ritter" die dritte Auflage erlebt.

— Gutzkow hat in Leipzig der Aufführung seines „Zopf und Schwert" beigewohnt und wurde lebhaft gerufen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Die dänische Poesie der Gegenwart.

Von Eduard Boas.

II.

Die jüngere Dichterschule. — Christian Winther. — Henrik Hertz. — Andersen. — Paludan Müller und Holst. — Karl Bernhard. — Ein Hegelianer. — Rückblick.

Wir haben jetzt mit einer neueren, jüngeren Dichterschule zu thun, und da muß denn, nächst Heiberg, Christian Winther genannt werden, der am 29. Juli 1796 zu Fensmark geboren ist. — In Kopenhagen liegt ein großes, etwas antiquirtes Gebäude, „die Regenz" genannt, das für hundert Studirende freie Wohnungen enthält. Eine ungemeine Sauberkeit sieht man über die ganze Anstalt verbreitet; hinter großen spiegelklaren Fensterscheiben schimmern recht freundliche Zimmer, rothwangige Musensöhne schauen heraus und blasen den Rauch ihrer langen Pfeifen durch die Luft. Die Regenz bildet ein Viereck, im Innern einen geräumigen Hof umschließend, und mitten auf dem letztern steht ein uralter Lindenbaum, unter dessen breitem Wipfel die lustigen Commerce gehalten werden.

In diesem Hause wohnte vormals auch Winther, als ehrsamer Candidatus Theologiae, obgleich er weder Lust noch Anlage zur Gottesgelahrtheit in sich verspürte. Reisen, dichten, lieben und träumen wollte er, dazu hatte ihn die Natur geschaffen, aber sein Vater, der Bischof auf der Insel Laaland war, wollte durchaus einen Priester aus ihm machen. Winther lebte sich zurück in eine frühere, kindlich poetische Zeit; er sang, was die Erinnerung ihm in's Herz flüsterte und so entstanden seine „Traesnit — Holzschnitte", eine Sammlung reiner, nationaler Gesänge. Keiner hat gleich ihm den wunderbaren Ton der Volkslieder wieder getroffen, und seine Gedichte, die anfangs nicht genügend beachtet wurden, schlugen nach und nach

immer tiefere Wurzel in der Nationalität. Sie sind jetzt der dänische Kuhreigen geworden. Wohl eilt der Däne gern zum Süden hin, doch wenn er draußen, weit draußen in Italien ein Winther'sches Lied vernimmt, dann denkt er an die grünen Buchenwälder und an die blauen Mädchenaugen seines Vaterlandes und er kann weinen vor Heimweh.

Zwar folgte nun bald eine Ausgabe dieser Lieder der anderen, doch trugen sie dem Dichter wenig goldene Früchte ein, und er litt beinahe Mangel. So war er im Jahre **1829** eines Tages ausgegangen, um eine kleine Anleihe zu machen, und als er nach Hause kam, fand er ein Schreiben mit stattlichem Gerichtssiegel auf seinem Tisch. — Winther hatte **25,000** dänische Thaler geerbt. Unverzüglich reiste er nach Italien ab, wohin ihn seine Sehnsucht seit lange schon gezogen hatte. Sparen und Rechnen ist jedoch nicht Sache des Genies, und als Winther ein Jahr später nach Kopenhagen zurückkehrte, war sein Kapital auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen. Auch der Rest schwand bald in alle Winde, und statt der Dukaten strömten ihm neue Lieder zu. Er gab neue Poesien heraus und wenn diese einen minder großen Eindruck machten, so liegt der Grund wohl darin, daß die Holzschnitte ganz primitiv waren, während sich in die späteren Gedichte erkünstelte Sentimentalität und wüste Romantik nachtheilig einmischen.

Winther war einmal nahe daran, Renegat zu werden und sich der deutschen Poesie zuzuwenden. Als er nach Italien ging, verweilte er nämlich längere Zeit am Rhein und dort klangen ihm unsere Volksweisen so voll und warm in die Seele, daß er noch im römischen Lande ihre bald heiteren, bald wehmüthigen Klänge vernahm.

Es schwebten leicht im blühenden Hain
Der Lorbeern und Cypressen
Die kleinen Lieder von Lieb' und Wein,
Von Erinnern und Vergessen.

Spitzohrige Faune guckten hervor
Aus dunklen Hecken und Lauben;
Es sammelte sich der Nymphen Chor
Mit Tamburinen und Trauben.

Ein poetischer Drang, ein Gelüsten nach deutschem Ruhm ergriff ihn, und er begann ein lyrisch-episches Gedicht, das die Historie

der „Judith“ zum Stoffe hatte. Aber kaum war er wieder am heimischen Strand, da tauchte eine zürnende Gestalt aus der Meerfluth herauf und rief ihm zu:

Laß ab, Verwegner! o fühlst Du es nicht,
Daß mehr als den fremden Zungen
Stehst Du den Tönen in heiliger Pflicht,
Die an Deiner Wiege geklungen!

Da ließ ich den Kranz, wonach ich gezielt,
Dem eitlen Herzen zu fröhnen —
Ein Freund hat das Lied mir nachgespielt
In vaterländischen Tönen.

Dieser Freund ist H. P. Holst. Mit einer dänischen Uebersetzung von ihm erschien die „Judith“ 1837 als Fragment, und Fragment blieb sie auch. Darum läßt sich nichts Abschließendes über das Gedicht sagen; man findet jedoch einzelne poetische Schönheiten darin und muß bekennen, daß Winther die deutsche Sprache für einen Ausländer mit vieler Gewandtheit zu behandeln weiß. Namentlich wo es einen sinnlichen Zauber gilt, gerathen ihm die Bilder sehr gut, und es blüht wirklich ein gewisser orientalischer Farbenreiz aus dem Liede hervor.

Winther ist ein Mann mit angenehmen Zügen und einem weichen schwärmerischen Blick; sein Embonpoint steht ihm nicht übel. Er liebt immer und fühlt sich dabei immer unglücklich. Denn ehe er erhört wird, reibt ihn die heiße Sehnsucht beinahe auf, und wenn ihn Amor mit dem Rosenkranz des Sieges krönt, dann fühlt er sich so enttäuscht, so öde, daß er nur noch Klagen und Schmerzen kennt. Dieser Zustand dauert fort, bis er sich von Neuem verliebt. Obgleich sieben und vierzig Jahre alt, hat er doch viel Glück in der Liebe, und darum kommt er aus dem Unglück gar nicht heraus.

Als der Kronprinz von Dänemark sich im Frühjahre 1841 vermählte, wollte seine junge Gemahlin den Versuch machen, die Sprache ihres neuen Vaterlandes zu erlernen, und Winther wurde die angenehme, ehrenvolle Stellung, ihr Lehrmeister zu sein. Zwar hörte der Unterricht bereits nach einem Jahre wieder auf, allein Winther behielt den Professortitel und ein lebenslängliches Jahrgehalt von tausend Thalern.

Haben wir in Winther einen genußsuchenden Lebemann kennen gelernt, so wenden wir uns jetzt einem poetischen Einsiedler zu. Es dämmerte ein klarer, schöner Augustabend empor, als ich mit einem Freunde von Charlottenlund nach dem königlichen Thiergarten hinschritt. Die Sonne sank eben zum Meere hinab, und ihre Strahlen ließen den Thau, der die Wiesenfläche bedeckte, wie Rubinen und Granaten schimmern. Weit umher lag die tiefste Stille ausgebreitet und über den dunklen Buchenwaldungen des Thiergartens stieg bereits der goldene Mond empor. Da begegnete uns ein kleiner Mann im dunkeln Ueberrocke. Mein Begleiter redete ihn an und stellte uns einander vor . . . es war Henrik Hertz. Sein Gesicht war bleich, aber voll, es hatte etwas Gedunsenes, Krankhaftes, und die Augen versteckten sich hinter einer schwarzen Hornbrille. Um die schmalen Lippen schwankte ein nervös-satyrischer Zug; seine Sprache tönte klanglos, wie es bei Schwerhörigen oft der Fall ist, und Hertz hört nicht gut. Aus der persönlichen Erscheinung des Dichters lernt man sein Schriftstellerleben begreifen, und man muß mit seiner Biographie vertraut sein, um die Persönlichkeit nicht mißzuverstehen — sie commentiren sich gegenseitig.

Hertz ist am 25. August 1798 in Kopenhagen geboren. Seine Eltern waren Juden und erzogen den Sohn in ihrer Religion. Er studirte Jura, gab aber daneben, ohne seinen Namen zu nennen, seit 1826 mehrere Lustspiele heraus. Dieselben zeigten vom Studium Holberg's und von dramatischem Geschick, machten jedoch keinen besonderen Eindruck. Da erschienen im Jahre 1830 „Geisterbriefe, oder poetische Episteln aus dem Paradies" und brachten eine große Aufregung in die dänischen Literaturinteressen. Sturmglocken schallten; auf allen Bergen loderten Feuerzeichen; die sichere Ruhe war gestört. Baggesen's ganze Eigenthümlichkeit wurde im Ton der poetischen Briefe treu wiedergegeben, doch das Buch glich jenen Diaphanbildern, die sich verwandeln, sobald man sie gegen das Licht hält. Sah man es nämlich genauer an, so bemerkte man, daß hinter der zierlichen Rococo-Maske ein moderner Genius, eine kräftige Individualität stecken müsse. Die Episteln berührten alle tiefsten Eleusinien der Literatur und stöberten jeden Schlupfwinkel auf, allein ein trefflicher Humor milderte das Grelle und wußte selbst das Gemäuer der Kloaken mit grünen Ranken zu umspinnen. Alles Andere war hierüber

Digitized by Google

eine Zeit lang vergessen, und man sprach nur von den Geisterbriefen, obgleich ihr Verfasser unbekannt blieb.

Derselbe gab nun eine „Anonyme Neujahrsgabe für 1832" heraus, in welcher ein schönes Lehrgedicht: „Naturen og Kunsten" enthalten war. Den bedeutendsten Beifall aber fand ein Prolog: „Die Schlacht auf der Rhede", der auf der Bühne am Vorabende jenes Tages gesprochen wurde, wo dreißig Jahre früher die Engländer seeräuberisch über Kopenhagen herfielen. Endloser stürmischer Jubel begrüßte das glühende Poem; Hertz war nicht im Stande, vor den eifrigen Nachforschungen seine Verschleierung zu bewahren und mußte aus der Wolke hervortreten. Nun schüttete sich ein so schwellend reiches Füllhorn von Ruhm und Ehren über den Dichter aus, als ob es ihn erdrücken und ersticken wollte. Hertz bekannte sich damals zur protestantischen Kirche, und der König gab ihm ein Stipendium, um nach Italien reisen zu können, was in Dänemark stets zur öffentlichen Anerkennung eines Poeten gehört.

Von der dauernden Begründung seines Ruhmes überzeugt, machte er sich auf und durchzog, ein froher Wandervogel, den Süden. Als er aber wieder zur Heimath kam, fand er Alles kühl und kalt; laute politische Fragen hatten sein Andenken übertönt, er sah sich fast vergessen. Hertz ließ einige sehr gelungene Poesien drucken, doch man gab nicht Acht darauf. Nun schrieb er 1837 ein Buch: „Stemminger og Tilstande — Stimmungen und Zustände" betitelt, das ganz geeignet war, neues Aufsehen zu machen. In Romanform schilderte es das Leben und Treiben der liberalen Partei und bohrte so, mit scharfer Satyre, in ein volles Wespennest hinein. Anfangs waren die Blätter, welche zur Fahne der Angegriffenen gehörten, ganz still über die Schrift; ihre Redacteure hatten wahrscheinlich den Plan verabredet, durch Nichtbeachtung das Spottbuch in den Lethe zu versenken. Aber die conservativen Journale brachten nun lange Excerpte daraus, die schwüle Stille war unterbrochen und das Gewitter brach los. Hertz wurde von hundert Blitzen getroffen, und Nichts konnte die Zürnenden wieder versöhnen, auch nicht sein liebliches Drama: „Svend Dyring's Haus", das bald darauf erschien. Dasselbe hatte Ton und Geist aus einem altdänischen Riesenliede geschöpft; es führte Volk und Helden der frühesten Zeit lebendig vor's Auge, und die glühende Frische, womit dies geschah, gab dem Werke einen ganz

eigenen, unmittelbaren Zauber. Oft und mit immer neuem Beifallsrauschen ging es über die Bretter; die Dänen fühlten stolz ihre Verwandtschaft mit jenen treuen, kräftigen und freien Gestalten, und so wirkte das Stück erhebend auf das Nationalbewußtsein. Aber die Partei der Gegner blieb unversöhnlich; sie jagte den Verfehmten so lange umher, bis er müde, todtmüde wurde. Jetzt sieht man ihn krank, mürrisch, hypochondrisch, und auf abgelegenen Pfaden macht er einsam seine Spaziergänge.

Unter denjenigen Schriftstellern, welche Hertz in den Geisterbriefen mit der Momusgeißel traf, war auch Hans Christian Andersen. Dieser ist jedenfalls ein sehr origineller Charakter und muß schon deshalb mit Aufmerksamkeit betrachtet werden, weil seine Werke in Deutschland berühmter sind, als selbst in Dänemark, im kleinen Dänemark, dem es doch wahrlich nicht an Muße fehlt, den Kreis seiner Autoren sorgsam zu würdigen. Außer Oehlenschläger ist Andersen der einzige dänische Dichter, der bei uns eine Popularität gewonnen hat, während jenseits der Ostsee andere Poeten weit über ihn gestellt werden. Daraus geht hervor, daß entweder der Geschmack drüben eine andere Richtung nahm, als bei uns, oder daß wir, durch künstliche Mittel getäuscht, eine Ungerechtigkeit begehen. Zu breiten kritischen Untersuchungen fehlt mir der Raum, und so will ich denn einfach die Lebensgeschichte des Dichters erzählen; vielleicht gelingt es dem Leser, so die Lösung jener schwierigen Frage selbst zu finden.

Andersen wurde am 1. April 1805 zu Odense auf Fünen geboren, und er hat so manche Specialitäten aus seiner Kindheit mitgetheilt. Seine Großeltern besaßen früher ein eigenes Landgütchen, doch verarmten sie und ihr Sohn mußte Schuhmacher werden. Derselbe verheirathete sich; das junge Paar war sehr bedürftig und kaufte zum Ehebette das Trauergestell, auf welchem kurz vorher ein gräflicher Sarg geprangt hatte. Manches Jahr später sah man noch die schwarzen Leisten und die Wachsflecken daran, allein dies hinderte nicht, daß Hans Christian Andersen darauf zur Welt kam. Früh starb sein Vater, die Mutter hatte wenig Zeit für ihn, und er genoß nur den kümmerlichsten Schulunterricht. Nachdem er confirmirt war, sollte er zu einem Schneider in die Lehre, da prophezeihte ihm die Kartenlegerin, er würde sehr berühmt werden, und man würde, ihm zu Ehren, einst die Stadt Odense illuminiren.

Nun reiste er nach Kopenhagen, um eine Anstellung beim Theater zu suchen. Seine Kasse bestand aus dreizehn Reichsthalern, und er erreichte an einem Septembermorgen 1819 die Residenz. Ueberall wies man ihn zurück, seine Baarschaft schwand dahin, und er machte den Versuch, bei einem Tischler zu arbeiten, gab ihn aber bald wieder auf. Weil er eine helle, wohlklingende Stimme besaß, ging er zum Professor Siboni, einem gebornen Italiener, der damals Director des königlichen Conservatoriums war; ihm wollte er sein Schicksal vertrauen. Dieser hatte just eine muntere Tischgesellschaft bei sich, worunter sich auch Baggesen und der joviale Componist Weyse befanden. Man ließ Andersen ein und lachte anfangs über den unschönen Knaben, der zu declamiren und zu singen anfing. Als er jedoch mit Thränen im Auge seine traurige Geschichte vortrug, da wurden Alle ergriffen. Weyse brachte durch eine Collecte sogleich siebzig Thaler für ihn zusammen, und Siboni versprach, seinen Gesang auszubilden.

Zwar verlor Andersen die Stimme während des Unterrichts, doch wohlthätige Menschen nahmen sich seiner an. Der Dichter Guldberg gab dem vernachlässigten Knaben Unterricht in der dänischen und deutschen Sprache, der Schauspieler Lindgren ertheilte ihm Anleitung zur dramatischen Kunst und ein Solotänzer führte ihn in die Tanzschule. Er trat in einigen Ballets auf, sang auch im Chore mit und schrieb nebenbei noch Trauerspiele. Der Conferenzrath Collin, ein vortrefflicher Mann, wurde Theaterdirector und merkte bald, daß Andersen mehr Anlage zum Dichter, als zum Schauspieler hatte. Er brachte ihn auf's Gymnasium, wo der siebzehnjährige junge Mensch neben kleinen Knaben sitzen mußte, doch gelangte er im Jahre 1828 zum Examen und wurde Student.

Mit einem kleinen humoristischen Gemälde: „Die Fußreise nach Amack" begann er nun die literarische Laufbahn; bald steigerte sich die Theilnahme für seine Leistungen, und die lyrischen Gedichte (1830) sowohl, als die Phantasien und Skizzen (1831) fanden lebhaften Anklang. Andersen unternahm eine Reise nach dem Harz und der sächsischen Schweiz, wobei er die Bekanntschaft mehrerer deutschen Dichter machte. Auch Chamisso war darunter, und dieser sagte von ihm: „Mit Witz, Laune, Humor und volksthümlicher Naivetät begabt, hat Andersen auch tieferen Nachhall erweckende Töne in seiner

Gewalt. Er versteht besonders, mit Behaglichkeit aus wenigen, leicht hingeworfenen treffenden Zügen kleine Bilder und Landschaften in's Leben zu rufen, die aber oft zu örtlich eigenthümlich sind, um den anzusprechen, der in der Heimath des Dichters nicht selbst heimisch ist." — Andersen beschrieb seine Fahrt, und diesem Büchlein folgten mehrere einzelne Gedichte und Operntexte. Im Jahre 1833 wirkten ihm angesehene Männer vom Könige ein Reisestipendium aus; er ging zuerst nach Paris, dort freundliche Verhältnisse mit Victor Hugo und Heinrich Heine anknüpfend, begab sich dann nach der Schweiz und zog über die Alpenkette, um Italien zu erreichen.

Als Ergebniß dieser Reise ist der zweibändige Roman „Improvisatoren" zu betrachten, ein Buch, das nicht auf dem Gipfel poetischer Schöpfung steht, aber doch anzieht durch lebensvolle Schilderungen und ein reich schimmerndes, italienisches Colorit. Unter den bunten Erdfarben liegt des Verfassers Silhouette; er hat das eigene Jugendleben beschrieben und die Familienkreise seiner Kopenhagener Wohlthäter. Dies Hervorstellen seines auf irgend eine phantastische Art ausgeschmückten „Ich" ist überhaupt ein Vorwurf, von dem Andersen nicht freigesprochen werden kann, und es läßt uns auf eine behagliche Selbstgefälligkeit schließen.

Dem Improvisator folgte 1837 der Roman „O. T.", welcher uns in das stille, wechsellose Leben und Weben des Nordens führt. Weder hier noch drüben hat das Buch Glück gemacht, und während die Deutschen glaubten, es müsse den Dänen besser gefallen, waren diese überzeugt, es werde in Deutschland den rechten Anklang finden.

Jetzt kommen wir zu des Dichters vorzüglichstem Werke, dem er, in unbegreiflicher Verblendung, einen geringeren Werth als den Romanen beilegt. Es sind dies seine Kindermärchen — Eventyr, fortalte for Börn" — von denen sechs Hefte erschienen sind. Hier weht Frische und Absichtslosigkeit, reine, freie Phantasieschöpfungen lachen uns mit ihren sinnigen, blauen Kinderaugen an und der Vorhang, der uns von den dunkeln Feenmärchen unserer frühen Jugend trennt, rollt noch einmal empor. Jeder Mensch, der nicht ganz als Philister zur Welt kam, hat ja seine tausend und eine Nacht durchlebt und träumt sich gern dahin zurück. Dies träumerische Sein, das auf einem Blüthenhain wohnt, der, von der Erde abgelöst, in Lüften

Digitized by Google

schwebt, ist Andersen's eigentliches Feld. Dort sollte er verweilen und uns holde Wundergeschichten herniederrufen.

Den schönen Märchen folgte wieder ein Roman: „Kun en Spillemand — Nur ein Geiger" betitelt. Auch hier steht des Verfassers Persönlichkeit in der Mitte, er selbst ist der Held, seine Erlebnisse und Schicksale werden geschildert. Man muß aber von aller Eitelkeit Abschied genommen haben oder man muß blind vor Eitelkeit sein, wenn man sein innerliches Leben auf solche Weise zur Schau stellen kann. Dieser Geiger, dieser Christian ist ein Mensch ohne Wissen, ohne Thatkraft, ein wahrer Waschlappen von einem Charakter, der trotzdem ein berühmter Mann werden will. Das gelingt ihm nicht, weil er gar keine Anlage dazu hat; er wird nun fromm, lies't in der Bibel und stirbt endlich. Die eigentliche Heldin des Buches ist Naomi, und ihre Gestalt biegt sich allein mit warmen Athemzügen aus dem Roman hervor. Alle übrigen Gesichter sind von Wachs, ihre Augen von Glas, und man wird so rastlos auf wüst-romantischen Zuständen hin und her geworfen, daß es den Eindruck macht, als ließe man sich schaukeln.

Im Sommer 1837 besuchte Andersen das benachbarte Schweden. Sein nächstes Erzeugniß war das „Bilderbuch ohne Bilder", worin der Mond dem Dichter kleine Geschichten erzählt. Eine recht lieblich poetische Idee. Aber die Ausführung ist noch nicht unbefangen, nicht objectiv genug. Der Mond kann nur sehen, er darf niemals reflectiren, das ist seiner ganzen Natur zuwider, und wenn er es doch thut, so lacht man ihn aus, weil er über Dinge redet, von denen er gar Nichts versteht.

Andersen ging 1840 abermals nach Rom, dann nach Griechenland und Konstantinopel, und auf dieser Reise gewann er sich wieder ein zweibändiges Werk: „En Digters Bazar" betitelt. Es sind flüchtig hingeworfene Reiseskizzen eines flüchtig Reisenden, doch manche schöne Phantasieblume mischt sich in den Kranz der einzelnen Bilder und Träume. Er hat das Werk in zehn Bücher abgetheilt und jedes Buch einem anderen Freunde dedicirt. Alle diese Letzteren aber sind berühmte Leute, gerade als ob unberühmte nicht zu Freunden taugten, und da klingen denn stolze, hochgefeierte Namen, Oehlenschläger, Prokesch-Osten, Thalberg u. s. w.

Ohne bitter zu sein, darf man wohl sagen, das Motiv solchen

Verfahrens sei Eitelkeit, und eitel ist Andersen über die Maßen. Das Lob gehört ihm zur Lebensluft, jeder Tadel verletzt ihn schneidend. Auf dieser Sandbank strandete seine Fortbildung, und auch sein Talent wird darauf zu Grunde gehen, wenn er sich nicht ändert. Er kennt all die Toilettenkünste der Literatur, macht sich den theatralischen Apparat gehörig zu Nutz und weiß sogar mit seiner romantischen Lebensgeschichte zu kokettiren. Einst wurde ein neues Buch von ihm gedruckt, und eine schwedische Zeitung brachte die Notiz: „dasselbe habe die Kopenhagener entzückt, denn es übertreffe fast noch seine früheren Werke an Interesse." Aber unglücklicherweise hatte es in der Druckerei eine nicht erwartete Verzögerung gegeben, und das interessante Buch war noch gar nicht erschienen.

Andersen's vielfache Reisen in's Ausland haben gleichfalls dazu beigetragen, seinen Ruf verbreiten zu helfen, und diese Reisen brachten ihm noch einen anderen Gewinn. Sein poetischer Springquell ist nicht reich und stark genug, um dauernd aus demselben schöpfen zu können; es müssen sich von außen Bilder und Erzeugnisse abspiegeln auf seiner Fluth — Andersen's Phantasie bedarf eines Anhaltspunktes. Seine hauptsächliche Gabe besteht darin, gegebene Zustände, und wenn sie auch sonst ziemlich kahl wären, mit poetischem Auge anzuschauen. Dann umweben die Elfen sie mit dem Farbenglanz ihrer Perlmutterschwingen und es taucht ein Gemälde, blühend und anmuthsvoll, aus dem Chaos hervor. Was man im prosaischen Leben Uebertreibung und Lüge nennen würde, das gereicht seinen dichterischen Gestaltungen zum Ruhm.

In diesen Schranken muß Andersen sich aber auch halten; eilt er darüber fort, so geht's ihm wie Noah's Raben: er findet nirgends Rast auf der großen Wasseröde. Seit Jahren verkünden die dänischen Journale, er arbeite an einer gigantischen Welttragödie: „Ahasverus", welche uns in fünf Dramen den ganzen Raum der christlichen Zeitrechnung und darin die totale Fortbildung des Menschengeschlechts vor Augen führen solle. Aber das ist eine Aufgabe, welche weit hinausfliegt über die gegebene Norm künstlerischen Maßes, und nur ein Goethe'scher Riesengeist würde vielleicht sie zu bewältigen im Stande sein. Andersen's hübsches Talent müßte sich aber die Ikarusflügel daran versengen, und wenn er sie nicht aufgibt, stürzt er gewiß in's Wasser hinab.

Wir verlassen nun Andersen und wenden uns zu zwei anderen Dichtern, die man in Deutschland nur wenig kennt, obgleich sie doch, nach dem Urtheile der Dänen, den Ersteren überragen an poetischer Kraft. Sie traten beide zugleich in die Literatur. Die „Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften" hatte nämlich im Jahr **1830** einen Preis auf die vier besten Romanzen ausgesetzt; Oehlenschläger gehörte zu den Richtern, und mehr als siebenzig Kämpen drängten sich zum Wettstreit heran. Zwei junge Poeten wurden gekrönt, sie hießen Holst und Paludan Müller, und man täuschte sich nicht, als man glaubte, sie würden entschlossen vorwärts streben auf der betretenen Bahn. Ihre Namen haben jetzt einen guten Klang im dänischen Lande.

Frederik Paludan Müller ist am 7. Februar **1809** zu Kjerteminde geboren. Er studirte Jura, doch ohne rechten Drang; die Göttin der Poesie sang ihm ihre Sirenenlieder, er mochte wachen oder träumen. Durch jene gelungenen Romanzen in die Literatur eingeführt, schrieb er andere Gedichte, und eine Sammlung derselben ist unter dem Titel: „Trochäer og Jamber" erschienen. Immer stellt die Form sich tadellos dar, ein sehr gebildeter Geschmack waltet in diesen Poesien und läßt für den Leser einen ungetrübten Genuß daraus erwachsen. Hierauf lächelte ihm die dramatische Muse freundlich lockend, und er schuf ein Schauspiel „Kjärlegheb ved Hoffet — die Liebe am Hofe", das im bunt romantischen Style gehalten ist. Laune und Pathos flattern darin, wie neckende Kolibris und ernsthafte Pfauen, durcheinander.

Schon immer hatte Lord Byron einen unläugbaren Einfluß auf Paludan Müller geübt, und das Studium dieses Dichters, verbunden mit inniger Liebe zu demselben, brachten ihm ein schönes Resultat. Es war ein größeres lyrisches Epos: „Danserinden — die Tänzerin" (**1834**), das, ohne irgend nachzuahmen, wahlverwandt an Childe Harold erinnert. Die phantasiereiche Ausführung sowohl, als die fein behandelte ottavische Form, gewannen dem Gedichte die allgemeine Gunst, und auch in's Deutsche ist es übertragen worden. Das folgende Werk von Paludan Müller war ein mythologisches Drama: „Amor und Psyche" betitelt. Es bildet die Blüthenkrone seiner bisherigen Schöpfungen, und mit vollem Rechte scholl ihm begeisterte Anerkennung entgegen. Form und Sprache sind hier Eins gewor-

den; moderne Bildung und griechische Göttersage umschlingen sich grazienhaft und das Ganze läßt den wohlthuendsten Eindruck zurück. Ich würde mehr über das classische Werk sagen, aber ich höre, daß Herr Bennet — der sich bereits durch die „Dania" bekannt gemacht hat — mit dessen Ueberdichtung beschäftigt ist, und da möge denn das deutsche Publicum selbst lesen und sich erfreuen.

Paludan Müller erhielt jetzt ein königliches Stipendium, und im Jahre 1837 trat er die übliche Wallfahrt nach Italien an. Eine bestimmte Ausbeute von diesem Römerzuge gab der Dichter nicht. Sein letztes Buch erschien 1841; es heißt „Adam Homo" und ist ein episches Gedicht. Da der zweite Theil desselben bisher noch fehlt, so läßt sich darüber kein abschließendes Urtheil fällen, aber man kann wohl sagen, daß die Darstellung — wenn sie auch hin und wieder gar zu sehr in's Breite greift, — mit ihrer plastischen Schönheit imponirt. Leider wird die glänzende Sprache durch Obscönitäten verunstaltet, häßlichen Schmutzflecken gleich, die das reine Weiß einer Alabastergruppe entstellen.

Paludan Müller hat eine schöne, jugendlich schlanke Figur, eine hohe Apollostirn, und in seinem edlen Profil lebt der Geist des Dichters.

Hans Peter Holst ist am 22. October 1811 zu Kopenhagen geboren. Er besuchte die „Schule für Bürgertugend", und mit siebzehn Jahren kam er zur Universität. Nachdem seine Romanzen 1830 den Preis erhalten, wurden sie gedruckt, gefielen sehr und haben sich so fest in der Gunst des Publicums behauptet, daß noch vor Kurzem eine neue Auflage nöthig war. Durch das laute Lob, das man ihm so frühzeitig spendete, wurde Holst übermüthig; alle literarische Production schien ihm nur ein heiteres Spiel, er achtete der eigentlichen Künstlersorgfalt nicht. Gedichte und Novellen gab er heraus, worin die Sprache zwar leicht und gewandt behandelt war, allein sie flatterten gar zu ungebunden, beinahe liederlich, daher, wie bunte Bänder, die um einen Maibaum fliegen. Außerdem machte man ihm den gerechten Vorwurf, daß sich Reminiscenzen aus Oehlenschläger in seinen Erzeugnissen fänden, denn lag ihm die Absicht der Nachahmung auch fern, so löste sich sein poetisches Streben doch oftmals in eine fremde verehrte Individualität auf, weil ihm jede bestimmte Richtung mangelte.

Sein ausgezeichnetes Sprachtalent blieb indessen nicht ohne die

verdiente Anerkennung. Drei und zwanzig Jahre alt, wurde Holst als Lector der dänischen Sprache und Literatur bei der Landkadetten-Academie zu Kopenhagen angestellt, und er hatte Schüler, die älter waren als er. Damals vermählte er sich mit einem schönen und liebenswürdigen Mädchen; das freundlichste Familienleben entfaltete sich ihm und immer angenehmer wurden seine Verhältnisse. Man fand keinen Preis zu hoch für seinen Sprachunterricht; Gold und Ehre strömten ihm in Fülle zu.

Doch das Glück machte ihn vorsichtig, und sein heller Geist empfand deutlich, was ihm noch fehle. Deshalb hielt er sich mit einer gewissen Blödigkeit von Schöpfungen zurück, ließ nur eine dänische Anthologie drucken, die auf dem Gymnasium als Grundlage zum Vortrag der Literaturgeschichte benutzt wird, und gab vier Jahre nach einander einen Musenalmanach heraus. Unermüdlich trieb Holst in dieser Ruhezeit das Studium moderner Sprachen und Literaturen: Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Schwedisch sind ihm vertraut wie seine Muttersprache, und jetzt liegt er mit Eifer dem Spanischen ob, denn heiße Sehnsucht zieht ihn nach Sevilla und Cordova hin.

Während Holst nun solchen Reichthum in sich aufnahm, während er sich in die Dichtungen so verschiedener Völker versenkte, ging ihm die wahre Formenschönheit auf. Krystallrein und eben wurde sein Styl, wie die Fluth des Oceans, wo wunderbare Koralleninseln mit Muschelthürmen und Polypenbäumen in den Tiefen ruhen. Nur eines Anstoßes bedurfte es, daß er siegend aus der Zurückgezogenheit hervortrat. Da starb am 3. December 1839 Friedrich VI., Dänemarks geliebter König, und Holst dichtete ein kleines Lied auf seinen Tod, das, weil es recht aus vollem Herzen kam, auch recht in die Herzen drang. Vielleicht hat nie ein einzelnes Gedicht solches Aufsehen gemacht, als diese fünf Verse — Bekker's Rheinlied allenfalls ausgenommen. Nicht allein in viele lebende Sprachen, sondern auch in's Lateinische, Griechische und Hebräische wurde es übersetzt, und eine stürmische Begeisterung für den Sänger durchzog ganz Dänemark. Henrik Steffens gedenkt derselben ausdrücklich in seiner Selbstbiographie (Band 2. Seite 65.). Um des dänischen Volks Empfänglichkeit für Poesie zu bezeichnen, schildert er die mächtige Bewegung, welche das Holst'sche Trauergedicht im Lande

Digitized by Google

hervorgerufen, und fügt die schönen Worte hinzu: „Es erinnert fast an jene alte nordische Sage von dem Skald, der durch einige Verse zum Lobe des allgemein geliebten mythischen Dänenkönigs Frode selbst König und sein Nachfolger ward."

Auf den Thron machte der bescheidene Holst freilich keine Ansprüche, doch benützte er den günstigen Moment zur Herausgabe seiner Gedichte, die denn auch in wenigen Wochen vergriffen waren. Ueberall hatten sie Beifall gefunden, und der König von Dänemark, mit feinem Auge über die Künste wachend, verlieh ihm 1840 ein Stipendium zur italienischen Reise. Holst ging über München dorthin, kehrte über Paris zurück und blieb fast zwei Jahre von der Heimath fern. Im Süden mußte seine poetische Kraft zur vollen Blüthe und Reife kommen, und er lebte namentlich auf Ischia und Sicilien ein recht freies Dichterleben. Italien ist ein Stück von seinem Dasein geworden, und ungern läßt er den treuen Palmstock aus der Hand. Holst ist ein schöner Mann von kräftigem und doch schmiegsamem Wuchse, dunkelblondes Haar umwallt ihm die hohe reine Stirn, und es wohnt viel Freude und Lust in seinen feurig blauen Augen.

Als erstes Ergebniß der Reise erschien 1843 ein Buch: „Ude og hjemme — Draußen und daheim", das von Kritik und Publicum sehr dankbar empfangen wurde. Es besteht aus Poesien und prosaischen Skizzen, bunt durch einander gewürfelt, wie sie dem Dichter eben erblühten. Klare Südluft wallt durch diese Blätter; Orangenhauch und Meeresfrische mischen sich mit ihr, und Italien steigt in unmittelbarer Schönheit vor uns auf. Mir fehlt der Raum, um jedes treffliche Stück anzudeuten, doch zeichnet sich unter den poetischen Gaben besonders das reizende Phantasiebild: „Pokal und Traube" aus. Ein anderes anmuthiges Gemälde: „Der sterbende Fechter" entstand beim Anschauen jener berühmten Antike und macht, gleich ihr, den Eindruck reinster Classicität.

Auch die prosaischen Aufsätze, sowohl „Rosa Taddei" als „Ischia und die Ischiataner" sind höchst gelungen. Holst hat seine Feder in die glühend brennenden Farben des Südens getaucht; solch Ultramarin und Gold, solchen Purpur und Azur kennt der kalte Norden nicht. Die Krone des Ganzen aber bleibt die Novelle: „Reisekameraden", und man kann sich wahrlich kaum etwas Lieblicheres

denken, als dieses Genrebild. Voll warmen Lebens lachen alle Gestalten daraus hervor: der junge, eitle, gutmüthige Franzose; die holde, liebende Maria-Grazia: die italienische Wirthin mit ihren originellen Sprüchwörtern, und die bereuende Theresina. Leicht und sicher sind die südlichen Bilder hingehaucht; da ist weder Absicht noch Zwang — es macht sich Alles wie von selbst. Das scheint mir aber immer die beste Bürgschaft für den Werth einer Novelle, wenn man gar keine Novelle zu lesen glaubt, und Heiberg sagte auch: Der Reisekamerad dürfe in keiner dänischen Anthologie fehlen, wo es sich um Musterformen handelt. Holst hat sich jetzt mit ganzem Eifer der Novelle zugewendet; er arbeitet an sicilianischen Novellen und man erwartet Ausgezeichnetes davon.

Weil wir eben von dieser Dichtungsart sprechen, so muß des in Deutschland wohlbekannten Erzählers Karl Bernhard gedacht werden, dessen wahrer Name St. Aubin ist. Im Verein mit den Professoren K. C. Kannegießer und O. L. B. Wolff — zwei tüchtigen Sprachkundigen — hat er seine Werke selbst in's Deutsche übersetzt, und die Reihe derselben wird gern gelesen. Es sind Lebensbilder aus Dänemark, welche nicht verkennen lassen, daß der „Verfasser einer Alltagsgeschichte" als Pathe an ihrer Wiege stand. Bedauern muß man nur, daß der blumenreine Sinn dieses Musters allzusehr verloren ging, denn Bernhard's Erzeugnisse haben sich im Schlammbade der neufranzösischen Romantik zuweilen arg bespritzt, sonst wohnt aber eine muntere, lebhafte Charakterauffassung darin, welche seine Novellen über die der Bremer, Flygare und anderer Damen erhebt, so daß sie den Beifall wohl verdienen, der ihnen zu Theil ward.

Ehe ich den freilich lückenhaften Aufsatz abschließe, will ich noch eines Buches gedenken, das erst 1843 erschien und den Titel: „Enten-Eller — Entweder oder" führt. Der Verfasser hat sich nicht genannt; er heißt Kjerkegaard, ist Licentiat der Theologie und vom Haupte bis zur Sohle Hegelianer. Das Letztere documentirt sich denn, wie in den Lichtpunkten, auch in den Schattenseiten seines Buches, welches aus zwei starken Bänden besteht und Novelle, Aesthetik, Philosophie und sonstige Ingredienzien so kaleidoskopisch zusammenrüttelt, wie es bisher noch kaum gesehen wurde. Der erste Band ist negativ; darin wird Alles verhöhnt und niedergerissen, was Jahr-

tausende an Sitten, Moral und Formen aufgebaut haben. So bildet z. B. „des Verführers Tagebuch" den anatomisch getreuen Abdruck der Seele eines Wüstlings, dem die Ehe als ein Institut erscheint, das aus Dummheit und Köhlerglauben entsprungen, und der das Heiligste mit systematischer Nichtswürdigkeit untergräbt, um einen flüchtigen Sinnenkitzel zu gewinnen.

Der andere Theil des Werkes bemüht sich nun, den zertrümmerten Dom wieder aufzurichten, das tief verletzte Gefühl wieder auszusöhnen, und so steht jenem Tagebuch ein schön geschriebenes Capitel: „die ästhetische Berechtigung der Ehe" gegenüber. Es ist ein breiter philosophischer Apparat benutzt worden, um massenhaft zu imponiren, doch während man des Verfassers tüchtige Studien und bedeutende Lebensanschauungen schätzen lernt, wird man durch die Selbstgefälligkeit, mit der er sein Ich fortdauernd hervorblitzen läßt, unangenehm berührt. Aus dem ernsten Ganzen sprühen oft überraschende Witzfunken, und von den vielen schönen Aphorismen setze ich nur folgende hierher: „Es ist immer lächerlich, wenn Einer des Glückes Thür gewaltsam stürmen will, denn dieselbe geht nicht nach innen auf, sondern nach außen." — Das Buch sollte jedenfalls in's Deutsche übertragen werden.

Wenn ich meine Skizze nun beendige, so weiß ich, daß man sie in Deutschland lang und langweilig finden, während man ihr in Dänemark flüchtige Oberflächlichkeit zur Last legen wird. Der letztere Vorwurf wäre wenigstens gegründeter, als der erste, denn es ließe sich noch viel über das moderne Schriftenthum unserer Nachbarn sagen. Allein ich denke, man darf dem Publicum nicht gleich so schwerfällig entgegenrücken, wenn man bei ihm Interesse für einen Gegenstand erwecken will. Im unsicheren Clairobscür muß man die neue Landschaft zeigen, damit sich die Romantik der Neugier regt. Wir sind es den Dänen schuldig, uns ihre Literatur zugängig zu machen, denn kein Volk hat reiner und feuriger, als sie, Deutschlands Poesie in sich aufgenommen. Nun läßt sich freilich nicht fordern, daß wir schnell die dänische Sprache lernen und somit zum Genuß der Originalwerke gelangen sollen. Dazu fehlt es uns an Zeit. Pflicht scheint es mir nur, uns die ganze Reihe wichtiger dänischer Literaturerscheinungen in guten Uebersetzungen zu vergegenwärtigen, und diese Pflicht wurde bisher allzusehr verabsäumt. Nicht als ob

so wenig von den poetischen Leistungen jener Nation in deutsche Laute gekleidet wäre — nein! aber die Uebersetzungen liegen einzeln, in hundert Maculaturwinkeln vergraben. Es ist keine Folge, keine Auswahl, kein Zusammenhang darin; mit einem Worte, es fehlt an System. Ich will hier ein Verzeichniß geben, welche Schriften der genannten Verfasser bereits deutsch existiren:

A. Anthologien.

Skandinavische Bibliothek, enthaltend eine Auswahl des Anziehendsten aus der dänischen, schwedischen und norwegischen Literatur. Redigirt von J. B. v. Schepelern und A. v. Gähler. Zwei Hefte, Kopenhagen 1837. — Die Harfe des Skalden, von Julius Thomson. Berlin 1838. — Dania. Auswahl von Gedichten. Aus dem Dänischen übersetzt von Emil Bennet. Leipzig 1841.

B. Einzelne Werke.

Andersen. Umrisse einer Reise von Kopenhagen nach dem Harze, der sächsischen Schweiz und über Berlin zurück. Herausgegeben von Dr. Genthe. Breslau 1832. — Jugendleben und Träume eines italienischen Dichters. Von L. Kruse. Zwei Theile. Hamburg 1835. — Der Improvisator (dasselbe Werk). Von Dr. A. E. Wollheim. Miniaturbibliothek der ausländischen Classiker, 14.—18. Bändchen. Hamburg und Leipzig. — O. T. Roman. Uebersetzt von W. C. Christiani. Zwei Theile, Leipzig 1837. — Nur ein Geiger! Originalroman. Uebersetzt von G. F. v. Jenssen. Drei Theile, Braunschweig 1838. — Märchen und Erzählungen für Kinder. Vom Major v. Jenssen. Braunschweig 1839. — Mein Bruder Arthur. Eine Novelle Inconigto. Miniaturbibliothek d. a. B. 37. und 38. Bändchen. Hamburg und Leipzig. — Bilderbuch ohne Bilder. Von L. M. Fouqué. Berlin 1842. — Eines Dichters Bazar. Von Christiani. Zwei Bände. Leipzig 1843.

*Bernhard. Das Glückskind, eine Novelle. Kopenhagen 1837. — Sämmtliche Werke. Leipzig 1840—1843. (Inhalt der

*) Die mit einem * bezeichneten sind von den Verfassern selbst deutsch herausgegeben.

erschienenen zehn Bände: I. Die Hospitalverlobung, II. Eine Familie auf dem Lande. III. Der Eilwagen. Ein Sprichwort. IV. Die Declaration. V. Der Commissionär. Tante Franziska. VI. Der Kinderball. VII.—X. Schooßsünden.)

Blicher. Die Juden auf Hald. Novelle. Von Kruse. Leipzig 1831. — Das Mädchen von Rhodos. Von demselben übersetzt. Leipzig 1832.

Grundtvig. Kurzer Begriff der Weltchronik. Deutsch von Volkmann, mit Anmerkungen von Rudelbach. Nürnberg 1837.

* Hauch. Die Belagerung Maestrichts. Trauerspiel. Leipzig 1834. — Tiberius, der dritte Cäsar. Tragödie. Ebend. 1836. — Der Goldmacher. Historischer Roman. Deutsche, vom Verfasser mit zwei neuen Kapiteln vermehrte Ausgabe. Von Christiani. Kiel 1837. — Eine polnische Familie, oder die verlorenen Kinder. Nach dem Manuscript. Zwei Theile. Leipzig 1840.

* Heiberg. Der Zufall, aus dem Gesichtspunkte der Logik betrachtet. (Als Einleitung zu einer Theorie des Zufalls.) Kopenhagen 1825. — Die nordische Mythologie, aus der Edda und Oehlenschläger's mythologischen Dichtungen dargestellt. Schleswig 1827. — Ein Jahr in Kopenhagen. Novelle. Von Kruse. Zwei Theile. Leipzig 1836. — Maria. Siehe: Verfasser einer Alltagsgeschichte.

Hertz. Das Haus Svend Dyrings. Romantische Tragödie. Uebersetzt 1839. Hamburg. — Amor's Geniestreiche. Nach der Originaldichtung deutsch bearbeitet. Kiel 1840.

Holst. Der Reisekamerad. Novelle. Von Eduard Boas. Grenzboten, Jahrgang 1844, Novellenbibliothek.

Ingemann. Bianca. Ein Trauerspiel. Metrisch übersetzt von Lewetzow. Kopenhagen 1815. — Der Hirte von Tolosa. Trauerspiel. (Von Scholz.) Schleswig 1819. — Märchen und Erzählungen. Frei übersetzt von Lotz. Leipzig 1821. — Dasselbe Buch unter dem Titel: Abenteuer und Erzählungen in Callot-Hoffmann'scher Manier. Von Bartels. Leipzig 1826. — Die Unterirdischen. Roman. Von Lotz. Hamburg 1822. — Der Löwenritter. Tragödie. Metrisch übersetzt von Lange. Altona 1825. — Tasso's Befreiung. Dramatisches Gedicht. Von Garthausen. Leipzig 1826. — Dasselbe Werk. Von A. Dietrich. Als 18. Bändchen des classischen Theaters der Ausländer. Leipzig. — Waldemar der Sieger. Histo-

Digitized by Google

rischer Roman. Von Kruse. Vier Theile. Ebend. 1827. — Die erste Jugend Erik Menveds. Von Kruse. Vier Theile. Ebend. 1829. — König Erik und die Geächteten. Drei Theile. Kiel 1834. — Prinz Otto und seine Zeit. Von Kruse. Leipzig 1835.

Oehlenschläger. Briefe in die Heimath auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Von Georg Lotz. Zwei Bände. Altona 1820. — Erich und Abel. Trauerspiel. Von Lewetzow. (Vergleiche des Dichters eigene Uebersetzung im 9. Bande seiner Schriften.) Schleswig 1821. — Die Dichter im Leben. Von Lotz. Stuttgart 1821. — Die Blutbrüder. Trauerspiel. Frei übersetzt von Lotz. Leipzig 1823. — Tordenskiold. Drama mit Gesängen. Von demselben. (Siehe Oehlenschläger's dramatische Dichtungen Band 1.) Kassel 1823. — Die Götter Nordens. Episches Gedicht in drei Büchern. Uebertragen und mit einem mythologischen Wörterbuche versehen von Glückselig (Gustav Thormud Legis.) Leipzig 1829. — * Schriften. Ausgabe letzter Hand. 18 Bändchen. (Inhalt: 1—2. Selbstbiographie. 3—5. Dramatische Märchen. 6—10. Trauerspiele. 11—14 Lust- und Singspiele. 15. König Hroar. 16. Novellen. 17. Märchen. 18. Gedichte. Breslau 1829—1830. Neue Ausgabe 1839. — Morgenländische Dichtungen. Zwei Theile. (1. die Fischerstochter. 2. Die Brüder von Damask.) Leipzig 1831. — Dramatische Dichtungen. Zwei Theile. (1. Tordenskiold. Der falsche König Olaf. 2. Die italienischen Räuber.) Hamburg 1835.

Paludan-Müller. Die Tänzerin. Aus dem Dänischen übersetzt. Kiel 1835 (Hamburg).

Verfasser einer Alltagsgeschichte. Novellen. Von Christiani. (Inhalt: Eine Alltagsgeschichte. Traum und Wirklichkeit. Der magische Schlüssel. König Hirsch.) Leipzig 1835. — Erzählungen aus der Kopenhagener fliegenden Post. Von Kruse. Drei Theile. (I. Eine Alltagsgeschichte. Clara's Selbstbekenntnisse. II. Die Nattern am Busen. Käthchen. Das Kaninchen. III. Die hellen Nächte. Heirathsgesuch.) Ebend. 1834—1835. — Maria, eine Novelle. Herausgegeben von Joh. Ludw. Heiberg. Uebersetzt von Christiani. Ebend. 1839.

* Winther. Judith. Bruchstücke eines Gedichts, nebst dänischer Uebersetzung, von H. P. Holst. Kopenhagen 1837.

Digitized by Google

Man zeihe mich nicht der Trockenheit, denn alle Blumen der Sprache reichen nicht aus, um einen bibliographischen Katalog darunter zu verstecken.

Ich bin überzeugt, der Leser wird hier mehr dänische Werke in Uebertragungen gefunden haben, als er irgend erwartete, und es ist ihm der Weg angedeutet, auf dem er lustwandeln und bequem diejenigen Früchte pflücken kann, die seinem Geschmack am meisten zusagen. Hat er nur erst eine kurze Strecke zurückgelegt, dann kehrt er gewiß nicht wieder um. Den Uebersetzern zeigen sich aber recht deutlich die störenden Lücken, und sie werden fühlen, wie ehrenhaft es sei, dieselben auszufüllen. Mehrere vorzügliche Geister sind noch ganz vernachlässigt worden, und ihre Namen werden von anderen übertönt, die ein Monopol erlangt haben, mit allen ihren Productionen vor's Publicum zu treten. Kann dies nach Recht und Wahrheit richten, wenn es nur die Eine Partei gehört hat? Dagegen sträubt sich deutsche Redlichkeit und Treue!

Deutsche Monumente.

Nach allen Strichen, in Osten und Westen,
In Thälern und Wäldern, auf Bergesfesten,
Erhebt sich der Denkmale eherne Pracht:
Da sieht man im künstlichen Leben prangen,
Die Fesseln sprengten, den Flammberg schwangen;
Die Gott und Liebe und Freiheit besangen,
Erstehn aus droh'nder Vergessenheit Nacht.

Was schaarst Du um Dich, o Deutscher! die Todten,
Die Dir des Lebens Früchte geboten,
Des Wissens, der Liebe, der Freiheit Frucht? —
Und die Du verschmäht, weil sie Pfaffen verschmähten,
Und die Du zertratst, weil Dein Herr sie zertreten:
Was Du am Sockl nun suchst zu erbeten,
O hätt'st Du's in ihrem Leben gesucht! —

Was rufst Du, o Deutscher! die Todten in's Leben?
Du kannst ihnen doch nicht das Herrliche geben,
Wofür sie geblutet, gekämpft ohne Rast —
Gleichwie der Egypter am festlichen Mahle
Erweckte die Geister beim vollen Pokale,
Auf daß sie mit ihm der Freuden Schale
Noch einmal leeren beim Weihetoast.

O, anders muß ich und trauriger deuten
Dies Geisterbannen vergangener Zeiten,

Und ach, wie scheinet die Deutung mir wahr:
Als Hellas auf üppigem Sterbebette,
Als Roma lag an Tyrannenkette,
Da erst an mancher altheiligen Stätte
Erhoben sich Tempel und Säul' und Altar.

Erinnerungszeiten sind Zeiten der Schwäche!
Das Schilf im Strombett versickerter Bäche
Aefft nach die Welle, die einstens hier sprang —
Der Wüste gedenket der Löwe im Bauer —
Der Aar verlassener Hochlandsschauer,
Und Freiheit durchwehte das Lied der Trauer,
Das an den Strömen Babels erklang.

O laß Dich nicht durch ein Standbild bethören,
Mein großes Volk, und lerne beschwören
Mit todten Helden die todte Kraft!
Manch ehernes Werk hast zu bau'n Du begonnen,
Umstrahlt von des Geistes weitleuchtenden Sonnen,
Und wieder ist es in Nebel zerronnen,
Vom ew'gen Erbfeind dahingerafft.

Ein Sockel war's, den Du anfingst zu bauen
Mit Männerblut und dem Schmucke der Frauen,
Das achtzehnhundert und dreizehnte Jahr.
Wo blieb der Gott, von dem Du gesprochen?
Du hast ihn mit blutigen Opfern gerochen —
Doch ach, wie bald war der Zauber gebrochen, —
Und Unkraut umwuchert der Heimath Altar.

Und drei Jahrhunderte kaum sind verflossen,
Da hat dem Geiste ein Denkmal gegossen
Der Mann, der die Nacht und die Kutte zerriß —
Zu Wittenberg, von Säulen getragen,
Sieht er um die Welt sich geifernd schlagen
Die Schlange und giftig sein Werk benagen,
Die kraftlos ihn in die Ferse biß.

Digitized by Google

So steht auch, der Flügel gegeben dem Worte,
Der aufgethan die verschlossene Pforte
Und Waffen vertheilt an jegliche Hand.
Darf „Freiheit" das lauschende Ohr ihm umwettern?
Und hört er die Stimme von Deutschlands Errettern? —
Er sieht sie verstummen und stürzend zerschmettern
Und sterben geächtet im fremden Land!

Du wirst Dir nur selbst Deinen Grabstein bauen,
O Deutscher! so lange der Halbheit Grauen
Vor eigner That Dich lähmend faßt —
So lang Du mit Träumen Dich stillst und narrest,
Auf Zeichen und Wunder von Außen harrest,
Nach Osten schielst und nach Westen starrest,
Ein Toggenburg, der langsam verblaßt.

Moriz Hartmann.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Eine Ehescheidungsgeschichte.

Während noch die Veröffentlichung des richterlichen Verfahrens gegen den Pfarrer Weidig die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zieht, haben wir schon wieder einen interessanten Beleg für die Art und Weise unserer Prozeßverhandlungen erhalten. In einem so eben (Charlottenburg, Verlag von Egbert Bauer) erschienenen Buche: „Ausgeübter Kinderraub gegen einen preußischen Unterthan unterm Schutze der Gerichte der freien Stadt Frankfurt" übergibt Herr v. Fabeck die Acten seines merkwürdigen Prozesses und in ihnen eben die Geschichte desselben, der Oeffentlichkeit eine höchst tragische Geschichte, die uns nicht blos einen tiefen Blick in unsere öffentlichen, sondern auch in das Wesen unserer socialen, unserer ehelichen und Familienverhältnisse thun läßt. Ein Mann, dem es das Höchste ist, ein Familienvater zu sein, dem die Familie sein Gott, sein Alles ist, der keine Opfer und Anstrengungen scheut, für das Wohl der Seinigen, für die er nur lebt, zu sorgen, der diese Sorge bis zu einer Consequenz forttreibt, daß sie zu einer wahren Tyrannei der Liebe geworden ist; einen solchen Mann sehen wir hier, dieser mißgedeuteten Consequenz wegen, mit der er sein Recht als Gatte und Vater geltend macht, durch eine scheußliche Intrigue nach und nach seiner Frau, seiner Kinder, seines Vermögens, kurz seiner ganzen Häuslichkeit beraubt und dadurch eben in seinem Wesen vernichtet. Nach dem Antrag seiner Frau auf Trennung quoad thorum et mensam und nach dem Verhör der von ihr vorgeschlagenen Zeugen, verfügt das Stadtgericht der freien Stadt Frankfurt, ohne sich um den Beklagten zu bekümmern, ohne ihn zu vernehmen, die sofortige provisorische Trennung

beider Eheleute, verfügt es ferner die Wegnahme der Kinder, die nur mit Gewalt und unter Wehklagen und Weinen von dem Vater gerissen werden können, ja es verweigert demselben, trotz seiner immer wiederholten dringenden Eingaben und Vorstellungen, seine Kinder auch nur einmal sehen und sprechen zu dürfen. Und so geht denn der eingeleitete Prozeß vom August 1841 fort bis zum 23. October 1843, an welchem endlich das Oberappellationsgericht zu Lübeck entscheidet, daß die früheren Erkenntnisse der Frankfurter Gerichte, insoweit dieselben der Frau eine abgesonderte Wohnung zu beziehen gestatteten, wieder aufzuheben und, um diese Aufhebung noch näher zu motiviren, die „von dem Beklagten in gegenwärtiger Instanz noch beigebrachten neuen Gegenbeweise gar nicht nöthig seien". Lange vor diesem Erkenntniß aber — das sie und ihre Advocaten und Rathgeber von einem entfernten, unparteiischen Gerichtshof wohl erwarten mußten — im Mai 1842 war die Klägerin schon heimlich nach England entflohen und so Herr von Fabeck, trotz der erfolgten günstigen Entscheidung dennoch und vielleicht auf immer seiner Kinder beraubt, deren gegenwärtigen Aufenthalt er bis zu diesem Augenblick noch nicht erfahren hat. Doch muß man das Buch selber lesen, um einen deutlichen Begriff von dem ganzen inneren Verlauf dieser scheußlichen Geschichte, von diesem Intriguenspiel, in dem besonders der Advocat Dr. von Guaita und der Herr Pfarrer Appia ihre Rollen vortrefflich gespielt haben, von dieser Kleinlichkeit, Gemeinheit und Rohheit socialer Verhältnisse zu erhalten. Das sind die echten Geheimnisse unseres socialen Lebens, die besonders in den Zuständen der freien Stadt Frankfurt a. d. O. eine ganz eigenthümliche Färbung und Gestalt zu haben scheinen. Herr von Fabeck hat die fromme Absicht, „das Mangelhafte„ dieses Gerichtsverfahrens aufzudecken, damit es gerechten „Reformationen" unterworfen" werden möchte: er weiß aber vielleicht nicht, daß er durch die Herausgabe seiner Acten nur einen höchst wichtigen und interessanten Beitrag zur Zeitgeschichte geliefert hat. Unmittelbar — wie Manche träumen mögen — wirkt man dadurch gar Nichts, die Vernünftigen wissen es längst, und daß die Dummen, die Halben und Illusionsvollen nicht zu bekehren sind, diese Erfahrung ist längst gründlichst gemacht.

A. F.

II.

Aus Wien.

Die Vermählung mit Rußland. — Der Czar. — General Orloff. — Junge Diplomaten. — Die Tantieme und Töpfer. — Lenau. — Englische Oper.

Mit einer Spannung ungewöhnlicher Art sieht man dem Ausgang entgegen, welchen die Vermählungsangelegenheit des Erzherzogs

Stephan mit der russischen Prinzessin Olga nehmen wird. Im Publicum geht das Gerücht, die Unterhandlungen würden sich zerschlagen. Was man wünscht, das glaubt man gerne. Die russischen Agenten in Wien werden jetzt Gelegenheit genug haben, den Russenhaß zu schildern, den man in Wien findet. Mit Ausnahme eines kleinen aristokratischen Kreises, der in Rußland die einzige Rettung gegen die demokratische Kraft der Zeit erblickt, ist die Abneigung gegen die Russen allgemein, beim Bürger wie beim Adel, im Militär- wie im Beamtenstande. In der kaiserlichen Familie soll — wie es heißt — die Vermählung auch auf ein Hinderniß anderer Art stoßen. Die Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses sollen nämlich unter einander die Uebereinkunft getroffen haben, nur katholische Ehen in Zukunft zu schließen. Nun kann man der Prinzessin Olga nicht zumuthen, daß sie zur katholischen Kirche übergehe. Nichtsdestoweniger werden in Schönbrunn Vorbereitungen zum Empfang des Czaren getroffen, der im Mai schon hier eintreffen soll. Nun, der Kaiser von Rußland ist ein erfahrener Geschäftsreisender — er wird hier manchen profitabeln Handel abschließen. Schon sein Abgesandter, der General Orloff, der in einer außerordentlichen Mission hier verweilte, hat manche arme Seele gekapert. Während der vierzehn Tage seines hiesigen Aufenthalts war er der Löwe des Tages, um den sich alle Conversation drehte. General Orloff ist ein eigener Typus von Diplomaten. Im Gegensatz von Andern, welche gewöhnlich die Sammtseite herauskehren, sucht er vielmehr hinter seiner militärischen Außenseite jeden Anstrich von Schlauheit zu verbergen. Er kokettirt mit seinem Mangel an Schulkenntnissen. Je n'ai rien lu mais j'ai beaucoup vu sagt er oft und laut in großer Gesellschaft, und man hat volle Ursache, ihm Beides zu glauben. Das athletische dominirende Aeußere des General Orloff, seine ungeheure Körperkraft (er zerdrückte einen Silberteller mit einer Hand, wie man einen Bogen Papier zerknittert), das Gebieterische in seinem Wesen imponirte einem Theil unseres Hofadels nicht wenig; einige junge Herren, die nächstens als Gesandtschaftssecretäre zu figuriren hoffen, setzen schon den Hut ganz à la Orloff auf, strecken den Leib, um einen halben Zoll an Länge zu gewinnen, und reiben sich vergnügt und hoffnungsvoll die Hände, daß man ein geschickter Diplomat werden könne sans avoir rien lu.

Noch immer gibt die Tantieme viel zu sprechen. Bauernfeld hat die Register des Hofburgtheaters aufschlagen lassen, und es stellt sich heraus, daß die zahlreichen Aufführungen seiner Stücke ihm nach dem neu eingeführten Maßstabe 20,000 Gulden Conventionsmünze eingebracht hätten, während er kaum das Fünftheil dieser Summe bezogen hat. Der erste Schriftsteller, der in Deutschland die Tantieme erhält, ist Töpfer. Sein Lustspiel „Canova's Jugendleben", welches künftige Woche zum Benefice der Regisseure am Burgtheater zur Aufführ-

rung kömmt, ist die erste Novität seit der Einführung der neuen Honorirungsmethode.

Lenau arbeitet gleichfalls an einem dramatischen Gedicht: „Don Juan". Doch ist es nicht für die Bühne bestimmt. Es sind Scenen, in denen der Opern „Don Juan sein Leben abspinnt, lose und sprungweise an einander gereiht, aber mit einer Poesie, wie sie dieser vielbehandelte Stoff noch nicht gefunden hat; selbst Byron nicht ausgenommen. Nach den Bruchstücken zu urtheilen, die Lenau uns vorgelesen, wird diese Dichtung seine beste werden.

Die neue Oper eines englischen Componisten (Pasqual Bruno von Master Hatton), welche Staudigl zu seinem Benefice im Kärntnerthortheater zum Erstenmale gab, ist schmählich durchgefallen. Der Componist, der seit sechs Monaten hier lebte, um die Aufführung zu betreiben, war im Ganzen noch glücklicher, als mancher berühmte deutsche Meister, der seine Opern hier gar nicht anbringen kann.

* * *.

III.

Notizen.

Deutsche Einheit. — Moderne Gefängnißeinrichtung. — Romantische Politik. — Hoffmann v. Fallersleben und die beiden Grimm. — Nauwerk und Hinrichs. — Die Russenfurcht lächerlich! — Schuselka. — Mysteres de la Russie. — Ein Wort von Dahlmann. — Ruge. — Glasbrenner. — Geheimnisse. — Griechische Aussichten. — Königin Pomare.

— Die deutsche Einheit macht Fortschritte. Wir meinen dies nicht ironisch, da eine gewisse Einheit wirklich vorhanden ist; eine gewisse Harmonie der verschiedenen Polizeigewalten im Verbieten, Untersuchen und Verfolgen. Ein preußischer Minister verbietet den preußischen Justizcommissären den Besuch der Mainzer Advocatenversammlung und gleich erfolgt dasselbe Verbot in einem Lande, das man sonst für den geschworenen Antagonisten Preußens hielt, in Baiern. Ist das nicht herzstärkend? Hoffentlich werden auch andere Regierungen diesem Beispiel folgen. Andererseits hat Baiern den Gustav-Adolphverein verboten, zu dessen Mitgliedern deutsche Könige gehören; und arme bairisch protestantische Gemeinden dürfen nun, dem westphälischen Frieden zum Trotz, keine Unterstützung vom Gustav-Adolphverein annehmen. Dies Beispiel wird doch auch collegialische Nachahmung finden? In Preußen fand es sie wenigstens darin, daß, wie der preußische Protestantismus überhaupt sich vom andern zu unterscheiden strebt, so auch die preußische Gustav-Adolphstiftung mit den übrigen Zweigen derselben nicht zusammenhängen soll. Die Studentenuntersuchungen und Leseverbote

Digitized by Google

in Berlin und Halle haben in Leipzig ihre Nachahmung gefunden und in Gießen ist vor Kurzem den Studirenden ebenfalls die Gründung eines Lesemuseums untersagt worden. Welch ein laues Mitglied des deutschen Bundes die dänische Regierung ist, sieht man daraus, daß in Kiel den Studirenden ihr revolutionäres Lesen, Versammeln und Vereinen ungeahndet hingeht. So ist man einig im Zerreißen und Auseinanderhalten. —

— Höchst sinnreich ist die Einrichtung der modernen, nach nordamerikanischem Muster gebauten Gefängnisse mit einsamer Absperrung. Während nämlich die Gefangenen völlig isolirt und abgesperrt sind, so daß sie selbst beim Spazierengehen einander weder sehen, noch hören, stehen die Gefängnißaufseher und Büttel, durch gewisse Corridore und Galerien, fortwährend in der genauesten und unmittelbarsten Verbindung. Jeder einzelne derselben kann nicht nur alle Verbrecher belauschen und beobachten, ohne von ihnen gesehen und gehört zu werden, sondern auch durch den leisesten Wink sich seinen Genossen mittheilen. Da ist Einheit und Einigkeit bei der größten Uneinigkeit. Freilich gibt es in diesen Gefängnissen — keine Eisenbahnen.

— Sehr treffend zeichnet ein Correspondent der „Deutschen Allgemeinen" das Regierungssystem eines großen deutschen Staates. Erst, sagt er, rufe man mit der Ideenlärmtrommel die Menge auf den Markt zusammen, dann suche man durch Püffe und Fahndungen sie auseinanderzujagen. Man mag diese Politik unklug und unweise nennen: etwas romantisch Geniales, etwas humoristisch Cavalieres hat sie jedenfalls.

— Hoffmann v. Fallersleben wurde aus Berlin verwiesen, das er auf kurze Zeit besuchte, weil er zu einem den beiden Grimm gebrachten Fackelzug kam, und von den Studenten — horribile dictu! — auch ein Vivat erhielt! Die berühmten Brüder Grimm fühlten sich dadurch schrecklich compromittirt und gaben in den Zeitungen unnöthiger Weise eine Erklärung, wie sie nur „ein Hase mit acht Füßen" geben kann. Welch ein Winden und Drehen, um die Harmlosigkeit ihres Verhältnisses zu Hoffmann zu beweisen, um sich zu entschuldigen, daß sie mit ihm, der als Kenner altdeutscher Literatur ihnen schätzbare Dienste geleistet, dessen Tendenzen sie aber ja nicht theilten, daß sie mit diesem fürchterlichen Hoffmann noch bekannt sind! Und wie zart ist die Versicherung, er (Hoffmann) müsse selbst fühlen, wie viel Verdruß er ihnen durch sein unerwartetes und ungelegenes Erscheinen verursacht habe. Zum Schluß aber kommt die Doctrine, das Beste von Allem. Man solle doch nicht „an ihnen rütteln" (!), sie hielten es für leichtsinnig und unbesonnen, jeden Augenblick seine Gesinnung „preis-

zugeben!" — Das heißt, man soll seine Gesinnung vorsichtig bei sich behalten und hüten wie ein seidenes Tüchlein, welches sich leicht abnutzt, wenn man zu oft Gebrauch davon macht. Darum singt Heine: Nur im innersten Gemüthe ein deutscher Mann die Freiheit hegt. — So reden zwei von den Sieben! Solch eine Trennung ist in Deutschland noch zwischen dem Gelehrten und dem Mann! Selbst die Gesinnung ist ihnen nur wie die Kenntniß einer todten Sprache. Wir wollen kein Gewicht legen auf Vivats und ähnliche Demonstrationen, noch verlangen, daß ältere Männer etwa dergleichen für eine That halten; aber, wenn einmal die Jugend sich in sanguinischer Weise Luft macht, gleich kaltes Wasser über sie gießen und sich, mit solcher Verläugnung aller Consequenzen, die Hände in Unschuld waschen — das würde kein französischer oder englischer Gelehrter in solcher Stellung bei einem solchen Falle. Die beiden Grimm sind als Männer der Wissenschaft der höchsten Verehrung und Liebe würdig, aber daß auch sie Professoren vom alten Schlage sind, haben sie durch ihre Erklärung bewiesen.

— Es ist wohl zu beachten und anzuerkennen, daß in Berlin die Universität selbst sich weigerte, Nauwerk's politische Vorlesungen zu schließen, indem sie in denselben nichts die Grenzen der Lehrfreiheit Ueberschreitendes sah. Da erließ Herr Eichhorn kraft seiner unmittelbaren Ministerialgewalt das Verbot gegen Nauwerk. Eben so verhält es sich mit der, schon früher angekündigten und von wohlmeinenden Berüchtigungsfedern in Abrede gestellten Maßregel gegen die politischen Vorlesungen des Hallenser Professors Hinrichs. Diese Vorlesungen sind nun wirklich verboten worden; und zwar auf den unmittelbaren Befehl des Herrn Eichhorn, welcher dem Professor Hinrichs die „wissenschaftliche Befähigung", dergleichen Vorträge zu halten, absprach. Wenn, wie man sagt, in Zukunft nur vom Ministerium die Privatdocenten und außerordentlichen Professoren ernannt werden sollen, so kann man sich denken, mit welcher Elle man die Fähigkeiten der academischen Lehrer messen wird. Hinter all den Studentenuntersuchungen und Lehrverboten scheint doch ein tiefer gehender Plan gegen die jetzige Verfassung der Universitäten zu stecken. Wäre es sonst nicht kleinlich von einer, mit europäischen Dingen beschäftigten Staatsgewalt, so viel Polizei- und andere Maschinerie in Bewegung zu setzen gegen ein Paar Vivats!, ein Paar Jünglingsreden, überhaupt gegen eine rein geistige Bewegung, die man doch gern als unreifes Raisonnement und Larifarilärm darstellen möchte? Hat ein großer Staat nichts Größeres zu thun, als Stunde für Stunde jedes unreife Wort eines Studenten offiziell zu berichtigen? Daß eine ernstere Absicht im Hintergrund der Büreaus schlummere, haben selbst die beiden Grimm in ihrer Erklärung angedeutet. Aber welchen Rath knüpfen sie an ihre Voraussag-

Digitized by Google

ung? Still zu sein, sich ruhig zu halten, keinen Vorwand zu geben. Recht großmütterlich. In der „Deutschen Allgemeinen" wird sehr wahr bemerkt, daß es zu keiner Zeit weniger als jetzt an Anlässen zur Beschränkung der academischen Freiheit gefehlt habe; das Studententhum war stets turbulenter als jetzt, ohne daß man auf den sprudelnden Jugendübermuth ein Recht zur Dämpfung des Jugendmuths gegründet hätte. Wenn man aber will, kann man die Gelegenheit von jedem Zaune brechen; Männer, wie Grimm, müßten ein freies, keckes Wort sprechen in solchen Fällen; wer soll reden, wenn es die gefeierten Helden nicht thun? Wenn Leute, ohne ehrwürdige Autorität, die Wahrheit sprechen, nennt man sie ja Narren und Schreier. Ein Stoßseufzer über die injuria temporum aber, ein frommes Händefalten und eine Ermahnung, wie sie die Henne den Entenküchlein gibt, das heißt nicht reden, nicht männlich handeln für eine Sache, deren gutes Recht so offen und klar ist.

— Tolstoi suchte in seiner Schrift gegen Custine die Russenfurcht zu persiffliren. Das ist von einem russischen Agenten klug und natürlich. Sollte man aber glauben, daß es Deutsche gibt, die, vor eitel Gutmüthigkeit, die Russophobie lächerlich finden und sich über die antirussischen Schilderhebungen der deutschen Presse wundern? Diese Gemüthlichen sehen keine Gefahr, bis sie ihnen als Faustschlag in's Gesicht kommt. Man kann die Russenfurcht lächerlich machen, wenn sie aus phantastischen Träumen von einer „uniformirten Völkerwanderung", einer kosakischen Weltherrschaft entspringt. Es ist aber anders und Russenfurcht ist nicht das rechte Wort für die Empfindungen, die in Bezug auf St. Petersburg herrschen. Man wird sich hoffentlich nicht einbilden, daß wir den Heldenmuth, den überwiegenden Geist und die moralische Kraft der großen und freien russischen Nation fürchten. Die offen zuschlagende Bärentatze würde man nicht scheuen, wohl aber die sammtweiche, heimlich kratzende, diplomatische Katzenpfote. Nicht als ehrlicher Feind wird Rußland gefürchtet, sondern als Hausfreund, als Ohrenbläser, als Anhetzer, als Beobachter und als Sämann jeder Art von Mißtrauen und Zwietracht. Haben die deutschen Universitäten, die deutsche Presse, die deutschen Verfassungen nie was von dem nächtlichen Frosthauch des nordischen Einflusses verspürt. Oder ist es nicht genug, daß wir schon russische Berüchtiger haben, die mit euphemistischer Feinheit die russische Barbarei zu beschönigen, plausibel zu machen und den deutschen Widerwillen vor russischer Denkungsart abzustumpfen suchen? — Davon abgesehen, gibt es bekanntlich auch materielle Punkte, wo man Rußland auf die Finger zu sehen hat.

— Schuselka ist, auf russische Requisition, wegen seines Buches: „Die orientalische d. i. die russische Frage" in einen neuen Prozeß verwickelt worden. Oesterreich soll also einen Schriftsteller, der Oester-

reichs Interessen in loyaler und würdiger Weise gegen Rußland verfocht, auf dessen Wunsch bestrafen. Das wird wohl nicht geschehen. Aber schon die Zumuthung ist empörend. Die Schuld liegt an der übertriebenen Strenge der österreichischen Censurgesetze, die eine Schrift ohne das imprimatur der österreichischen Behörde im Auslande drucken zu lassen verbieten. Schuselka's Schrift ist in Hamburg bei Hoffmann und Campe erschienen. Rußland brauchte ihn also nur bei der Wiener Censur zu denunziren und auf die Anwendung der österreichischen Gesetze zu dringen.

— Ein neues Buch über Rußland: „Mystères de la Russie oder La Russie, la France et l'Allemagne, redigées sur les notes d'un vieux diplomate, von Fournier, wird nächstens in deutscher Uebersetzung (bei Gutsch in Karlsruhe) erscheinen.

— Wer an der französischen Nation verzweifeln möchte — sagt Dahlmann in der Einleitung seiner so eben erschienenen Geschichte der englischen Revolution — weil sie nach ihrer größeren Umwälzung von nun bald zwei Menschenaltern noch immer keine Ruhe wieder finden kann, dem soll man nur verhalten, daß das englische Volk zwei Jahrhunderte brauchte, um die seine zu vollbringen, ihre Früchte zu sammeln und von ihr zu genesen. Denn schon unter den Tudors nimmt sie in der Kirche ihren Anfang, drückt gewaltig von oben nach unten, bis dann unter den Stuarts ein ungestümer Gegendruck erfolgt. — Die Machthaber in Deutschland, die so gerne auf die Stammesgemeinschaft zwischen Deutschen und Engländern hinweisen lassen, um uns vor französischen Sympathien ein Gegengift einzugeben, können aus Dahlmann's Buch mit großem Nutzen sich belehren, daß auch in England Druck und Gegendruck naturgemäß einander folgten. —

— Ruge hat seine Pariser Revue damit begonnen, daß er den deutschen Geist als solchen „niederträchtig" nennt. Ist das eine Albernheit a priori oder a posteriori? Börne, dem vielverlästerten, läßt sich keine Plattitüde der Art nachweisen; durch seine schwärzesten Verwünschungen geht doch ein Ton des gerechten Schmerzes und der Leidenschaft, leuchtet doch eine Flamme des Geistes, die mit ihm versöhnt und den Fluch in Segen wandelt. Wenn er das deutsche Volk verkannte, so geschah es in Verzweiflung, und in seinen bittersten Pillen war stets ein Gran Helleborus. Man glaubte sonst, nur ein deutscher Jude könne so hart über das deutsche Volk urtheilen; nun, Ruge ist ein Deutscher von Race, ein echt deutscher philosophischer Haudegen von altem Schrot und Korn. Und er bricht in trockenem Kathederton den Stab über seines Volkes Geist. Vielleicht waren Börne's Anklagen nur darum so verletzend, weil sie, selbst beim blindesten Zorn, noch etwas Treffendes hatten.

— Der Berliner Guckkästner (in Glasbrenner's Berliner Volksscenen XX. Heft) verbreitet sich wieder sehr ergötzlich über Europäische Politik, über die griechische Revolution, über die Legitimisten und den Herzog von Bordeaux, über die Jesuiten in der Schweiz, den deutschen Bundestag u. s. w. Und das Alles auf offener Straße, vor ein Paar Gassenjungen und einem Schneidergesellen; kein Minister beschränkt diese Lehrfreiheit, nur der „Jensdarm" treibt ihn um zehn Uhr nach Hause. Manche gute Lehre wird dabei wiederholt. Wenn 'ne Nation wat will, sagt er, oder wenn 'ne Nation wat will, dann ist Alles durchzusetzen. Wäre doch in Berlin so viel Weisheit bei Geheimräthen und anderen großen Herren, als bei Eckenstehern und Guckkästnern Witz ist!

— Das Geheimniß der vielen „Geheimnisse", die uns jetzt bestürmen? Wer etwas wirklich Neues sagt, entdeckt immer Geheimnisse; jedes gute Buch enthält Mysterien, die vor Aller Augen liegen und die Niemand sieht. Es ist für jedes ausgezeichnete Buch daher gewiß der treffendste Titel. Jetzt regnet es aber von allen Seiten so viel geniale, echt deutsche Werke dieser Art, daß man mit dem Mann in der Carricatur des Pariser Charivari, der, durch eine enge Gasse gehend, von einem Mysterienregen getroffen wird, rufen möchte: Gibt es doch Parapluies und Parasols, warum gibt es keine Paramystères?

— In der griechischen Nationalversammlung stellte der russisch gesinnte Zographos den Antrag, man möge beschließen, daß die Regenten künftig griechischer Religion sein müßten; worauf die Häupter der französischen und der nationalen Partei, Kolettis und Maurokordatos, erwiederten, das sei nicht zu verlangen, denn in der ganzen Welt gebe es kein Regentenhaus von griechischer Religion, als das russische, und man werde die Könige Griechenlands doch nicht zwingen wollen, blos russische Prinzessinnen zu heirathen! Ein anderer Deputirter sprach sich sogar für die bürgerliche Berechtigung der Juden aus. Als künftigen König Griechenlands bezeichnet man, im Fall der Entfernung Otto's, einen Enkel Louis Philipp's, der, nach der „Dorfzeitung", schon fünf Jahre alt und durchaus nicht abgeneigt ist, die Zügel der Regierung zu ergreifen.

— Die Königin Pomare auf Taiti hätte bald einen Weltkrieg hervorgerufen. Frankreich und England, d. h. Guizot und Peel, lagen sich beinahe schon in den Haaren. Pomare scheint die Franzosen persönlich mehr zu lieben, die englischen Kanonen aber mehr zu achten.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Eine Gemäldesammlung in Wien.*)

Von Betty Paoli.

„Der Mensch ist ein Narr, und ich bin ein Mensch", sagt Rahel in einer Anwandlung ihrer Mercutiolaune. Leider fand ich nur zu oft Gelegenheit, diesen Satz an mir zu bewahrheiten, doch will ich hier nicht von meinen speciellen Verrücktheiten sprechen, sondern von einer, die ich mit dem größten Theil meiner Mitgeschöpfe gemein habe. Sie besteht darin: nach den Freuden und Genüssen, die uns zugänglich wären, nicht froh begehrend, heiter dankend die Hand auszustrecken. Wenn wir klug genug wären, aufzunehmen, was sich uns darbietet, wir fänden kaum noch Zeit, über Mangel zu klagen. Aber nein! stumpfsinnig und verdumpft bleiben wir im Winkel sitzen, Alles scheuend, was das Einerlei unserer Tage unterbräche, und spinnen uns immer tiefer in diese unselige Indolenz ein, in der wir aber statt zum Schmetterling zur Raupe werden.

Ein Paar Beispiele zur Erläuterung werden nicht schaden:

Sommerlang bist Du in der heißen Stadt gesessen; von Blumen hast Du nur die armen, halbverschmachteten gesehen, die man auf den Markt hereinbringt, von Bäumen sahst Du nur die staubbedeckten, verkümmerten, die, wenn sie Beine hätten, gewiß vernünftiger wären als Du, und nicht an dieser Stelle blieben. Endlich hast Du einen nothwendigen Besuch auf dem Lande zu machen, kurz

---

*) Die ausgezeichnete Gemäldegalerie des Grafen Kolowrat in Wien hat unseres Wissens bisher noch keine schildernde Feder gefunden. Wir glauben daher die Freunde der Kunst auf nachstehenden Aufsatz besonders aufmerksam machen zu müssen. Die Red.

Du mußt hinaus und, ergrimmt über dieses Ungemach, das Deine gewohnte Existenz unterbricht, steigst Du in den Wagen. Du hast die Barriere und die der Stadt zunächst gelegenen Ortschaften passirt; wie wird Dir auf einmal? Was belebt Dein staunend Auge so plötzlich? Was durchströmt deine Adern mit dem seligen Gefühl des Seins? — Das war's, was mir fehlte, rufst Du entzückt, das war's, wornach ich mich ziellos sehnte! Diese Luft, die mich wie der Flügelschlag seliger Geister umrauscht; diese kühngeschwungenen, grünlaubigen Bäume, denen ihre verkrüppelten, bettelhaften Stadtvettern Mitleid einflößen müssen; dieser Aether, der von Qualm und Dampf so wenig weiß, wie eine große Seele von Gemeinheit — o wie schön, wie herrlich, wie heilig! Thor, der ich war, diese Himmelsgüter bis jetzt zu entbehren! Aber ich will es gut machen, aufthauen will ich und aufblühen, mich weihen und segnen lassen von dem großen liebevollen Geist. Morgen zieh' ich auf's Land, morgen —

— Ganz gut, unterbricht Dich hier eine dünne, scharfe, jeden Choral der Begeisterung übertönende Stimme, nur vergiß nicht, daß wir morgen den zwanzigsten September haben, und daß in drei Wochen die ganze Herrlichkeit, die Du jetzt anstaunst, vorüber sein wird. Warum bist Du nicht früher so klug gewesen? Für dies Jahr hast Du nichts Anderes zu thun, als die Doppelfenster bald einhängen zu lassen, den nöthigen Holzvorrath zu bestellen und Dich nach den neuen Wintermoden zu erkundigen. Wenn Du mit der Natur schwärmen willst, so fange ein anderes Mal früher als Ende September damit an. Inzwischen vertröste Dich bis zum nächsten Frühling.

— Bis zum nächsten Frühling? Und wer sagt mir, daß ich ihn erleben werde?

Oder:

Du hast einen Freund in einer altbekannten Stadt; nach langer Abwesenheit kehrst Du dahin zurück. Dein Herz sehnt sich darnach, den Freund zu sehen, in den alten treuen Augen zu lesen, daß, wenn Alles zusammenbrach, hier etwas Festes, Ewiges blieb. „O, wenn er käme!" ruft es in Dir, aber Du thust nicht das Geringste, um ihn kommen zu machen. Und er? Ach Gott! wenn er nicht gerade Zollvisitator oder im Paßbureau angestellt ist, so kannst Du lange in der großen Stadt sein, ohne daß er um Deine Anwesenheit erfährt. Warum rufst Du den Freund nicht herbei? Weißt Du nicht, daß,

was Dich jetzt belastet, in ein vergessenes Grab hinabstürzte, wenn Du weinend an seine Brust sänkest? Was hindert Dich? — Ich will Dir's sagen: Dich hindert, daß Du, wenn es sich darum handelte, durch das Aufheben eines Fingers Dein Leben zu retten, zu indolent, zu verdrossen wärest, ihn aufzuheben. Endlich überwindest Du Dich, wirst wieder einigermaßen, wie ein Wesen mit einem menschlichen Antlitz sein soll, Dein ganzes weh- und wonnetrunkenes Herz zittert in einigen Zeilen zu Deinem Freunde hin. — Und wenn er sich nun zum Kommen eben so Zeit ließe, wie Du zum Rufen? Doch nein! sieh, sieh! da ist er. O stürze ihm nur entgegen, umschlinge ihn mit den beiden bebenden Armen, presse ihm die ganze schwere Vergangenheit in ein einziges Wort zusammen, das der Bannspruch sei, der Deine Seele befreie, erlöse. Und dann umschlinge ihn noch fester, sage ihm, wie Du Dich nach ihm gesehnt, wie Du geschmachtet in dem Kerker Deines eigenen Ichs, wie aber jetzt Alles lichtvoll ausgeglichen sei und Euere Tage vereint hinfließen sollen in den Strom Gottes. — Man trennt uns nicht mehr, rufst Du, wir bleiben beisammen für immer, nicht wahr? — Da schüttelt Dein Freund leise das Haupt, still blickt er Dir in die hoffnungstrahlenden Augen, dann spricht er:

— Nein, wir bleiben nicht beisammen, denn ich muß morgen reisen. O warum warst Du mir lange so nahe und ließest mich Deine Nähe nicht wissen. Gehe die versunkenen Tage durch und erwäge, was Du uns an Glück geraubt! —

Er scheidet und Du bleibst allein zurück, allein mit dem Bewußtsein Deiner Thorheit, Deiner Unwürdigkeit. Dein armer Trost ist's, auf die Zukunft zu hoffen. Und wer ersetzt Dir die Vergangenheit? Wer belebt und verschönt die Stunden, die Du ungeschmückt versargtest? Du machst tausend Plane, wie Du, wenn Du dem Freunde wieder begegnest, es anders, besser machen willst. Und wer sagt Dir, daß Du ihn wiedersehen wirst? —

Nun komme ich zu meiner Specialität:

Ich liebe die Kunst als des Lebens Erstes und Höchstes, vielleicht als sein Heiligstes, denn indem sie uns erfreut und entzückt, macht sie uns auch größer und besser. In welcher Form sie sich offenbaren mag, sei's als Gedicht, als Gemälde, als marmornes Götterbild: immer ist sie mir der Engel, vor dem sich meine Kniee

Digitized by Google

unwillkürlich beugen. Nun höre mich, um meine Blödsinnigkeit zu bestaunen:

Den ganzen Sommer über, den ich fern von der Stadt zuzubringen pflege, sehne ich mich nach Genüssen der Kunst, vor Allem nach Gemälden, vergegenwärtige mir jene, die ich am meisten liebe, verlange nach ihnen, wie man in tiefer Winternacht nach Morgenlicht verlangt, und wenn ich dann im Spätherbst nach der Stadt zurückkehre und nur ein Paar Straßen weit zu gehen brauchte, um meine Sehnsuchtsträume zu verwirklichen — thue ich es dann? Nein. Ehe ich mich dessen versehe, sind alle meine Stunden eingeschachtelt, ich kann keine mehr zum besonderen Gebrauch herauskriegen. Die Galerien sind nur Vormittags geöffnet; da bilde ich mir nun aus alter Gewohnheit ein, ich müsse schreiben. Lächerlich. Wenn ich bedenke, womit ich die Zeit vollgeschrieben habe, möchte ich mit reuigem Bedauern seufzen: Warum bin ich nicht lieber — ich will nicht einmal sagen, in Galerien — nein! nur ganz einfach spazieren gegangen! Was schrieb ich? Lieder, die einen feurigen Kreis um mich zogen, in den Niemand zu treten, den ich nicht zu verlassen vermag; dunkle Sagen von der Liebe Glück und Ende; Märchen, womit ich meine Seele trösten wollte und sie noch trostloser machte; Briefe, in die ich voll heiligen Vertrauens jedes Geheimniß meines Wesens niederlegte und die dann als meuchlerische Waffe gegen mich gebraucht wurden. Ja, bei Gott! es wäre klüger gewesen, spazieren zu gehen.

Ich muß mich aber nun wirklich zusammennehmen, sonst komme ich vom Hundertsten in's Tausendste und spreche am Ende vom Dalai-Lama, statt von dem schönen Bilderschatz, den ich hier in Wien entdeckte.

Ein sehr theuerer und sehr edler Freund erwähnte in meinem Beisein der Gemäldesammlung Sr. Excellenz, des Ministers Grafen von Kolowrat. Nun kann ich von Bildern nicht sprechen hören, ohne, wie Friedrich's des Großen Schlachtpferd, wenn es Trompetenschall vernahm, die Ohren zu spitzen. Ich fragte weiter nach und mein Interesse für die Sache bemerkend, bot mir mein Freund seine Vermittlung an, um mir die Erlaubniß zur Besichtigung zu verschaffen. Allein bringe ich mich fast nirgends hin und habe immer tausend Vorwände, um mein träges Versäumen vor mir selbst zu ent-

schuldigen, doch wenn man sich meiner so zu sagen bemächtigt und mir Tag und Stunde fixirt, kann man sich darauf verlassen, daß ich zuhalten werde. Als an dem bezeichneten Tage mein freundlicher Beschützer mich abzuholen kam, fand er mich bereit, und wir traten den Weg nach dem Hôtel des Grafen Kolowrat an.

Meine Absicht ist nicht, einen Katalog dieser Gemäldesammlung zu liefern, jedes einzelnen Stückes derselben zu erwähnen; aber nicht versagen kann ich mir's, einzelne Bilder ausführlicher zu besprechen und den Eindruck zu schildern, den sie auf mich machten.

Bei dem Eintritt in den ersten Saal fielen mir vor Allem zwei große wunderbar schöne Landschaften in's Auge. An diesem Meere, dieser Luft, diesem in phantastischen und doch weichen Formen emporstrebenden Strand mußt Du den Süden erkennen. Das ist keine Veduta, kein abgeklatschtes Porträt einer schönen Gegend: eine heilige Offenbarung der Natur ward hier erfaßt, festgehalten und in ernster Treue vor das Auge des Betrachtenden gebracht. Das eine dieser Bilder stellt die Küste von Amalfi dar in seltsamer, eigenthümlicher Morgenbeleuchtung: glühend flammt es um die Höhen, die Strahlen spiegeln sich in der Meeresfluth, das Wasser zittert, als wandle der Geist Gottes darüber hin. Da ist die Unermeßlichkeit des Oceans aufgerollt, nicht weil uns ein großes Stück Meer gezeigt, sondern weil die Seele entfesselt wird, die Unermeßlichkeit zu begreifen. Künstlerische Illusion muß immer nur eine höhere Wahrheit sein, sonst ist sie eitles Blendwerk für Kinder und Thoren. — Ueber die ebene Meeresfläche gleitet ein Schiff hin; die Gestalten, die es bevölkern, sind südlich wie die Natur, die sie umgibt. Alles ist hier im Einklang, Alles groß und still. Nicht der Zauber der sichtbaren Erscheinung ist es, was Dich hier beschleicht: dieser Ernst, diese Weihe gehen weit über alles Sinnliche hinaus; was auf anderen Gemälden letzter Zweck, das ist hier nur Mittel, und die Schönheit der Darstellung der strahlende Leib des Gedankens. — Auf dem zweiten Bilde erblickst Du gleichfalls eine süditalienische Landschaft, Vico bei Sorrent. Im Hintergrunde ragt der rauchende Vesuv; wieder dehnt sich die unabsehbare Meeresfläche hin, wieder bilden Gestalten aus Neapels Volk die Staffage, und doch wie anders! Tiefer

Frieden, selige Klarheit und Ruhe lächeln Dir hier entgegen, während sich Dir dort das geheimnißvolle Reich der Ahnung erschloß. Wie warm, wie heiter ist dieser Himmel; ob den Stürme und Gewitter wohl heimsuchen können? Wie weich, wie kosend spielt das Wasser um die Glieder der Badenden! Wie der kleine Junge, der darin herumplätschert, sich seines, ich möchte sagen heimathlichen Elementes freut! Wie hier Natur und Menschen die Wonne am Dasein zu empfinden scheinen! Ach ja! ich mag's gerne glauben, daß, wer dieses Land gesehen, nie wieder ganz unglücklich werden kann; den Duft solcher Erinnerung kann das Gemüth nie wieder verlieren. Sieh nur, wie sorglos diese Menschen sind, wie kräftig, wie froh! Und warum sollten sie sich auch kümmern? Gott liebt sie gewiß, da er sie hier geboren werden ließ. — Rewbell hieß der Meister, der diese beiden Bilder malte. Der Name ist Dir unbekannt? Er ist es wohl Vielen, und doch war der Künstler, der ihn trug, einer von denen, die im flammenreichen Herzen eine Welt von Schönheit hegen. Deutschland! für wie reich mußt Du Dich halten, um solche Begabung unbeachtet zu lassen.

Laß uns nun vor dem Bilde des Mailänders Hayez verweilen. Das Sujet desselben will ich Dir mit wenigen Worten erläutern. Vittore Pisani, bis dahin der lorbeerreiche Führer von Venedigs Schaaren, verlor im Jahre 1379 bei Pola in Istrien eine Seeschlacht gegen die Genueser; sein Unglück wurde ihm als Schuld angerechnet oder vielmehr: die Republik, an Niederlagen nicht gewöhnt, beargwohnte den Helden eines Einverständnisses mit Genua, berief ihn zurück und ließ ihn in's Gefängniß werfen. Es war dies ein Wüthen gegen sich selbst, denn Pisani war durch keinen Andern zu ersetzen; so geschah es denn, daß der Feind Vortheil über Vortheil errang, in die Lagunen eindrang, Chiezza nahm und Venedig in solcher Nähe bedrohte, daß Rettung unmöglich schien. Die einzige, letzte Hoffnung der Republik war auf das Volk gestützt; die Bürger wurden bewaffnet, Alle, die den Seedienst kannten oder ihn zu erlernen bereit waren, aufgerufen. Als Antwort auf diese Aufforderung tönte es aus allen Reihen des Volkes entgegen: Se voi volete che andiamo in galera, dateci il nostro capitano, Messer Vittorio Pisani, ch'è in prigione. Das Volk war seinem alten Helden treu geblieben, und vielleicht um so mehr, je bitterer es ihn von der Signoria gehaßt

sah; Pola war vergessen, man gedachte nur mehr der Siege in Dalmatien und bei Actium. Pisani war der Einzige, zu dem das Volk Vertrauen hatte.

Wohl war die venetianische Regierung nicht daran gewöhnt, sich von der Menge Gesetze vorschreiben zu lassen; als aber das Volk die öffentlichen Plätze bedeckte, den herzoglichen Palast umstürmte, die Lüfte mit dem Ruf: Es lebe Pisani! erfüllte, da sah sich der Senat zum Nachgeben gezwungen, und Pisani feierte den schönsten Triumph: zurückberufen zu werden als der Einzige, der fähig, das Vaterland zu retten.

Der Maler hat den Augenblick erfaßt, wo das Volk seinen Liebling begeistert die Riesentreppe hinanträgt, an deren oberen Ende ihm der Doge Andrea Contarini, von der Signoria umgeben, entgegentritt. Dem Befreiten nach drängt sich eine dichte Menschenmasse, und ringsherum ist die Volksmenge geschaart, die Pisani's Geschick zu ihrem eigenen gemacht hat. Die Composition ist von bewunderungswürdiger Klarheit, was bei so zahlreichen Figuren schon an und für sich als ein großes Verdienst gelten mag. Aber wie herrlich ist zugleich die Individualisirung jeder Gestalt, der Ausdruck jedes Kopfes, wie wahr und warm das Colorit! Sieh den greisen Pisani mit dem edeln, selbstbewußten Antlitz, das doch so ganz ohne Stolz, ohne Ueberhebung ist! Du liesest in seinen Zügen die Worte, die er nach Sabellico's Zeugniß damals sprach: Nie kann die Rede von einem Unrecht der Republik gegen einen ihrer Bürger sein. — Ihm gegenüber steht der Doge, ernst und fest wie ein marmornes Standbild, die Hoheit des Hauptes der Republik auch in diesem Augenblicke nicht verläugnend. Er scheint zu sprechen: Du wardst der Freiheit beraubt, weil Du Venedigs Flotte verlorst; wir geben Dir die Freiheit wieder, um daß Du Venedig rettest. So zeige uns nun, welche von beiden Entscheidungen die gerechte war. — Betrachte nun die Senatoren, besonders den zur Linken des Dogen, die Nobili, das umdrängende Volk — dämmern Dir dabei nicht Gentile Bellini's Bilder auf, Scenen aus des Künstlers Tagen schildernd? Das sind Venetianer, nicht etwa blos in Gewandung und nachgepinselter Aeußerlichkeit, nein! Venetianer bis in's innerste Herz hinein. Wäre nicht die größere Freiheit der Ausführung und eine gewisse Idealisirung der Frauengestalten, die bei dem alten Meister etwas steif und klö-

sterlich, Du würdest wahrhaftig glauben, vor einem Bellini zu stehen. Im ersten Moment ist man versucht, zu glauben, das Bild müsse große Studien gekostet haben; im zweiten fühlt man: Nein! Ein begnadeter Augenblick brachte es vor den Geist des Künstlers, da war es fertig. Er brauchte sich dann nur noch die Mühe zu nehmen, es zu malen.

Siehst Du dort das märchenhaft schöne Frauenbild mit dem hellen Turban und den lang herabwallenden schwarzen Locken? Es ist Ammerling's Orientalin. Sind diese Züge auch nicht eben orientalisch (dazu fehlt ihnen meines Erachtens das Ernste, Großartige des morgenländischen Typus), so bleibt es doch immer ein entzückendes Antlitz. Das Bild ist im Kupferstich so allgemein verbreitet, daß es überflüssig wäre, eine ausführliche Schilderung desselben zu geben; nur Eins möchte ich bemerken: Hier ist ein Körper nicht blos auf magische Art beleuchtet, nein! er saugt das Licht ein, er erglüht davon, wie eine Blume. Es ist eine Transfiguration.

Die „zwei Schwestern" von Schiavone gehen mir nicht so nahe an, obgleich ich ihnen ein gewisses Verdienst durchaus nicht bestreiten will. Mir aber ist Schiavone zu sehr Mann der Convenienz. Er hält Eleganz für Anmuth. Die beiden Frauenköpfe, die da aus ihren Rahmen herauslächeln, sind mir zu kokett. Ich glaube weder an die Unschuld der Einen noch an die Liebesträumerei der Andern. Wir wollen sie verlassen und hintreten zu dem trauernden Sulioten, von Lipparini mit unübertroffener Kraft und Herrlichkeit gemalt. Tempelruinen im Hintergrund, gestürzte, zertrümmerte Säulen, sinkender Tag — — ja, es will Abend werden! Und die Trauer um dies Sinken, Scheiden und Vergehen, wie spiegelt es sich in dem ernsten, gramvollen Antlitz des Sulioten. Er steht tief in sich versunken, mit gesenktem Haupt und dunkelglühenden Augen, tragisch ruhig und erhaben. Dies mag der Ausdruck von Sparta's Söhnen gewesen sein, als sie bei Thermopylä dem Tode sich weihten. Das ist kein Theaterheld wie die französischen Parodien der Antike: ein Mann ist's, ein starker, kühner Mann, dem Sklaverei tief in die Seele schneidet, so tief, daß er gewiß nichts Großes zu thun glaubte, wenn er sein Leben hinopferte, um sein Land von den Todten zu erwecken. Rührend mild, versöhnungsreich und hoffnunggebietend war Lipparini's Idee, die alten Trümmer mit frisch treibenden Ranken zu

überbreiten. Ich gedachte dabei Grün's schöner Worte von der Natur:

„Sie läßt den grünen Teppich niedergleiten
Auf allen Moder der Vergangenheiten!"

Und dieser ewig regenerirenden Kraft wollen wir unser und der Welt Geschick vertrauen! —

Wir kommen nun zu einem Gemälde Müller's (Feuermüller nennen ihn die Münchner). Es ist eine Scene aus dem Tyrolerkrieg. Von dem Widerscheine des in Flammen auflodernden Dorfes beleuchtet, stehen oder knieen Landleute auf dem Dach ihres Hauses und schießen auf die Blauen, die in einiger Entfernung kämpfend sichtbar sind. Unübertrefflich ist der Ausdruck im Kopf des Alten, der so besonnen, ruhig und sicher zielt und seinen Mann gewiß nicht fehlen wird. Eben so ausgezeichnet ist der kleine Junge, der mit dem ausgestreckten Finger dem älteren, neben ihm knieenden Bruder deutet, wohin er zu zielen habe. Das stehende Mädchen, das an dem Kampfe gleichfalls Theil nimmt, ist eine schöne, jugendkräftige Gestalt, nur vielleicht im Ausdruck nicht so einfach und unbefangen, wie es zu wünschen wäre und wie es die Uebrigen auch wirklich sind. Ungemein gelungen ist die Färbung des Bildes; dieses Gemisch von Rauch, Pulverdampf und Flammenwiderschein kann nicht treuer und wirksamer gegeben werden.

Zwei Bilder von Canella darfst Du ja nicht übergehen; es sind Ansichten von Prag, „der alten, der wunderschönen Stadt", wie es im Schwerinliede heißt. Die eine derselben ist von der Kleinseite, die andere von der Färberinsel aufgenommen. Der königliche Hradschin schwebt wie eine Krone über der herrlichen Stadt, der ihre vielen, mitunter so seltsam geformten Thürme und Kuppeln ein nicht-europäisches, phantastisch schönes Gepräge geben. Stark, fest und kühn wie die Zeit, die sie erbaute, schwingt sich die Moldaubrücke von einem Ufer zum andern. Welche Erinnerungen drängen sich hier auf, welche Schicksale und Kämpfe wurden hier ausgefochten! Mir ist die alte Brücke in Prag das, was mir in Venedig der Marcusplatz ist. Canella hat die eigenthümliche Physiognomie Prags aufgefaßt, wie dies von einem Maler seines Ranges zu erwarten stand. Das Einzige, was mir nicht ganz richtig scheint, ist die Farbe des Wassers, das ich zu blau, zu durchsichtig finde. So ist weder

die Moldau, noch ein anderes nordisches Gewässer überhaupt. Wahrscheinlich wurden beide Bilder in Prag entworfen und erst später in Italien ausgeführt. So läßt sich's leicht erklären, daß der Maler die Farbe seiner heimathlichen Ströme auf den Strom einer nördlicheren Gegend übertrug.

Nun kommen wir zu einem hübschen Gemälde Eberle's: eine Schafheerde, in die ein Paar gar grimmige Wölfe hereinbrechen. Das arme geängstigte Schafvolk hat sich zu einem wirren Knäul geballt und stürzt in Hast einem Abhange zu, von dem der Vordermann oder eigentlich das Vorderschaf, vulgo Leithammel, auch schon hinabkollert. Die Verfolger sind dicht hinterdrein, sie sehen so verzweifelt ausgehungert aus, daß auf keinen Pardon zu hoffen ist, ja der Eine ist schon im Begriffe, ein Lamm zu erfassen. Diese bedrängten Schafe, was für Angst mögen die ausstehen, wie mögen die armen Thierherzen fliegen und hämmern! Aber gottlob! dort kommt der Hirt herbeigeeilt, er trägt einen derben Knüttel — wenn er nur noch zur rechten Zeit kommt, wenn der Knüttel nur ausreicht! Eins von den Thieren wird gewiß geopfert werden müssen, und ich wüßte nicht, welches ich dem blutigen Verhängniß weihen möchte, so unschuldig dumm und unglücklich sehen alle aus. Ich habe von jeher ein großes, mit Rührung vermischtes Faible für alle Dummheit gehabt, notabene für solche, die nicht sprechen und mich folglich nicht langweilen kann. Nur sprechende und schreibende Dummheit habe ich en horreur.

Sieh diesen Pferdestall von dem Münchner Adam; sieh Dir vor Allem die Pferde recht genau an, denn die werde ich Dir nicht beschreiben. Ich bin eine gar zu schlechte Hippologin; ich habe Pferde zwar ganz lieb, wenn sie meine Trägheit im Wagen weiterziehen, aber sonst befasse ich mich nicht mit ihnen. Dagegen habe ich eine um so größere Passion für Hunde; nicht für die kleinen Kläffer, die den Eintritt in manches Zimmer unleidlich machen, sondern für schnellkräftige, kampffreudige Jagdhunde und dann für die armen, verachteten, nur selten durch einen fetten Bissen getrösteten Stallhunde. Jene liebe ich, weil sie die Helden, die Anderen, weil sie die Proletarier ihres Geschlechtes sind; nur der tiers état ist mir zuwider. Die Familie, die ich Dir hier vorstellen will, besteht aus einer Mama und vier oder fünf Kindern, „aus dem Volke." Die Pferde spekta-

kuliren im Stall, darüber ist die Alte, die als gute Mutter Alles auf die Ihrigen bezieht, aus dem Korbe, worin sie ihr Wochenbett hielt, muthig herausgesprungen, um die kleine Schaar nöthigenfalls zu vertheidigen. Von ihrer heftigen Bewegung ist der Korb umgeschnappt und die Jungen, die sie beschützen will, rollen auf den Boden. Sie sind noch ganz klein, täppisch, unbeholfen und drollig über alle Maßen; besonders der Eine, der auf den Rücken fiel, und nun seine vier Füßchen kläglich in die Luft streckt, ist adorable ungeschickt. Und die Mutter in ihrer Wuth gegen die Störer! Man glaubt ihr zorniges Bellen zu hören, zu dem das Winseln der Jungen die Begleitung abgibt. — Adam ist wirklich der Lafontaine unter den Malern; beobachtend, errathend, naiv, humoristisch, das Schicksal der Thierwelt sich zu Herzen nehmend, wie der große französische Fabeldichter.

Eine Gegend aus dem baierischen Oberlande von Bürkel. Wie schön, wie schön! Der erste Frost ist hereingebrochen, der Winter kommt herangezogen, wie ein finsterer Eroberer in ein verwüstetes Land. Noch ist er nicht mit dem Gros seiner Armee angekommen, aber der Reif, der sich an die Gegenstände hängt, der leichte Schneeanflug sind seine Plänkler, und die betrübte Erde weiß aus alter Erfahrung, daß sie in dem Kampfe unterliegen wird. Die Bäume wissen es auch, darum strecken sie ihre entlaubten Aeste so jammernd empor, und den Vögeln kann es kein Geheimniß sein, warum durchschweiften sie sonst so trostlos die Luft. Wie grau der Himmel ist! da hängt Schnee in Massen. Und diese schneidend scharfe Luft! ehe Du Dich dessen versiehst, wird es grimmig kalt sein. Mit unendlicher Treue und Wahrheit hat Bürkel diesen Augenblick des Uebergangs ergriffen; es ist nicht mehr Herbst, es ist noch nicht Winter. Meisterwerk im Meisterwerk ist auf dem Bilde ein abgedorrter Baum, der den anderen zuzurufen scheint: Memento mori! — Wenn es mir vergönnt wäre, einen Wunsch auszusprechen, so wäre es, daß es dem Künstler gefallen möge, einen Theil der Staffage zu verändern. So wie sie jetzt ist, beleidigt sie in Etwas den Geschmack, ohne durch besondere Naturwahrheit und Localfarbe dafür zu entschädigen.

Laß uns diese zwei allerliebsten venetianischen Genrebilder betrachten. Es ist zwar bedenklich, mich auf dieses Sujet zu bringen, denn von Venedig sprechend, fange ich leicht zu divagiren an, ja ich

habe mir oft gesagt: wenn ich an Seelenwanderung glaubte, müßte ich mich für überzeugt halten, Jakob Foscari's Geist sei in mich gefahren. Ich will mich indessen anstrengen und von Venedig zu sprechen suchen, wie andere vernünftige Leute.

Das eine Bild ist von Bosa und stellt die Pescaria vor. Unter dem improvisirten Zelte von Segeln, ist das ein Getreibe! Hier feilscht eine hübsche Magd um einen Fisch; sie ist schon halb zum Gehen gewendet, ihr letztes Anbot scheint gethan, und unschlüssig sieht der Verkäufer drein, zweifelhaft, ob er die Prachtwaare für den Spottpreis lassen solle oder nicht. Ganz venetianisch, südlich reizend und indolent ist das Mädchen, das sich an die Schulter der Feilschenden lehnt und dem Handel zusieht. Rechts stürzen zwei Fischerjungen einer Matrone zu, die mit prüfendem Kennerblick ihre Waare mustert; im Hintergrunde gewahrst Du die gravitätische Gestalt eines Abbate, mit gleicher Musterung beschäftigt. Andere haben das schwierige Geschäft des Einkaufs schon beendigt und braten, schmoren, kochen ihre Acquisition an einem lustigen Feuer sur les lieux mêmes. Vater Neptun muß seine Kinder ernähren.

Das zweite Bildchen (ein Albumblatt) schildert eine neu eröffnete Schenke. Es besteht nämlich in Venedig der Gebrauch, daß, wer ein Wirthshaus eröffnet, drei Tage hindurch seinen Wein unentgeldlich ausschenken muß; daß es dabei an Zuspruch nicht fehlt, kannst Du Dir denken. Nun sieh Dir diese exasperirte Wirthsfigur an! Man setzt dem armen Manne dergestalt zu, daß er nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht. Im Begriffe, dem Einen einzuschenken, wird er auf der anderen Seite von einem ungestümen Forderer angefallen, und während er diesen zur Vernunft, d. h. zum Warten bringen will, gießt er das rothe Naß daneben, was denn wieder einen verzweiflungsvollen Angriff von Seiten des dadurch Beeinträchtigten zur Folge hat. Nebenan sitzen Glücklichere, die sich mit ihrer werthen Beute aus dem Getümmel gerettet haben und nun, mit behaglicher Ruhe auf die noch Kämpfenden blickend, sich der edeln Gottesgabe freuen.

Weißt Du, was mir beim Anblick dieser beiden Bilder einfiel? Ich sagte mir: Was für glückliche Leute sind doch diese Italiener, und vor Allem ihre Maler, die gerade nur wiederzugeben brauchen, was sie täglich mit gebenedeiten Augen sehen. Denke Dir, wenn ein

deutscher Maler ähnliche Scenen aus seiner Heimath darstellen sollte; was würde daraus? Nun ja, er könnte, wie wir's an den Niederländern sehen, große Virtuosität im Technischen und getreue Auffassung zeigen, aber könnte der Eindruck des Bildes ein poetischer sein, wie hier? Nein und tausendmal nein! Das machten die platten, ausdruckslosen Gesichter, die unkleidsame Tracht, die er darzustellen hätte, unmöglich. In welchem Vortheil steht hier der Italiener! Er braucht sich nicht auf's hohe Pferd zu setzen, um poetisch zu sein: er braucht nur wiederzugeben, was ihm in jedem Augenblick entgegentritt. Sieh diese scharfgezeichneten kühnen Gesichter mit der dunkeln warmen Färbung; diese Gestalten, so edel, so stolz unter ihren Lumpen; dies Volk, so geistreich in seiner Unwissenheit, so geschliffen in seiner Heftigkeit! — Bei uns fallen die Genremaler gewöhnlich entweder in's Triviale oder in's Affectirte, je nachdem sie die Natur treu wiedergeben oder idealisiren wollen. Der Italiener entgeht dieser Klippe dadurch, daß er nichts Schöneres ersinnen könnte, als was ihm täglich leib- und wesenhaft vor Augen steht.

In einem Kabinet finden wir das Porträt des Grafen Kolowrat. Es ist von dem Mainzer Heuß gut gemalt und von unbestreitbarer Aehnlichkeit. Dennoch stellt es mich nicht zufrieden; erstens scheint mir die Stellung unglücklich gewählt und zweitens vermisse ich hier das air parfaitement grand seigneur, das den Grafen charakterisirt. Die geistige Vornehmheit seiner Züge ist hier nicht hinreichend ausgedrückt.

Im Nebenzimmer sehen wir ein Gemälde des Mailänders Molteri. Ein kleiner Schornsteinfeger, wahrscheinlich ein Savoyarde, steht auf der winterlichen Straße und drückt sich an ein Haus, als wolle er sich daran wärmen. Die Luft ist bitter kalt, das Kind zieht den einen Fuß von dem hartgefrorenen Boden hinauf und schmiegt sich in sich zusammen. So kläglich sieht der arme Junge drein! er hat vielleicht auch Hunger — ach, man möchte ihn gleich bei beiden Händen ergreifen und in eine warme Stube hereinziehen, wo er sich beim Feuer und mit einem Bischen Essen wieder restauriren könnte. Ich meine ordentlich, ich seh ihn aufthauen, lustig und guter Dinge werden und tausend Possen treiben, denn trotz seiner momentanen Betrübtheit blitzt ihm der Schalk aus den Augen. — An der entgegengesetzten Wand hängt ein Bild Ditterberger's: ein indianischer

Digitized by Google

Held. Ein sehr schön gedachtes Bild von ungemeiner Energie und tiefem Ernst. Der Kopf ist scharf charakterisirt, das Colorit vortrefflich. Das ist nicht kaffee-, nicht rußfarb, welche zwei Nüancen ohne weiteres Examen für orientalische Köpfe so oft herhalten müssen. Die Färbung dieses Bildes wüßte ich nur mit Victor Hugo's Worten zu schildern, wenn er von einer schönen Orientalin sagt:

Tu n'es ni blanche ni cuivrée,
Mais il semble qu'on t'a dorée
Avec un rayon du soleil.

Warm, durchsichtig, tropisch ist die Luft; das Nebenwerk, die Haltung des Ganzen von den größten Effecten, eben darum, weil keine Effecthascherei sichtbar.

Noch befindet sich in diesem Zimmer eine Skizze Lipparini's: Der Tod des Marco Bozzaris. Die Gruppe ist vortrefflich componirt. Ohne Verzerrung, ohne theatralische Verrenkung liegt der an seinen Todeswunden verblutende Held in den Armen seiner Getreuen. Eine schöne, schreck- und schmerzverstörte Gestalt beugt sich über ihn und scheint dies fliehende Leben zurückhalten zu wollen. Ein Grieche, Bozzaris' sinkendes Haupt unterstützend, wendet sich seitwärts; sein Blick späht in die Ferne, als fürchte er, die nahenden Verfolger könnten die letzten Augenblicke des theueren Führers und Freundes stören und sich der edlen Leiche bemächtigen. Ein Jüngling, Bozzaris' Sohn, kniet zu den Füßen des Sterbenden, der ihm den Schwur abnimmt, den Tod seines Vaters zu rächen. Tragisch erschütternd und wahr ist die Gruppe. Das sind Griechen, nicht Griechen aus dem hübschen Ballet la fidanzata di Missolunghi, das ich in Triest sah, sondern wahrhaft Söhne von Hellas, Klephten, die hinziehen auf den freien Bergen, den blauen Himmel zum Dach, die treue Flinte zur Geliebten. Man fühlt die Wahrheit dieser Localfarbe. Kein Wunder! Lipparini lebt in Venedig, und Venedig ist eine halb orientalische Stadt. Was die Ausführung bis in's kleinste Detail hinein betrifft, so möchte ich gar sehr wünschen, daß sie auf jedem prätentiösen Bilde unserer Maler nur halb so vollendet wäre, wie auf diesem, das Lipparini selbst nur eine Skizze nennt. Da ist eine Freiheit, eine Großheit, eine Farbenpracht, die man nicht genug bewundern kann.

Wir treten nun in einen andern Saal. Worauf soll ich Dich

hier aufmerksam machen? Die Wahl ist so schwer! Bedenklich ist sie indessen nicht, denn worauf wir auch aufmerksam machen mögen, wir dürfen gewiß sein, nur auf Treffliches zu stoßen.

Zwei Bilder des herrlichen Canella: Honfleurs in der Normandie und Palestrina im Venetianischen. Wie scharf hat der Künstler hier Nord und Süd, die grüne, tiefernste Nordsee, die blaue lachende Adria zu charakterisiren gewußt: Wasser, Land und Luft, die Menschen, ja ich möchte sagen die Thiere selbst haben auf den zwei Bildern ein durchaus verschiedenes Gepräge. Diese bepackten, feilschenden, schwerfälligen Normands, und dagegen diese heiteren, sorglosen, mit dem Leben spielenden Kinder des Südens! Ueber Honfleurs liegt eine schwere, dicke Atmosphäre ausgebreitet, ein Paar befrachtete Lastträger klimmen einsam den Quai hinan, die Leute sehen alle aus, als seien sie nur, um zu arbeiten, auf die Welt gekommen; dort bei Palestrina wölbt sich der blaue Himmel entzückt über die lachende See, den lieblichen Strand; der Schiffer, der mit seiner Barke über das Wasser hingleitet, scheint es zu seinem Vergnügen zu thun; die Leute am Ufer kümmern sich nicht viel um Arbeit, sie stehen lieber beisammen und führen ein vergnügliches Gespräch. Rankengewinde um alle Häuser, Blumen an allen Fenstern (daneben auch Wäsche, zum Trocknen aufgehängt; das thut aber Nichts), unten auf dem Boden der Segen Gottes, in Gestalt von prachtvollem Obst und Gemüse reichlich aufgeschüttet. Ein Paar Kinder spielen ganz dicht am Meere; es fällt keinem Menschen ein, zu denken, daß sie hineinfallen könnten, so freudig ist der Südländer, so ferne liegt seiner Natur unser Sorgen, Grübeln, nach Apprehensionen Jagen. Alle diese schönen Dinge sind unser Erbtheil. Im Süden ist Leben des Lebens Zweck, bei uns muß man sich umbringen, um leben zu können. Dort gibt es wildes, heißes Weh, Verzweiflung, in der das Herz verzehrt emporlodert wie auf einem Holzstoß. Sei's darum! wer wird denn ewig leben wollen? Nur mit der langsam unterwühlenden, lähmenden, zersetzenden misère, die in geographischen Lehrbüchern den nordischen Producten beigezählt werden sollte, kann ich mich nicht vertragen.

Und doch (bei all meiner Abneigung gegen den Norden muß **ich's bekennen): welch schönen, tiefeinsamen Wald hat der Holländer van Haanen hier gemalt! Der Winter naht seinem Ende; zwar**

deckt noch Schnee den Boden, allein das Thauwetter ist nahe, schwer hängen die feuchten Wolken nieder und die bläuliche Farbe, die der Schnee hie und da hat, verheißt sein baldiges Schmelzen. Jäger haben sich in dem Wald gelagert und bereiten an einem lodernden Feuer ihr frugales Mahl. Einer ihrer Hunde, wahrlich der Cato der Schaar, nimmt von dem zu erwartenden Genusse keine Notiz, sondern schnuppert eifrig im Schnee, der Spur eines Wildes nachspürend. Wenn Du ein Paar Schritte zurücktrittst, wie wird Dir? Meinst Du nicht in's Unabsehbare hineinzuspähen? Glaubst Du nicht um jeden dieser Bäume herumgehen zu können? Fühlst Du nicht die Sammtweichheit des Mooses an den Stämmen? Betrachte einmal diesen Baumstrunk, der querüber liegt, diese Fußtapfen im bald zerschmelzenden Schnee, die grauschwarzen, regenschwangeren Wolken, die Jäger mit den derbkräftigen Gestalten und den Gesichtern, deren Nüance nur mit dem englischen: weather-beaten zu bezeichnen ist! Dieser van Haanen ist ein großer Maler.

Nun folge mir zu Gauermann's: der verendende Hirsch. Ich weiß dies Bild nur eine Thiertragödie zu nennen. Dicht an einem grünen, von Felsen umschlossenen Alpensee, den es wahrscheinlich so eben durchschwamm, liegt das sterbende Thier. Der rothe Schweiß quillt aus den klaffenden Wunden, der letzte Kampf wird bald vorüber sein. Auf einem nahen Felsenvorsprung sitzen Alpengeier, die sich lüstern zum bevorstehenden Mahle anschicken. Wie sie die Schnäbel wetzen, wie sie mit den breiten, dunkeln Flügeln schlagen, wie schon ein vierter Geier aus der Ferne herbeieilt — o die gräßlichen, unheimlichen Thiere! Und der königliche Hirsch liegt tragisch ruhig; sein halbgebrochenes Auge hat etwas Menschliches, so still, so ernst blickt es. Doch nein! ein Mensch würde hier viel Wesens machen, während das Thier, näher, unmittelbarer mit der Natur verbunden, sich von der großen Strömung fortreißen läßt, ohne an Widerstand zu denken. Und ich? O ja, gerne wollt' ich am grünen Alpensee verbluten! Aber dann von Geiern zerfleischt werden, das würde mich schrecken. Thörin! Thörin! Du würdest es ja nicht fühlen. — Die Geier, die, weil Du noch lebst, Tag für Tag ein Stück von Deinem Herzen reißen, die Geier: Haß, Verleumdung, Undank, die fühlst Du Dich zerfleischen und magst noch andere fürchten? —

Weg von Gauermann's düsterem, herzerstickendem Werke und um wieder froh zu werden, laß uns den Blick auf recht Heiteres richten. Wir können dazu nichts Besseres wählen, als des in Rom lebenden Pollak: Mädchen mit dem Lamme. Ist das ein frohes, sonniges, lieblich leichtsinniges Bild! Gott weiß, wie sich die allerliebste Kleine mit ihrem Lamme herumgetummelt und abgetollt haben muß, denn jetzt liegt sie ganz athemlos, vor Lust und Uebermuth glühend, hingestreckt. Wie die kleine Brust fliegt, wie warm der Hauch des halbgeöffneten Mundes ist! Du liebes, wundes, weiches Kind mit den großen schwarzen Augen, den Pfirsichwangen, den brennenden Lippen, wie möchte man Dich herzen und küssen! Indem ich Dich betrachte, gedenke ich der kleinen Milanollo, nicht des schaurig süßen Seraphs Teresa, sondern des frohen Erdenkindes Maria. Wenn ich sie hörte, überkam mich dieselbe Stimmung von unendlicher Lust und Freudigkeit wie jetzt, dieses aus innerlichst durchsonnter Seele hervorgehende Lächeln, dieses Wiederaufleben der eigenen Jugend im Jubel und Jauchzen des Kindes. — Das Lamm hat sich über seine kleine Spielgefährtin gelagert; es ist noch nicht müde, es möchte noch fortspielen und sich gern wegstoßen lassen, um die tolle Jagd auf's Neue zu beginnen. Die Scene ist ein frischer grüner Wald; wie wohl muß der Kleinen werden unter dem dichten Schattendach, wie muß die Säuselluft das glühende Köpfchen kühlen! Du liebe Blume Gottes!

Da ist auch noch ein anderes Bild von Pollak: zwei römische Mädchen, die sich mit Blumen bekränzen. O sieh die Eine mit den schwarzen Haaren und den dunkeln Sonnenaugen, die fremd und unirdisch blicken aus dem zaubervollen Gesicht, dessen Ausdruck unsäglicher, mit Wehmuth oder Sentimentalität durchaus nicht verwandter Ernst ist. Nicht eigene bittere Erlebnisse haben das noch im Kindesalter stehende Mädchen so ernst gemacht; dazu ist es viel zu jung und die Frische ihres Reizes zu unversehrt. Ich möchte eher sagen, der Genius Rom's sei vorübergeschwebt und habe seinen Schatten auf dieses Antlitz geworfen. Ich möchte diese Züge nie lächeln sehen, so feierlich ist ihre Schönheit. Ihre Stellung athmet die tiefste Ruhe, das Auge blickt träumerisch, die Arme hangen lässig nieder; sie sitzt tief in sich versunken, als gäbe es keine Welt um sie herum. Ihre Gefährtin ist heiterer, vielleicht reizender, aber gewiß nicht so schön; der Schnitt des Gesichtes minder streng und antik, das Haar

von jenem lichten Braun, das, wenn ein Sonnenstrahl darauf fällt, wie gebräuntes Gold erglänzt. Wirklich ergießt sich das Licht auf die reichen Flechten und Locken, daß sie wie eine Glorie schimmern.

Weniger angesprochen fühle ich mich von der Landschaft; ich finde sie handsomer than handsome, mit einem Wort etwas überladen.

Laß uns an dem einzigen Aquarellbild der Sammlung nicht vorübergehen. Es ist das Innere der von Graf Kolowrat neu erbauten Kirche zu Reichenau in Böhmen. Ein hoher gothischer Bau, dessen Ausschmückung mit wahrhaft großartiger Munificenz bedacht ward. Das Altarblatt, die Dreieinigkeit vorstellend, ist von Lipparini mit der größten Vollendung gemalt; da ich das Bild in dem Atelier des Künstlers sah, kann ich Dir diese Versicherung geben, während ich mich über die zwei Seitengemälde von Ditterberger (der heilige Franziskus und die heilige Rosa), die ich nicht sah, des Urtheils enthalten muß. Oberhalb des Hauptaltars befinden sich die Landespatrone von Böhmen, um die Kanzel herum laufen die Bildnisse der Apostel, nach Raphael gemalt. Auffallend schön, im reinsten gothischen Geschmack ist das Schnitzwerk an den Bet- und namentlich an den Beichtstühlen; ich konnte mich des Staunens nicht erwehren, als man mir versicherte, es sei auf dem Lande, in Reichenau selbst gearbeitet worden. — Immer hört man wiederholen, man wisse dergleichen nicht mehr anzufertigen, die Zeiten seien vorbei, wo sich das Handwerk bis zur Kunst erhob u. s. w. Ich aber sage: Nein! das Geschick ist nicht ausgestorben, sondern nur die Lust, es zum rechten Zwecke zu verwenden. Wenn Ihr, die Reichen und Vielvermögenden, dem edeln Beispiel, das hier gegeben ward, folgend, Kunstzwecke im Auge hättet, statt Euerer läppischen Eleganz; wenn Euch der leidigen Mode wegen das absurde Rococogenre nicht lieber wäre, als die Harmonie einer wahrhaft schönen Form; wenn Ihr für etwas Besseres als ephemeren Reiz Sinn hättet, so würde mancher Zweig der Kunst, den Ihr schon abgestorben wähnt, wieder frisch aufblühen. Aber ein kopfwackelnder Mandarin von biscuit de Sèvres ist Euch lieber als der Apoll von Belvedere.

Um wieder auf das Bild zurückzukommen, so ist es mit großem Fleiß und vieler Treue gemalt; nur die Anforderungen der Perspective scheinen mir nicht vollkommen berücksichtigt. Immerhin bleibt es

ein höchst ansprechendes Gemälde, das den großen Vorzug hat, in dem Beschauer eine Stimmung zu erwecken. Ich kann mir den schönen ernsten Tempel vollkommen vergegenwärtigen und meine, es muß sich gar innig und trostvoll darin beten lassen.

Ich kann diesen Saal nicht verlassen, ohne noch eines Porträts der verstorbenen Gräfin Kolowrat zu gedenken. Es ist von Frauenhand, und der Name der Malerin ist Götzel-Serpolina. Da ich nicht so glücklich war, die Gräfin zu kennen, kann ich über die Aehnlichkeit nicht entscheiden, doch bin ich von ihr überzeugt. Wenn Du mich um meine Gründe fragtest, so würde ich Dir antworten: weil der Porträtmaler diesen Ausdruck von Geist, Güte und adelig feinem Wesen nicht erfinden kann. Die Gräfin sitzt à demi affaissée in einem Armstuhl, das Gesicht ist dem Beschauer zugewendet; zwischen Auge und Mund die wohlthuendste Uebereinstimmung: der Blick lächelt eben so sanft und wehmüthig mild wie die Lippen, während auf so vielen Porträts Auge und Mund gar Nichts von einander wissen. Das Colorit ist gut, die Behandlung des Haares ganz vorzüglich; man glaubt seine weiche Schmiegsamkeit zu fühlen. Der Blondenkopfputz, der Seidenstoff am Kleide, die Sammtmantille sind mit großer Sorgsamkeit und Geschick ausgeführt, wie denn überhaupt die Zusammenstellung des Ganzen von Geschmack und einem gebildeten Auge zeigt.

Einer Bemerkung kann ich mich bei diesem sonst gelungenen Bilde nicht entschlagen: Du wirst sie wahrscheinlich ganz weiberhaft finden, aber da ich gar nicht die Prätension habe, mehr zu sein als ein Weib, so mag ich demungeachtet damit herausrücken. Ich finde, man sollte sich nicht mit Handschuhen malen lassen. Es liegt in der Hand so unendlich viel Charakteristisches, daß sie recht eigentlich zum Porträt mitgehört. Ist Dir's nie aufgefallen, wie Großmuth, Niedrigkeit, Geist, Dummheit, innere Bildung und Rohheit in diesem Gliede ihren Ausdruck finden? Mich hat es oft beschäftigt, und über diesen Zweig des Wissens könnte ich Vorlesungen à la Lavater halten. Ich spreche nicht von den sogenannten schönen Händen; bei sorglicher Pflege kann sich diese so ziemlich Jeder verschaffen. Nicht ihre Glätte, Weichheit, Farbe haben für mich Bedeutung, sondern ihre Physiognomie, der ich, zugleich mit dem Wesen eines Menschen, auch seine Vergangenheit ansehe. So gibt es schmale, durch-

sichtige Hände, die mich eben so tief rühren, wie ein blasses, verweintes Antlitz; dann wieder andere, die mir mit ihren schlanken, energischen, vornehmen Fingern eben so imponiren, wie das Auge eines geistigen Herrschers. Es ist hier nicht der Ort, dies genauer zu erörtern, sondern zu meinem Ausgangspunkt zurückkehrend, will ich nur noch bemerken: Durch das beständige Handschuhmalen verlernen unsere Künstler Hände zu malen. Vergleiche die, welche man auf den Bildern der alten, einer vorjacquemar'schen Periode angehörenden Künstler sieht, mit denen, die jetzt gemalt werden, und diese letzteren werden Dir kalte, abgestorbene Todtenhände scheinen. Uebrigens sind auch die Handschuhe auf dem in Rede stehenden Porträt nicht so gut gemalt wie der Rest.

Wir verlassen den Saal und kehren in ein Kabinet, das wir vorhin nur flüchtig durchschritten, zurück. Mir pocht das Herz, wie wenn ich am Christabend die Thüre des Zimmers aufschließe, in dem Kinder ihre Weihnachtsfreude finden sollen. So freue ich mich des Entzückens, das Deiner hier wartet. Das Kabinet ist geheimnißvoll verdunkelt, nur durch eine schmale Oeffnung bricht ein Lichtstrahl herein und zeigt Dir, auf einer Staffelei ruhend, die wunderbarsten Glasmalereien. Das brennt, glüht, flammt und leuchtet, das übermeistert Dir alle Sinne, das umfluthet Dich wie Duft und Klang, durchströmt Dein Innerstes wie ein phantastisches Gedicht und was diese Wunder in Dir bewirkt, ist das Lichtkind Farbe. Und wenn Du Dich dann besinnst, wenn Du Deiner selbst wieder Herr werden willst und Dir sagst: „Du trunknes, gluthberauschtes Körperauge, nicht Dir allein will ich trauen: mit dem Auge des Geistes will ich des Geistes Werk betrachten, ob es solcher Bewunderung würdig!“ — wenn Du dies sagst und Dich versenkst in der Bilder Gedanken, Sinn, Bedeutung, da wird innere Wonne durch Dein Herz gehen; immer heller wird Dir's tagen, immer herrlicher wird sich der Erdenstoff verklären, und endlich wird Dein Gefühl nicht mehr Staunen, Bewunderung, es wird entzückte, unaussprechliche Andacht sein. Du wirst fühlen: diese Bilder wurden nicht blos gemalt, um durch Reiz und Pracht der Farbe das Auge zu ergötzen, der Künstler schuf sie, um einen heiligen Gedanken dem Menschensinn zu offenbaren.

St. Christoph, das Gotteskind durch die Fluth tragend. Hoch-

geschürzt und rüstig schreitet der fromme Riese dahin, mit den kräftigen Gliedern das smaragdgrüne Wasser theilend, das sich hinter ihm wieder schließt. Der Ausdruck seiner Züge ist Staunen, aber Staunen ohne Bestürzung, denn Göttliches erschreckt nicht. Es scheint seinem Geiste aufzudämmern: die ganze Fülle der Herrlichkeit Gottes können nur Jene ertragen, die Eins werden mit ihm. Still, groß, lächelnd, ein junger Held und Sieger, blickt das göttliche Kind; Du wirst es keinen Moment für ein erdgebornes halten, die Hoheit des Ueberirdischen durchschauert Dich bei seinem Anblick. Und doch ist es ein Kind mit weichen, zarten, lieblichen Formen, ja! aber eben ein Kind, das da weiß, es sei bestimmt, für das Heil der Welt in den Tod zu gehen, und in diese Bestimmung willigt. Von der Gewalt und Herrlichkeit dieser beiden Gestalten übermeistert, vermag ich kaum noch andere Dinge an diesem Bilde zu erwähnen. Nur flüchtig will ich Dich noch aufmerksam machen auf dies durchsichtig klare Wasser, diesen kühn emporstrebenden Strand, an dem sich die Wellen perlend brechen, dies magische Mondlicht, diese, wie ich keck behaupte, von keinem Maler überbotene Perspective. Dann sieh Dir den bemoosten Felsen an, der rechts emporsteigt mit der Einsiedelei oben und dem Klausner, der, sein Licht in der Hand, in die Nacht hinausspäht. Nicht wahr, das ist schön, wahr und lieblich über allen Ausdruck? Aber Deine Blicke kehren doch immer wieder zu dem Heiligen und dem Kinde zurück. Und wenn Du dann später dieses Bildes gedenkst, wird die Gläubigkeit und Herzensfrömmigkeit, die darin athmet, erquickend und beseligend, Dein Innerstes auf's Neue durchströmen.

Ich scheide von diesem Gemälde, wie von einem hohen Menschen, einem Freunde, der mir wohlgethan. Ein Schmerz, eine bittere Losreißung wär mir's, wenn ich denken müßte, ich trennte mich davon für immer. Doch hierin auf die Gunst des Schicksals hoffend, **winke ich dem edlen Kunstwerk ein inniges: Auf Wiedersehen! zu und wende mich zu dem zweiten Glasgemälde, das, wie der Morgenstern, sein Licht durch das verdunkelte Gemach ergießt. — Sanct Lucas, die Madonna mit dem Kinde malend. Unter einem Baldachin von golddurchwirktem Purpur sitzt die Jungfrau, diese menschgewordene Lilie. Kannst Du sie schauen und noch an Böses glauben? Eine Unschuld, eine Heiligkeit, die mit unserer armseligen Tugend**

Nichts gemein hat, thront auf dem klaren Gesichte. Es ist nicht die ideale, triumphirende Schönheit von Raphael's Madonnen, noch ist es die energische Hoheit und Majestät von Murillo's Himmelsköniginnen: die reinste Jungfräulichkeit, die tiefste Liebesdemuth ist es, vor der Du hier das Knie beugst. — Unschuldig ist sie, nicht weil sie sich von den Makeln des Irdischen rein zu erhalten gewußt, sondern weil ihr innerstes Wesen der Sünde so fremd, daß diese gewiß nie auch nur in ihren Traum einen trübenden Schatten warf. Wie ein Schimmer von Jenseits fließt das blonde Haar um das Antlitz; Goldstoff schmiegt sich um die Gestalt, ein Mantel von tiefem, leuchtendem Blau wallt darüber hin. Vergeblich wäre es, die Pracht dieser Farbentöne beschreiben zu wollen; jeder von den Edelsteinen, die den Saum des Kleides besetzen, erglüht wie von Licht getränkt. Auf dem Schooße der Jungfrau ruht das göttliche Kind, den Blick zu ihm emporgehoben, das eine Aermchen nach ihr ausgestreckt. Gegenüber der Heilige, halb knieend, den Stift in der Hand, bemüht, die himmlische Erscheinung festzuhalten. Welche Inbrunst, welche Weihe, welche Andacht in seinen Zügen! Ich denke, dies muß van Eyck's selbsteigenster Ausdruck gewesen sein, als er dies Bild malte. Ja, so mögen diese alten Meister ausgesehen haben, die sich durch Gebet und mystische Versenkung auf die Arbeit vorbereiteten. — Dieser heilige Lucas scheint nur durch's Auge zu leben; auf der weiten Welt kümmern ihn nur diese zwei Gestalten, die nicht von dieser Welt sind. Und wie schön ist die Ausführung! Dieser kraft- und ausdrucksvolle Kopf mit den tiefgegrabenen Zügen, dieser nervige, durchfurchte Hals, dieses violettne Gewand mit seinem reichen, freien Wurf. Und nun blicke durch das Fenster hinaus in das offene Land, durch das sich ein Gewässer in reizenden Krümmungen schlängelt, über dem ein von leichten Silberwolken überflorter Himmel lächelt, wie ein sanftes Auge; durchdringe Dich mit diesem Bilde, drücke das Gedächtniß daran tief in Dein Herz, und Dein ward ein Gewinn für's ganze Leben. — —

Nun laß uns scheiden; es gibt Eindrücke, die selbst durch Verwandtes nicht gestört werden sollen. Mit erfrischter, erfreudigter Seele gehen wir von hinnen, froh, im wirren, trug- und bedrängnißvollen Leben die ewige Wahrheit und heitere Göttlichkeit der Kunst erfaßt zu haben, der herrlichen Beglückerin Aller, die an sie glauben. Wirf

Google

Dich in ihre Arme, schwöre Dich zu ihrem Getreuen, und wie trüb auch Dein Loos falle: Du wirst nie ganz elend sein und nie ganz verlassen.

Dies Eine noch als Abschiedsgruß: Wohl Dem, in dessen Macht es steht, sich mit einer glanzreichen Welt von Schönheit zu umgeben; aber mehr noch: Ehre Dem, der inmitten eines vielbewegten, von ernsten Arbeiten angefüllten Lebens das Bedürfniß nach Schönheit, die Liebe zur Kunst treu in sich bewahrt hat; und endlich: Dank Dem, der auch der Fremden den Genuß seiner Schätze so gütevoll verstattete.

Theatralisches aus Berlin.

Döring. — Prutz: Moriz von Sachsen. — Ein neues Ballet von Taglioni. — Laube's „Bernsteinhexe" auf der Bühne. — Lateinisches Theater. — Thorzettel.

Unsere Theaterintendanz verdient in ihrem rastlosen und glücklichen Bemühen, den Mangel des Opernhauses nicht fühlbar werden zu lassen, aufrichtigen Dank. Die größeren Opern sind ohne merklichen Nachtheil in dem kleineren Raum des Schauspielhauses in Scene gegangen. Döring's Gastspiel bringt uns die größeren classischen Werke zurück, für welche im Grunde sonst die Kräfte hier fehlten; Neuigkeiten haben wir ebenfalls bereits mehrere gehabt, andere sind noch in Aussicht. Prutz' „Moritz von Sachsen" ist dem Vernehmen nach angenommen; über „die letzte weiße Rose" von dem Redacteur dieser Blätter hoffe ich in ganz Kurzem einen günstigen Erfolg mittheilen zu können. Ein neues Ballet: „Die Liebesinsel", mit außerordentlicher Pracht in Scene gesetzt, ist bereits vorübergerauscht, hat aber wenig Eigenthümliches gebracht. Da es von Mitgliedern der hiesigen Bühne (verfaßt von Taglioni, in Musik gesetzt von Gährich) stammt, so wird es sich vielleicht länger halten. Ebenso sahen wir in vergangener Woche zum ersten Mal Laube's „Bernsteinhexe". Ich bin Ihnen einen Bericht darüber schuldig, aber ich wünschte, ich könnte Ihnen Besseres melden. In Wahrheit, der Erfolg war kein glücklicher. Das Stück ist ein Mißgriff in doppelter Beziehung: in Betreff des Stoffes, in Betreff der Behandlung. Sie müssen mir schon erlauben, daß ich mich etwas weiter auf Motivirung einlasse, als es eigentlich der Raum für eine Mittheilung gestattet, allein da

ich einmal die Pflicht übernommen habe, so will ich sie auch nicht einseitig erfüllen.

Meinhold's „Maria Schweidlerin" ist durch die jesuitischen Versuche des Verfassers, das Werk bei den Einen als „Chronik", bei den Andern als „reine Fiction" einzuschmuggeln, vielleicht auch großentheils durch seine hohe Protection fast zu einem literarischen „Ereigniß" geworden. Sein Ansehen ist keineswegs ein verdientes. Es ist vielmehr Nichts als eine gewöhnliche Hexengeschichte, eingekleidet in einen Lappen Rettungsromantik, wie es in den Verlagswerken von Fürst in Nordhausen nicht neu sein mag. Die früher und so lange fruchtlosen Versuche des Pfarrers, einen Verleger zu finden, sind heute eine seltene, aber eben nicht beklagenswerthe Erscheinung. Ein schönes, unschuldiges Mädchen, verfolgt von einem lüsternen Tyrannen, aus Rache über ihren Widerstand zum Feuertod verdammt, zuletzt durch eine Reihe von Trivialitäten und Zufällen endlich gerettet, ein thränenreicher Sieg der Tugend über das Laster — welch überraschende Situationen für Roman und Bühne! Und an solchem Thema konnte sich Laube vergreifen! Aber sehen wir, was er aus diesem Stoff gemacht. Der erste Act führt uns in die Wohnung des Pfarrers Schweidler. Aus den Scenen des Müllers Zabel-Birkhahn mit der Wirthschafterin erfahren wir zuerst die Verhältnisse Mariens rücksichtlich der abergläubischen Bauern, deren Vieh sie mit ihren Besprechungen nicht mehr heilen kann, und die Besorgnisse des alten Pfarrers weihen uns zugleich in ihre Stellung zu dem Amtshauptmann und dessen Schwiegersohn ein. Dann erscheint sie uns selbst, ein wunderbares Gemisch von Unschuld und übergeistiger Schwärmerei. Ihr erstes Auftreten ist nicht ohne Interesse, namentlich die kindliche Unbefangenheit ihres Charakters unter den Vorahnungen und bangen Gefühlen ihres Schicksals eine gelungene Charakteristik. In der Szene zwischen ihr und dem Junker tritt dies am deutlichsten hervor, nur die Erzählung der Ankunft Gustav Adolph's ermüdet und hätte wohl ganz wegbleiben dürfen, da sie für das Ganze unwesentlich ist. Eine düstere Vision, während Wittich und die Kolkenliese am Fenster lauschen, ist gleichfalls von Wirkung, um so mehr, da man in ihr die Andeutung eines tieferen psychologischen Interesses bei Marien erkennt. Dieses aber tritt nirgends wieder hervor, außer in Reden und Worten Anderer. Es ist immer ein

Fehler, sowohl im Drama als Roman, wenn uns der Nimbus, der den Helden umgeben soll, nicht selbst bemerkbar wird, sondern blos aus den Folgen, aus Aeußerungen auf andere Handelnde hervorgeht, hier aber ist er um so gefährlicher, als Manches in Wittich's Treiben unklar wird. Den Amtshauptmann treibt nicht, wie in dem Roman, bloße Sinnlichkeit an die Seite Marie's, sondern ein psychologisches Motiv; er sucht die geistige Triebfeder ihres Wesens, er „schmachtet nach ihrer Seele". Abgesehen davon, daß, wie gesagt, dieses Interesse nirgends deutlich motivirt wird, so ist schon dieser Grundgedanke an und für sich ein unglücklicher für die engen Schranken eines Dramas, der überall auch aus manchen Blüthen wie ein böses Gespenst hervortritt. Hebbel hat bereits dasselbe in seiner Judith versucht, aber auch seine wahrhaft poetische Schöpfung für die Darstellung zu Grabe gebracht. Die philosophische Begründung einer Entwicklung ist undramatisch, die psychologische Einheit mag durch die Handlung, aber nicht umgekehrt die Einheit der Handlung auf dem Wege der Psychologie erzielt werden. Der erste Act schließt mit der Drohung des zurückgewiesenen Wittich, sich vermöge seiner Macht durch einen peinlichen Prozeß an ihr zu rächen, wozu ihm die Kolkenliese, die ihren Hexenehrgeiz gehemmt sieht, bereitwillig die Hand bietet. Die drei folgenden Acte zeigen die Fortentwickelung des im ersten angedeuteten Hauptfadens, des Hexenprozesses, der aber nicht als substantielle Basis einer Idee, sondern blos als Träger eines einzelnen tragischen Geschickes erscheint. Dies ist abermals ein Mißgriff, in den freilich die neueren Dramatiker so oft verfallen: Laube hätte leicht dies Drama auf den Standpunkt eines principiellen Kampfes erheben können, es gingen ihm hierzu Handlung wie Zeit zur Hand, und er wäre der erwähnten Charakter- und Thatendefinition überhoben gewesen. In den großen historischen Gemälden Schiller's, Shakspeare's und Göthe's sind die Personen Repräsentanten ihrer Zeit; in des ersteren Jeanne d'Arc, die hier am ersten zum Vergleich dienen mag, ist das Reale, d. h. das Geschick des Individuums, innig verwoben mit dem Idealen, der Zeit. Laube hat nur ein individuelles Schicksal dramatisirt. Marie wird von den Bauern auf dem Rückwege aus der Kirche verfolgt, der Amtshauptmann hat bereits nach den Richtern geschickt, ihr Geliebter ist durch Vorspiegelungen, Drohungen und halbe Rücksichten auf den Pflegevater von

der Hilfe zurückgehalten. Noch einmal erbietet sich Wittich zu ihrer Rettung, wenn sie sich ihm ergeben wolle, aber sie weis't ihn verachtend zurück und wird, trotz dem Protest des Junkers, dem Gerichte zur Inquisition übergeben. Das darauf folgende Verhör vor dem Tisch mit Crucifix und Todtenkopf ist gedehnt und selbst in sprachlicher Beziehung der schwächste Theil des Stückes. Auch an Verstößen gegen innere Einheit und Wahrscheinlichkeit ist der dritte Act reich. So kommt der Müller plötzlich hinter dem Fenster hervor und wird von den Richtern, die den Untergang Mariens beschlossen haben, ruhig als Zeuge geduldet; der Junker und Birkhahn gehen aus und ein, wobei sich zuweilen der Zuschauer ein Versteck und heimliche Thüren denken muß; Wittich, der kaum noch dem Junker auseinandergesetzt, daß er „nach der Seele Mariens hasche," bethört ihn dann, daß er sich vertrauend einsperren läßt. Auch in der Weise, wie der Amtshauptmann den schwankenden Consul auf seine Zwecke eingehen macht, hätte es strengerer Motive bedurft, als die so plötzlich aufgegriffene Hinweisung auf frühere Bestechlichkeit. Marie muß den Anschuldigungen erliegen. Aber diese Anschuldigungen sind so locker, so oberflächlich, daß sie den Zuschauer theilnahmslos lassen. Von dem Hauptinteresse der Anklage, dem Fund des Bernsteins und den nächtlichen Wanderungen nach dem Berge erfährt man einzig in dem Verhör. Mindestens hätte uns eine Zusammenkunft der Liebenden auf dem Berge vorgeführt werden müssen; die bloße Erzählung, so spät, so einfach, kann uns kein Interesse bei der Sache gewähren. Marie erliegt den Anschuldigungen. Aus Furcht vor der Folter hat sie gestanden; der Junker, ihre letzte Hoffnung, hat sie anscheinend verrathen, der Amtshauptmann erdrückt das Reuegeständniß der Kolkenliese und hintertreibt jede Anzeige in Stettin. Alles ist bereit. Endlich, nach manchen unwesentlichen Zwischenszenen, im fünften Act wird der Knäuel gelöst. Aber auf welche Weise? Marie steht am Scheiterhaufen, der Bote, der heimlich nach Begnadigung geeilt ist, kehrt zurück, aber die Wachen wehren dem heranstürmenden Junker den Weg, Wittig drängt auf schnelle Vollstreckung des Urtheils und befiehlt sogar seinen Pflegesohn zu erschießen, da — erschlägt ihn ein Blitz. In dem Roman erhält die befriedigende Lösung durch eine fettgewichste Brücke und den Sturz des Pferdes in den Mühlbach einen weit trostloseren Anstrich abenteuerlicher Romantik, aber gab es

für den Dramatiker kein anderes Mittel als einen Birchpfeiffer'schen Blitz? Laube hat sich in diesem Werke übereilt, man merkt es an so manchem Unwesentlichen, was in den Vordergrund gestellt ist, an so manchen Inconsequenzen der Charaktere, namentlich der Kolkenliese und Witrich's, wie schnell, wie flüchtig, ohne Studium und Ruhe er nach seinem Ziel vorbeihuscht. Wir wünschen von Herzen, daß er in seinem „Struensee", einem so echt dramatischen Stoff, einen besseren Erfolg erringe und diese Bernsteinhexe vergessen mache. Gespielt wurde im Wesentlichen gut, nur Herr Rott hatte seine Rolle (Witich) nicht verstanden, wie dies bei ihm gewöhnlich der Fall ist. Dieser „Künstler" sucht seine Kunst in Extravaganzen und Lärmmachen, theils in Organ, theils in Bewegung und Mimik.

Antigone und Medea sind eingeschlafen, dafür will Tieck nun seinen gestiefelten Kater erwecken. Indeß hat doch der hohe Sinn für die Alten hier in einigen jugendlichen Seelen Anklang gefunden. Einige Studirende, dieselben, welche kürzlich die böse Aufklärung und geistige Bewegung ihrer Comilitonen durch Bälle und Zweckessen gut zu machen suchten, haben die captivi des Plautus in der Ursprache aufgeführt und dabei horazische Oden gesungen. Der Mäcen ist auch nicht ausgeblieben. —

Seit einigen Tagen ist Karl Beck hier anwesend. Ob sein neuestes Gedicht vor Ostern noch erscheinen wird, ist unzuverlässig wegen unglücklicher Zufälle seines Buchhändlers. Hoffmann v. Fallersleben hat sich nach seinem so unfreiwillig kurzen Aufenthalt von hier nach Oranienburg begeben, wo er vorläufig durch seinen Freund Dr. Runge die Nachforschungen in hiesigen Manuscripten fortsetzt. Dafür sind drei Notabilitäten auf einmal hier eingetroffen: Pfarrer Meinhold, Bosco und E. Geibel.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Notizen.

Das Cartell und Cancrin. — Eichhorn an die katholischen Bischöfe. — Bischof Alexander und seine Proselyten. — Der christliche Staat und die Wissenschaft. — Ein Renegat. — Tantiemes in Berlin. — Berliner Professoren.

— Das Cartell zwischen Preußen und Rußland ist erneuert. Diese Thatsache steht in eigenthümlichem Zusammenhang mit einigen Gerüchten, die in letzter Zeit umgingen. Kurz nach der Verweisung der polnischen Emigranten aus Posen kam das Gerücht von einem preußisch-russischen Handelsvertrag und einer Erleichterung des Grenzverkehrs; dies Gerücht wurde wiederrufen und darauf kam ein anderes, wornach Rußland für „gewisse Zugeständnisse" einige Handelsvortheile versprochen und, nachdem es die Zugeständnisse erhalten, sein Versprechen vergessen habe. Wir wiederholen: es war ein Gerücht; aber daß so wenig ehrenvolle, uns als unwürdige dupes und Rußland als Pfifficus darstellende Gerüchte nur möglich sind, ist schon an sich bezeichnend. Man wird wohl bald sehen, ob die Erneuerung des Cartells ein Handelsvortheil oder ein Zugeständniß ist. Hoffentlich Ersteres. Cancrin ist ja unser lieber Landsmann, aus Hessen gebürtig, hat auf deutschen Hochschulen studirt und heißt Krebs. Wegen burschenschaftlicher Gesinnungen, wie man sagt, relegirt, wollte er anfangs Buchhändler werd.n, besann sich aber bald eines Besseren, wurde russischer Finanzminister, Schöpfer des jetzigen Schutzzollsystems und rächte sich so an „des Deutschen Vaterland". Deutschland hat von jeher viel Krebse gehabt.

— Der Minister Eichhorn hat den katholischen Bischöfen Preußens in einem sehr milden und schonungsvollen Rundschreiben die Ein-

führung des protestantischen Gustav-Adolphvereins gemeldet und sie über die Tendenzen desselben, die durchaus nicht gegen den Katholicismus gerichtet sind, zu beruhigen gesucht. Polemische Störungen sollen von protestantischer Seite nicht stattfinden. Hoffentlich werden also die katholischen Bischöfe Preußens keinen Einspruch erheben?! Wir aber wünschten, daß Eichhorn's Epistel lieber an den König von Baiern gerichtet worden wäre, damit die armen bairischen Protestanten, die doch Steine zum Kölner Dombau liefern, vom Gustav-Adolphverein Brod annehmen dürften.

— Der Bischof Alexander in Jerusalem soll große Eroberungen machen. Die Zahl der Proselyten, die er gewonnen, wird bald die der Einwohner von Palästina und Syrien übersteigen; so daß er allein für die Befreiung des heiligen Grabes mehr gethan hat, als Gottfried von Bouillon mit Tausenden von Rittern und Knappen. Die englischen Fünfpfünder und Guineen sollen sich dabei als sehr gute Glaubenswaffen beweisen. So melden die Zeitungen neuerdings von einem „jüdischen Doctor", den er sammt Weib und Kind getauft hat. Freilich wird nicht gesagt, ob dieser Doctor an der Universität von Jerusalem, Aleppo oder Damaskus promovirt, oder ob Alexander ihn gleich als Proselytenparadepferd aus Europa mitgebracht hat.

— Die „Jahrbücher der Gegenwart" weisen nach, was Alles zu einem „christlichen Staat" gehöre oder eigentlich nicht gehöre. Es genügt nicht, eine christliche Theologie oder allenfalls Philosophie zu haben; das Wort ist eine Chimäre, wenn nicht die wesentlichsten, den Staat bildenden Elemente des Lebens streng christlich und auf das Evangelium gegründet sind. Vor Allem eine christliche Geschichte. „Weg also mit der profanen Geschichtschreibung", die an Alles denselben Maßstab historischer Beurtheilung legt und auch das Heidenthum als gesunde Frucht des menschlichen Wesens bewundert! Weg mit der historischen Kritik, denn aus ihr kommt der Zweifel, der bald auch in die heilige Geschichte dringt. Unsere einzigen Historiker bleiben dann: Leo, Hurter und Görres. Wir müssen, eben deshalb, eine christliche Philologie und Aesthetik haben; jedenfalls eine christliche Jurisprudenz. Schon das Sprichwort: Juristen sind schlechte Christen, erinnert an die Unchristlichkeit des Naturrechts und aller anderen Rechte. „Wem die Verordnung eines Heiden, der gerichtliche Verfolgung und Züchtigung des Beleidigers erlaubt, mehr gilt, als die Stimme des Evangeliums, die gebietet, Dem, welcher uns auf die eine Wange schlägt, die andere auch darzubieten", ist doch nicht sehr christlich; und solche Menschen tragen, stützen und machen unseren Staat aus. „Daß auch die Nationalökonomie und Finanzwissenschaft christlich sein sollen, ist noch von Niemand verlangt worden, aber wenn man

doch einen christlichen Staat und eine christliche Wissenschaft verlangt, so läßt sich nicht absehen, wie irgend ein Theil der Staatswissenschaft sich gegen die Religion gleichgiltig verhalten kann." — „Auch eine christliche Polizei ist bis jetzt nicht verlangt worden, und, was man in der Wirklichkeit so nennen möchte, ist eben nicht besonders christlich. Es möchte auch schwer sein, die verschiedenen Geschäfte der Polizei, in größeren Städten besonders, nach christlichen Grundsätzen zu verwalten: um so würdiger wäre es des christlichen Staats, sich an diese Aufgabe zu wagen.„ Endlich müßten die Naturwissenschaften christianisirt werden und vor Allem müßte gesorgt werden, daß der Arzt, bei seinem großen Einfluß auf die Menschen, ein vollkommen christlicher sei.

— (Brieflich aus Wien.) Vor kurzer Zeit enthielten mehrere deutsche Blätter folgende Notiz: „Der deutsche Renegat Wezlar, der vor zwei Jahren Muselmann wurde, den Grad eines Majors erhielt und sich mit einem türkischen Mädchen verheirathete, entfloh vor drei Wochen aus Konstantinopel mit Zurücklassung von 60,000 Piastern Schulden und einer schwangeren Frau."

In Bezug auf diese Notiz ist uns eine Reclamation von einem sehr nahen Verwandten der in Rede stehenden Frau mitgetheilt worden, worin es heißt: „Gesetzt, das Factum hätte sich buchstäblich ergeben, so werden Sie finden, daß die Art und Weise, in welcher es mitgetheilt wurde, die gesammten Mitglieder einer jedenfalls hochgestellten adeligen Familie, die in ihrer Mitte kaiserliche Generale und Stabsoffiziere zählt, und die zumal noch mit mehreren gräflichen Familien nahe verwandt ist (!), auf das Empfindlichste compromittirt hat." (Der erwähnte Renegat hieß, als er noch Christ war, Herr Baron von Wetzlar-Plankenstern.) „Die ganze Mittheilung ist jedoch Nichts als eine Mystification und Verleumdung." (hört!) „Baron Wetzlar, dermalen Achmet Bey, ist weder durchgegangen, noch hat er seine schwangere Frau im Elend hinterlassen können, nachdem auf officiellem Wege, durch Vermittlung der Sultanin Valide, Baron Wetzlar die achtzehnjährige Wittwe des Mustapha Pascha, eine geborene Emirs-Tochter, also Fürstin, die zumal ungeheuer reich ist, vor zwei Jahren geheirathet hat. Herr Baron Wetzlar, nunmehr Achmet Sabit Bey, ist vor drei Jahren nach Konstantinopel mit obrigkeitlicher Bewilligung in der Absicht gereist, dort als Instructor in der großherrlichen Armee angestellt zu werden. Ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Sultan, dessen Wohlgefallen er durch sein Exterieur so glücklich war, augenblicklich zu gewinnen und glänzende Versprechungen (!) bewogen ihn, ganz in türkische Dienste zu treten. Reich beschenkt, zum Bey erhoben, wurde er auf der Stelle Col-Aga, d. h. Adjutant-Major. Drei Wochen später erhielt er den Nischan in Diamanten und wurde Binbascha, d. h. erster Major. Bald darauf erfolgte seine Ab-

sendung nach Syrien als Adjutant von Omer Pascha. Nach sechsmonatlicher Abwesenheit kehrte er nach Konstantinopel zurück, wo, wie alle Zeitungen es berichtet haben, seine Verheirathung mit ungewöhnlichem Pompe stattfand. Eben jetzt, d. h. am türkischen Neujahrstage (nach unserer Zeitrechnung am 12. Januar 1844) erhob ihn der Sultan zum Kaimakan, d. h. zum Obersten, und er wurde als Beweis des Vertrauens, welches die hohe Pforte in ihn setzt, als General-Adjutant zum Gouverneur von Belgrad Sr. Excellenz Hafis Pascha zugetheilt, allwo er factisch am 1. März eingetroffen ist, was er mir mit der gestrigen Post berichtet hat." — Wir geben dieses Schreiben, dessen Autograph vor uns liegt, ohne weiteren Commentar; der Leser wird wissen, was er sich dabei zu denken hat.

— Die Tantieme ist, wie Herr von Holbein in Wien vorausgesagt hat, nun auch in Berlin eingeführt. Die Zeitungen theilen die einzelnen Punkte der neuen Einrichtung mit. Die Oper ist mit inbegriffen; und die Tantiemes sind wie in Wien blos auf drei Jahre zur Probe eingeführt. Die Theaterkassen werden diese Probe bestehen; davon sind wir aus vielen Gründen überzeugt. Um aber unmittelbarer auf das Drama und nicht blos für die materielle Belohnung bühnengeschickter Dramatiker zu wirken, wäre nöthig, daß die Theater-Censurscheeren etwas stumpfer würden und bei der Annahme neuer Stücke weniger engbrüstige Rücksichten verwalteten. Diese Reform liegt aber freilich weder in Herrn v. Holbein's, noch in Chevalier Küstner's Macht.

— Raupach will dramaturgische Vorlesungen halten; Raumer geht nach Nordamerika, auf drei oder vier Bände; Mundt hat, wie die Düsseldorfer Zeitung meldet, seine Vorlesungen (über Communismus und andere gefährliche Dinge) von selbst geschlossen, nachdem er in der letzten eine Apologie Nauwerk's geliefert. Er wird wohl einen leisen Wink bekommen haben. Nauwerk hat das Privatdociren aufgegeben und will nach Paris gehen. Man wird bald sagen: Er geht nach Paris, wie man sagt: Er zieht sich auf's Land zurück. In der That scheint es in Paris viel ruhiger und friedlicher zu sein, wenn eine Revolution vorgefallen ist, als in Berlin, wenn Einer Vivat! gerufen hat. Die Allgemeine Berliner Weltgeschichte macht einen solchen Lärm um Nichts, daß man sich fragen muß: Wie soll das werden, wenn dort erst wirklich was geschieht?!

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Skizzen aus dem österreichischen Heere.

(Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzenknechts.)

I.

Der Hußar.

Wie man überhaupt darauf achten sollte, nationale Eigenthümlichkeiten aufrecht zu erhalten, so scheint mir dies bei Heeren und Truppen ganz besonders wichtig zu sein. Oft hat eine so oder so gestaltete Mütze, eine Litze oder die Form eines Rockes, eine eigenthümliche Melodie oder irgend ein nationales Instrument im Augenblicke der Gefahr eine Schaar mit unwiderstehlicher Begeisterung belebt, mit stolzem Selbstgefühl erfüllt. Die Bergschotten, die spanischen Miquelets, gewisse Abtheilungen der französischen und russischen Garden, verschiedene preußische Truppencorps liefern in der Kriegsgeschichte in den neuesten Zeiten Belege zu dieser Behauptung. Aber kein Heer in der Welt dürfte in seinen Reihen wohl so verschiedene, jedes in seiner Art ganz besonders charakterisirte Truppengattungen zählen, als das österreichische. Der deutsche Reiter, der Kroat, die Grenztruppen, der Artillerist, der Tyroler Jäger und der ungarische Hußar sind, jeder für sich, einer eigenen militärischen Physiologie würdige Typen des Soldatenstandes.

Insbesondere aber verdient der ungarische Hußar eine eigene Beachtung. Trotzdem, daß man ihn nach und nach seiner Eigenthümlichkeit so viel als möglich beraubt hat, bis auf sein Kleid, — trotzdem, daß gerade er von allen europäischen und manchen außereuropäischen Mächten nachgeahmt worden, ist er doch in seiner

Art eigenthümlich geblieben. Auch sieht er alle fremden, seinen Nationalrock tragenden Krieger mit einer gewissen Geringschätzung an, gleichwie eine adelige Familie Fremde, welche sich ihren Namen und ihr Wappen angemaßt hätten. Ein alter ungarischer Hußarenlieutenant antwortete einem schönen, bunten, von Gold strotzenden Offizier, der ihn per „Bruder Hußar“ ansprach: „Bruder! ich Hußar, — Du Hanswurst! —

Die Benennung Huszar stammt eigentlich von dem Worte Husz, zwanzig. Man behauptet, daß zu Zeiten der Türkenkriege jede Gemeinde den zwanzigsten Mann zu Pferde stellen sollte, oder daß der Adel aus zwanzigen einen zu Pferde ausrüstete. Daher die Benennung „die Zwanzigsten“. — Andere aber meinen, unter König Ladislaus, oder zur Zeit des Mathias Corvinus habe eine leichte Reiterei als Leibwache bestanden, welche als Löhnung zwanzig Arrhen, eine damalige Münze, empfangen habe, und daher der nach und nach für die leichte ungarische Reiterei gangbar gewordene Name Huszárok, „die mit zwanzig Arrhen Besoldeten“. Dem sei wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß unter dieser Benennung leichte ungarische Reiter schon während der Kriege des Mathias Corvinus gleichzeitig mit den aus Böhmen und den Resten der Hussitenheere bestehenden, von dem berühmten Feldherrn Giskra befehligten, von ihren schwarzen Harnischen und Pikelhauben unter dem Namen der schwarzen Legion bekannten, in Sold genommenen Truppen, — genannt werden. Sie waren damals die ungarische leichte Reiterei, gleichwie die Haiduken das geworbene, auf längere Zeit in Pflicht und Sold genommene stehende Fußvolk.

Jeder ungarische, zum Gefecht zu Roß gerüstete Krieger heißt noch heut zu Tage „Hußar“. Nach den dortigen National- und Landesverhältnissen gibt es also auch Comitatshußaren, Leibhußaren, — fürstliche, — erzbischöfliche, Stadthußaren. Bei der adeligen Insurrection gibt es ganze adelige Hußarenregimenter. Die zuletzt von den Ständen im Jahre 1814 auf die Dauer des Krieges gestellten leichten, den regulirten nationalen Hußarenregimentern zugetheilten Reiterschwadronen hießen Veliten, von dem lateinischen Worte Velites.

Der ungarische Hußar, gut geführt, ist das Muster einer leichten Reitertruppe. Ausgezeichnet tapfer, wachsam, seinem Offizier anhänglich, vereinigt er in seinem halb orientalischen, halb europäischen

Wesen alle Eigenschaften, welche die ausgezeichnetsten Truppen beider Welttheile besitzen. Er ist ernst, stolz, verschlossen. Die Haupteigenschaften, um ihn zu leiten, sind: Gerechtigkeit, Unerschrockenheit, Ruhe. Man muß ihm zeigen, daß man ihm überlegen ist. Vor dem Feinde muß er den Führer immer vor sich sehen. Einzelne Züge von handfester Tapferkeit imponiren ihm, noch mehr kaltblütige Ruhe bei Gelegenheiten, wo er anfängt, besorgt zu werden. Im Spital, bei Verwundeten und Kranken zeige man Theilnahme und Milde, im Uebrigen Strenge und Gerechtigkeit. Man verurtheile ihn nie, ohne ihn zu hören, und man hüte sich vor Schimpfworten und leidenschaftlichen Ausbrüchen. Bei allen Austheilungen sehe er, daß man sich um ihn bekümmert; beim Lagerfeuer finde er, wenn er erwacht, schon den Führer gegenwärtig. Bei keiner Truppe muß der Offizier vor Allem die Achtung seiner Untergebenen mehr besitzen, als beim Hußaren; dann komme Furcht und hernach Liebe. Viel Worte sind bei ihm eher schädlich als zweckdienlich, — einige wenige, aber passende dagegen sehr wirksam. Man muß seine Sprache durchaus sprechen; er wird eine strenge, ihm unmittelbar mitgetheilte Sentenz leichter ertragen, als eine mildere, welche er durch einen Dolmetsch erhält.

Sein gefährlichster Fehler ist der Trunk und daraus sich ergebende Widersetzlichkeit und Raisonniren. Der Ungar, wie jede orientalische Race, geht sehr schnell von scheinbarer Ruhe und Indolenz zu plötzlicher Heftigkeit und den leidenschaftlichsten Ausbrüchen über. Mit Zwang löst man seine Zunge nie, dagegen widersteht er selten Motiven des Ehrgeizes und der Eitelkeit; hat man ihn einmal moralisch magnetisirt, so kann man auf ihn rechnen, und er ist der größten und heldenmüthigsten Thaten fähig.

Der ungarische Hußar verläßt sich hauptsächlich auf seinen Säbel, den er immer als Hieb-, fast nie als Stichwaffe gebraucht. Auch seinen Karabiner mißt er ungerne, ob zwar er sich dessen selten mit Erfolg bedient. Weniger wichtig sind ihm die Pistolen. Auf die Pike hat er kein Vertrauen; er sieht sie als eine Bauernwaffe, des ungarischen Reiters unwürdig, an.

Der ungarische Hußar wird in der Fortsetzung des Gefechtes lebhafter als im Anfang, besonders wenn er anfängt, Blut zu sehen; darin unterscheidet er sich wesentlich vom Franzosen.

Im Lager ist er vor Mitternacht stille, nach Mitternacht und gegen Morgen wachsam; darin von den meisten anderen Truppen verschieden, bei welchen das Lager vor Mitternacht lebhaft und lärmend, gegen Morgen aber Alles still und in Schlaf versunken ist.

Am Wachtfeuer erzählt gewöhnlich ein Improvisator Märchen, denen mit dampfender Pfeife schweigsam und aufmerksam zugehört, und der Erzähler mit einigen Gratisschlucken aus den Feldflaschen der Zuhörer erfrischt wird. Der Erzähler hat dabei gewöhnlich die schlaue Geschicklichkeit, den interessantesten Theil der Geschichte auf das nächste Mal zu lassen, um die Aufmerksamkeit und somit auch die Freigebigkeit seiner Kameraden für das nächste Mal zu erhalten. Diese Erzählungen sind oft merkwürdig zusammengestoppelt aus alten Sagen, Ereignissen, Personen, und vermischt mit neuen Regimentsgeschichten und modernen Individuen. Loudon, Friedrich der Große, der berühmte Räuber Angyel Bandy, Napoleon u. a. m. finden sich dabei auf die sonderbarste Weise zusammengestellt.

Der Hußar ist gewöhnlich schweigsam. Oft sieht er stundenlang mit liebendem Blick sein Pferd an und spricht mit ihm. Ihn von seinem Pferde trennen, ist für ihn oft das schmerzlichste Ereigniß, und es gibt Fälle, wo es ihn zum Selbstmord gebracht hat.

Er ist auch capable, Nächte lang, nachdem er die übrige Gesellschaft aus der Schenke vertrieben hat, der Zigeunermusik gegenüber ganz allein zu tanzen.

Ein General, der die Charakteristik des Hußaren durch und durch kannte und mit wahrer Genialität aufzufassen verstand (F. M. L. Wartensleben), reducirte die Reitkunst der Hußaren auf drei Principien: kurze Bügel, kurze Zügel, lange Sporen. Sind die Sporen blank und der Bart ziemlich gewichst, so ist der Mann gewöhnlich ein ordentlicher Soldat, wenn auch zufällig in der Adjustirung sonst etwas mangelt.

Der Hußar sorgt zuerst für sein Pferd, dann erst für sich. Trunk und Raisonniren sind seine Hauptfehler.

Als Meszáros Hußaren (später Barco, Stipsics Nro. 10.) in den Niederlanden zum ersten Mal attaquirte, ritt der Oberst Matiaschofsky, seinen entblößten, kurzen, breiten Säbel in der Hand, vor das schon in den Türkenkriegen bewährte Regiment. „Fleischhacker! wollt Ihr Fleisch hauen?“ (Meszáros nämlich, der Name des Inhabers,

heißt auf deutsch Fleischhauer) — Ein beifälliges Murmeln über dieses populäre Calembourg ging durch die Reihen. — „Gut also, ich, der Meister, werde Euch führen; Ihr, die Gesellen, werdet nachhelfen; hundert Prügel Dem, dessen Säbel früher blutig ist als der meine!"

Damit wollte er das Vorprellen verbieten, des Nachreitens war er gewiß. Manche andere Truppe hätte diese Warnung entbehren können, mancher andere Oberst sich aber wohl gehütet, sie zu geben. Die Oberstlieutenants erste Eskadron (Rittmeister später F. M. L. Geringer) desselben Regiments nahm bei Famers die feindlichen Schanzen ein, indem sie bei der Kehle einritt. In demselben Feldzuge erhielten drei Eskadrons-Commandanten dieser Eskadron das Theresienkreuz.

Keine Truppe ist so innig ihrem Offizier anhänglich, wenn er mit ihr umzugehen versteht, als der Hußar. Nirgends aber ist derselbe, sowohl im Feld, als im Friedensdienst, einer schärferen Kritik unterworfen.

Von Feinden respectirt er am meisten den preußischen Husaren und den französischen Kürassier. Jeden Kürassier nennt er **vasas nemeth**, „einen eisernen (gepanzerten) Deutschen" — so wie jeden Fremden „einen Schwaben".

Der commandirende General ließ bei der Campagne **1812** in Rußland eine Schwadron von Kaiser-Hußaren in Plänkler auflösen, um einige Gefangene zu machen, von denen man in Erfahrung bringen könnte, welches Corps man gegenüber habe, und sonstige Auskünfte erhielte. Bald brachte ein alter, mit der silbernen Tapferkeits-Medaille gezierter Hußar einen jungen Kosakenoffizier am Zügel geführt. Der commandirende General, welcher dazu befugt war, befahl den Mann für die goldene Medaille vorzumerken, war aber, bei dem bekannten Ehrgeize dieser Truppe, als der alte Hußar sich äußerte, lieber für diese That eine kleine Geldbelohnung oder auch sonst nur eine Belobung zu empfangen, darüber unangenehm betroffen, und höchlich erstaunt äußerte der commandirende General seine Verwunderung und sein Mißfallen. Der Hußar aber sagte, als man ihn um den Grund seines Benehmens fragte: „Ich habe die silberne Medaille bei Aspern empfangen, weil ich einen französischen Kürassier-Rittmeister gefangen einbrachte. Man hat mich belohnt, weil ich ei-

Digitized by Google

nen Mann gebracht habe, der mehr war als ich. Das war begreiflich; es war ein Offizier, — noch dazu ein Kürassier, — und endlich ein Franzose. Der Bursche aber ist ein Junge, — ein Kosak, — ein Russe, — gar kein rechter Mann und kein ordentlicher Soldat! Nehme ich also die Medaille, so sieht es aus, als würde ich anerkennen, daß er mehr gilt als ich, — das kann ich nicht! Wenn er mich finge, der ich ein alter Hußar vom Kaiser-Regiment, ein Edelmann und ein Ungar bin, dann verdiente er wohl eine Belohnung, ich aber keine, daß ich einen solchen Laffen mitbringe! Ein Schluck Wein thäte mir gut auf die Anstrengung und etwas Seifengeist für die Hufe meines Schimmels; deswegen bat ich um eine kleine Geldvergünstigung, auf die ich aber willig verzichte, wenn sie nicht den hohen Herrn passend dünkt!" —

Ein zum Tode verurtheilter Hußar vom Palatinal-Regiment begehrte, kurz vor seiner Hinrichtung, vom protestantischen zum katholischen Ritus überzutreten. Auf die Frage, welcher Beweggrund ihn zu diesem Schritte antreibe, und die Warnung des Feldpaters selbst, er möge seine letzten Stunden nicht etwa durch eine, in Hoffnung der Begnadigung oder durch sonstige irdische Rücksichten herbeigeführte Apostasie entwürdigen, sagteer: „Herr! ich habe in der Einsamkeit Zeit genug gehabt, über die Zukunft zu denken; da ist mir eingefallen, daß alle Könige von Ungarn katholisch waren; und da es ihnen schon auf dieser Welt besser gegangen ist als anderen Leuten, vermuthe ich, daß sie auch drüben einen guten Platz haben werden. Ich möchte also dorthin kommen, wo die Könige sind." — Er wurde richtig katholisch — und gehängt.

II.

Zur Geschichte einiger Regimenter.

Das österreichische Heer hat in seiner Regimentsgeschichte eine herrliche Ahnentafel und eine Fundgrube historisch-nationaler Traditionen, von denen es nur zu bedauern ist, daß sie nicht in populärem Styl zum Gebrauche, zur Erheiterung, Belehrung und Erhebung von Unteroffizieren und Mannschaft veröffentlicht sind.

Digitized by Google

Dampierre, später St. Hilaire, jetzt Hardegg-Kürassier, besitzt in Erinnerung der Beschirmung Kaiser Ferdinands die schönsten Privilegien:

1) Den Marsch durch die Stadt Wien zu nehmen, —
2) seinen Werbtisch auf dem Burgplatze aufzuschlagen, —
3) unangemeldetes Eintreten des Obersten in voller Rüstung beim Kaiser,—
4) Quartier des Obersten in der Burg mit Aufziehung seiner eigenen Wache, —
5) Transferirung jedes, zum Tod verurtheilten Individuums des Regiments vor seiner Execution, —
6) Versprechen, so lange die österreichische Armee besteht, nie aufgelöst zu werden.

Unter dem Obersten Fürsten Alfred Windischgrätz feierte dieses Regiment im Jahre 1818 sein doppeltsäculäres Jubiläum.

Das Regiment Hardegg (Heinrich) Kürassier hat als Sachsen-Lauenburg im dreißigjährigen Krieg gleichfalls eine ausgezeichnete Rolle gespielt.

Die alten Pappenheimer, später Piccolomini d'Arragona und La Coruna sind das jetzige leichte Reiterregiment Karl Lichtenstein, noch in den letzten Franzosen- und früheren Türkenkriegen unter dem Namen Kinsky rühmlichst bekannt. Die so ausgezeichneten Reitergenerale Tettenborn, Mensdorf, Wallmoden dienten in ihrer Jugend sämmtlich in diesem tapfern Regimente.

Eben so berühmt in den Preußen-, Türken- und Franzosenkriegen war unter dem Namen Alt Löwenstein das jetzige leichte Reiterregiment Hohenzollern. Sie nahmen bei Hochkirchen die silbernen Pauken eines preußischen Reiterregiments, hatten lange das Privilegium, dieselben zu führen, und die Offiziere, silberne Sporen zu tragen.

Noch besteht das Dragoner-Regiment Savoyen, zum Andenken des unsterblichen Prinzen Eugen, welcher dessen Oberst und Inhaber war, dessen Namen in beständige Zeiten fortführend.

Dieselbe Bestimmung besteht für das Regiment Schwarzenberg-Uhlanen, welches als Freicorps von dem Oberstlieutenant, späterem Feldmarschall Fürsten Karl Schwarzenberg befehligt wurde. Es hat auch die grüne Farbe seiner Czapkas einer ehrenvollen Veranlassung zu danken.

Das Regiment Latour-Dragoner, jetzt Windischgrätz-Chevaurlegers, war in den ersten Zeiten des Revolutionskrieges der Schrecken der Neufranken. Es bestand durchgängig aus Wallonen, deren Verwegenheit sprichwörtlich geworden war. „Il est brave comme un Wallon!“ — Dies Regiment trägt an der Oberst-Standart' eine goldene Medaille mit der Inschrift: „à la fidélité et valeur du Regiment de La Tour Dragons reconnue par S. M. L'Empereur et Roi.“ — Nebstbei hat das Regiment das Privilegium, nie die grüne Farbe seiner Montirung zu verändern (drei leichte Reiterregimenter, Kaiser, Windischgrätz und Hohenzollern sind grün). — Als das Regiment, eben neu geworben, bei Kollin die preußischen Kürassiere attaquiren sollte und der Oberst, Marquis de St. Ignon, die Befehle des Feldmarschalls Grafen Daun mit gesenktem Degen zu erbitten kam, sagte ihm dieser mit mißtrauischer Miene: „Vous ne ferez pas grande chose avec vos blancs bécs.“ — St. Ignon ritt zurück, wiederholte dem Regimente diese Aeußerung, hinzusetzend: „Blancs bécs, montrez que l'on soit mordre sans avoir de la barbe, (montrez que pour mordre il ne faut que des dents et pas de la barbe!) — Der Angriff gelang vollkommen und mit glänzendem Erfolge. Seitdem trägt kein Mann oder Offizier im Regimente einen Schnurrbart.

Das jetzige Regiment Erzherzog Ludwig war das vormalige, im dreißigjährigen Kriege so bekannte Holkische Regiment.

Eines der ältesten böhmischen Regimenter, noch neulich durch den Sturm auf die Dresdner Schanzen, auf den Ebenen von Aspern und bei Leipzig ruhmvoll ausgezeichnet, ist De Vaur.

Bei der Schlacht bei Wagram erfocht das Regiment Erbach, jetzt Wellington, welches die Franzosen von den schon erstiegenen Höhen des Rußbaches stürmend unter den Augen des Erzherzogs Karl herabwarf, die Auszeichnung, den Grenadiermarsch zu schlagen.

Das Regiment Babocsay-Haiduken, — später Mescery, griff bei Leuthen die preußische Kavallerie mit umgeschwungenen Flinten, den Säbel in der Faust, an und trieb sie zurück. (Dasselbe thaten bei Waterloo die Bergschotten.

Digitized by Google

Persönlichkeiten der französischen Kammer.

I.

Der Alterspräsident Laffitte.

Es war einmal ein Zimmermeister, welchem der Himmel viel Rechtschaffenheit, viel Talent, sehr wenig Geld und zehn Kinder gegeben hatte. Eines der letzteren ward Jacques genannt; eine muthwillige Fee nahm ihn unter ihren Schutz. Der arme Jacques wurde ein Millionär und protegirte seine Freunde, protegirte seine Feinde, protegirte die ganze Welt. Zu derselben Zeit gab es einen so alten, abgenutzten und durch Revolutionen geschwächten Thron, daß er nur mühsam aufrecht erhalten werden konnte. Der König vergaß eines Tages, sich mit Behutsamkeit darauf zu setzen; er ließ sich unvorsichtig darauf nieder, und der Thron brach zusammen. Es galt jetzt, einen neuen zu bauen. Jacques, welcher das Handwerk seines Vaters nicht vergessen hatte, brachte mit einem kräftigen Faustschlag die vier mit Sammt überzogenen Bretter, welche die Grundlage des socialen Gebäudes bilden, wieder in's Gefüge. Aber das brachte ihn in's Unglück; sein Schutzgeist wandte ihm den Rücken, seine Kasse wurde leer wie durch Zauberei, sein Gefolge von Freunden verwandelte sich in eine Schaar von Gläubigern, und wenn nicht einige von Denen, die ihm Nichts schuldeten, ein wenig von dem Golde gegeben hätten, welches er so großmüthig verschwendet hatte, hätte er kein Obdach für sein Haupt gehabt. In dieser schwierigen Lage verlor Jacques jedoch nicht den Muth; in seinen alten Tagen begann

Digitized by Google

er von Neuem das mühsame Werk seiner Jugend und gewann fast sein ganzes Vermögen wieder. Der reiche Jacques war bescheiden, leutselig und gemüthvoll; der arme war edel, energisch und würdevoll; als reicher und als armer Mann liebte er die Ehre und sein Vaterland, that Gutes ebenso aus innerem Trieb, wie aus Gewohnheit, und wenn auch Mehrere, mit Recht oder Unrecht, ihm politisches Genie absprachen, so nannte dagegen ganz Frankreich mit einer Stimme den Banquieremporkömmling einen Ehrenmann.

Das klingt fast wie ein Roman; aber doch ist es nur einfache Geschichte und zwar die Lebensgeschichte des Herrn Laffitte.

Jacques Laffitte wurde am 24. October 1767 in Bayonne geboren. Ohne Herkunft und ohne Vermögen, ohne die Pergamente, welche damals das Gold bald herbeizogen, und ohne das Gold, welches auch Pergamente verschaffte, betrat der junge Laffitte die kaufmännische Laufbahn, in der nur selten der Fleißige erfolglos strebt. In seinem zwanzigsten Jahre kam er mit keiner anderen Unterstützung nach Paris, als mit einem glücklichen Gesicht, einem offenen und einnehmenden Charakter, einem unermüdlichen Eifer, einem großen Scharfsinn und mit dem lebhaften Geist eines Südfranzosen. Mit weniger Vorzügen kommt man schon durch die Welt. So von der Natur ausgestattet, trat Laffitte 1787 als Commis in das Banquierhaus Perrégaux. Die Revolution und Laffitte gingen in gleichem Schritt vorwärts. Zur Zeit der Notabelnversammlung war er noch einfacher Commis, zur Zeit des Schwures im Ballhause ist er schon Buchhalter; wie die Republik proclamirt wird, ist er Kassierer und Vertrauter des Principals; unter dem Consulat ist er unentbehrlich geworden; wie Napoleon Kaiser wird, tritt der Banquier Perrégaux in den Senat und überläßt dem jungen Commis die Leitung seines Geschäftes, und einige Jahre später, 1809, hat das Haus Perrigaux seinen Namen in Jacques Laffitte verwandelt. Der Sohn des Zimmermanns von Bayonne sah sich jetzt an der Spitze eines ungeheuren Geschäftes und im Besitze eines Vermögens von Millionen und versah die Stelle eines Directors der Bank. Gegen das Ende der Kaiserherrschaft wurde er Gouverneur der Bank von Frankreich mit einem Gehalt von hunderttausend Francs. Die Zeiten waren schlecht, die Bank arm; Laffitte gab der Bank ein Almosen und verzichtete

auf sein Gehalt. Ein solches Anerbieten ist nicht häufig genug in unseren Tagen, um nicht einige Aufmerksamkeit zu verdienen.

Bald sieht Paris die Verbündeten in seinen Mauern; die Stadt soll eine bedeutende Contribution bezahlen; der Schatz ist leer und die Notabilitäten der Bank, zu diesem Zweck zusammenberufen, berathen über die Mittel, eine Anleihe zu erheben; Laffitte steht auf und schlägt eine Nationalsubscription vor, an deren Spitze er sich selbst mit einem bedeutenden Beitrag stellt. Dieser Edelmuth fand keine Nachahmung und Laffitte blieb der einzige Unterzeichnete.

Nach der ersten Restauration wurde Laffitte der Banquier der Bourbonen; und als sich Ludwig XVIII. am 20. März plötzlich von dem Throne und in's Exil gestoßen sah, griff Laffitte in seine Kasse und gab dem flüchtigen König vier Millionen, dem Grafen von Artois eine Million und siebenhunderttausend Francs der Herzogin von Angoulême.

Zu derselben Zeit war ein Zug der ehrenwerthesten Uneigennützigkeit die erste Veranlassung zu einer Verbindung, welche später die ernstesten Folgen hatte. Der Herzog von Orleans, jetzt König der Franzosen, sah sich gezwungen, ohne Geld abzureisen. Vergebens hatte er verschiedenen Handlungshäusern Papiere bis zum Betrag von 1,600,000 Francs angeboten, obgleich er zwanzig Procent dabei verlieren wollte. In seiner Verlegenheit wandte sich der Herzog endlich auch an Laffitte; der großmüthige Banquier zögerte keinen Augenblick, schlug den ihm angebotenen ungeheuern Gewinn aus und nahm die zweifelhaften Papiere al pari an.

Während der hundert Tage befand sich Laffitte in der Repräsentantenkammer als Mitglied der Handelsdeputation. Hier befand er sich unter der muthvollen Minorität, welche vor Allem das Vaterland vor einer zweiten Invasion retten wollte; aber Feigheit, Verrath und die Ungunst der Verhältnisse vereitelten ihre Bemühungen; und als der einzige Mann, welcher den französischen Waffen noch den Sieg geben konnte, den Weg nach St. Helena einschlug, war es wieder Laffitte, welcher die kleinen Ueberreste seines Vermögens in seine Obhut nahm. Man übergab ihm fünf Millionen, und als er dem Kaiser einen Empfangschein darüber geben wollte, verweigerte Napoleon seine Annahme mit den Worten: Ich kenne Sie, Herr Laffitte, ich

weiß, daß Sie meine Regierung nicht liebten, aber ich weiß auch, daß Sie ein ehrlicher Mann sind.

Die Restauration war endlich eingetreten und die nach der Charte zusammengesetzten Kammern versammelt. Laffitte wurde von dem Wahlcollegium von Paris in die Deputirtenkammer gesendet, wo er auf der Bank der Opposition Platz nahm. Doch war während dieser Sitzung seine Stellung gegen die Regierung nicht gerade feindselig. Der Finanzmann Laffitte verweigerte zwar sein Votum allen Reactionsmaßregeln der unfindbaren Kammer, beschränkte sich aber sonst ganz auf sein Fach und ergriff nur das Wort, wenn ihm eine Finanzfrage Gelegenheit gab, seine Ideen über den Gegenstand zu entwickeln, den er so lange und gründlich studirt hatte. Schon seine Berichte als Gouverneur der Bank hatten durch ihre Klarheit und Gründlichkeit seine genaue Wissenschaft in Allem, was sich auf den öffentlichen Credit bezog, bewiesen.

Bei den Wahlen im Jahre 1817 kam in allen zwanzig Sectionen des Wahlcollegiums von Paris ein und derselbe Name bei der ersten Ziehung aus der Urne; es war der Laffitte's. Er trennte sich in dieser Kammersitzung offen von seinen politischen Freunden, indem er die Rentenreduction unterstützte.

Dadurch kam er allmälig auf das Terrain der Opposition, und als das Ministerium Villèle sich durch die Auflösung der Nationalgarde auf die Spitze der Unpopularität gestellt hatte, sah man den patriotischen Deputirten einen schrecklichen Lärm auf den Bänken der Rechten durch den Vorschlag veranlassen, die Minister in Anklagestand zu versetzen.

In den ersten Reihen der Vertheidiger der Charte stehend, durch seine Meinungen, wie durch seine fürstliche Freigebigkeit populär, sah der reiche Banquier bald alle Notabilitäten der Presse und der Tribune um sich versammelt. Wenn er seine Börse allen Unglücklichen öffnete, die Industrie in allen Fächern unterstützte, die Wissenschaften und Künste mit seinem Golde ermuthigte oder ungeheuere Summen zur Unterstützung wohlthätiger Anstalten hingab: immer wußte Laffitte mit der Größe des guten Willens die Zartheit in der Ausführung zu vereinigen. Wir führen blos einen Zug von tausenden an.

Der General Foy war so unklug gewesen, seine ruinirten Vermögensumstände im Börsenspiel verbessern zu wollen, aber da er mit

den Speculationen der hausse und baisse unbekannt war, verließ er sich blindlings auf seinen Wechselagenten und glaubte sich zu bereichern, indem er sich ruinirte, oder bereicherte sich vielmehr, indem er sich ruinirte; denn eine unbekannte Hand trug Sorge, jeden Verlust reichlich zu ersetzen, und der General ist in dem Wahne gestorben, ein glücklicher Speculant zu sein und ohne die Ahnung, daß sein Gewinn aus Laffitte's Kasse komme. Zu Gunsten seiner Familie gab Laffitte auch noch bei der Eröffnung seiner Subscription für sie hunderttausend Francs.

Schon seit langer Zeit hatte Laffitte begonnen, an der Zukunft des älteren Zweiges der Bourbonen zu verzweifeln; in der Ueberzeugung von dem früheren oder späteren Ausbruche einer Revolution, sah er sich nach Mitteln um, sie zum Besten des Landes zu wenden. Wir haben bereits erzählt, welcher Vorfall die Verbindung Laffitte's mit dem Herzog von Orleans einleitete. Diese Verbindung wurde immer enger und enger. Der General Foy, Benjamin Constant, Casimir Perier, Alexandre de Laborde und der General Gerard bildeten mit Laffitte den vertrauten Kreis des ersten Prinzen von königlichem Geblüt. Der Herzog von Orleans, durch seine politischen Antecedentien, wie durch seine liberale Gesinnung eine schwierige Stellung dem Hofe gegenüber einnehmend, der ihm weder das Votum seines Vaters, noch seine republikanische Vergangenheit verzieh, flüchtete sich in das Innere des Familienlebens, schickte zum großen Entsetzen der Emigration seine Kinder, wie ein einfacher Bürgersmann, in das College und folgte mit halb fürchtendem und halb hoffendem Blick dem schnellen Fortschritt des Königthums zu dem Abgrund, welcher es verschlingen sollte.

Wenn der Prinz vielleicht die Möglichkeiten der Zukunft fürchtete, so wünschten dagegen seine Freunde sie auf das Heißeste herbei und Laffitte verhehlte gegen Niemand seine Abneigungen oder seine Hoffnungen. „Zu was soll ich Sie machen, wenn ich König bin?“ fragte eines Tages der Herzog lächelnd den Banquier. — „Monseigneur,“ antwortete Laffitte, „wenn Sie König geworden sind, machen Sie mich zu Ihrem Narren, zu Ihrem Hofnarren, daß ich Ihnen die Wahrheit sagen kann.“

Dieser Thron, den Laffitte so lebhaft für den Herzog von Orleans wünschte, bot sich viel früher dar, als man erwartet hatte. Alle

Welt weiß, wie aus einem Auflauf eine Revolution wurde und wie drei Kronen in drei Tagen herrenlos wurden; unsere Aufgabe ist es nun, Laffitte's Antheil an den Ereignissen der Julitage zu erzählen.

Den 28., wo der Sieg des Volkes noch ungewiß war, begab sich Laffitte, nachdem er die Protestation der Deputirten unterzeichnet hatte, und in dem Augenblicke, wo von St. Cloud der Befehl zu seiner Verhaftung angelangt war, mitten durch den Kugelregen, in Begleitung von Perier, Mauguin, Gerard und Lobau zu Marschall Marmont, Commandanten von Paris und beschwur ihn im Namen der Menschlichkeit und des Vaterlandes, den Schrecken des Bürgerkrieges ein Ende zu machen und seinen Einfluß zu gebrauchen, um die Zurücknahme der Ordonnanzen und eine Aenderung des Ministeriums zu bewirken. Im Weigerungsfalle würde er sich mit seinem ganzen Einfluß auf die Seite der Bewegung stellen. „Die militärische Ehre besteht im Gehorsam", murmelte traurig der Marschall. „Die bürgerliche Ehre", antwortete muthvoll der Deputirte, „besteht darin, die Bürger für ihre Anhänglichkeit an die Constitution nicht hinschlachten zu lassen." So wie sich Herr Laffitte aber überzeugt hatte, daß von dem verblendeten König Nichts zu hoffen sei, beschloß er, das Aeußerste zu wagen, und machte sein Hôtel zu einem Hauptquartier, von wo die Proclamationen ausgingen, die den Aufstand ermuthigten, die Befehle, welche ihn regelten und das Gold, welches ihn nährte. Aber der Banquier vergaß den Herzog von Orleans nicht; er schickte nach Neuilly einen Abgesandten nach dem andern. „Vermeiden Sie die Netze von St. Cloud," schrieb er dem Prinzen am 28. „Zögern Sie nicht länger", fügte er am 29. hinzu; „wählen Sie, eine Krone oder einen Paß". Bald darauf gingen zwei Regimenter zu den Aufständischen über und stellten sich vor Laffitte's Hôtel auf. Von dem Augenblicke an war der Sieg entschieden; die Reunion Laffitte übernahm die Leitung der Bewegungen, gab dem General Lafayette den Oberbefehl über die Truppen und dem Marschall Gerard die Leitung der militärischen Operationen. Eine Municipalcommission wurde im Stadthause organisirt und als d'Argout und Semonville im Namen Karl's X. mit dem Widerruf der Ordonnanzen kamen, erhielten sie zur Antwort: es ist zu spät. Karl X. hatte aufgehört zu regieren.

Die Verlegenheit Laffitte's war jetzt groß. Alle Geister, von der

Freude des Sieges berauscht, überließen sich den widersprechendsten Hoffnungen; es war dringend nothwendig, eine Macht zur Zügelung der Anarchie und zur Consolidirung des Werkes der Revolution zu finden; aber der Herzog von Orleans hüllte sich noch in Schweigen und Räthsel. Er war in Rainey und für Niemanden sichtbar; die Krone lag auf dem Straßenpflaster; Laffitte bot sie ihm an und er zögerte noch, sie anzunehmen. Um seiner Unentschlossenheit ein Ende zu machen, ließ Laffitte am 30. in allen Zeitungen eine Proclamation zu Gunsten des Herzogs veröffentlichen, rief vierundvierzig Deputirte im Palais Bourbon zusammen und beschloß mit diesen, den Prinzen zum Generallieutenant des Königreichs zu ernennen; zwölf dieser Deputirten begaben sich sogleich nach Neuilly, um dem Herzog das Ergebniß ihrer Berathung mitzutheilen. Der Prinz erschien noch nicht und erst am Abend, als er bei seiner Rückkehr von Rainey die Proclamation las, welche ihm den Weg zum Throne öffnete, entschloß er sich, den Rubicon zu überschreiten; er umarmte seine Gemahlin und seine Kinder, legte eine Civilkleidung an, ging zu Fuß und nur von einem Adjutanten begleitet nach Paris, kam um eilf Uhr Abends im Palais-Royal an und überschickte Laffitte sogleich eine Proclamation, in der er seine Ankunft und seine Annahme anzeigte.

Am anderen Morgen kamen die Deputirten abermals in dem Palais Bourbon zusammen; eine von Guizot entworfene Adresse wurde genehmigt, und die ganze Versammlung begibt sich nach dem Palais-Royal; dort führt Laffitte das Wort im Namen der Kammer. Auf dem Wege hatte er sich beim Uebersteigen einer Barrikade verwundet und trat hinkend bei dem Prinzen ein. „Sie sind verwundet, Herr Laffitte", sagte der Letztere. „Monseigneur, sehen Sie nicht auf meine Füße, sondern auf meine Hände, die Ihnen eine Krone bringen."

Aber um diese Krone zu erlangen, mußte man noch einige Anstrengungen machen. Während man sich im Palais-Royal damit beschäftigte, einen König zu machen, drängte sich im Stadthause eine Schaar von Jünglingen um einen Greis, um ihn zum Eckstein einer neuen Republik zu machen. Aber noch zögerte der Greis Lafayette, denn er fürchtete die Wiederkehr jener Zeiten, wo die Macht der Preis der Kühnheit und noch häufiger des Verbrechens war.

Die Zeit drängte und man mußte einen Entschluß fassen. Laffitte

Digitized by Google

schlug dem Herzog vor, sich die Sanction des Stadthauses selbst zu holen. Er ergriff mit Eifer den Vorschlag, dessen Ausführung nicht ganz gefahrlos war; der Zug setzte sich in Bewegung, das Volk öffnete erstaunt seine Reihen, die Nationalgarde bildete die Gasse und der Herzog gelangt von Barricade zu Barricade bis an das Stadthaus. Dort sehen sich der Veteran der Freiheit und der Soldat von Jemmape zum ersten Mal seit **40** Jahren wieder und das Julikönigthum empfängt durch Lafayette's Umarmung die entscheidende Weihe.

Am 7. August überbrachte Laffitte dem König die Erklärung der Kammern, welche ihn auf den Thron berief, und die Sitzung vom 9. brachte endlich alle Wünsche des Banquiers zum Ziel; er konnte, wie die Jungfrau von Orleans zu Karl VII., sagen: Ich war bei den Mühen, ich muß auch beim Triumphe sein. Aber für ihn war der Augenblick des Triumphs fast das Zeichen zu seinem Untergang. Der Zeitabschnitt, den wir jetzt beginnen, war für ihn eine Periode des Schmerzes und der Kämpfe. Laffitte, an den Wagen des Staates geschmiedet, erschöpfte seine Kräfte, verlor sein Vermögen, die Frucht vierzigjähriger Arbeit und seine für glorreiche Dienste und zahllose Wohlthaten erlangte Popularität.

Wir werden sehen, wie dieses dreifache Unglück sich zutrug.

Das erste Ministerium des Julikönigthums war eine wahre Mustersammlung aller Parteien. In einem Kabinet befanden sich mit oder ohne Portefeuille Molé und Dupont de l'Eure, Laffitte und Guizot, de Broglie und Bignon, Republikaner, Imperialisten, reine Juli-Monarchisten, zweifelhafte Dynastische, ein Chaos, von den Straßenemeuten und den Stürmen der Kammern hin und her bewegt und selbst die Maschine der Regierung nach den widersprechendsten Seiten hin in Bewegung setzend. Es war eine schwierige Epoche. Das Prinzip der Autorität, von dem Ausbruch der Volksleidenschaft vernichtet, fing kaum noch an, sich neu zu erzeugen; die Macht war auf die öffentlichen Plätze herabgestiegen; der erste beste Eckstein diente dem ersten Besten als Tribune, von der er dem Volke politische Theorien verkündete. Der jüngere Theil der Nation, siegestrunken, blieb unter den Waffen; er wollte mit der Vergangenheit ganz brechen, die Gesellschaft von Neuem aufbauen, alles Alte in Frankreich, bei den Nachbarn und bei den Antipoden vernichten; und das wollte er thun mit einem erschöpften Schatze, einem fast desorganisirten Heere,

Digitized by Google

und mit keinen anderen Bundesgenossen, als der Propaganda und der Marseillaise. Auf der anderen Seite standen kältere Männer mit tiefblickendem Geiste und gebieterischer Energie wie Molé, de Broglie, Guizot, denen jede Revolution ein Zufall ist, den man sich beeilen muß zu regeln. Sie erstrebten nichts Geringeres, als die angeschwollene Fluth sogleich wieder in ihr altes Bett zu leiten, anstatt den tobenden Wogen ein neues anzuweisen. Das Werk war schwer und, den Zeiten und Personen gegenüber, fast unmöglich. Die gemäßigte und doch unpopuläre Partei des Ministeriums mußte sich zurückziehen: ihre Stunde war noch nicht gekommen.

Der Prozeß des Ministeriums Polignac sollte bald zur Verhandlung kommen; man brauchte einen populären Namen, um den blutgierigen Forderungen des großen Haufens auszuweichen; Laffitte wurde am 3. November Präsident des Conseils.

Vor der Kammer sprach Laffitte sich selbst über seine Abweichungen von der früheren Administration wie folgt, aus: Alle Welt weiß, daß die Julirevolution sich in gewissen Grenzen halten mußte, daß man Europa mit ihr versöhnen mußte, indem man mit ihrer Würde eine standhafte Mäßigung verband. Ueber diesen Punkt waren wir einig, da nur verständige Männer im Conseil sich befanden. Aber es war Uneinigkeit darüber, wie die Revolution zu würdigen und zu leiten sei; man glaubte nicht, daß sie so bald zur Monarchie ausarten dürfe, daß man sich so bald gegen sie werde schützen müssen.

Aus diesem Programm geht hervor, daß das Ministerium Laffitte sich zugleich auf die Neuerer wie auf die Conservativen stützen wollte. Es war ein wahres Juste milieu zwischen dem Fortschritt und dem Status quo, zwischen der Polizei und der Propaganda.

Aber weil Laffitte Alle zufrieden stellen wollte, befriedigte er Keinen, und seine Stellung der Kammer gegenüber wurde von Tag zu Tag schwieriger. Die Linke beklagte sich bald, daß man sie mit Knauserei behandle, und warf Laffitte's Communalgesetz, welches dem König die Finanzen der Municipalitäten gab, Illiberalität vor. Sie brandmarkte mit dem Namen la deuxième loi de l'amour das Gesetz über die Preßvergehen, welches seitdem durch strengere Verfügungen ersetzt worden ist, und welches damals unter dem Vorwand, das Rechtsverfahren abzukürzen, dem Angeklagten die Garantie einer ersten Instanz entzog, indem sie den Kammern das Recht nahm, über die

Versetzung in Anklagestand zu entscheiden. Das Wahlgesetz mit seinem Census von 300 Francs, ein Wahlmonopol, welches Laffitte jetzt selbst so lebhaft bekämpft, wurde von der Linken mit dem herbsten Tadel empfangen. Im Ganzen fand sie Laffitte unentschieden und zu wenig zum Fortschritt geneigt; sie warf ihm vor, daß er 18 Millionen Civilliste und Apanagen verlangte; daß er so oft die Richtigkeit der Ansprüche Belgiens auf Luxemburg proclamirte.

Die Rechte war nicht viel gefügiger. Guizot, Perier, Dupin verlangten energische Maßregeln gegen die Einmischung der Massen in die Staatsangelegenheiten, und eine regelmäßigere und besser zusammengesetzte administrative Hierarchie; vergebens donnerte der Präsident, um sie zu befriedigen, gegen die Friedensstörer, die man vernichten müsse. Diese Heftigkeit in Worten, denen er durch die That nie entsprach, entfremdete Laffitte jene schwankende Partei der Kammern, die sich unter allen Regierungen nach Ruhe, Ordnung und Frieden sehnt.

Eine nicht minder bedauernswerthe Spaltung zwischen dem Conseilpräsidenten und dem Kriegsminister veranlaßte eine unentschiedene und farblose, halb herausfordernde und halb schüchterne Politik dem Auslande gegenüber.

Dem Lande gegenüber war die Stellung des Ministeriums noch kritischer. Unruhe und Mißbehagen aller Arten; Arbeitslosigkeit, denn die Kapitalien hatten sich zurückgezogen, wo die Emeute auf den Straßen herrschte; die Fallissements mehrten sich mit reißender Schnelligkeit, und anstatt der einheimischen Industrie unter die Arme zu greifen, war der Schatz oft selbst in Verlegenheit, wie er seine Verbindlichkeiten erfüllen sollte; die schwebende Schuld hatte sich bereits um zwei Drittel vermehrt.

Nach dreimonatlicher Existenz war das Ministerium Laffitte bereits abgenutzt; die Unruhen des 14. Februar vollendeten seinen Sturz. Ueber die Unthätigkeit des Ministeriums der Polizei bei der Zerstörung des erzbischöflichen Palastes entstand ein skandalöser Streit in der Kammer zwischen Montalivet und Odilon-Barrot; der Letztere reichte seine Entlassung ein, und Laffitte zögerte nicht, ihm zu folgen. Man behauptet, diplomatische Noten über die Intervention Oesterreichs in Italien seien dem Conseilpräsidenten vorenthalten worden, und dies sei die Ursache seines Rücktritts gewesen; aber auch Laffit-

te's persönliche Angelegenheiten litten während seiner ministeriellen Laufbahn. Seine Finanzverhältnisse verlangten seine ganze Aufmerksamkeit; vergebens kaufte ihm der König für zehn Millionen den Wald von Breteuil ab und gab seine Garantie bei der Bank für eine Anleihe von sechs Millionen; als Laffitte aufhörte, Minister zu sein, war er finanziell ruinirt.

Die Julirevolution hatte seinem Credit schon einen schweren Schlag gegeben; sein Eintritt in die ministerielle Laufbahn, wodurch er gezwungen wurde, die Leitung seines Geschäftes aufzugeben, vollendete seinen Sturz. Als Depositär bedeutender Summen sah er sich jetzt plötzlich um deren Auszahlung gedrängt. Seit 1818 hatte er seine Kasse erschöpft, und um den Pariser Handel zu retten, der Bank sechs Millionen vorgeschossen. Nach den Juliereignissen stellte er abermals seine Kasse zur Disposition der provisorischen Regierung; jeder vermeintliche oder wirkliche Unglückliche griff mit vollen Händen hinein; die finanzielle Krisis erschöpfte sie vollends. In dieser traurigen Lage widmete sich Laffitte ganz der Liquidation seiner Geschäfte; er bezahlte fünfzig Millionen, indem er alle seine Güter verkaufte, und um die Bank zu befriedigen, bot er sein Hôtel aus. Aber Frankreich wollte nicht, daß das erste Asyl der Julirevolution unter den Hammer des Auctionators falle, und eine Nationalsubscription gab Laffitte den Besitz seines Hôtels wieder.

Als Laffitte in der ersten Kammersitzung nach dem Zusammentreten des Ministeriums Perier vergeblich als Candidat der Präsidentschaft auftrat, nahm er seinen Platz auf den Bänken der Opposition, bekämpfte mit Reden und Abstimmungen alle energischen Maßregeln der Verwaltung vom 13. März, unterzeichnete später das Compte rendu, und nahm am 5. und 6. Juli Theil an den Deputationen, welche dem König seiner Wahl die Beschwerden der Opposition vorlegen sollten; an einem schönen Tage endlich trat er, erbittert vom Mißgeschick, auf die Tribüne und bat Gott und die Menschen feierlich wegen seines Antheils an der Julirevolution um Verzeihung.

Seitdem, obgleich immer noch unermüdlich in den Reihen der Opposition kämpfend, ist Laffitte zu den anfänglichen Arbeiten seines Lebens zurückgekehrt; aber wie er unter der Restauration den öffentlichen Credit gründete, so gründet er jetzt den privaten; er hat seine

Geschäfte liquidirt, sein Banquierhaus wieder errichtet, und seine Discontokasse wieder gegründet, welche eine der nützlichsten Institutionen unserer Tage bildet. Als er 1837 die Versammlung der Actionäre dieses Unternehmens eröffnete, sprach er die schönen Worte, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen: „Ich kann mich nicht, sagte er, ohne Bewegung mit Arbeiten beschäftigt sehen, die mir werth sein müssen, indem ich bereit bin, durch ein, aller meiner Anstrengungen würdiges Unternehmen eine nützliche Laufbahn zu krönen, in der ich vielleicht einiges Gute gewirkt habe; mir scheint, als vergäße ich in Euerer Mitte viele vergangene Täuschungen und die Beschwerlichkeiten politischer Größe, deren Bürde ich nur um meines Vaterlandes willen übernommen hatte. Die Zukunft bewahrt mir noch Entschädigungen auf, und der 2. October 1837, der Tag, an dem ich meine kaufmännische Laufbahn wieder begonnen habe, tröstet mich über den 18. Januar 1831, wo ich sie verließ."

Es ist ein Laffitte's ganz würdiger Gedanke, der kleinen Industrie einen fortwährenden Credit zu eröffnen; der bescheidene Fabrikant, von dem drängenden Wucherer gerettet, bekommt seine Papiere zu billigem Preis discontirt, legt seine Kapitalien sicher und vortheilhaft an, zieht sie wieder ein, wie es ihm gefällt, und segnet den Stifter der Discontokasse.

Es gibt drei Menschen zugleich in Laffitte: den Privatmann, den Finanzmann und den Politiker; seine vollkommene Güte, liebenswürdige Einfachheit und unermüdliche Wohlthätigkeit sind bekannt, und wir sprechen nicht davon; sein Verdienst als Finanzmann ist ebenso unbestreitbar und unbestritten; über den Politiker Laffitte ist man weniger einig. Ein feuriger Monarchist bei dem Beginn der Julirevolution, steht Laffitte heute auf der äußersten Grenze, welche den Monarchismus von dem Republikanismus trennt. In den letzten vier Jahren hat keine politische Persönlichkeit seltsamere Wandlungen erfahren. Als Minister fanden ihn die Radicalen zu dynastisch, und die Dynastischen zu republikanisch, und wir können, um diese Verschiedenheit der Urtheile zu erklären, mit keinem besseren Ausspruche als der Anwendung eines Wortes Napoleons schließen: Daß das Herz eines Staatsmannes im Kopfe sein müsse, und daß Laffitte zu viel Gemüth hat, um ein Staatsmann zu sein.

T a g e b u c h.

I.

Gustav Adolf und Tilly.

Der Gustav-Adolphverein ist bekanntlich in Baiern verboten worden. Dies aber war nur das Vorspiel. Man möchte ihn mit Recht lieber ganz vernichten. Ein geharnischter Brief aus Baiern in der Augsburger Allgemeinen bestreitet den Protestanten in schwer zu widerlegender Weise das Recht zu einem solchen Vereine, das Recht, nach einer Einheit und einem Zusammenhalt ihrer Kirche zu streben; denn es ist wider die Bundesverfassung, wider die deutsche Einheit. Der Katholicismus hat zwar auch gewisse Vereine, nicht nur zur Erhaltung, sondern zur Verbreitung seiner Macht, aber die sind geheim, während der Gustav-Adolphverein öffentlich, folglich beleidigend ist; und es muß dem Katholicismus, seiner Natur nach, Manches erlaubt sein, was sich die Protestanten nicht gestatten dürfen; darum haben diese in Baiern auch weniger kirchliche Freiheit als die Katholiken in Preußen. Außerdem erinnert der Gustavadolphverein an die blutige und ungesühnte Schuld, welche die ganze Existenz des Protestantismus befleckt; an die Zerreißung Deutschlands, an den Verrath, den er an Rom, an der Nationalität begangen. Der Katholicismus hat sich von jeher höchstens auf ein Bischen italienische oder spanische Politik gestützt, — und es ist noch zu beweisen, daß die Inquisition ein ausländisches Institut war — der Protestantismus dagegen hat, weil er in seiner verblendeten Hartnäckigkeit durchaus bestehen wollte, einen fremden Eroberer Gustav Adolph zu Hilfe gerufen. Nicht genug aber, daß der Protestantismus durch auswärtige Allianz sich erhalten hat, will er nun sogar den Protestanten im römisch-katholischen Baiern ihre ketzerischen Kirchen bauen helfen

und zwar im Namen jenes schwedischen Bedrückers und Erbfeindes von Rom. Ist das nicht Hochverrath? Heißt dies nicht den dreißigjährigen Krieg aus dem Grabe wecken? Wie, wenn die Baiern einen Tillyverein gründeten, — und Tilly war doch ein Deutscher, seine Verwüstungen und Mordbrennereien in Deutschland waren doch wenigstens national. Nachdem der bairische Verfechter der deutschen Einheit diese Seite der Gustav-Adolphvereinsfrage richtig erledigt hat, reißt er endlich dem protestantischen Vereine ganz die Larve ab. Dieser Verein ist nichts Geringeres als eine Carbonariverschwörung, ein revolutionärer Bund, um Thron und Altar zu stürzen und alle möglichen Gräuel über das conservative Deutschland zu bringen. Mögen sich die Könige von Preußen und Würtemberg wegen ihrer Betheiligung an diesem Himmelsstürmerclub rechtfertigen, wenn sie können; mögen sie sich reinigen von dem schweren Verdacht der heimlichen Demagogie und des Sansculottenthums, der von nun an auf ihnen lastet. Diese Entdeckung und diese Anklage werden nicht ohne Folgen sein; denn es wird sich nun fragen, ob man den Protestantismus, bei seiner Hinneigung zu solchen Umtrieben, überhaupt noch dulden soll in Deutschland! Am wenigsten übrigens hätte man sich solcher Hinterlist von der preußischen Regierung versehen, die doch seit dem Jahre **1840** dem katholischen Deutschland solche Bürgschaften der Ruhe und der Ordnung gab und dafür so unbegrenztes Vertrauen erntete. Das ist nun der Dank! —

II.

Notizen.

Halle'scher Löwentrotz, gezähmt! — Schelling ein Rabbiner. — Ein deutscher Professor an O'Connell. — Die polnischen Emigranten. — Bernadotte's Tod. — Erklärung der Emilie Carlén. — Politische Poesie. — Gesangbuchspoesie.

— Ein Studirender in Halle beabsichtigte eine Studentenzeitung herauszugeben, die eine Vertretung des redlichen Willens der deutschen Studentenschaft, zugleich aber gegen verschiedene Einseitigkeiten und Abstractionen, die bei den sonst so erfreulichen Bestrebungen der akademischen Jugend sich geltend machen, gerichtet sein sollte. Der junge Mann hatte noch keinen Verleger, aber schon eine Untersuchung auf dem Halse. Ein Buchhändler, mit dem er über das Project — gesprochen, bekam polizeilichen Besuch und wurde, als er ausweichend antwortete, vor dem Magistrat auf seinen Bürgereid befragt, ob ihm ein solcher Antrag gemacht worden sei. Auf seine Aussage kam der Student in Untersuchung — wegen einer projectirten Zeitung, deren

Digitized by Google

Existenz noch von der Bereitwilligkeit eines Verlegers, dann von der einzuholenden Concession und endlich, wenn sie concessionirt war, von der preußischen Censur abhing! Die Larifari-Politik des großen Krähwinkel ist unverbesserlich.

— Schelling commentirte einmal in seinen Vorlesungen einen Bibelvers; und da er zu schriftlicher Aeußerung etwaiger Zweifel oder Unklarheit aufgefordert hatte, so legte ein Studirender, ein Jude, einen Zettel auf die Katheder, worin er die Auslegung jener Bibelstelle für unrichtig erklärte. Schelling antwortete, er habe früher Theologie studirt; wenn daher seine Auslegung für unrichtig gehalten werde, so solle man deshalb nicht glauben, daß er nicht hebräisch verstehe; übrigens müsse er den Juden alle wissenschaftliche Befähigung absprechen. Ein Berichterstatter aus Berlin im „Orient" will nun diese allgemeine Behauptung nicht weiter bestreiten, weis't aber Schelling aus einigen Stellen seiner Schriften nach, daß seine Philosophie stark mit rabbinisch-talmudischer Weisheit versetzt sei.

— O'Connell ist von seinen englischen Freunden im Coventgardentheater durch ein Festmahl von 1080 Gedecken gefeiert worden. Schade, daß die vom Professor Walter in Bonn entworfene Adresse an den irischen Agitator noch nicht abgegangen ist. In Coventgarden, bei dem großen Zweckessen vorgelesen, hätte sie gewiß Sensation gemacht. Es sind darin nämlich so viel gute Lehren, Ermahnungen und Verwahrungen in die wohlwollende Belobung Daniel's eingestreut, daß man glauben könnte, O'Connell sei ein junger Student auf einer preußischen Universität und agitire, um ein Lesemuseum zu Stande zu bringen.

— Den polnischen Emigranten in Posen ist eine längere Frist zu ihrer Auswanderung gestattet worden; man glaubt sogar, sie würden ganz bleiben dürfen. Die russischen Denunciationen über die Umtriebe und Verschwörungen in Posen müssen also doch nicht sehr wahrheitsliebend — euphemistisch zu reden — gewesen sein. Auch der „Brandenburger" scheint sich unnöthigerweise erst nach London und von da aus nach der „Deutschen Allgemeinen" bemüht zu haben. Wenigstens scheinen die armen Flüchtlinge in Posen an Czartoryski's und Krempowiecki's Träumen unschuldiger zu sein, als der Brandenburger glauben wollte. Oder steht Preußen schon auf dem Kriegsfuß gegen Rußland?

— Der glücklichste von Napoleons Helden, Bernadotte, König von Schweden, ist am 8. März, 81 Jahre alt, gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Oscar war als Kronprinz ungemein beliebt

und machte sich durch eine kleine Schrift für Aufhebung der Todesstrafe auch außerhalb Schwedens bemerklich.

— Durch die Buchhandlung F H. Morin (in Berlin) ist uns nachstehende Erklärung zugekommen:

„Für denjenigen Theil der deutschen Lesewelt, welcher meine Arbeiten wohlwollend aufgenommen hat, erlaube ich mir hierdurch die Erklärung, daß die beiden in Deutschland erschienenen Romane: Emma's Herz und Der Reichsverweser. Schwedischer Roman von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Tarnowski, 3 Theile (Grimma 1844) nicht von mir verfaßt sind. Demnach ist sowohl mein früherer als mein gegenwärtiger Name gemißbraucht worden. Des letzteren werde ich mich ausschließlich sowohl für die bei Herrn F. H. Morin in Berlin nächstens erscheinende Arbeit: das Fideicommiß als auch für meine später herauszugebenden Schriften bedienen.

Stockholm, den 20. Februar 1844. Emilie Carlén.

— Die deutsche „politische Poesie" hat schon mehrfach günstige Beurtheilungen von englischen Reviewers erfahren. Ein Whigblatt äußerte, die politische Poesie der Deutschen tauge mehr als ihre Publicistik. Jetzt bespricht das Athenäum die Lieder des kosmopolitischen Nachtwächters und Hoffmann's von Fallersleben, von denen es einige in sehr gelungener Uebersetzung mittheilt. Hoffmann's Gedichte, meint das Athenäum, heißen nicht mit Unrecht unpolitisch, denn sie seien good-humoured, ganz ohne Gift und Galle, und geißeln nicht blos die Fehler der Regierung, sondern auch die Schwächen und Thorheiten des Volkes. (Leider besteht oft die ganze Stärke einer Regierung in diesen Schwächen.) Endlich wundert sich das Athenäum, daß die Liederchen Hoffmann's einem „militärischen Monarchen", wie der König von Preußen, so „formidable" erscheinen konnten.

— Ein Dr. Friedrich Layritz, protestantischer Hilf- und Strafhausprediger zu St. Georgen bei Bayreuth singt in einer von ihm veranstalteten Sammlung „deutscher Kernlieder„ von seinem Heiland folgendermaßen:

„Ach, sein Schweiß ist rothes Blut,
Seht doch die Korallen!
Schauet eine Purpurflut
Tropfenweis abfallen.
Fließet, fließt ihr Tröpfelein,
O ihr Blut-Goldgulden,
Daß bezahlet mögen sein
Meine rothen Schulden."

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Wien und Berlin.

Parallelen von J. Kuranda.

Wie kommt es, daß die Ueberschrift dieses Aufsatzes noch immer im Meßkataloge fehlt? Paris und London — Brüssel und Paris — Rom und Neapel haben ihre vergleichende Darstellung durch unsere Schriftsteller gefunden; aber die beiden Großstädte Deutschlands stehen noch auf keinem deutschen Buchtitel schwesterlich nebeneinander. Die deutschen Lyriker spinnen seit undenklichen Zeiten das Thema von den blauen und den schwarzen Augen ab; unsere Romandichter werden nicht müde, die Gegensätze einer blonden und einer brunetten Heldin zu schildern; unsere Bühnenstücke spielen noch immer mit einer pathetischen und einer naiven Liebhaberin; unsere Geschichtschreiber und Publicisten wiegen alle Dinge mit den Waagschalen des Protestantismus und Katholicismus ab; nun denn: Wien und Berlin, schwarze und blaue Augen, pathetisch und naiv, protestantisch und katholisch — welche Quadrille von hüpfenden Antithesen; tour de mains, balancée, chaine — spielt auf, wackere Musikanten, warum sind Euere Geigen so stumm?

Vielleicht hat das Tonstück mehr Schwierigkeiten, als man glaubt; vielleicht sind die Griffe delicater, als daß jede Hand sie treffen könnte. Wir sind nicht in Verlegenheit, uns dies zu erklären.

Man spricht stets von dem Mangel an deutscher Einheit im Gegensatz zu der französischen Centralisation. Aeußerlich, was die Regierungs- und Gesetzesform betrifft, ist dieser Gegensatz leider nur zu

einander gehalten, neben einander gestellt, treten die Physiognomien beider Städte viel schärfer und prägnanter hervor.

Wie sie da neben einander liegen, die zwei schönsten Schwestern in dem großen Bette Deutschland, und statt mit warmen Armen ein ander zu umschlingen, sich den Rücken kehren. Die minder schöne, aber geistvollere jüngere Schwester, voll von scharfem Ehrgeiz und Stolz, träumt von Zukunft, Herrschaft und Ueberhebung über die ältere, deren Glanzzeit ihr bereits als im Abnehmen, als verlebt erscheint. Diese, nicht minder eitel, obwohl gutmüthiger, schwelgt gedankenlos in den Erinnerungen der vergangenen Nacht und in der Hoffnung auf noch kommende Nächte. Der Hochmuth ihrer Schwester verletzt sie etwas; träumerisch streicht sie sich die weichen Locken von der Stirn zurück, aus den langen Wimpern fällt ihr Blick auf ihren blühenden Leib, der üppig und zum Genusse ladend unter der warmen Decke sich bewegt, und mit einem behaglichen Lächeln sagt sie sich: Nein, noch bin ich nicht alt, noch liegt die Welt und die kommenden Tage genußreich vor mir.

Wien und Berlin, Maria Stuart und Elisabeth. Wien, die Stadt der Habsburger, der alte Sitz der deutschen Kaiser, wie gleicht es jener Maria

„Die mit so stolzen Hoffnungen begann,
„Die auf den ältesten Thron der Christenheit
„Berufen wurde . . . . ."

Schön, sinnlich, voll offener Lust und voll stiller Sünden; wie jene Stuart im katholischen Glauben erzogen und fest an ihm haltend, wie sie; selten über sich nachdenkend,

„ein Kind
„Des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude.
„Und in der Feste ewiger Trunkenheit
„Vernahm sie nie der Wahrheit ernste Stimme."

Im scharfen Gewahrsam gehalten, in jeder Freiheit beschränkt, fehlt es Wien, wie einst der schottischen Maria, doch nicht an Anbetern, die, angezogen von seinem Reiz, von nah und fern ihm zuströmen. Dieser Ritter Paulet, der „Hüter der Maria" gibt sich viele unnöthige Mühe.

„Vom Schlummer jagt die Furcht mich auf, ich gehe
„Nachts um, wie ein gequälter Geist, erprobe
„Des Schlosses Riegel und der Wächter Treu." —

Digitized by Google

Aber man weiß doch, woran man mit ihr ist; sie sagt's gerade heraus, ohne Hinterhalt. Und Wien kann von seinem Leichtsinn, wie von seinem Trübsinn, von seinen sittlichen Zuständen wie von seinen politischen, mit jener Maria rufen:

„Ich habe es nicht
„Verheimlicht und verborgen, falschen Schein
„Hab' ich verschmäht, mit königlichem Freimuth.
„Das Aergste weiß die Welt von mir, und ich
„Kann sagen, ich bin besser, als mein Ruf."

Berlin aber ist der volle Gegensatz von Wien, wie Elisabeth von Maria. Berlin ist sein Ruf das Höchste. Die Geschichte weiß zu erzählen, wie es um die Jungfräulichkeit der Elisabeth stand; aber äußerlich wußte sie den Namen zu behaupten; ein Verstandesweib, schlau, standhaft, bewundernswerth, aber unliebenswürdig, heuchlerisch, protestantische Strenge erkünstelnd und innerlich voll wilder Lust. Was Berlin, was Preußen zu einer großen Stadt, zu einem großen Staate macht, das ist die öffentliche Meinung, dieselbe, die einst die Elisabeth groß gemacht. Einst konnte Friedrich II. wie jene Königin sagen:

„Umgeben rings von Feinden, hält mich nur
„Die Volksgunst auf dem angefochtnen Thron.
„Mich zu vernichten streben alle Mächte
„Des festen Landes. Unversöhnlich schleudert
„Der röm'sche Papst den Bannfluch auf mein Haupt.
„Mit falschem Bruderkuß verräth mich Frankreich.
„So steh' ich kämpfend gegen eine Welt.
„— — — Mit hohen Tugenden
„Muß ich die Blöße meines Rechts bedecken.

Diese „hohen Tugenden" will das deutsche Volk an Berlin und an Preußen immer sehen, wenn es nicht fragen soll, warum es sich überhebe über die Anderen. Mißtrauisch legt es daher stets das Ohr auf den Boden, ob nicht noch eine andere Stelle jenes Monologs von Berlin hertönt, wo Elisabeth ruft:

„O Sklaverei des Volksdiensts! Schmähliche
„Knechtschaft — Wie bin ich's müde, diesem Götzen
„Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!
„Wann soll ich frei auf diesem Throne stehen?
„Die Meinung muß ich ehren, um das Lob
„Der Menge buhlen, einem Pöbel muß ich's
„Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.

Was Berlin vor Wien voraus hat, das ist seine Zuversicht zu sich selbst, das Vertrauen auf sein eigenes Glück. Friedrich Wilhelm I. sagte an einem schönen Morgen zu sich selbst: Ich will mein kleines Land zu einem Königreich erheben; ich habe zwar weder so viel Unterthanen wie der König von Frankreich, noch so viele Gebiete wie der König von England, ja manch kleiner König wird über mein winziges Königreich spotten — aber dem Muthigen hilft das Glück. Es gilt den Anfang, das Weitere wird sich finden.

Und das Weitere fand sich! —

Wir müssen eine große Residenz anlegen, sagten die Erbauer des neuen Berlin. Zwar liegt die Stadt in einer ärmlichen, sandigen Gegend, sie bietet keinen Durchgangs- und Ruhepunkt für einen großen Welthandel — aber machen wir die Straßen nur immerhin so groß und breit, als ob sich eine ganze Provinz darin ansiedeln wollte. Die Einwohner werden sich schon einstellen.

Und sie stellten sich ein.

Wie durch eine Wünschelruthe erfüllte sich, was die Begründer des preußischen Staates und seiner Hauptstadt kaum in ihren kühnsten Träumen erhofften. Dieses Gelingen seiner Unternehmungen gibt Berlin ein Selbstvertrauen, das oft in widerliche Arroganz ausartet, das aber doch ein Keim großer, kräftiger Erfolge ist. Wie die meisten Emporkömmlinge, ist Berlin eitel, hochmüthig und oft sich überschätzend, aber es hat auch wie die meisten, die ihre Stellung durch Fleiß, Ausdauer und Kühnheit errungen haben, das Bewußtsein, daß es die elastische Kraft in sich trägt, die seinem Ehrgeiz zu weiteren Zielen und seinen geheimen Wünschen zur endlichen Erfüllung helfen kann.

Wenn Berlin auf solche Weise dem modernen Bürger gleicht, der sich durch Thätigkeit und geschickte Benützung des Augenblicks über den privilegirten Adel emporgeschwungen hat, indem er ihm seine Vortheile allmälig aus der Hand gewunden, so gleicht Wien im Gegensatze gerade einem jener alten aristokratischen Majoratsherren, die seit Jahrhunderten gewöhnt sind, im Wohlleben zu schwelgen und die daher mit Indolenz jedem kommenden Tag entgegensehen, an dem ihr Kammerdiener sie wieder ankleiden wird, an dem sie wieder vortrefflich diniren, zu Hofe fahren, in's Theater gehen werden oder höchstens durch ein neues Reitpferd, eine neue

Maitresse, ein neues Jagdgewehr einige Abwechselung erhoffen können — Ergreifendes, Außergewöhnliches kann ihnen der nächste Tag nicht bringen. Wien hat manche große Erbschaft gemacht und auch manchen schweren Familienkummer erlebt. Aber es hat nie va banque gerufen; es war nie wie Berlin vor der Schlacht von Dennewitz und Großbeeren der Gefahr ausgesetzt, Alles mit einem Schlage zu verlieren *) wie ein Kaufmann, dem der Bankerott droht. Vielmehr wußte Wien selbst in seiner schlimmsten Zeit, als die Franzosen in seinen Mauern hausten, daß man seine Güter wohl eine Zeit lang sequestriren könne, daß es aber endlich wieder in den ruhigen Besitz derselben zurückkehren werde. Wien ist nicht arrogant, weil es seinen Reichthum nicht von gestern besitzt; es hat die angenehmen, abgeschliffenen Manieren der Aristokratie, die gewohnt ist, in großartigen Verhältnissen zu leben und das Leben sich leicht zu machen; aber es hat auch Nichts von jener Spannkraft, Nichts von jener jugendlichen Streitlust, die, im Bewußtsein ihrer strotzenden Fülle, den Tag herbeiwünscht, wo sie noch erobern und Hemmnisse aller Art abschütteln konnte.

Was Berlin und Wien gemein haben, das ist der Umstand, daß die meisten Sommitäten, die sie in Politik, in Kunst und Wissenschaft besitzen, keineswegs der Stadt selbst angehören, sondern aus den Provinzen des Gesammtstaates ihr zugeströmt sind. Große Städte sind wie große Salons. Der Hausherr, die Frau vom Hause sind oft die unbedeutendsten Menschen von der Welt. Aber die Candelaber sind angezündet, die Divans dehnen sich einladend, der Thee dampft, die Domestiken reißen dienstfertig die Thüren auf, die Hausfrau lächelt freundlich vom Sopha und die Gäste ziehen ein, der bequeme Mittelpunkt lockt sie heran. Der eingeborne Großstädter ist zu verweichlicht, um sich dem schweren Dienste des Fleißes zu unterziehen. Er gibt den Boden her; die Colonisten bebauen ihn. Man hat in Wien oft genug Witze gerissen über die große Anzahl von Böhmen, die man in allen Gebieten der Administration, des Lehrstandes u. s. w. in unverhältnißmäßigem Maßstabe findet. Ein Gleiches könnte man in Berlin von den Schlesiern sagen. Es lohnte sich wohl einer näheren Untersuchung, warum Böhmen und das ihm

*) Die Belagerung Wiens durch die Türken gehört nicht in die Reihe der modernen Staatsereignisse, von denen hier die Rede sein kann.

Digitized by Google

in vieler Beziehung verwandte Schlesien mit ihren halbslavischen Elementen in den beiden größten Städten Deutschlands eine so wichtige Rolle durch ihre geistigen Repräsentanten spielen.

Ein Unterschied spaltet jedoch diese Aehnlichkeit. Berlin, mit der Schärfe des Nordens, hat die fremden Nationalitäten überwunden und gewissermaßen aufgezehrt. Die südliche Weichheit Wiens hat diesen Sieg nie errungen. Die ersten Colonien, die Berlin zu seiner jetzigen Größe verhalfen, waren ausgewanderte Franzosen und Böhmen. Und doch findet man nur wenige Spuren der Nationalität ihrer Vorfahren bei den jetzigen Generationen. Sie sind germanisirt, sie sind Berliner von so echter Race geworden, wie nur je welche Spreewasser getrunken. In Wien dagegen gehen die Colonien der Ungarn, Italiener, Griechen, ja sogar die Böhmen noch in ihrer ganzen fremden Eigenthümlichkeit neben dem Oesterreicher her; es sind Einwohner Wiens, aber es sind keine Wiener. —

Wenn man das Aeußere der beiden Städte mit einander vergleicht, so findet man, daß Berlin eine vollständige Repräsentantin der Philosophie ist, ein Abbild jener Wissenschaft, die Alles a priori construirt. Berlin ist a priori gebaut. Die Straßen sind von vorne herein so breit gedehnt und lang gestreckt worden, daß Alles, was im Laufe der Zeit kommen mag, darin Platz, Bewegung, Entwickelung finden kann. Die Berliner Straßen wie die Berliner Philosophen kann Nichts in Verlegenheit bringen. Die Wagen und Systeme können von den entgegengesetztesten Richtungen gegen einander fahren; es ist immer Platz genug da, um neben einander zu bestehen: Althegel, Neuhegel, Schelling — Droschken, Vereinsdroschken, Hofwagen, Alle finden ihren breiten Weg, auf dem sie gemächlich dahinrollen können. Wien im Gegensatze ist eine wahre Repräsentantin jener Politik, die nur das fait accompli überall gelten läßt. Die Erbauer Wiens haben nicht wie die Erbauer Berlins einen festen Plan vor Augen gehabt, sie hatten sich nicht vorgesetzt: Hier wollen wir beginnen und dort wünschen wir zu enden; hier wollen wir uns eine Grenze setzen, um dort desto mehr Spielraum zu haben — nein, der Eine, ein Privilegirter, baute seinen Palast mitten auf einem freien Platz, ein Anderer baute sich links an, ein Dritter schief, ein Vierter gerade. An die Folgen dachte man wenig, die augenblickliche Bequemlichkeit entschied. Wenn Verlegenheiten entstanden, so flickte man,

half sich hier und dort durch einen finsteren Durchgang und ließ lieber die Straßen immer mehr und mehr verengen, als daß man eingerissen hätte, was im Wege stand. Nun zeigen sich die Folgen. Wo die Circulation am stärksten ist, wo der Volksfleiß, das Lebensbedürfniß, der natürliche Weg, seine Ausgänge sucht, da ist die Stadt verstopft. Am Lugeck, am Haarmarkt, an der Ecke des Kohlmarktes und der Herrengasse fahren die Wagen aus den entgegengesetztesten Richtungen einander in die Rippen. Der vierspännige Wagen der Aristokratie und der flinke bürgerliche Fiaker drohen einander über den Haufen zu rennen, der Fußgänger sucht schreiend dort und da durchzuschlüpfen, und nicht jeder kommt mit heiler Haut davon. Vergebens sinnt man auf Mittel, um abzuhelfen; le fait s'est accompli! Es ist nun einmal so! Man muß durch Geschicklichkeit, durch Warten, durch Ausweichen und behende Wendungen durchzukommen suchen. Man hat Polizeisoldaten auf allen Ecken aufgestellt, um den Zudrang in Schranken zu halten, um den Raschen in die Zügel zu fallen. Wohl dem, der im Wagen sitzt; ihm ist wenigstens die Hälfte erspart, er kann in seinen weichen Polstern gemächlich warten und zusehen. Aber der Fußgänger, der Proletarier, ist der Gefahr, dem Koth, der Grobheit des Polizisten und der Brutalität der kutschirenden Livrée ausgesetzt, die in ihrer Bedientennatur sich gegen die Untenstehenden roher und grausamer zeigt, als wohl der Herr, der drin sitzt, ihr aufgetragen hat.

Wie viel Zeit brauche ich für Berlin — fragt der Reisende, der blos die äußeren Physiognomien der Städte kennen lernen will. — „Sechs bis acht Tage" ist die Antwort. — Und für Wien? — „Drei Wochen zum wenigsten."

Woher dieser Unterschied? Allerdings hat Wien eine doppelte Einwohnerzahl; allein die Zahl der Einwohner gibt hier nicht den Ausschlag. Es ist ganz gleich, ob man fünfzig Pariser oder deren hundert gesehen hat. Kunstschätze hat Berlin allerdings nicht in so großartigen, zahlreichen Sammlungen wie Wien. Allein um Galerien zu studiren, reichen drei Wochen eben so wenig aus als acht Tage.

Eine Hauptursache, weshalb Wien nicht mit einem so flüchtigen Blick abgethan werden kann, wie Berlin, liegt in der größeren Mannigfaltigkeit des Wiener Volkslebens und der Wiener Gesellschaft. Die militärische Erziehung, die Einheit der Gesetzgebung, der Sitte,

des Volkscharakters gibt Berlin eine nützliche, aber unangenehme Monotonie; es ist eine schöne Uniform, eine prächtige Kaserne, in welcher der Berliner steckt. Wien, ursprünglich in einem Walde erbaut, hat nicht nur in seiner Umgebung, sondern auch in seinen Bewohnern Manches von dem ursprünglichen Waldcharakter conservirt. Da draußen stehen die Bäume und Berggruppen noch in ihrer schönen Frische, und drinnen hüpft das Wild, gezähmt zwar und von Förstern überwacht, in lustigen Capriolen bunt durch einander, böhmische Hirsche, ungarische Böcke, steyrische Gemsen, polnische Wildschweine, österreichische Hähnerl — gruppiren sich mannichfaltig im frischen Natursinn, verschiedenen Trieben und Gelüsten folgend und für den Beobachter daher interessanter und ergötzlicher.

Das Volksleben in Berlin hält in keiner Beziehung einen Vergleich mit dem Wiener aus. Nicht blos, weil dieses in seiner äußeren Erscheinung reicher und abwechselnder ist, da es eine Mosaik der verschiedensten Nationalitäten bildet; nicht blos, weil man im Wiener Prater die ungarischen Husaren bei dem Cimbal der Zigeuner ihre Nationaltänze tanzen sieht, im Lerchenfeld den steyrischen Jodler und das österreichische Flinserl singen hört; nicht, weil man im Parterre der italienischen Oper die schwarzäugigen Söhne des lombardisch-venetianischen Königreichs ihrer ganzen nationalen Musikfurie sich überlassen sieht; nicht, weil im „Elisium" der Wurstel österreichisch improvisirt; nicht, weil in der Brigittenau Costüme, Gesten und Sprachen der hunderttausendköpfigen Volksmasse so babylonisch durch einander sich mengen — sondern weil das innere Leben des Volkes liebenswürdiger, gemüthvoller und südlich wärmer ist. Wagt es ein Mal, im anständigen Rock, als wohlgekleideter Patrizier in eine jener Kneipen Berlins zu treten, wo der Arbeiter bei Schnaps und Weißbier seine sonntäglichen Orgien feiert! Die erhitzten Gesichter aller Anwesenden werden sich bald auf Euch richten. Ein rauflustiger Bengel wird bald ein Schimpfwort für Euch wissen, und wehe Euch, wenn Ihr nicht in der Ecke Euch still zu halten versteht; Euer Rock wird nicht so ganz den Schauplatz wieder verlassen, wie er ihn betreten, und wohl Euch, wenn Euer Rücken nicht ein gleiches Schicksal hat. — Oftmals habe ich Berliner nach jenen Volksgärten Wiens geführt, wo das Proletariat der untersten Stufen sich wohl thut bei saurem österreicher Wein und schmalen Wiener Würsteln, und fast jedes

Mal hörte ich die Fremden ihre Verwunderung über die ungestörte Art ausdrücken, mit welcher wir solche Orte besuchen. Nicht etwa, daß man den wohlgekleideten, den höheren Ständen angehörenden Mann mit mehr Höflichkeit oder wohl gar mit Kriecherei empfinge: im Gegentheile man beachtet ihn nicht. Der Wiener ist in dieser Beziehung bis tief in die unterste Classe Großstädter. Costüme und Manieren werden nicht krähwinklerisch von ihm begafft. Auf allen öffentlichen Plätzen herrscht eine vollständige Gleichheit der Stände, nicht als Resultat einer politischen Bildung wie in Paris, sondern als Folge einer gewissen Herzensbildung, einer heitern und versöhnlichen Gemüthsstimmung. Der Berliner mit seinem schärferen ätzenden Verstande faßt das Drückende des Proletariats heftiger auf. Er rächt sich höhnisch an Euch, wenn Ihr in seine Kreise kommt, dafür, daß Ihr ihn aus den Eurigen ausschließt. Der Wiener Volksmann ist beschränkter in seiner Auffassung, aber biederer in seinem Wesen; er macht die Ansprüche nicht wie sein norddeutscher Bruder, weil er weniger eitel ist und weil Euer schönerer Rock und Euere besseren Stiefel überhaupt nicht so sehr der Gegenstand seines Neides, seiner Wünsche sind. Zudem gesellt sich noch der Umstand, daß der gemeine Mann in Wien weit öfter in Gesellschaft der vornehmeren Classen lebt als der Berliner. Die reizende Lage der österreichischen Hauptstadt, die Naturschönheit der Umgebungen, die bedeutend mildere Luft versetzen einen großen Theil der gesellschaftlichen Freuden ins Freie. In keiner Stadt Deutschlands gibt es so viele öffentliche Gärten und Unterhaltungen im Grünen wie in Wien. Auf dem Wasserglacis, im Prater, in Döbling, Hietzing, Meidling, wo beim ersten und letzten Strahl der Sonne die Wiener Heiterkeit sich concentrirt, gibt es keine Kastenunterschiede. Hier sitzt der Handwerker neben dem Staatsrath, der Hausmeister neben dem Aristokraten in gleicher Ungebundenheit. Was Gesetz und Vorurtheil bei verschlossenen Thüren trennt, das findet sich in der offenen Natur fröhlich zusammen. In Berlin, wo die Natur so kärglich sich gezeigt hat, wo die Luft schärfer, die Sommerfreuden spärlicher sind, concentrirt sich die öffentliche Erholung in Kneipen, Kaffeehäusern und Casinos. Der gemeine Mann ist dadurch mehr und länger von den gebildeten Ständen getrennt und ist daher auch roher und erbitterter.

Ich muß hier zu Gunsten des österreichischen Volkscharakters ein

Digitized by Google

Argument geltend machen, das mir etwas schwer vom Herzen geht, das aber doch seine Würdigung verlangt. In den letzten Kriegen mit Frankreich haben sich die preußischen Truppen während ihrer dortigen Anwesenheit einen so schlimmen Ruf erworben, daß les Cosaques et les **Prussiens** auf eine Stufe gestellt wurden. Noch heute ist das Wort un **Prussien** in ganz Frankreich mit sehr unangenehmen Nebenbegriffen verbunden. Alle Deutschen, welche sich längere Zeit in Paris aufhalten, erfahren allmälig, welche Vorurtheile die Nationalerinnerung an dieses Wort knüpft. „Les Autrichiens ètaient des bons enfans, mais ces diables des **Prussiens**" — und gleich darauf tischt man Euch eine ganze Reihe von Anekdoten, wahre und erfundene, auf, in welchen immer die Barbarei oder die Rohheit irgend eines preußischen Soldaten mit pechschwarzen Farben geschildert wird. Daß die Wunde, die Frankreich zu jener Zeit geschlagen wurde, noch heute in allen diesen Geschichten ihren Eiter spritzt, ist freilich offenbar: daß aber leider auch viel Wahrheit jenen Erzählungen zu Grunde liegt, kann man trotz alles deutschen Patriotismus nicht abläugnen. Die Preußen hatten an Frankreich Viel zu rächen; aber die Oesterreicher nicht minder. Warum zeigte sich der österreichische Soldat versöhnlicher und milder? Consequent beleuchtet trägt dieses zur Charakteristik Wiens und Berlins Manches bei.

In so großem Vortheile nun das Wiener Volksleben dem Berliner gegenüber steht, in so großem Nachtheile steht das Leben der höheren Gesellschaft Wiens im Vergleiche zu dem Berlins. Die Hauptstadt Preußens, der Mittelpunkt deutscher Wissenschaft, der Versammlungsplatz so vieler glänzenden Namen in Literatur und Kunst, die Führerin des Zollvereins, verhältnißmäßig mit einer weit größeren Oeffentlichkeit und Redefreiheit begabt, hat alle Elemente in sich, um durch die verschiedenartigsten Fragen und Urtheile ihre Gesellschaft zu beleben. Der wache Sinn, das schärfere Urtheil, der höhere Ehrgeiz, die gründlichere Bildung machen die Berliner Salons zu den interessantesten in Deutschland. Wie abgestanden, ledern, langweilig sind die Wiener dagegen, trotz ihres größeren Reichthums in Costümen und Tapeten. Nimmt man einige diplomatische Salons aus, wie klein ist der Spielraum, auf welchem sich die Conversation der sogenannten Gesellschaft in Wien bewegt. Du hast Empfehlungsschreiben an verschiedenartig gestellte Personen, an einen Gelehrten,

an einen hohen Adeligen, an einen Banquier, an einen hochgestellten Beamten. Du gibst sie alle ab, in der Hoffnung, die Stadt aus den verschiedenartigsten Gesichtspunkten kennen zu lernen. Wie bitter bist Du getäuscht. Ueberall dieselbe Leier, die wie die Drehorgel auf den Straßen, nur zwei oder drei Stücklein enthält: das gestrige Stück im Theater und das morgige Stück, die Oper, allenfalls etwas von Ungarn, von der Censur, von den Actienspeculationen auf der Börse, ein Geschichtchen von der geheimen Polizei, eine Mordthat, eine Chronique scandaleuse; aber von den großen Tagesfragen in Wissenschaft und Kunst, von Discussionen über vergangene und zukünftige Geschichte — wie spärlich verirrt sich ein solcher Ton in diese Kreise. Und wie unbedeutend und stereotyp sind diese Gesichter. Immer dieselben hier und dort. Wenige wissen etwas Bedeutendes zu sagen und die es könnten, hüten sich doppelt davor und werden durch ihre affectirte Schweigsamkeit doppelt unausstehlich. Der geistige Mensch lebt in Berlin ein zweifaches Leben, wie der materielle in Wien ein verdoppeltes lebt. Was gewinnt man in Berlin nur an Zeit durch die vielen schlechten Bücher, die man zu lesen erspart, weil man in Gesellschaft sie discutiren und analysiren hört. In Wien muß man Alles lesen, weil man sich selbst sein Urtheil bilden muß, weil man in der Gesellschaft nicht erfährt, was zu lesen nothwendig und was zu ersparen, was gut, was schlecht ist. Man hört oft im deutschen Buchhandel, daß Oesterreich noch den Hauptabsatz des Büchermarktes bildet. Sollte die Ursache, warum die Oesterreicher so viel Bücher kaufen, ohne Unterschied, ob schlechte oder gute, nicht so eben angedeutet worden sein? —

Es ist charakteristisch, daß man keine zwei Seiten über Berlin lesen kann, ohne auf die Namen Hegel und Schelling zu stoßen, während man in Wien sogleich an Strauß und Lanner denkt. Die beste Eigenthümlichkeit Berlins liegt im Kreise des Gedankens, im Bereiche seiner Bildung; die Eigenthümlichkeiten Wiens liegen im Bereiche der Sinne, des Genusses. Dort ist die höhere Gesellschaft Repräsentant der Stadt, hier ist es das Volk, die bunte Menge. Zwischen Strauß und Lanner einerseits und Hegel und Schelling andererseits ist übrigens der Unterschied nicht so groß, als der Dünkel der Philosophen sich einbildet. Von oben herab benützt man sie doch zu Einem Zwecke; wenn auch die Form verschieden ist, die Ma-

rionetten dienen doch zu einem und demselben Stück, der Hand, die sie am Drahte hält. In Wien begünstigt man die Geige der Walzerdichter, um bei „Bratel" und Hopser das Volk zu zerstreuen und im fröhlichen Rausche von anderen Dingen abzuwenden, die es sich sonst vielleicht zu Gemüthe führen könnte. In Berlin sind es die Systeme brütender Philosophen, die von oben herab begünstigt werden, um bei Thee und Oellampe die Köpfe in abstracten Herentänzen zu ermüden, damit sie nicht des Teufels werden und in jene praktischen Fragen ihre Nase stecken, über die man ihnen keine Lust hat, Antwort zu geben. *)

Worin liegt da, in politischer Hinsicht, der ganze Unterschied? Summa Summarum haben die Wiener einen Vortheil: sie haben sich wenigstens amüsirt und haben „Bratel" gegessen. —

*) In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schließe, fällt mir die Revue des deux Mondes in die Hand. Sie enthält wieder einen sehr interessanten Aufsatz von Taillandier über die „politische Literatur Deutschlands." Es heißt darin unter Anderm: „Wenn die Hegelsche Lehre im Jahre 1830 in Frankreich geherrscht hätte, so wäre die Revolution unmöglich gewesen... Das ist eine Philologie, deren Pedanterie alle Liebe zur Kunst und alles Verständniß derselben erstickt; eine Jurisprudenz, die vortrefflich die Vergangenheit kennt, aber ohne Herz, ohne Energie, ohne Hingebung und Aufopferungsfähigkeit ist; zufrieden mit ihrer müßigen Gelehrsamkeit, glücklich, wenn sie wußte, wie man in Rom und Athen gerecht war, vergaß sie die Gegenwart;" (Dieser Vorwurf trifft allerdings mehr unsere graue Theorie überhaupt; die neuesten Hegelianer beschäftigen sich gar sehr mit der Gegenwart. Das Wie? ist eine andere Frage.) kurz „elle oubliait de reclamer contre les tribunaux secrets, contre ces procedures effrontées, qui, de temps á autre, viennent frapper l'Allemagne de stupeur."

Persönlichkeiten der französischen Kammer.

II.

Der Minister Villemain.

Am 21. April 1814 bot der Sitzungssaal der französischen Akademie ein merkwürdiges und imposantes Schauspiel; Ereignisse von weltgeschichtlicher Wichtigkeit hatten stattgefunden. Seit einundzwanzig Tagen waren die Verbündeten in Paris, vor zehn Tagen hatte Napoleon die Abdankungs-Acte von Fontainebleau unterzeichnet, und die Sieger verlangten von dem Besiegten noch weiter Nichts, als einen ehrenhaften Frieden. Man hatte dem Grafen Artois das hübsche Bonmot in den Mund gelegt: Es gibt nur einen Franzosen mehr, und Ludwig XVIII., in Calais landend, versprach dem gedemüthigten und des Despotismus und der Kriege müden Frankreich, seine Wunden zu heilen und es für den blutigen Ruhm der Schlachten mit dem Genuß der Ruhe und der Freiheit zu entschädigen.

Inmitten dieser Hoffnungen, die noch durch keine Täuschung, durch keine Tyrannei der Waffen, durch keine politische Reaction getrübt worden, hatte die französische Akademie zu ihrer jährlichen öffentlichen Sitzung die Könige und Generale des verbündeten Europa eingeladen. Ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren sollte das Wort führen, und so seinen Namen mit einer der denkwürdigsten Perioden der Geschichte verknüpfen.

Diese Sitzung war so merkwürdig und die Gefühle der damaligen Generation von denen der jetzigen so verschieden, daß es nicht

uninteressant sein wird, wenn wir einen Bericht des Journal des Debats (22. April 1814) hier mittheilen:

„Eine zahlreiche und glänzende Versammlung erwartete die Souverains; zwei schmucklose Sessel standen für sie bereit. Aller Augen wandten sich ohne Aufhör nach der Thüre, durch welche die Fürsten eintreten sollten. Alles, was mit ihnen in Berührung stand, erregte Enthusiasmus. Der erste Beifallssturm brach aus, als Baron Sacken, Generalgouverneur von Paris, in den Saal trat. Bald folgten ihm der Kaiser von Rußland und der König von Preußen mit seinen drei Söhnen. Die Rufe: Es lebe Alexander! Es lebe der König von Preußen! Es leben die Verbündeten! ertönten von allen Seiten. Von einer unwillkürlichen Regung der Hochachtung, der Theilnahme und der Neugier getrieben, erhob sich die ganze Versammlung; die Monarchen grüßten mit bewegter, liebenswürdiger und herablassender Miene.

„Als sich der Rausch der ersten Begeisterung ein wenig gelegt und der laute und lang andauernde Sturm des Beifalls dem Schweigen Platz gemacht hatte, ergriff der Präsident der Akademie das Wort, um mit sehr merkbarer Rührung zu versuchen, den Gefühlen der Versammlung Ausdruck zu geben."

Nachdem der Berichterstatter eine Analyse der Rede des Präsidenten gegeben hat, fährt er fort:

„Als der junge, von der Akademie gekrönte Redner auftrat, richteten sich die Blicke der beiden Monarchen mit lebhaftem Interesse und einem sanften Lächeln des Beifalls auf den noch so jugendlichen Sieger. Dieser richtete mit dem ganzen Feuer seines Alters, mit jener Lebhaftigkeit des Geistes, die seine ganze Gestalt zu beseelen schien, mit einer natürlichen Offenheit der Sprache und mit achtungsvollem und festem Tone eine Rede an sie, die nicht eine leere Form, sondern der Ausfluß eines mit den Gefühlen seiner Mitbürger vertrauten Herzens war.„

Wir fügen hier die Rede ein, mit der Villemain seine gekrönte Abhandlung über die Vortheile und Nachtheile der Kritik einleitete.

„Meine Herren, wenn alle Herzen sich an die hohen Anwesenden richten, so muß ich um Verzeihung für meinen Versuch bitten, Ihre Aufmerksamkeit auf einen anderen Gegenstand zu lenken. Welcher Contrast zwischen dem schwachen Versuch, der Ihnen geboten

wird, und einer solchen Zuhörerschaft! Ahnten die Fürsten des Nordens, welche in früheren Zeiten in diese Versammlung traten, daß ihre Nachkommen einst durch den Krieg hierhergeführt werden würden? So wechseln die Schicksale der Reiche! Aber auf edle Seelen übt die Macht der Künste immer dieselbe Wirkung. Vor dem Bilde der Kunst bleiben die bewaffneten wie die reisenden Monarchen stehen. Sie achten sie in unseren Denkmalen, in dem Genie unserer Schriftsteller, in dem Weltruhm unserer Gelehrten. Die Beredsamkeit oder vielmehr die Geschichte wird diese schützende Großmuth feiern, diesen Krieg ohne Ehrgeiz, diesen unverletzlichen und uneigennützigen Bund, dieses königliche Opfer der theuersten Gefühle, der Ruhe der Nationen auf dem Altar eines europäischen Patriotismus gebracht.

„Der tapfere Erbe Friedrich's hat uns gezeigt, daß das Mißgeschick der Waffen einen echten König nicht vom Throne stürzt, daß er sich wieder erhebt durch den Arm seines Volkes und unbesiegbar ist, weil er geliebt wird. Alexanders Großmuth zeigt unseren Augen eine jener antiken, für den Ruhm begeisterten Seelen. Seine Macht und seine Jugend sichern Europa einen langen Frieden; sein Heldenmuth, geschmückt durch den ganzen Glanz der modernen Civilisation, ist würdig, die Herrschaft derselben fortzusetzen, würdig, das Bild des philosophischen Monarchen, wie es Marcus Aurelius war, zu erneuen und zu verschönern, und uns auf dem Thron die Weisheit zu zeigen, begabt mit einer Macht, so groß, wie die Wünsche, die sie für das Glück der Welt hegt." —

„Während dieser Rede", fährt das Journal fort, „sah man oft die Augen des Königs von Preußen sich auf seine Söhne wenden, als wolle er sie aufmerksam machen, was die zarteste Jugend erreichen könne, wenn Wissenschaft und Fleiß die glücklichen Anlagen des Geistes unterstützen. Die Blicke der Zuhörerschaft richteten sich bald auf die Monarchen, bald auf den jungen Redner oder auf seine Mutter, deren Freudenthränen ein rührendes Schauspiel waren. Als die Sitzung zu Ende war, sah man die Fürsten nicht ohne Rührung mit dem jungen Gelehrten sprechen, den die Akademie gekrönt hatte, ihre Lorbeeren zu den seinigen neigen, und der Welt das erhabene Schauspiel einer Macht geben, die prunklos die ersten Triumphe eines jungen Talentes ehrt. Thränen flossen aus Aller Augen. Es

lebe Alexander! Es lebe der König von Preußen! tönte es aus allen Herzen, und die Greise der Akademie, die Nestoren unserer Literatur schienen zu frohlocken, daß sie noch lebten, um Zeugen eines Schauspiels zu sein, welches alle ihre Erinnerungen in Schatten stellte."

So ändern sich, sage auch ich mit dem lorbeergekrönten Jüngling des Jahres 1814, die Schicksale der Reiche! Dachte der Jüngling Villemain, als er sich beauftragt sah, den Häuptern des großen europäischen Kreuzzuges gewissermaßen die Honneurs zu machen, daß man ihm, dem Minister einer neuen Regierung, auf den Thron gerufen durch den Haß der Franzosen gegen die Erinnerungen der Invasion, später diese damals mit so großer Begeisterung gehörte Rede vorwerfen werde? — Man muß hier die Zeiten wohl zu unterscheiden wissen: Frankreich wurde von zwei Invasionen betroffen, deren Folgen sehr verschieden waren. 1814, als die Verbündeten Frankreich die Grenzen von 1792 ließen und ihm selbst die Hälfte von Savoyen gaben, machte sich das verletzte Nationalgefühl noch nicht in patriotischen Protestationen Luft. Damals konnte man noch mit Beranger sagen, die öffentliche Meinung sah Napoleon ohne Schmerz fallen und vertraute den Versprechungen der Bourbons, in der Hoffnung einer schöneren Zukunft. Aber nach den hundert Tagen, als die abermals gestürzte Dynastie im Gefolge der deutschen Armeen zurückkam, begann für Frankreich eine Reihe von Demüthigungen, deren Spuren noch jetzt nicht verwischt sind. Damals hätte Villemain gewiß nicht so gesprochen.

Abel François Villemain ist in Paris am 11. Juni 1791 geboren; seine Mutter, eine sehr geistreiche Frau, flößte ihm frühzeitig den Geschmack für wissenschaftliche Studien ein und ließ ihn auf das Sorgfältigste erziehen. Später kam er in die berühmte Pension von Planche (Verfasser eines griechischen Wörterbuches), wo er sich durch die frühzeitige Reife des Geistes auszeichnete. In seinem zwölften Jahre, erzählt Sainte-Beuve, nahm er in der Pension an der Darstellung griechischer Tragödien Theil; er recitirt heute noch vor unsern ein wenig entwöhnten Ohren die ganze Rolle des Ulysses im Philoktet."

Zu derselben Zeit, wo er in der Pension Planche den Grund zu einer tüchtigen Bildung legte, benutzte er die Vorlesungen des

kaiserlichen Lyceums (jetzt Collége Louis le Grand). Der junge Villemain überflügelte bald alle seine Mitschüler und oft trat er aus den Reihen der Schüler heraus und ersetzte den Professor mit der vollkommensten Ruhe, zur großen Bewunderung seiner Kameraden.

Der Ruf des jungen Studenten war bald so groß, daß die Universität nicht zögerte, ihm eine Stellung zu geben. Während er den Cursus der Jurisprudenz durchmachte, wurde er dem Minister de Fontanes vorgestellt, der ihn bald darauf als Professor der Rhetorik am Lyceum Charlemagne placirte. Eine Rede, die er auf dem Grabe Lancivals sprach, machte den jugendlichen Professor auch bei dem großen Publicum rühmlich bekannt. Er zögerte nicht, als Schriftsteller aufzutreten. Die Akademie hatte damals einen Preis auf eine Lobrede Montaigne's ausgesetzt, und der kaum zwanzigjährige Jüngling nahm sich vor, den Preis zu gewinnen. In acht Tagen hatte er seine Abhandlung geschrieben und trug damit über alle seine Mitbewerber den Sieg davon. Seine Schrift wurde in der Sitzung vom 23. Mai 1823 von der Akademie gekrönt.

Zu einer Zeit, wo den Geistern jede politische Nahrung versagt war, war ein akademischer Erfolg von größerer Wichtigkeit, als jetzt. Der geistreiche junge Gelehrte sah sich bald in den elegantesten Salons aufgesucht. Man stritt sich um die Ehre, den jungen Professor bei sich zu sehen, der jetzt schon jenen großen Ruf als geistreicher Salonredner zu gewinnen begann, den er heute noch besitzt. Die Rede über die Vortheile und Nachtheile der Kritik, wofür Villemain zum zweiten Mal von der Akademie gekrönt wurde, zeigt auf das Deutlichste den großen Reichthum des Verfassers an Eleganz, Takt und Grazie. Der Theil, in dem er die Kritik abhandelte, ist etwas dürftig, und das Ganze ist eigentlich eine Paraphrase des Verses von Boileau: „Die Kritik ist leicht, aber die Kunst schwer."

Diesem zweiten Siege folgte bald ein dritter; die Akademie sprach in ihrer Sitzung vom 25. August 1816 Villemain den Preis der Beredsamkeit zu. Die Preisaufgabe war eine Lobrede auf Montesquieu, und die gekrönte Rede fing mit einem sehr glücklichen Eingang an. Villemain nähert sich seinem Gegenstande auf einem breiten und blumenreichen Wege, und bringt so eine Arbeit von schönem Style, aber eben weiter Nichts hervor. Alle die großen Fra-

Digitized by Google

gen, an welche dieser Name erinnert, sind kaum berührt, oder wenn es der Redner thut, so faßt er sie immer von der bekannten, selbst abgenutzten Seite auf. Dennoch ist dies Werk anziehend durch seine Form, wenn auch im Grunde unzureichend.

Nach der zweiten Restauration und zu derselben Zeit, wo er den Lehrstuhl der Beredsamkeit bei der faculté des lettres erhielt, brachten ihm seine Verbindungen mit Decazes und den damaligen Doctrinairs als Chef der Abtheilung für die Buchdruckerei und den Buchhandel in das Ministerium. Zuletzt zum maitre des requêtes beim Staatsrath ernannt, nahm er an allen Kämpfen des Ministeriums Decazes gegen die Ultras Theil.

Nach seiner Lobrede auf Montesquieu sah Villemain, seinen akademischen Lorbeern entsagend, ein, daß Frankreich tüchtigere Werke von ihm erwarte: er schrieb seine Geschichte Cromwells, die 1819 erschien.

Dieses Werk hat einen wohlverdienten Erfolg gehabt. Der Gegenstand desselben ist großartig und war für den Autor damals gefährlich. Villemain vermied damals mit Glück, über den Werth oder Unwerth der Principien der englischen Revolution zu urtheilen, und begnügte sich damit, die Thatsachen und Vorfälle in ihrer ganzen Wahrheit vor die Augen des Lesers treten zu lassen, und sie in jene schöne Sprache zu kleiden, die er so trefflich der Würde des Gegenstandes anzupassen weiß. Die royalistische Partei war mit der historischen Unparteilichkeit Villemains nicht zufrieden; sie hatte eine heftige Anklage gegen den Protector und die englische Revolution erwartet, und fand blos eine ruhige Darstellung ihres Verlaufs. Dahlmann hat darin allerdings noch ganz Anderes geleistet.

Im Jahre 1821 wurde der Verfasser der Geschichte Cromwells trotz seiner Jugend (er war noch nicht dreißig Jahre alt) zum Mitglied der Akademie ernannt.

Die Julirevolution riß Villemain aus der akademischen Laufbahn und zog ihn ganz in den politischen Kampf. Schon Anfang 1830 zum Deputirten erwählt, war er unter den zweihundert einundzwanzig, und als die Charte nach dreitägigem Kampfe gesiegt hatte, wurde er zum Mitgliede der Commission für Revision der Charte erwählt, und vertheidigte im Verein mit Dupin die Unabsetzbarkeit der Richter, sprach sich gegen politische Verurtheilungen aus und zeigte

Digitized by Google

sich während der ganzen Session als ein Anhänger der Mäßigung und Freiheit; als Mitglied des königlichen Rathes für den öffentlichen Unterricht, dessen Vicepräsident er später wurde, mußte er sich einer neuen Wahl unterwerfen; er erlag aber, worauf ihn der König am 11. October 1832 zum Pair von Frankreich ernannte. In den Kämpfen, welche die ersten Ministerien der Julíregierung in den Straßen von Paris und in der Vendée zu bestehen hatten, unterstützte er mit Wort und Abstimmung alle Maßregeln der Regierung; später, als sich die oberste Macht mehr befestigt hatte, sprach er nur lau für die Verweisung der politischen Prozesse an die Pairskammer. Als nach dem Fieschischen Attentat das Cabinet vom 11. October die Preßgesetzgebung verändern und die Competenz der Geschworenen beschränken zu müssen glaubte, griff Villemain das vorgeschlagene Gesetz in einer Rede an, die große Aufmerksamkeit erregte. Er ging darin von dem Princip aus, daß die Preßvergehen Vergehen der öffentlichen Meinung seien, also auch nur von einem Richterstuhl der öffentlichen Meinung, also von den Geschworenen bestraft werden könnten; er bekämpfte den Versuch, Preßvergehen unter den Begriff Attentat zu classificiren; er behauptete, der ministerielle Gesetzentwurf sei beschränkender, als das schlechteste Gesetz der Restauration, und äußerte zum Schluß seine Ueberzeugung, daß die dem Pairshof eingeräumte Competenz diesem viel mehr schaden als nützen werde.

Als sich die Coalition gegen das Ministerium Molé bildete, war Villemain in der Pairskammer sein tapferster Vertheidiger. Dieser Wortkampf brachte kein anderes Resultat hervor, als ein Ministerium mehr, und Villemain wurde Mitglied desselben. Man weiß, wie dies Cabinet fiel; durch einen Zufall, die Emeute Barbés', hervorgerufen, starb es an einem anderen Zufall, der Abstimmung über die Dotation Nemours. Diese plötzliche Todesart war Villemain peinlich; er wollte großartig durch eine Principienfrage, nach einer feierlichen Discussion fallen; aber so still und geräuschlos, durch die Stimmurne getödtet, oder wie er selbst sich geistreich ausdrückte, zwischen zwei Thüren erdrückt zu werden, das verzieh Villemain seinen Nachfolgern, den Ministern vom 1. März (Thiers), nie.

Endlich kam auch für Villemain der Tag der Rache. Der Julitractat isolirte Frankreich; es mußte vorwärts oder zurückgehen: Thiers wollte vorwärts: die Kammern und der König weigerten sich,

ihm zu folgen, und er fiel. Villemain trat wieder mit Guizot in das Ministerium, in dem er sich noch befindet. Die Discussionen über die Freiheit des Unterrichts, welche Herr Villemain im Verlauf der diesjährigen Kammersitzung zu bestehen hat, werden wohl den wichtigsten Mittelpunkt im Leben dieses Staatsmannes bilden. Wir wollen daher nicht vorgreifen und uns begnügen, ein Resumé des politischen und literarischen Charakters, wie er bisher uns erschienen, zu liefern.

Die politischen Meinungen Villemains scheinen sich in gleichem Schritt mit seinen literarischen entwickelt zu haben. In beiden ist er immer mit der Zeit fortgegangen, ohne sie zu überholen. Abenteurer und Wagehälse im geistigen Gebiete haben ihre schöne Seite der Originalität und der Energie, aber auch ihre schwache Seite, die sich in der Politik durch chimärische Pläne, in der Literatur durch Absurditäten zeigt. Beides, politische Chimären, wie literarische Absurditäten, sind Villemains geistiger Richtung geradezu entgegengesetzt. Seine lebhafte Phantasie findet einen so gewaltigen Schwerpunkt in seinem Verstande, daß es ihm unmöglich ist, ein kühner Neuerer zu sein.

In der großen geistigen Bewegung der Zeit wird man Villemain immer gleich weit entfernt von den Ungestümen und den Langsamen finden. Auch in der Politik vereint er die Liebe zur Ordnung und die Liebe zur Freiheit in einen Glaubenssatz, der sich auf die drei Principien: Repräsentativmonarchie, Preßfreiheit und Geschwornengerichte, gründet; und nach der Julirevolution, als der Grundlage seines politischen Glaubens eine Erschütterung zu drohen schien, trennte er sich von seinen alten Freunden, um auf der Tribüne der Pairskammer dieselben Principien zu vertheidigen, für die er unter dem Ministerium Villele vom Lehrstuhl des Professors und in der Akademie gekämpft hatte, wo er eine Petition um Abschaffung der Censur gemeinschaftlich mit Chateaubriand und Lacretelle redigirte. Allerdings haben ihn die Septembergesetze nicht abgehalten, ein Portefeuille anzunehmen, aber er hat sie doch wenigstens bekämpft.

Auch in der Literatur weiß Villemain, indem er sich von den Classikern und den Romantikern gleich weit entfernt hält, mit festem Schritt zwischen Laharpe und Schlegel geht, und den geschmackvollen Styl der alten und die Gedanken der neuen Schule sich aneignet, sich den alten Fesseln des classischen Styls zu fügen, aber immer nur, um dafür die Klarheit der Form zu erringen.

Digitized by Google

Wer die Fragen, die ich hier nur berühren kann, gründlich studiren will, dem empfehle ich, Schlegel's dramaturgische Vorlesungen mit Villemain's Abhandlungen über die Literatur und seinen Aufsatz über Shakspeare in den Nouveaux mélanges historiques et littéraires zu vergleichen. Man wird hier sehen, in welchen Punkten diese beiden trefflichen Kritiker sich nähern und in welchen sie von einander abweichen. Villemain scheint mir, wenn auch nicht unmittelbar, aus der von Schlegel herrührenden geistigen Bewegung hervorzugehen. Beide haben für das classische Griechenthum eine gleich lebhafte Begeisterung, und beide haben es gründlich studirt. Villemain, obgleich er Schlegel's Ansicht von dem gänzlichen Mangel an Originalität in dem französischen Drama des siebzehnten Jahrhunderts entschieden bekämpft und „mit Verehrung" zu dem Genie Racine's aufblickt, spricht ihm doch das echte Gefühl für das Antike ab, und will nicht in seinen griechisch-französischen Tragödien sein Hauptwerk sehen. Aber indem er dem romantischen Drama und dessen Repräsentanten Shakspeare volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wendet er gegen die Neuromantik alle von Schlegel gebrauchten Gründe. Er verhöhnt jeden Shakspearefanatismus, der nach willkürlichen Theorien die Auswüchse eines großen Genies als seine schönsten und originellsten Neuerungen darstellen möchte. *)

In seinem vortrefflichen Gemälde der Werke des achtzehnten Jahrhunderts hat Villemain, indem er auf die glücklichste Weise Biographie, Geschichte und Kritik verbindet, alle früheren Kritiker weit übertroffen. Erschienen sind von diesem Werke Villemains sechs Bände; in dem ersten, der erst neuerdings herausgekommen ist, behandelt er die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; in den fünf anderen, die nach den Vorlesungen niedergeschrieben sind, einen Theil des Mittelalters und die andere Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. In dem letzten Theil befinden sich jene schönen Abhandlungen über die englischen und französischen Redner, die in Paris ein Ereigniß waren und durch stenographische Abschriften in ganz Frankreich verbreitet wurden.

*) Siehe den Artikel „Shakspeare und kein Ende" von F. G. Kühne im vorigen Jahrgang der Grenzboten.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

April. —

Die hiesigen Correspondenten in deutschen Blättern haben fast allgemein die Nachricht verbreitet, das Haus Rothschild hätte die Zurücknahme der bekannten russischen Juden-Ukase bewerkstelligt. Erlauben Sie mir, Ihnen über diesen Gegenstand einige Aufschlüsse zu geben, einerseits, weil die Zurücknahme jener grausamen Maßregel in neuester Zeit überhaupt zweifelhaft geworden ist, andrerseits, weil ich aus bester Quelle die Versicherung leisten kann, daß der Einfluß der Familie Rothschild in dieser Sache ganz unfruchtbar gewesen ist. Während der Anwesenheit des Grafen Orloff in Wien hat der Wiener Rothschild sowohl mit diesem Diplomaten, als auch mit dem dortigen russischen Botschafter, Grafen von Medem, ernstliche Unterhandlungen gepflogen, auf welche Weise man zu Gunsten der armen russischen Juden beim Kaiser interveniren könnte. Beide Staatsmänner riethen ihm jedoch von jedem directen Schritte ab, indem man gerade einen solchen als das sicherste Mittel schilderte, den Kaiser auf seinem Entschlusse beharren zu machen. — L'empereur — sagte einer von den beiden Herren — c'est un pot de fer contre qui chaque autre volonté doit se briser comme un pot de terre. — Auf diesen Rath hin unterließ das Haus Rothschild in der That jeden directen Schritt. Was die Rothschild'sche Familie in dieser Sache thun konnte, kam meist auf gesellschaftlichem Wege zu Stande, und dafür fand sich hier allerdings in Paris der Mittelpunkt. Die Baronin Rothschild, eine der geistreichsten und beliebtesten Damen der Pariser Welt, nahm die Fäden auf und wirkte mit jener feinen

Emsigkeit, die den Frauen eigen ist, wenn sie sich für eine Sache interessiren. Im Salon der Frau von Rothschild wurden Guizot und der englische Gesandte für eine Angelegenheit erwärmt, die sonst ihnen sicherlich gleichgiltig geblieben wäre; eine lebhafte Correspondenz wurde nach London mit den einflußreichsten Personen des Foreign Office eröffnet, Lord Aberdeen wurde in's Mittel gezogen und Anfragen aller Art bei den Gesandtschaften in Petersburg gemacht. Allein, da der russische Ukas nur eine innere Verwaltungsmaßregel ist, so konnte die auswärtige Diplomatie unmöglich etwas thun. So beschränkten sich denn allmälig diese Bemühungen darauf, daß einige dem Kaiser nahe stehende Personen gewonnen wurden, um in geeigneten Augenblicken ein Wort der Menschlichkeit und der Besänftigung dem Autokraten zuzuflüstern; ob dieses gelungen, ob nicht, ist noch sehr die Frage und die Nachrichten, die in letzterer Zeit eingetroffen, lassen sehr fürchten, daß alle diese feinen Fäden zerrissen. Jedenfalls aber thun die Zeitungsberichte, die von dem ungeheueren Einfluß des Hauses Rothschild so viel trompeten, dieser Sache großen Schaden, da derlei Correspondenzen am russischen Hofe viele offene Ohren finden und leicht dazu beitragen können, den einen Augenblick milder gestimmten Sinn des Kaisers wieder zu erhitzen; und um die Unabhängigkeit des russischen Thrones von einem Frankfurter Banquierhaus zu beweisen, könnten 500,000 Menschen zum Opfer fallen.

—r—

II.

Dr. H. Merz und die „Jahrbücher der Gegenwart".

Herr Dr. Merz, der wegen seines Artikels über Rosenkranz (in der Augsburger Allgemeinen Zeitung) so viele Angriffe erleiden mußte, sandte uns folgenden Brief zu:

An den Redacteur der Grenzboten.

Ich stehe als Mitarbeiter auf dem Umschlage Ihres Journals. Die Briefe über Kunst und Künstler in München *), so wie der Artikel über Uhland's Herzog Ernst **) müssen Ihnen ein Recht dazu zu geben geschienen haben. Mit einem als Ueberläufer Geschmähten können Sie aber nicht mehr vor das Publicum treten. So eile ich, Ihnen einige Notizen zur Erklärung und Beurtheilung an die Hand zu geben.

Der Einfluß von Schelling's Philosophie der Offenbarung war

*) Siehe Grenzboten Jahrgang 1843 die Nummern 1, 3, 5, 11, 17, 22, 24.

**) Siehe Grenzboten Jahrgang 1843 Nro. 7.

Digitized by Google

auf mich gerade in dem ernsten Kampfe dawider der, daß sie mich von dem Standpunkte des Hegelianischen Denkens in Dingen der Religion und Metaphysik ablöste. Ein mir erfreuliches Resultat. Schelling nach seiner politischen Stellung, Schelling als der von einer Partei gebrauchte, oder was damit identisch ist, gemißbrauchte Philosoph geht mich Nichts an. Ich bin unabhängig von Regierung und Partei, ich brauche sie nicht, ich bin mit meiner sehr bescheidenen Stellung in einem praktischen geistlichen Amte abseits von allen äußeren und weiteren Rücksichten und Einflüssen vollständig zufrieden. So erkläre ich es als unwahre und ungerechte Anklage, wenn in den Jahrbüchern der Gegenwart der Tübinger Privatdocent Zeller meine theologisch-philosophische Entwicklung, die mich in meiner politischen und ästhetischen Richtung und Stimmung nicht im Geringsten berührt oder gar umgestimmt, als ein Ueberlaufen zu der Partei der Mächtigen, zur Partei der Carrière denuncirt, weil ich in einem Artikel gegen Rosenkranz (in der Allgemeinen Zeitung), ohne zu diesem oder zu Schelling in irgend einer persönlichen Beziehung zu stehen, die Ungerechtigkeiten, die jener sich gegen Schelling erlaubte, nachwies. Für unwahr und entstellt muß ich es erklären, weil Herr Zeller wohl weiß, daß meine Privatverhältnisse, meine Gesundheit mich weit ab von der Stellen-Rennbahn hält.

Ich weiß nicht, ob Sie sich denken können, wie ein mit Religion und Christenthum ausgesöhnter Geist dennoch die Fragen der Zeit und der Welt mit freiem, ja gerade darum mit freierem Blicke zu verfolgen vermag. Nur wenn ich das Parteimachen mit und um Schelling, wenn ich Unterdrückung der Freiheit in Wissenschaft und Leben und nicht vielmehr allseitigste Offenbarung des modernen Geistes zur Ausgestaltung seiner wahren und bleibenden Ideen willkommen hieße; wenn ich meine Ueberzeugung an Menschen oder Umstände verkaufen könnte; nur wenn ich nicht der Alte wäre bei aller Umgestaltung des religiös-philosophischen Standpunktes, der im Uebrigen nur kräftigend und reinigend auf mich zurückwirken soll — nur dann würde ich zu einer solchen Verunglimpfung charakterloser Parteimenschen schweigen.

Aalen (Würtemberg), den 12. März 1844.

H. Merz.

III.

Ein neuer Ukas gegen die Juden.

Was man über die russischen Maßregeln zur Vernichtung polnischer Nationalität und Kirche hört, das wagt selten mehr eine Be-

richtigungsfeder zu bestreiten oder zu rechtfertigen. Wie kommt es, daß gerade das russische Verfahren gegen die Juden in deutschen Zeitungen so viel beschönigende Federn findet? Ist die Härte gegen die Juden unwahrscheinlicher als die gegen das unglückliche Polen? Denken die Correspondenten von der russischen Grenze in dieser Angelegenheit leichter Glauben zu finden? Speculiren sie vielleicht auf das Vorurtheil gegen die Juden? Da würden sie sich sehr täuschen. Ein Vorurtheil, das so weit ginge, um das Ohr für die Stimme der Menschlichkeit zu betäuben, gibt es nicht mehr in Deutschland. Das Wort: Judenhaß ist vielmehr ein Vorwurf geworden, dessen sich selbst die eifrigsten Gegner der Judenemancipation schämen und den sie lebhaft von sich abzuwehren suchen. Das civilisirte Europa sieht mit Unwillen in dem Schauspiel russischer Judenbedrückung ein Spiegelbild eigener barbarischer Vorzeit. Doch sind noch große Unähnlichkeiten in diesem Bilde. Die schrecklichsten Judenverfolgungen früherer Zeit gingen fast nie von Füsten und Regierungen aus, oder sie wurden ihnen durch einen fanatischen Clerus, durch den Aberglauben des Pöbels, durch den blinden Haß und Terrorismus des Augenblicks aufgedrungen: in Rußland sind sie die Consequenz kalter Politik, die That eines Cabinets, das geistig auf einer höheren Stufe steht, als das russische Volk. Das Mittelalter handelte darin ganz im Geiste seiner Zeit: Rußland thut, was es thut, im Angesicht einer besseren Zeit und einer höheren Civilisation, der es angeblich nacheifert, während es ihr nur die äußerlichen Gesetzformen zur Sanctionirung und die technische Fertigkeit zur systematischen Befestigung seines Regierungswesens entlehnen will.

Oder sind die zahlreichen Berichte über den guten Willen der Juden-Ukase übertrieben, erdichtet, lügnerisch? Nein. Wir glauben vielmehr, daß jene wohldienerischen Correspondenten unberufener Weise ein Uebriges thun. Rußland bildet sich gewiß nicht ein, an zwei Tafeln schwelgen zu können; einerseits als furchtbares Bollwerk des Absolutismus, als „das zweite Rom", als drohendes Zwingeuropa angestaunt und andererseits als das Land der Humanität gepriesen zu werden. Und Kaiser Nikolaus selbst, avec sa tête de fer, wie sein Freund Orloff sagt, sucht gewiß seinen Ruhm eher in einer consequenten Rücksichtslosigkeit, die den Widerstand bricht, als in den philanthropischen Anwandlungen seines unnationalen Vorgängers Alexander. Am wenigsten wird ihm daran liegen, für judenfreundlich zu gelten. Während sich daher die Einen in künstlichen Raisonnements abhetzen, um die Juden-Ukase zu pestalozzischen Erziehungsmaßregeln umzudeuteln, und die Anderen sich rührende Wunder von allerhand Verwendungen versprechen, gibt die russische Regierung Beiden ein Dementi nach dem anderen.

Die „Berlinischen Nachrichten" bringen einen neuen **Ukas**:

Juden, die sich paßlos oder mit abgelaufenem Paß über der Grenze betreffen lassen*), sollen nach dem Gesetz über Ausreißer und Landläufer behandelt werden; auch wenn ihr Geburtsort bekannt und ihre Gemeinde bereit wäre, sie zu reclamiren. Sie sind an's Militär abzuliefern, ohne Rekrutenanrechnung, d. h. ohne daß ihre Gemeinde darum einen Mann weniger zu stellen brauchte. Wenn sie zum Militärdienst untauglich sind, sollen sie zur Strafarbeit verwendet, und wenn sie auch dazu nicht taugen, mit ihren Weibern „zur Ansiedlung" nach Sibirien geschickt werden.

Wird man nicht bald von der russischen Grenze diesen Ukas berichtigen? Wir sind begierig, wie man dies anfängt. Wenn man nicht beweist, daß er eine Lüge ist oder daß russische Ukase nie zur Ausführung kommen oder daß sie das Gegentheil von dem bedeuten, was sie sagen, so wissen wir nicht, wie man seine Wirkung auf die Gemüther paralysiren will. Vielleicht muß Czar Nikolaus seine Ukase mit so ehernem Finger schreiben, weil er sein Volk genau kennt und weiß, daß die „slavische Weichheit" seiner Kosaken und Gensdarmen dieselben ohnedies in der Ausführung mildert. Freilich. Wenn man bedenkt, mit welcher Buchstäblichkeit, mit welcher Willkür gegen freie Ausländer verfahren wird, die der Grenze nicht vorsichtig genug ausweichen**), so wird man' sich denken können, was eine kaiserliche Ordre gegen die Juden, gegen russische Juden zu bedeuten hat; daß sie die ganze jüdische Bevölkerung unter polizeiliche Aufsicht stellt, daß der gemeine Muschik oder Straßnik sie als seine gute Prise betrachten, sie brandschatzen, quälen und treten kann nach Belieben. Das Schicksal eines Menschen vom Ablaufen seines Passes abhängig zu machen! Im civilisirten Europa reisen Tausende in ihrem Vaterlande ohne Paß, im Auslande mit längst abgelaufenen Pässen. Wie kann man auch in solchen Dingen strenge Bestimmungen treffen, wo die haarscharfe Linie des Gesetzes so leicht überschritten ist! Der Geschäftsmann, der Arzt, der Reisende überhaupt, der von tausend Zufälligkeiten abhängt — ein Tag der Säum-

*) Es ist unklar, welche Grenze gemeint ist. Wenn es die Grenze des Reichs überhaupt ist, so wäre der Ukas gegen jene Juden gerichtet, die aus Verzweiflung auszuwandern suchen, würde aber dann nothwendig die Erneuerung des Cartells mit Preußen voraussetzen. Es sind ihnen aber auch im Innern des Reichs gewisse Grenzen angewiesen, die sie ohne specielle Erlaubniß nicht überschreiten dürfen. So dürfen sie nicht nach Moskau und in die östlichen Gouvernements.

**) Das Wort ist nicht übertrieben. Unlängst fuhren zwei Preußen aus einem preußischen Dorf nach einem anderen und verirrten sich des Abends im Schneegestöber um einige Schritte über die Grenze, die dort quer über einen gefrorenen See lief. Sie wurden ergriffen, mit Ketten beladen in's Gefängniß geworfen und erst für ein bedeutendes Lösegeld auf die Reclamation ihrer preußischen Behörde zurückgelassen. Dies meldete selbst die Allgemeine Königsberger Zeitung.

Digitized by Google

niß, ein Unfall, ein Erkranken, setzt ihn den ärgsten Mißhandlungen, der Beraubung, und wenn er kein Gold hat, dem Verderben aus. Oder glaubt man, daß er, dem humanen und gebildeten Kosaken gegenüber, sich nur auf den Geist des Gesetzes zu berufen braucht? Es scheint nicht, daß dergleichen Rücksichten in Rußland üblich sind. Liegt doch im Ukase selbst eine charakteristische Rücksichtslosigkeit. Mit der körperlichen Unfähigkeit, mit der Hilflosigkeit des Verbrechers steigt ja die Schwere seiner Strafe. Er ist vielleicht zu alt, seine Glieder sind zu steif und ungelenk, um dem Kaiser einen guten Soldaten abzugeben: man verwende ihn zur Strafarbeit. Er ist vielleicht zu kränklich, zu schwach, vielleicht ein Krüppel; man schicke ihn nach Sibirien. Weil er nicht zum Soldaten und nicht zum Arbeiten fähig ist, **muß** er fähig sein, das rauhe Sibirien zu colonisiren. **Mit** seinem Weibe. Natürlich. Sie ist ja nur das Weib eines Juden; wer wird sie erst fragen? Vielleicht hat sie einen Säugling an der Brust, vielleicht einige Kinder; nun, sind es Knaben, so können sie vielleicht später ihren Vater in der Armee ersetzen, die Mädchen wird man ihr wohl mitgeben. Dann trägt sie wenigstens zur Bevölkerung Sibiriens bei. Vielleicht ist es eine alte Jüdin. Was schadet das? Unsere krankhafte Sentimentalität malt sich dergleichen Alltäglichkeiten gleich mit schwarzen Farben aus: ein gesunder Russe lacht blos, wenn er das komische Gespann, den schmutzigen alten Juden mit weißem Bart und die kopfwackelnde alte Jüdin, abfahren sieht nach Sibirien. Sie können dort Philemon und Baucis spielen; schon dieser Gedanke ist allerliebst.

IV.

Notizen.

Romberg's Kunstlexikon. — Polkapropaganda. — Thorwaldsen's Tod. — Zopf und Schwert in Prag. — Marburg. — Der Vorwärtscorrespondent. — Deutsche Dramen in England. — Der Dampf als Mäcen. — Der Schwanenorden als Seeschlange.

— Das Conversationslexikon für bildende Kunst (Leipzig, Romberg's Verlag) ist, da Sulzers und Zeittelles Werke ganz veraltet sind, ein verdienstliches und der Unterstützung des Publicums würdiges Unternehmen. So weit sich bei der noch geringen Ausdehnung desselben (fünf Lieferungen bis Antilochus) darüber urtheilen läßt, ist es eine sachkundige Zusammenstellung der gewonnenen Resultate in Kunstgeschichte, Kunsttopographie, Künstlerbiographien, Mythologie, Aesthetik, in Kunsttechnik und den Hilfswissenschaften der Kunst. Hie und da läßt sich noch ein fester Gesichtspunkt über das, was aufzunehmen und wegzulassen ist, vermissen, wie in dem Artikel Aetolien,

Digitized by Google

der eine sehr ausführliche geographische Abhandlung über dieses Land enthält, um dann zu sagen, von einer aetolischen Kunstschule wisse man Nichts, und nur ein einziger Künstler dieses Landes sei bekannt; oder Afghanistan, mit der schwerlich hierher gehörigen Erzählung der neuesten englischen Katastrophe; auch den Artikeln Aeschylus und Agathokles in demselben Hefte möchte man dasselbe vorwerfen können. Andere Artikel dagegen, wie Altdeutsche, Aeginetische, Aegyptische Kunst, mehrere Artikel über einzelne Kunstwerke entsprechen allen billigen Anforderungen. Die zahlreichen eingedruckten Holzschnitte lassen in Auswahl, Ausführung und Druck wenig zu wünschen übrig.

— Böhmen ist plötzlich in Paris populär geworden. Dies Ereigniß ist weder durch die Schriften der jungen Czechomanen, noch durch den neubelebten Prager Landtag herbeigeführt worden. Die Pariser verehren Böhmen, weil es das Vaterland der Polka ist. Wer in Paris nicht Polka tanzen kann, ist jetzt ein verlorener Mensch. Wenn früher die Deutschen nach Paris wanderten, um dort Sprachunterricht zu ertheilen, werden die Böhmen jetzt dorthin emigriren, um Tanzunterricht zu ertheilen. Man spricht sogar schon von Begründung eines böhmisch-französischen Journals (nach dem Muster der Ruge-Marxschen Zeitschrift), welches den Zweck haben soll, die Sympathien der czechischen und französischen Füße zu vereinen. **Monsieur Petitpas** und **Monsieur François**, die zwei radicalsten Pariser Tanzmeister, haben dem Redacteur des neuen Journals ihre Mitwirkung zugesagt. Wenn sie nur nicht nach dem Beispiele von Lamartine und Lammenais (gegenüber von Ruge) ihr Wort zurücknehmen. Die Polka hat eine große politische Bedeutung, denn sie ist ein Bauerntanz; eine Bewegung des Proletariats, und da sie die aristokratische Quadrille zu verdrängen droht, so fürchtet man die Fortschritte dieser gefährlichen Propaganda; die preußische Gesandtschaft in Paris soll bereits ernsthafte Instructionen erhalten haben.

— Glücklich zu sterben ist ein so beneidenswerthes Loos, als glücklich zu leben. Thorwaldsen genoß Beides. Der Tod kam ihm, dem dreiundsiebzigjährigen Greis, so freundlich plötzlich entgegen, wie das Glück dem dreiundzwanzigjährigen Jüngling. Man weiß die Art, wie Thorwaldsen in Rom sein erstes Glück gemacht. Er hatte das Modell seines Jason vollendet; aber trotz des vielen Lobes, das man ihm spendete, fand sich Keiner, der es ausführen lassen wollte. Trostlos und der Dürftigkeit preisgegeben, will Thorwaldsen nach Kopenhagen zurückreisen. Schon am anderen Morgen will er den Wanderstab ergreifen, da führt im letzten Augenblick der Zufall den reichen Holländer Hoppe in die Stube des jungen Künstlers; er sieht das Modell, bewundert es, bestellt die Ausführung — Thorwaldsen bleibt, sein Glück,

Digitized by Google

sein Ruf ist plötzlich gemacht. So begann dieser Künstler. Und wie endete er? In seiner Vaterstadt Kopenhagen, zum letzten Mal an der Verehrung seiner Mitbürger sich weidend — ist er eben im Begriffe, nach Rom zu reisen. Schon ist der Tag bestimmt; da kommt der Tod leise und sanft und bereitet ihm das heilige Grab im eigenen Vaterlande! — Wer sagt noch, das Glück sei flatterhaft?

— Bekanntlich hieß es zuerst, Gutzkow's Schwert und Zopf werde in Oesterreich erlaubt werden. Die Prager Censur ließ das Stück wirklich durch und es ging zum Benefice eines dortigen Schauspielers in die Scene. Nach der Hand langte jedoch von Wien die Weisung an, daß das Stück für die ganze Monarchie nicht zulässig sei. Dabei fand, wie uns ein glaubwürdiger Correspondent meldet, folgende kleine Anekdote statt. Der Erzherzog Karl, der vor Kurzem einige Tage in Prag anwesend war, freute sich, eine Wiederholung des Stückes zu sehen, wovon so viel die Rede ist; da traf plötzlich die Weisung von Wien aus ein. Der Erzherzog, den es nur ein Wort gekostet hätte, um die Aufführung stattfinden zu lassen, äußerte jedoch, „daß er seinen eigenen Wunsch gerne dem Gesetz opfere." — Dies erinnert an eine andere Anekdote, die man vom Kaiser Franz erzählt, der eines Abends nach der Aufführung eines neuen Stückes im Burgtheater, beim Herausgehen zu der Kaiserin sagte: I freu' mi recht, daß ich das Stück heut' g'sehn hob, denn das verbieten's gewiß!

— Eine Correspondenz aus Kassel meldet uns, daß das Heft Nro. 5. der Grenzboten, worin sich ein Artikel über die Universität Marburg von Dr. Ernst Dronke befand, mit Beschlag belegt und alle Exemplare im Kurfürstenthum Hessen confiscirt worden sind. Dr. Dronke, der als Advocat in Berlin lebt, ist glücklicher Weise vor dem Schicksal gesichert, das den Hofrath Murhard getroffen hat.

— Wer sich beim Zeitungslesen einen kleinen Spaß machen will, dem rathen wir, in den verschiedenen Correspondenzen aus Paris die schlauen Kunststückchen zu beschleichen, mit welchen Herr Börnstein sein Journal „Vorwärts" vorwärts zu bringen sucht. Diese Correspondenzartikel sprechen bisweilen von Erschaffung der Welt und von der Arche Noah's, um richtig bei Börnsteins Journal anzugelangen. So z. B. lies't man in dem einen Blatt: Ein Bericht aus Berlin im Hamburger Correspondenten meldete kürzlich, daß die russische Regierung sich an die deutschen Regierungen mit dem Gesuch gewendet habe, alle deutschen Uebersetzungen der Broschüre Russie, Allemagne, France von Fournier zu verbieten. Wirklich wurde auch die bei Gutsch und Rupp in Karlsruhe angekündigte und bereits im

Drucke befindliche Uebersetzung augenblicklich verboten. Auch hier in Paris wurden, wiewohl in anderer Art, ähnliche Schritte versucht. Russische Agenten wollten zuerst das Manuscript, dann die Auflage ankaufen, allein diese Bemühungen scheiterten und die Broschüre befindet sich bereits in der dritten Auflage im Verkauf und das deutsche Journal Vorwärts liefert eine vollständige Uebersetzung dieses Buches, von der bereits vier Capitel erschienen sind." Hier müssen also der Hamb. Corresp. aus Berlin, Gutsch und Rupp in Karlsruhe und russische Agenten zusammentreten, um das „Vorwärts" in's Schlepptau zu nehmen. — Zwei Zeilen weiter heißt es wieder: „Der berühmte Pianist Döhler gab am 25. hier ein von der gewähltesten Gesellschaft besuchtes Morgenconcert. Das hiesige deutsche Journal Vorwärts nennt es das erste gute Concert in dieser Saison, eine blumenduftende Oase in der musikalischen Sandwüste von Paris." — Welch originelle Aussprüche dieses deutsche Journal Vorwärts nicht Alles fällt.

— Ein Bericht über das deutsche Theater, welchen vor Kurzem das Foreign quarterly review lieferte, setzt die Kenner deutscher Literatur wegen der Vollständigkeit und kritischen Schärfe, mit der er unsere dramatische Literatur von den Schicksalstragöden Werner, Müllner und Grillparzer bis auf die neusten Erzeugnisse von Gutzkow und Laube, ja bis auf die Wiener Localposse (Raimund) die Revue passiren läßt, in Erstaunen. Man hätte in der That ein Recht, sich zu wundern, daß ein Engländer eine so detaillirte Kenntniß deutscher Literaturzustände besitzt — wenn wirklich der Verfasser ein Brite wäre. Wir glauben aber, der Mann wohnt keineswegs in den vereinigten drei Königreichen, sondern sitzt still und mit der deutschen Literatur in Stuttgart. Man weiß, daß Dingelstedt vortrefflich englisch schreibt und von Wien aus für englische Reviews gearbeitet hat. Ein Urtheil über Grillparzer stimmt mit einem ähnlichen, das man früher von Dingelstedt äußern hörte. „Grillparzer,, — sagt der Reviewer — „ist ein Poet, der mit dem Schicksalsdrama durch seinen ersten Versuch zusammenhängt, aber durch Zeit und Geist Werner so wie Müllner überragt; dieser Dichter ist viel zu sehr durch seine erste Arbeit bekannt und viel zu wenig durch seine folgenden, weit vorzüglicheren Werke. Obschon in seiner literarischen Stellung ganz isolirt und fast vergessen von der Kritik, bleibt er dennoch unstreitig der eigenthümlichste und kräftigste Dramatiker der Jetztzeit, wenn er auch nicht der productivste und glücklichste unter ihnen ist." — Wenn Dingelstedt wirklich der Verfasser dieses Artikels ist, so macht es seinem Herzen Ehre, daß trotz der Angriffe, die ihm in letzterer Zeit von allen Seiten das Leben verbitterten, er doch ein beredter und warmer Fürsprecher für die Bestrebungen der jungen Literatur geblieben ist. Der

Digitized by Google

Artikel der Review ist mit Ruhe und liebenswürdiger Eleganz geschrieben.

— In einem vor Kurzem erschienenen Werke von Dr. Rathgeber (Annalen der niederländischen Malerei 2c.) wird Rubens der Maler des Lichts, und Rembrandt der Maler des Dunkels genannt. Sehr treffend.

— Die Eisenbahnen als Beförderer der deutschen dramatischen Literatur. Ist dies nicht ein närrischer Titel für einen Aufsatz? Aber es ließe sich ein prächtiges Feuilleton darüber schreiben. Ohne die Eisenbahn würde manches neue Stück unaufgeführt geblieben sein. Unsere Theaterdirectoren zu einem Schritt zu bewegen, bedarf es einer Dampfmaschine. Gutzkow geht nach Berlin, um Zopf und Schwert durchzusetzen. Laube reist nach Berlin, um über den Struensee Verhaltungsmaßregeln zu geben. Prutz betreibt dort die Aufführung seines Moritz von Sachsen. Der Redacteur dieser Blätter hatte drei Jahre ein von der Berliner Bühne angenommenes Stück dort müßig liegen. Erst als er sich auf die Eisenbahn setzte, um selbst dort zuzuschauen, legte man die Hand an's Werk. Wer nimmt sich der dramatischen Autoren an, die entfernt von der Eisenbahn leben und ihr Talent verkümmert sehen, weil sie den gestrengen Herrn Directoren nicht persönlich ihr Manuscript unter die Nase halten können?

— Der Schwanenorden wird in der Zeitungspresse bald die Rolle einer zweiten Seeschlange spielen. Wir dachten, er sei bereits an den Nagel gehängt und mehrere Anzeichen ließen mit Recht schließen, daß diese weder bei Katholiken noch bei Protestanten beliebte Restauration im Stillen einschlafen werde; aber was sollte die schnarrende Zukunftstrompete aus Berlin melden, gäbe es nicht glücklicher Weise Schwanenorden, Sonntagsfeier und andere mehr in's Theologische als Politische schlagende Staatsereignisse? So heißt es denn jeden Augenblick: „Die Statuten des Schwanenordens sollen nur noch einmal berathen und dann veröffentlicht werden.“ — Gottlob, nun sind wir ruhig. Dann wieder: „Man behauptet, der Schwanenorden gehe einer neuen Organisation entgegen.„ Auch gut. Oder: „Die Statuten des Schwanenordens sind in Revision begriffen.“ Waren sie schon in Correctur? Merkwürdig bleibt es, daß die neuen Berliner Wirren und Wehen sammt und sonders sich um's Ministerium der geistlichen Angelegenheiten drehen. Auch die Studentenuntersuchungen, Professorenabsetzungen 2c. gehen ja vom geistlichen Ministerium aus. O großer Friedrich!

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Ein Besuch beim ungarischen Reichstag,

März 1844.

Von J. Kuranda.

I.

Politische und natürliche Grenzen. — Die Fahrt auf dem Dampfschiff — Naturschönheiten; Colorit der Gesellschaft. — Schwarzenberg, Sándor, Esterhazy. — Die Frage der Adelsbesteuerung. — Hunnenburg und die Nibelungen. — Die schwarzen und die rothen drei Könige und Attila. — Ungarische Wohlfeilheit. Politik des Weines.

Wenn man in Deutschland von Ungarn und seinen von dem übrigen Oesterreich so himmelweit verschiedenen Gesetzen und Bewegungen spricht; wenn man von Wien hört und seiner fast orientalischen Weichheit, seiner strengen Polizeiüberwachung und politischen Unmündigkeit, und gleich darauf wieder von der straffen, glühenden Entschlossenheit der Magyaren, von ihren stürmischen Reichstagen und revolutionären Reden, Forderungen und Wahlerzessen — so kommt man auf den natürlichen Gedanken, daß Oesterreich von Ungarn durch unwegsame Gebirge, reißende Flüsse getrennt sein müsse, um nicht angesteckt zu werden; daß man viele Tagreisen mit allen Hindernissen eines scharfen Grenzweges zu kämpfen habe, bis man von diesem ruhigen Wien endlich in dem reichstagstürmischen Preßburg, von der österreichischen Idylle zu dem Grabbe'schen Drama der Magyaren gelangt. Dies ist ein Irrthum. Von Wien nach Preßburg fährt das Dampfboot — in drei Stunden. In drei friedlichen Stunden machst Du in einem und demselben Staate einen Uebergang, der in Frankreich Jahre voll Blut und guillotinirter Menschenopfer gekostet hat; auf dem Schiffe wehen dieselben Fahnen, dasselbe Wappen, dieselben Uniformen findest Du beim Aussteigen wie beim Einsteigen und doch, welche Revolution ist mittlerweile vorgegangen. Als Du Dich eingeschifft, umwehte Dich die absolute Luft einer unbeschränkten Monarchie; der letzte Mann, den Du an Bord sahst, war ein Polizei-Soldat. Hüte Dich, daß Du kein unbesonnenes Wort Dir entschlüpfen läßt, daß Dein Paß, Dein Passirschein in stren-

Google

chen pittoresken Punkt, ohne im Ganzen durch einen besonderen Charakter sich auszuzeichnen. Desto mehr hat der Reisende Gelegenheit, sich mit der Reisegesellschaft auf dem Schiffe zu beschäftigen, und diese ist der Art, wie man sie wohl auf keinem europäischen Strome weiter findet. Wie monoton ist doch am Ende die Gesellschaft auf den Rhein- und Elbschiffen. Schwatzhafte Weinreisende und lederne Leinwand-, Woll- und Manufacturenhändler, sentimentale Damen mit Möpsen und Lorgnetten, ein Paar Engländer mit langen Beinen und Fernröhren, die Langeweile auf dem Gesichte und den steifen Guide unter dem Arme, ein Professor, der à drei Thaler des Tags die Vacanz genießen will, ein blonder Student mit zurückgeschlagenem Kragen, ein brauner Handwerker mit einem dicken Knotenstock: dies sind die sämmtlichen Figuren in diesem Kartenspiel. Ihr könnt sie alle miteinander tagtäglich in Eurer Stadt an jeder Ecke sehen, und um ihretwillen braucht Ihr Euch nicht auf die Reise zu bemühen. Anders ist es auf einem Donauschiffe. Hier schwimmt das Abendland nach dem Orient, ein friedlicher Kreuzzug im buntesten Feldlager. Asiatische Costüme und Gesichter mischen sich mit europäischen. Türken, Armenier, Zigeuner, in der Mitte von eleganten Wienern, von fettgewichsten Slovaken mit tempelherrnartigen Mänteln und runden Tellerhüten. Und dazwischen die Uebergangsmenschen, die Magyaren und Wallachen in eigenthümlichen Bewegungen. Welch ein Gemisch von Sprachen, Religionen, geistigen Richtungen, materiellen und patriotischen Wünschen findet sich unter diesen hundert Menschen, die hier auf einem Brette neben einander stehen. Die an die verschiedenartigsten Himmelsstriche gewöhnt sind, finden sich hier unter der Decke einer und derselben Kajüte neben einander. Wie verschiedenartig sind die Interessen, die in diesen Gruppen discutirt werden. Der Handel hat seine Repräsentanten in der zweiten Kajüte. Hier sitzt der wallachische Pferdehändler, der Slovak mit seinem Leinwandbündel, der türkische Jude mit seinen Rosenölen und Spezereien, der Getreidehändler aus Siebenbürgen, und unterhalten sich von dem Jahrmarkt in Debreczin und Pesth. In der ersten Kajüte aber discutirt der Magnat, der ewige Reisende auf der Donau, über Hofleben und Unabhängigkeit, über Philanthropie und Privilegien, über Pferde und Menschen, Maitressen und Kirchensachen. Die weibliche Gesellschaft ist hier seltener als auf dem Rheine und der Elbe, und vor Allem

ed by Google

sind die weichen kränklichen Gesichter nicht zu finden, die man auf deutschen Reisen so oft findet. Blondinen gehören zu den Raritäten. Hier ist das Reich der Braunen; hier ist Alles dunkel, feurig: Augen, Haare, Teint. In diesem Punkte ist die Magyarin wie die Wallachin, die Wienerin wie die Griechin sich gleich.

Es war an einem schönen März Nachmittag, als ich mich nach Preßburg einschiffte. Die Sonne kämpfte mit ihrer frühzeitigen Wärme eifrig gegen die kalten Winde, die aus der Gegend des Kahlenberges herwehten. Mantel und Sonnenschirm waren fast zu gleicher Zeit nöthig. Eine passende Introduction zur Reise in ein Land, das so viele Widersprüche vereint, und wo die Begriffe der modernen Freiheit so frühlingslustig und doch nur halbmächtig mit den Winden und Winterresten mittelalterlicher Privilegien und Confusionen kämpfen. Auf dem Reichstage war eine wichtige Gesetzverhandlung der Magnatentafel übergeben worden, und viele von den in Wien lebenden ungarischen Großen fuhren nach Preßburg, um der Sitzung des andern Tages beizuwohnen. Ich kannte einige dieser Herren persönlich: da war der Graf Franz Palfy, dem die eine Hälfte von Preßburg (der sogenannte Schloßberg) gehört; der Graf Sándor, der berühmteste Reiter Europas, der seinem Schwiegervater, dem Fürsten Metternich, vor der Trauung mit dessen Tochter die Hand geben mußte, daß er wenigstens keine tollkühne Reiterkunststücke mehr machen werde; der geniale Fürst Friedrich Schwarzenberg, den die Leser dieser Blätter unter der Maske des „verabschiedeten Lanzenknechts" wohl kennen, und der — eigentlich böhmischer Standesherr — seit einiger Zeit in Ungarn sich angekauft hat und Mitglied der Magnatentafel ist; der Graf Joseph Esterházy, der vor einigen Jahren im Prater einen Polizeimann niedergeritten und darüber in einen schweren Prozeß verwickelt wurde, der mit einem Spruch auf zwei Jahre Exil endigte; der Domherr Wurda, Mitglied der Ständetafel (Bruder des Hamburger Tenoristen), einer der freisinnigsten Geistlichen Ungarns, der durch seine Rede über die gemischten Ehen viel Zorn von seinen Collegen sich zugezogen hat. Ich erwähne diese Herren blos, um die Themata anzudeuten, die auf einer Reise nach Preßburg auf dem Schiffe besprochen werden. Das Thema, um welches sich diesmal der größte Theil der Conversation drehte, war die Besteuerung des Adels. Diese wichtige Maßregel, ohne die Ungarn keinen Schritt zu seiner Eman-

cipation thun kann, findet weit weniger Widerstand bei den großen Güterbesitzern, die dadurch jährlich einige hunderttausend Gulden von ihren Einkünften einbüßen werden, als bei dem kleineren mittelloseren Adel. Der reiche Magnat kann leicht einen Theil seiner Rente in die Schanze schlagen; eines Theils, weil ihn dieser Act des Patriotismus zu keinen Entbehrungen verurtheilt und andern Theils, weil es am Ende nur eine glückliche Speculation ist, da die eingehenden Steuern zu Straßen und Canälen verwendet werden sollen, wodurch der Grundbesitz an Werth gewinnen muß, so daß, was er auf der einen Seite opfert, ihm andrerseits verdoppelt eingeht. Aber der ärmere Edelmann, der kaum sein Leben von seinem Besitze fristen kann, dazu noch verschuldet ist und weder Speculant, noch großmüthiger Patriot sein darf, weil sein Gläubiger es nicht duldet — dem ist es leicht zu verzeihen, wenn er als Cicero pro domo sua auf dem Landtage spricht. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gewinnt die Debatte über die Steuerverwilligung, die uns in Deutschland so lächerlich erscheint, ein milderes Ansehen. Auch scheint man nicht daran zu zweifeln, daß das Gesetz zu Stande kommen werde, ungeachtet aller seiner Gegner.

Das letzte österreichische Städtchen, das man bei der Fahrt nach Ungarn am Donauufer zu Gesichte bekommt, heißt Hainburg. Wer Zeit hat, der steige hier an's Land, denn dieser kleine Platz ist einer der interessantesten und wichtigsten Punkte der Monarchie. Hainburg ist eine populäre Umgestaltung des Wortes H u n n e n b u r g. In der That stand hier die Römerfeste dieses Namens, deren noch übriggebliebene Ruinen von zahllosen Sagen im Volke belebt sind. Hier ist classischer Boden, überall Römerreste; das Bedeutendste unter ihnen der sogenannte Römerthurm mit dem Steinbilde E tz e l's. Wohlgemerkt, Du reisender Deutscher, hier spielt ein Theil der Nibelungenscenen. Hier an der letzten Grenze von Deutschland stehst Du an der Wiege seiner ältesten Dichtung. Wunderbar genug pflanzt das großartigste Epos der Deutschen an den beiden Grenzen ihres Reiches, an den beiden Hauptflüssen desselben seine Bühne auf. An der Westgrenze in Worms am Rheine, an der Ostgrenze in Hunnenburg (der Name wird im Nibelungenliede ausdrücklich genannt) an der Donau. Es ist, als wollte das herrlichste unserer Gedichte das Vaterland mit beiden Armen umfassen und seine Marken bestimmen.

Digitized by Google

Dieses Hainburg, diese Burg der Hunnen ist übrigens auch noch aus einem ganz anderen Grunde interessant und zwar, weil es noch heute seine mächtige Zwingherrschaft weit und breit ausdehnt. Wenn auch der gewaltige Etzel längst zu seinen Vätern eingegangen ist: sein alter Wohnsitz bleibt dennoch eine Zwingburg für den größten Theil Oesterreichs. Hier ist nämlich die Hauptfabrik für den österreichischen Tabak, den bekanntlich in den deutschen, böhmischen und gallizischen Erbländern der Staat allein das Recht hat, zu fabriziren und zu verkaufen; ein Privilegium, welches einen Hauptzweig des österreichischen Staatseinkommens bildet. Ueber hunderttausend grausame Centner dieses Fabrikats stürzen sich jährlich, wie die Schaaren der alten Hunnen, über die friedlichen Gefilde Oesterreichs und zwingen ihm Tribut ab. „Schwarzer drei König", „rother drei König" — der eingefleischteste Royalist könnte durch diese Könige aus dem Stammhause Attila's zur Verzweiflung gebracht werden; nur der patriarchalische Oesterreicher schmaucht diese Sorten (die übrigens noch die Aristokratie des österreichischen Tabaks bilden) mit patriotischem Behagen, ja sogar der „Ordinäre" hat unter dem Volke Popularität errungen. Man sieht, Völker und Tabakraucher werden erzogen. Man könnte daraus den Schluß machen, daß der österreichische Staat auf der festesten Basis stehe, weil eine Nation, die solchen Tabak verträgt, — unerschütterlich in ihrer Treue sein muß. Aber auch Frankreich raucht Regietabak, schlechtern noch, als der österreichische ist, und doch hat es zwei Revolutionen gemacht. Also auch nicht aus Tabakwolken können die politischen Auguren die Zukunft prophezeihen.

Um drei Uhr Nachmittag fährt das Dampfschiff von Wien ab und um sechs Uhr Abends landet es in Preßburg. Ich hatte einen Freund von meiner Ankunft in Kenntniß gesetzt, und dieser erwartete mich gleich beim Aussteigen aus dem Schiffe, um mich nach dem Hotel zu begleiten, wo ein Zimmer bereits für mich bestellt war. Diese Vorsichtsmaßregel ist in Preßburg während des Landtags nothwendig, da die kleine Stadt bisweilen nicht alle Magnaten und Fremden beherbergen kann, die bei wichtigen Fragen zum Reichstag strömen. Die Einwohner von Preßburg haben die Verpflichtung, die Mitglieder des Reichstags gratis zu beherbergen. Die Zahl dieser Mitglieder hat aber keine bestimmten Grenzen, da jeder Magnat, d. h. jeder ungarische Fürst, Graf oder Baron Mitglied des Reichs-

tags ist, so daß die armen Preßburger häufig genug in der größten Verlegenheit sind über den großen Segen, den ihnen der liebe Gott an Magnaten und Deputirten beschert hat. Damit aber die Gasthöfe, welche Zimmer vermiethen, diesen Gottessegen nicht unchristlich für ihre Tasche ausbeuten, hat der Stadtrath in allen Gastzimmern gedruckte Zettel anschlagen lassen, durch die der Fremde belehrt wird, daß für jedes Zimmer mit der Aussicht auf die Straße ein Gulden C.M. täglich zu bezahlen ist, für jedes andere aber, das auf den Hof seine Fenster hat, 48 kr. (12 gGr.). Dieser geringe Preis — und obendrein zur Zeit des Landtags — beweist schon, daß man im Lande der Wohlfeilheit sich befindet. Pesth und Preßburg sind die beiden theuersten Städte Ungarns. Dennoch wird sie der Fremde billiger als jede andere deutsche Stadt finden. Die Küche in den Gasthöfen ist freilich für keinen Gaumen, der an rocher de Cancal oder an die frères provençaux in Paris oder auch nur an den russischen Hof in Frankfurt und das Hotel Meinhart in Berlin gewöhnt ist. Dafür aber wird er sich am Weine entschädigen können. Der Ungarwein hat Sorten und Lagen, die von keinem französischen und deutschen Gebirge überboten werden können. In Frankreich trinkt man die gewöhnlichsten Schomlauer und Erlauer Weine (der Himmel weiß, mit welchen Ingredienzien vermischt) unter dem Collectivnamen vin de Tokay. Auch in Deutschland weiß man, was von dem zu halten ist, was gewöhnlich unter dem Namen Tokayer verkauft wird. Echten Tokay trifft man selbst in Ungarn höchstens in einigen auserwählten Privatkellern. Doch genießt man wenigstens die anderen Weine, die im Auslande unter jenem aristokratischen Namen mit verfälschten Adelsbriefen verkauft werden — echt und ursprünglich. Für den Preis, den eine ordinäre Flasche Bordeaux- oder Rheinwein an einer deutschen Gasttafel kostet, kann hier der feinste Schmecker seinen Gaumen mit einem Gewächs erquicken, wie es nur in den Liedern der orientalischen Dichter blüht, wie Hafiz und König Salomon es besungen. Allerdings läßt sich an der Ungartraube tadeln, daß sie sehr heiß ist. Es ist kein kalter Wein wie der deutsche; er geht in's Blut wie Spanierwein und Burgunder. Gewiß liegt ein guter Theil des Geistes, der durch dieses Land geht und die Reichstage und Wahlversammlungen so stürmisch, den Patriotismus so feurig macht, in den schwarzen und grünen Traubenbeeren, die an den Uferhügeln der

Digitized by Google

Donau und der Theiß sich hinschlängeln. Die deutschen Sauerweinjournale haben viele kalte Weisheit und viel herben Tadel für die tokayheiße Politik der Magyaren. Ich wollte, es käme ein Kometenjahr, wo die Reben bei Würzburg und Hochheim ihren Bocksbeutelgeist und ihre Blumendüfte verlören und dafür mit heißem Ruster-, Magyaráder- und Villánersaft sich füllten; dann solltet Ihr sehen, wie die deutschen Philistergesichter sich plötzlich verklären und entzünden würden, wie die altkluge Magisterweisheit plötzlich in unbesonnene Begeisterung umschlüge; wie die Sturmfässer der deutschen Geschichte anders zu rollen anfingen; selbst der diplomatische Johannisberger würde Concessionen machen!

Eine Stimme für das alte Studententhum.

Von Wilhelm Falckenheiner.

„Audiatur et altera pars."

Es ist in neuester Zeit viel gegen das deutsche Studenthum geschrieben worden. Die leichten Plänkeleien des Humors, die uns den deutschen Studenten stets als modernen Don Quixote vorführten, bezeichneten nur das Vorspiel des Kampfes, dessen sich bald der wissenschaftliche Ernst der Kritik bemächtigte, um ihn zu einem schnelleren und gewisseren Ende zu führen. Der das Studententhum bisher umgebende Nimbus war bereits vor dem Humor verschwunden, und in dichten Colonnen rückten von allen Seiten die Gegner heran; leichtes und schweres Geschütz begann sein Spiel; plumpe „bischöfliche" und andere Geschütze (vor Allem die scharfe Dialektik der Hegelianer) versuchten jetzt, — freilich mit verschiedenem Erfolge — in die Bollwerke der feindlichen Burg Bresche zu schießen. Man kann nicht läugnen, mögen auch hier wie gewöhnlich manche Unberufene mit in die große Kriegstrompete gestoßen haben, — viele frische Kräfte, die des Terrains wohl kundig waren, kämpften unter den Fahnen des anrückenden Feindes. Bald glaubte man hier, bald da die wahre Achillesferse an dem deutschen Studenten ausgespäht zu haben. Je weniger Vertheidiger auf dem Kampfplatze reschienen, um so weiter drang die unerbittliche Kritik, ihren leichten Sieg verfolgend, vor, und sprach es zuletzt aus, das verhängnißvolle

Wort: Nur nach Vernichtung aller jetzt bestehenden Formen des deutschen Studententhums kann das wahre akademische Leben als Phönix aus der Asche erstehen. Sollte aber wirklich dies trostlose Resultat, welches nach einer mehr historischen Behandlung der Frage von Scheidtler („Studentenspiegel") namentlich Fr. Saß in den Blättern für literar. Unterhaltung auf philosophischem Wege zu erweisen sucht, vollkommen begründet, sollte es das richtige sein? Sollten die schwarzen Farben, in denen man uns hier das deutsche Studententhum vorführt, der Wirklichkeit getreu entsprechen? Oder sollten nicht vielmehr diese Schilderungen zum Theil auf die Rechnung jener krankhaften, hypochondrischen Weltansicht kommen, die sich besonders in der Ausmalung von Nachtstücken gefällt, — einer Ansicht, die aus dem Gebiete der Poesie jetzt schon mehr und mehr in das der Prosa überzugehen droht? Ich glaube doch gewiß. Wir gewöhnen uns von Tag zu Tage mehr daran, die wunden Stellen unseres socialen Lebens durch das Vergrößerungsglas der „Mystères de Paris" zu betrachten. — Ich bin überzeugt, wenn der Geist unseres Jahrhunderts nicht so ganz wunderungläubig wäre, so hätte der fromme Olshausen mit seiner originellen Ansicht, daß alles Leben im Grunde krank ist und die Wunder der alleinige Gesundheitszustand sind, gar Viele bekehren können! Und doch, meine ich, sollten wir gerade in unserer „zerfahrenen und zerfallenen" Zeit uns davor hüten, durch das Entwerfen solch düsterer Lebensbilder die klaffenden Wunden noch weiter aufzureißen; gerade wir sollten es am wenigsten versäumen, auch die Lichtseiten unserer Verhältnisse von Zeit zu Zeit hervorzukehren, damit im heißen Kampfe unserer Zeit die Kräfte nicht verzweiflungsvoll verzagen und die Schwingen der Thatkraft nicht noch mehr erlahmen. Von solchen Principien scheint man aber freilich in der Besprechung unserer Frage nicht ausgehen zu wollen. Man zeigt sich hier so unbillig, daß man dem deutschen Studenten geradewegs allen Patriotismus abspricht; daß ihn unter Anderm der „Telegraph" durch Hinweisung auf den rühmlichen, von den griechischen Studenten bewiesenen gemäßigten Patriotismus beschämen zu können glaubt (nebenbei gesagt, zu viel Großmuth gegen die Hellenen, die auf uns Deutsche nicht so viel zu halten scheinen) —, als ob es unsere deutschen Studenten, wenn sie von der Gelegenheit begünstigt wurden, jemals an

dem äußeren Beweise solcher Gesinnungen hätten fehlen lassen. Ja, man hat geradezu unser ganzes deutsches Studententhum für eine bloße Karrikatur, für ein bloßes „Zerrbild" des wahren akademischen Lebens erklärt; man behauptet ja, alle seine Formen müßten erst zur Asche niedergebrannt werden, blos dem beliebten Bilde eines neuen Phönix zu Gefallen. Freilich auch ich bin der Meinung, das deutsche Studententhum soll eine Feuerprobe aushalten, aber nicht eine Probe des Feuers, welches mit seinem sengenden Hauche nicht blos die wenigen Giftpflanzen, sondern auch alle zarten, unschuldigen Blumen im Ziergarten des Studentenlebens anweht und alle Blüthen abstreift, wenn sie keine ökonomischen Früchte tragen; — nein, jenes Feuers, das mit seiner läuternden Kraft die bildsamen metallischen Elemente durchdringt, nur die Schlacken sorgfältig aussondert und aus der wallenden und brausenden Fluth den reinen Silberblick darstellen will. Mein Schiboleth heißt: Was zu retten ist, das rette in dem großen Schiffbruch unserer Zeit. Ich meine, man soll nicht Ideale ins Leben hineintragen wollen, statt dieses jenen allmälig näher zu bringen; man soll nicht einen ganzen Organismus als krank verschreien, wenn er der gesunden Glieder noch so viele zählt; kurz, ich will in der Frage über das deutsche Studententhum ungefähr die Stellung behaupten, welche bei einer andern, jetzt auch vielfach berührten Frage die Liberalen und Constitutionellen den Communisten gegenüber behaupten. Gern würde ich mein Princip in Bezug auf die ganze Frage hier durchzuführen suchen, wenn mir dies Zeit und Raum verstattete. Ich beschränke mich daher auf eine Besprechung der hervorstechendsten Erscheinungsform im deutschen Studententhum, deren Vertheidigung man bei den heftigen, gerade hier concentrirten Angriffen der Gegner schon auf dem Papiere aufgegeben zu haben scheint, derselben Form, „in welche" — nach Fr. Saß — „gar kein besseres Element hineinzubringen ist, aus der kein Heil und kein Gutes hervorgehen kann." Ich meine die Corps und Landsmannschaften.

Es handelt sich nicht um eine rein wissenschaftliche, sondern vielmehr um eine der Hauptsache nach praktische Frage, um eine dermalige Form des Studententhums. Gleich von vorn herein muß es uns daher gegen unsere Gegner einnehmen, daß diese bei all ihrer wissenschaftlichen Entschiedenheit und Bestimmtheit in der Lösung des eigentlichen Problems, der Feststellung eines posi-

Digitized by Google

tiven Resultats für das praktische Leben sich so ganz ungeschickt zeigen und nur den gordischen Knoten zu durchhauen wissen. Man bricht über Corps und Landsmannschaften den Stab; man verdammt nicht minder die Burschenschaft, als in zu argem Conflict mit unsern Zeitideen stehend; und was will man dafür an die Stelle setzen? Oder will man das Bedürfniß nach Verbindungen überhaupt gerade für den Abschnitt unsers Lebens in Abrede stellen, wo die Jugend, dem conventionellen Leben gegenüber, sich nach kameradschaftlichem Zusammenhang sehnt? Wahrlich, nur der lächerliche Hochmuth einiger s. g. Geistreichen auf den Universitäten kann die verkehrte Ansicht hegen, das Anschließen an eine studentische Verbindung zeige von unselbständigem Geiste. Läßt sich denn das Verhältniß des Einzelnen zu seiner Verbindung nur unter dem Bilde des schwanken Epheus auffassen, welcher sich an die stämmige Eiche hinaufrankt, — oder nicht auch unter dem Bilde des starken Astes, der bei all seiner eigenen Stärke doch erst als Theil eines größeren Ganzen, gebend und nehmend zugleich, seine wahre Bestimmung erreicht? — Doch unsere Gegner wollen ja so unbillig nicht sein; sie erkennen ja den Begriff der studentischen Verbindung an sich als berechtigt an. Sie behaupten ja, nicht über das Was, sondern nur über das Wie streiten zu wollen. Hier entsteht aber folgendes Dilemma. Entweder man will Verbindungen in einer bestimmten äußeren Form, oder man will nur ideelle Verbindungen und verwirft alle äußere Form als todten Formalismus. So unsere Gegner. Ich könnte mich hier auf die neuere Philosophie berufen, die ja so siegreich den nothwendigen Zusammenhang von Form und Inhalt nachgewiesen hat; allein ich wende mich nur an den gesunden Verstand, an Jeden, dem das Menschenherz keine terra incognita ist. Wir sind einmal keine Engel; wir sind von unserer innersten Natur darauf angewiesen, den Geist stets in mehr oder weniger sinnlichem Gewande anzuschauen, und verlieren nur zu oft mit der Form die Sache selbst. Es fragt sich daher, ob man das Wesen des deutschen Studententhums so leichten Kaufes dahingeben will. Gerade die Jugend, welche vor Allen die bunte, farbige Fülle des concreten Lebens liebt und dieses durch das sinnige Symbol der gar nicht so bedeutungslosen farbigen Mütze ausspricht, wollte man mit einem mehr als stoischen Rigorismus hinsichtlich ihrer Verbindungen auf die reine innere Idee ohne deren äußere Seite

Digitized by Google

beschränkt wissen! Aber man wird uns am Ende auch darin nachgeben und nur verlangen, daß eine entsprechende, würdige Idee dabei zu Grunde liege. Wenn wir uns auch hierin mit unsern Gegnern einverstanden erklären, so können wir doch ihre ätherischen Ansichten über jene Ideen nicht theilen. Außer der Vaterlandsliebe sollen Wissenschaftlichkeit und Sittlichkeit die alleinigen leitenden Ideen, das einzige Band sein, welches die Mitglieder der studentischen Verbindungen umschlingt. Ohne die hohe Bedeutung dieser Ideen zu verkennen, erlauben wir uns die Frage, ob diese allgemeinen, abstracten Ideen, welche den Menschen mit dem Menschen überhaupt verketten sollen, genügen, um die alleinigen Principien eines speciellen, unter ganz besonderen Verhältnissen geschlossenen Freundschaftsbundes zu bilden, der um so mehr an Intensität verlieren muß, je mehr sich seine Basis extensiv erweitert. Ich meine, es gibt außer der allgemeinen Menschenliebe noch eine pathologische Liebe, die auf einer individuellen Basis ruhen will. Findet man im gewöhnlichen Leben ein Beispiel, daß ein rein wissenschaftlicher Verein, wenn nicht besondere Schattirungen, feinere Nüancen hinzukommen, die einzelnen Mitglieder eng mit einander verknüpfen konnte? Da aber, wo uns ein „Tugendbund" in der Geschichte begegnet, da waren es ganz andere, ungleich speciellere Interessen, welche den Verein zusammenhielten. Aber, wird man uns erwiedern, eben dasselbe specifische Moment des Tugendbundes soll auch für die deutschen studentischen Verbindungen die specielle Grundlage sein, — das Moment der Vaterlandsliebe. Und wie ist doch, fährt man fort, gerade in der Constitution der Corps und der Landsmannschaften, dieses wesentliche Element so ganz unbeachtet geblieben? Freilich jenen dogmatischen Patriotismus, wie er uns in der Burschenschaft entgegentritt, welche eine ängstlich genau abgegrenzte politische Ansicht als verpflichtendes Symbol bei der Aufnahme in ihren Bund anerkennt, den sucht Ihr bei den Corps vergeblich. Solch unisone Einheit, oder richtiger gesagt, Einförmigkeit, verschmähen diese mit schönem Stolze und fordern dafür nur die unendlich höhere Einheit eines harmonischen Zusammenklingens der verschiedensten Individuen in einen gemeinschaftlichen, echt deutschen Grundton. Sie suchen das eigentliche Wesen des Patriotismus nicht in solchen äußern bestimmten positiven Satzungen (und doch wirft man ihnen den crassesten

Formalismus vor!), sie wollen ihn, statt auf den Lippen, mehr im Herzen tragen; sie suchen ihren Einigungspunkt nicht in einem bestimmten, mehr dem Verstande angehörenden politischen Schiboleth, sondern vielmehr in der aus dem Herzen stammenden, gerade dem Deutschen so eigenthümlichen, hohen Gemüthlichkeit. Wer nur das äußere Leben und Treiben dieser Corps betrachtet, wie sie sich gegenseitig befehden und befeinden, und nicht zugleich ihrem inneren Leben seine Aufmerksamkeit zuwendet, dem entgeht er ganz, dieser schöne echt deutsche Zug des Corpslebens. Denn himmelweit verschieden von der modernen Sentimentalität, die sich stets durch ein sehr breites Aushängeschild ankündigt, gleicht die echte alte Gemüthlichkeit dem ungeschliffenen Diamant, der wegen der rauhen Außenseite nur zu oft in Gefahr geräth, verkannt zu werden. Man denke an die Gemüthlichkeit des uns von Immermann („Münchhausen") so ganz nach dem Leben gezeichneten Westphalen. Tretet einmal ein in die trauliche „Kneipe" eines Corps und Ihr werdet finden, wie mitten unter deutschen Kraftausbrüchen die Gemüthlichkeit ihren Blumensitz aufgeschlagen hat. Hier könnt Ihr sie finden, jene kräftigen Charaktere, die aus einem gewissen edlen Eigensinn die Tiefen ihres Gemüths vor aller Welt verschließen möchten, die wohl gar die Aeußerungen des Gemüths, wo sie ihnen laut entgegenkommen, humoristisch bespötteln.

Dies ist die strahlende Lichtseite dieser Corps, die so viele mehr als gewöhnliche Geister anziehen konnte, — und doch geht man so weit, zu behaupten, es sei aus der jetzigen Form des Corpslebens noch „Kein großer Mann hervorgegangen". (!) Aber man erwiedert uns vielleicht: Dieser schöne Zug lebt nur noch unbewußt in den Corps fort, gehört aber keineswegs zur Idee dieser Verbindungen. Lassen wir denn ihre eigenen Constitutionen darüber reden. Mit klaren Worten stellen sie es hier als ihre Tendenz auf: „durch freundschaftlichen, gemüthlichen Verein sich zu bilden, sowie die akademischen Freiheiten und Gebräuche aufrecht zu erhalten," — das erstere als Princip ihres inneren, das zweite als Princip ihres äußeren Lebens. Eben dies ist es, was man die Quelle jenes „unseligen Abschließungssystems" darstellen wollte, wodurch sich die deutschen Studenten als eigener Staat im Staate constituiren wollen, anstatt in ihm, dessen Glieder sie künftig bilden sollen, aufzugehen.

Aber liegt es denn nicht nothwendig in der Idee der Universitäten, daß sie keine Staatsanstalten sein, sondern sich eine unabhängige Stellung sichern sollen? Und man wollte die akademische Jugend verdammen, wenn sie zu diesem Zwecke die in der Vereinzelung schwachen Kräfte in Corporationen verdoppeln will? Mag auch die Jugend hier zuweilen etwas kleinlich in der Wahrung ihrer Interessen scheinen, mag sie einmal durch optische Täuschung in einem bloßen Schattenbilde der akademischen Freiheit ihr Ideal zu erkennen glauben, so ist doch diese Täuschung vorübergehender Natur; und will man den Vortheil, so muß man auch diesen verhältnißmäßig kleinen Nachtheil damit hinnehmen. Darum sind wir noch keineswegs berechtigt, solche Mängel der Idee der Corps anzurechnen. Oder will man es ihnen etwa noch zum Vorwurf machen, daß sie die Wissenschaftlichkeit und Sittlichkeit nicht noch einmal ausdrücklich als Principien ihres Bundes hinstellen, während sie dieselben als stillschweigende Voraussetzungen betrachten, denen sie in ihren Statuten nur eine speciellere Färbung gegeben haben?

Wie weit haben sich, rufen unsere Gegner, die Corps von ihrer Idee, wenn diese so schön ist, entfernt? Tragen sie dieselbe nicht blos auf der Stirn, um uns über ihr eigentliches Wesen oder vielmehr „Unwesen" zu täuschen? Sind nicht vielmehr „elende renomistische Flachheit", die allen wissenschaftlichen Sinn im Keime ersticken muß, jenes unselige Raufritterthum, aristokratischer Hochmuth, „der im spätern Leben zur Härte gegen die Unterthanen, zur Kriecherei gegen Vornehme führt," der schreiendste Egoismus, eine nur sinnliche, keineswegs aber sittliche Richtung, — sind das nicht vielmehr die eigentlichen Grundzüge des jetzigen Corpslebens? Darin erkennen wir wieder ganz unsere Gegner, die überall unheilbare Krebsschäden wittern, wo es doch nur gilt, einige leicht abzulösende Wasserreiser, einige Auswüchse zu vertilgen, welche das gesunde Mark des Baumes noch gar nicht angefressen haben. Fassen wir jene Anklagen schärfer ins Auge.

Zunächst die Beschuldigung des Egoismus, dessen Giftpflanze doch gewiß in dem Schooße der Corps keinen günstigen Boden findet. Diese Corps, welche die Aufopferung des Einzelnen für das Ganze, die rücksichtslose Hingebung des Einzelnen an seine

Digitized by Google

Freunde in Freud und Leid, in Ernst und Scherz, zur ersten geselligen Pflicht machen, sie sollten — eine Schule des Egoismus sein? Aber, ruft man, ist nicht jenes aristokratische Air, welches uns die Corps auf den ersten Blick zeigen, jene Anmaßung einer ganz unbegründeten diktatorischen Gewalt über die Studentenwelt, der beste Beweis von ihrem egoistischen Hochmuth? Dieser Vorwurf beweist am besten die Inconsequenz unserer Gegner, welche im Widerspruch mit ihrem eigenen Princip die äußere Form stets als ein untrügliches Kriterium des Inhalts ansehen. Freilich erscheinen die Corps nach außen in aristokratischer Form, insofern sie sich besondere Privilegien und Rechte vindiciren, die übrigens ganz harmloser Natur sind — wer wollte ihnen aber ein gewisses Bewußtsein ihrer Würde verargen, so lange auf ihrer Seite die frischsten, regsten Kräfte stehen und ihre Gegner sehr schnell an der Opposition sterben? — doch in ihrem Inneren zeigen sie vielmehr ein echt demokratisches Element, was uns ja ein bloßer Blick auf ihre Organisation zeigt. Den historischen Beweis aber für jenen Vorwurf, daß die Corps auf den meisten Universitäten die Pflanzstätten der eigentlichen Adelskaste seien, wird man wohl schuldig bleiben, da sich vielmehr die eigentliche Adelskaste, wo es ihre Anzahl erlaubt, stets in besondern Verbindungen zu isoliren und den übrigen Corps entgegenzustellen pflegt. Erlaubt ihr dies aber ihre quantitative Stärke nicht, so zieht sie sich lieber scheu und ängstlich von dem Studententhum der bürgerlichen Corps, die nicht nach den Ahnen fragen, ganz zurück; die Adligen jedoch, welche sich in das Corpsleben einlassen, geben gerade dadurch den besten Beweis von ihrer Erhabenheit über lächerliche Vorurtheile. Kindisch ist es vollends, wenn man den Vorwurf aristokratischer Isolirung auf das Wort Philister gründen will, das der Corpsstudent der übrigen Welt anhängt. Klaget doch auch den Künstler, oder überhaupt den Genius der Jugendlichkeit, der die conventionelle Welt tief unter sich denkt, des Aristokratismus an. Es ist ein plumper Kniff, wenn man in diesem Losungswort, das nur ein Ausbruch des jugendlichen Freiheitsgefühls gegen alle übrige Welt und gegen die eigene Zukunft ist, eine specielle, dem Adelsgeist analoge Opposition gegen das Bürgerthum, die Basis und den Kern des deutschen Lebens, sehen will. Freilich will der Student eine Art Adel (vielleicht gar erblichen?) darstellen, da sein eigener Vater und nach 3—5 Jahren

er selbst Philister ist, wie er als „bemooster Bursche" in humoristischer Wehmuth von sich selber singt. Es ist nicht zu läugnen, daß oft die tollsten Häuser zuletzt maschinenmäßige Beamten, büreaukratische Kriecher und Despoten werden. Ich meine aber, unser bürgerliches Leben ist reich genug an verledernden Einflüssen: trotz der akademischen Jugendzeit, nicht durch dieselbe, entstehen diese Pilze einer wässerigen Civilisation. Eher sollte man fragen: was würde, bei unserer allgemeinen politischen Erziehung, erst aus den meisten jungen Leuten werden, wenn ihnen nicht in der Studienzeit wenigstens eine Ahnung von freierer, naturwüchsiger Männlichkeit angeflogen wäre? —

Berühren wir noch zwei Anklagepunkte, die man nicht ohne Grund gegen das deutsche Corpsleben geltend macht. Dahin gehört in sittlicher Hinsicht der Mißbrauch der akademischen Freiheit. Wir sind um so eher geneigt, unsern Gegnern hier volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, da sie ja namentlich, was das Duell betrifft, durch die Anerkennung der guten Seiten desselben, seines echt nationalen Charakters, insofern sich der Deutsche im blanken Schmuck der Waffen besonders gefällt und in ihrem blutigen Urtheil mehr als bloßes Spiel des Zufalls erblickt, eine größere Billigkeit als sonst an den Tag legen. Jedoch hätten sie, statt in ewige Klagen über solchen Mißbrauch der akademischen Freiheit auszubrechen, auf die Quelle des Unheils hinweisen sollen. Dieser Pflicht unterziehen wir uns um so lieber, da gerade der neuesten Zeit das Verdienst gebührt, jene Quelle hier und da erkannt zu haben und auf ihre Austrocknung bedacht zu sein. Dieser bedeutende Fortschritt zeigt sich in einer freieren, liberaleren Organisation der Gymnasien, wie sie jetzt namentlich in Hessen nach und nach in's Leben tritt, — ganz im Gegensatze zu der sonst so beliebten Richtung dieser Anstalten. Man will hier nicht mehr den elektrischen Stoff des Jugendfeuers sich aufhäufen lassen, bis er früher oder später die Fesseln sprengt: man hat jetzt der Natur die Kunst abgelernt, durch zweckmäßige Vertheilung der elektrischen Kraft die ungestümen Ausbrüche derselben zu verhindern, ohne ihre wohlthätige Wirksamkeit zu schwächen. Von jener klösterlichen Zucht, die noch vor kurzer Zeit gleich einem schweren Alp die jugendlichen Geister auf dem Gymnasium drückte, ist man immer mehr zurückgekommen. Man sucht jetzt die Jünglinge auf den deutschen Gymnasien mehr und mehr an den richtigen Ge-

Digitized by Google

brauch ihrer Freiheit zu gewöhnen, damit sie ihren Boden auf der Universität nicht als Fremdlinge betreten und gleich dem Vogel, der lange im Käfig saß, aus einem Extrem in's andere fallen; damit sie sich nicht nach ihrer plötzlichen Metamorphose in dem einen Moment für selige Paradiesvögel halten (von denen man ja bekanntlich früher glaubte, daß sie die Erde nie berühren), und in dem andern sich wieder als unglückliche Strauße geberden, die sich nie über ihre öden Sandwüsten zu erheben vermögen. Seitdem die Gymnasien diese ihre hohe Aufgabe erkannt haben, dürfen wir hoffen, daß die Jünglinge künftig auf der Universität in dem reinen Aether ihrer sittlichen und akademischen Freiheit sich gleich heimisch fühlen und nicht so leicht bis zum Schwindel davon berauscht sein werden. Der Jüngling wird sich nicht mehr über ernste Formen und Schranken hinwegsetzen, sobald man ihm nur erst die Form nicht mehr durch Formalismus zuwider macht. — Eben so wenig trifft aber auch der andere Vorwurf, welchen man in wissenschaftlicher Hinsicht nicht ohne allen Grund den Corps gemacht hat, die Idee der Corps an und für sich, da Wissenschaftlichkeit und Gemüthlichkeit sich doch gewiß im Princip nicht ausschließen. Es liegt die Schuld des unseligen „Examenstudiums" viel weniger auf Seiten der akademischen Jugend, als vielmehr auf der Seite der Professoren. Sie sind es, gegen die man mit bei Weitem mehr Grund die Anklage eines leidigen „Separatismus" erheben kann, als gegen unsre deutschen Studenten. Mit den steifen Collegien allein ist der akademischen Jugend nicht gedient; sie verlangt, daß die Wissenschaft mit dem Leben verschmolzen werde. Dieses Princip scheint aber die Professorenwelt leider noch immer nicht anerkennen zu wollen. Statt sich mit dem Studententhume mehr und mehr zu amalgamiren (man unterscheide dies wohl von Fraternisiren!) verharrt sie nach wie vor in ihrem unseligen Kastengeist und vermag darum auch nicht die akademische Welt mit freiem wissenschaftlichem Geiste zu durchdringen. Und welch schöner Wirkungskreis für die Entfaltung dieses wichtigsten Theils ihrer Thätigkeit ist ihnen in dem Institute der Lesemuseen, wie es bereits auf den meisten Universitäten besteht, eröffnet!

Hat sich die Form der Corps wirklich überlebt, so wird sich das Studententhum selbst ohne fremde Einmischung eine neue, zeitgemäße

Form anzubilden wissen. Jene rein ideale Form aber (oder richtiger Formlosigkeit), die von Seiten unsrer Gegner vorgeschlagen wird und sich, soweit sie sich überhaupt in das Leben einführen läßt, in den neuesten studentischen Verhältnissen den „Corps" gegenüber als eigenthümliche Form geltend machen wollte, hat sich von historischer und philosophischer Seite als durchaus ungenügend erwiesen. Nicht polizeiliche Maßregeln, nicht der verhängnißvolle Namen der Burschenschaft — ich berufe mich getrost auf ihr eigenes Zeugniß — haben sie vernichtet. Nein, sie mußte vielmehr mit ihren eigenen, in zu schwindelnder Höhe über ihr stehenden Principien in Widerspruch gerathen; an ihr mußte binnen wenigen Wochen in Erfüllung gehen, was man den Corps schon lange prophezeiht hat: „Sie mußte an der Zeit sterben!" Ihre traurigen Ueberreste zersplitterten sich ganz oder sammelten sich wieder unter den Fahnen der Corps. Freilich auch diese Corps werden an der Zeit sterben, aber erst dann, wenn sie ihre Zeit nicht mehr verstehen. So lange dies aber der Fall ist, ist ihre Existenz vollkommen berechtigt, und wir dürfen ihnen für die Zukunft ein günstiges Prognostikon stellen. Das ist eben die unerschütterliche Basis, die sie sich stets im Wechsel der Zeiten bewahren müssen: „die schöne erhabene Idee, das Princip der Gemüthlichkeit neben dem kalten Verstandesprincip auch auf diesem Lebensgebiete gehörig zu vertreten." In unserm Endresultate müssen wir uns daher mit dem so sehr angefochtenen Systeme der Bureaukratie, — welche den Corps auf unsern Universitäten wenigstens stillschweigende Duldung zugesteht, einverstanden erklären; — mögen auch freilich die beiderseitigen Motive verschieden sein.

Tagebuch.

I.

Die Leipziger Redacteure und der Journalnachdruck.

Zwölf Redacteure von in Leipzig erscheinenden politischen, belletristischen und wissenschaftlichen Zeitschriften versammelten sich vor wenigen Tagen, um zu berathen, auf welche Weise dem, den literarischen Productionen so schädlichen Piratenwesen der deutschen Nachdruckjournale zu steuern wäre. Zwei Ansichten machten sich in dieser Versammlung geltend. Die eine, welche vorzüglich durch den Redacteur der „Deutschen Monatsschrift" (Herrn Professor Biedermann) durch den Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt" (Herrn Dr. Heinrich Laube) und durch den Redacteur der „Rosen" (Herrn Dr. Robert Heller) vertreten wurde, sprach sich für die Bildung eines Antinachdruckvereines in ganz Deutschland aus. Von Leipzig sollten Aufforderungen an sämmtliche deutsche Journalredactionen gesendet, Schiedsgerichte sollten in verschiedenen Bezirken eingesetzt werden und die Redactionen, die dem Vereine beigetreten, sollten sich verpflichten, für jeden nachgedruckten Artikel eine verhältnißmäßige Entschädigung oder resp. Strafe zu zahlen. Ein zweiter Vorschlag wurde durch den Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung" (Herrn Heinrich Brockhaus) und den Redacteur der „Grenzboten" vertreten. Dieser lautete dahin: Man möge sich vor der Hand auf die Bildung eines solchen Vereines unter den Leipziger Journalredactionen beschränken und die Nachdrucker durch moralische Mittel, wie auch durch eine consequente Benützung der Gerichte, in so weit die allerdings sehr mangelhaften Gesetze zum Schutze des literarischen Eigenthums die Klage auf Schadenersatz möglich machen — verfolgen. — Wir wollen es versuchen, unsere Ansicht hier näher zu erörtern.

Wer die Verhältnisse des deutschen Journalismus nur einigermaßen kennt, der wird gestehen müssen, daß Nichts schwieriger, ja vielleicht Nichts unmöglicher ist, als alle diese Köpfe unter einen Hut zu bringen. Bei dem Mangel einer großen, überwiegenden und entscheidenden Centralstadt in Deutschland werden die einzelnen Richtungen und Interessen überall ihre eigenen Wege suchen. Wir haben dies erst bei einem kürzlichen Beispiele, bei der Einführung der Tantiemezahlung an dramatische Schriftsteller gesehen. Obgleich Wien und Berlin, die beiden Großstädte und Hauptbühnen Deutschlands, zusammengewirkt haben, so ist es ihnen dennoch nicht gelungen, ihr System auch von den anderen deutschen Bühnen angenommen zu sehen. Vielmehr hören wir von München, daß es zwar gleichfalls die Tantieme, aber nach einem ganz anderen Princip einführen wolle. Die Hofbühnen von Dresden, Stuttgart, Weimar ꝛc. und mehrere andere bedeutende Bühnen geben nicht das mindeste Zeichen von sich, daß sie von dem Wien-Berliner Schritt irgendwie Notiz genommen hätten, und selbst wenn sie durch den Drang der Umstände genöthigt werden, dem endlich zur Anerkennung gekommenen Autorenrecht Genüge zu leisten, so läßt sich doch im Voraus ersehen, daß dies mehr oder minder in abweichender Weise geschehen wird. Die deutschen Bühnendichter sind jedenfalls den Herren v. Holbein und v. Küstner auch dafür zu Dank verpflichtet, daß sie nicht erst auf den Anschluß der Uebrigen gewartet haben.

Das ist ein belehrendes Exempel für unseren Fall. Bevor es den Leipziger Redacteuren gelingen würde — und dies Gelingen ist sehr zu bezweifeln — ihre Collegen im übrigen Deutschland zu einer und derselben Ansicht und Maßregel zu vereinen, würden sicherlich noch Jahre verstreichen. Und wer sagt ihnen, daß sie nicht selbst in dieser schwierigen Verhandlung und den damit verbundenen Correspondenzen stecken bleiben, daß nicht gerade die Eifrigsten und Energischsten mittlerweile sich von der Journalistik zurückziehen und die ganzen mühseligen Negociationen in's Stocken gerathen und vergebens gewesen sind.

Wir meinen: Wirke Jeder vorerst in seinem Kreise. Mögen die Leipziger Redacteure, die ein nicht unansehnliches Häuflein bilden, zuerst unter einander sich verständigen über das, was in Journalen erlaubter und unerlaubter Nachdruck ist; wie weit den politischen Journalen, denen man den Wiederabdruck von Nachrichten, Documenten und officiellen Artikeln, die in anderen Journalen erschienen, immerhin gestatten muß, ein freierer Spielraum anzuweisen ist, als den wissenschaftlichen und belletristischen. Man vereinige sich über die moralischen Mittel, durch welche man gemeinschaftlich die Gewissenlosigkeit des journalistischen Piraten züchtigen wolle und wie weit die Kosten einer juridischen Verfolgung desselben aus gemeinschaftlichen

Fonds bestritten werden solle. Es wäre nämlich dem Zwecke des Vereins sehr entsprechend, wenn er einen, mit der deutschen Preßgesetzgebung vorzüglich vertrauten Gerichtsanwalt besoldete, damit derselbe bei jedem, von dem Verein als Nachdruck bezeichneten Fall die Gesetzgebung jenes Staates, in welchem das nachdruckende Journal erscheint, genau zu Rathe ziehe und über die Möglichkeit einer juridischen Verfolgung desselben Bericht abstatte. Wie schutzlos auch die Journalpresse vor den deutschen Gerichten ist, so sind doch die Gesetze über das literarische Eigenthum in einzelnen Staaten weniger ungünstig und lassen eine Klage auf Schadenersatz wohl zu *). Der einzelne Redacteur oder Verleger, der durch Nachdruck in seinem Eigenthum verletzt wird, ist oft zu nachsichtig, indolent, prozeßscheu oder gesetzunkundig, um den Eingriff gerichtlich zu verfolgen. Was der Einzelne aber vernachlässigt, das müßte der Verein als Gesammtinteresse verfechten. Die Kosten eines solchen Prozesses müßten, wenn die betheiligte Redaction sie nicht selbst zu bestreiten sich anheischig macht, aus den Vereinsmitteln bestritten werden. Das günstige Resultat solcher Prozesse würde gewiß ein sicheres Abschreckungsmittel für die Nachdrucker sein. Aber selbst im ungünstigen Falle, selbst wenn das gerichtliche Urtheil kein hinlängliches Gesetz findet, dem angeklagten Journal eine Entschädigung aufzulegen, so würde dieses doch von der öffentlichen Meinung verurtheilt werden. Es ist nicht ehrenvoll, irgend eines Unterschleifes willen vor Gericht gestanden zu haben, selbst wenn man freigesprochen wurde. Auf die angedeutete Weise, die allerdings noch viele Modificationen und Erweiterungen zuläßt, könnte der Leipziger Redactionsverein unmittelbar seine Thätigkeit beginnen und in den nächsten Monaten schon die Resultate seines Wirkens kennen lernen. Sind diese, wie zu hoffen steht, glücklich und eingreifend, so werden auswärtige Redactionen bald entweder sich ihm anschließen, oder zu einem ähnlichen Vereine sich zusammenthun. Sind die Resultate der Leipziger jedoch ohne Belang, so liegt es sicherlich nicht an der leitenden Idee, sondern nur an der Art der Ausführung; ein anderer auswätriger Verein wird dann, durch unsere Erfahrung belehrt, es besser zu machen suchen und es wird dann an uns sein, seinem Beispiele zu folgen. Die Leipziger Redactionen können in dieser Angelegenheit nicht von dem Ehrgeize getrieben sein, sich an die Spitze

*) Wir möchten wissen, wie die badischen Gesetze zu dem Nachdrucke in Journalen sich verhalten. Die Carlsruher Zeitung druckt in diesem Augenblick eine Novelle aus den „Grenzboten“ nach: Der Inquisitor von A. v. Bülow. — Diese Novelle füllte zwei Hefte (5 volle Bogen) der Grenzboten. Wir haben also Honorar, Druck und Papier bezahlt, um der Carlsruher Zeitung ein Feuilleton zu liefern. Die Carlsruher Zeitung ist ein politisches Journal, das ein Subsidium von der Regierung erhält. Die Grenzboten erhalten, wie wir aus glaubwürdiger Quelle versichern können, kein Subsidium. Wahrscheinlich sucht uns die Carlsruher Zeitung aufzumuntern.

der Uebrigen zu stellen. Sie haben hiezu kaum die Berechtigung. Bei aller Achtung für die mannigfachen tüchtigen Bestrebungen eines guten Theils der Leipziger Presse kann man doch nicht läugnen, daß die einflußreichsten und verbreitetsten Journale gerade von anderen Orten ausgehen. Nur ihre praktische Tüchtigkeit kann hier den Ausschlag geben. Dies ist die Aufgabe, diese erfülle man durch rasche Wirksamkeit.

J. Kuranda. —

II.

Aus Wien.

Die Franzosen in Wien. — Moralische Wirkung der Tantieme. — Canova's Jugendliebe. — Tableaux. — Ponsards Lucrecia. — Wierer. — Die Polizei und die Diebe.

In Heine's Lied vom Kyffhäuser lautet eine auf Weimar bezügliche Stelle also:

Sie klagten und jammerten, Goethe sei todt
Und Eckermann sei noch am Leben.

Mit einigen Modificationen möchte ich dies auf das hiesige Burgtheater und die französischen Schauspieler anwenden, die uns vor einigen Tagen verließen, und statt deren ich lieber andere Leute auf Reisen geschickt hätte. Verdammen Sie mich nicht dieses offenen Bekenntnisses wegen, glauben Sie nicht, daß ich die Franzosen über den Rhein führen und ihnen Thüren und Thore öffnen wolle. Nein! nicht unsere Festungen, sondern nur das eine oder das andere Theater möchte ich in ihre Hände spielen und zwar aus zwei Gründen: Erstens, weil sich das Publicum, die Gallophoben mit eingerechnet, dabei sehr gut unterhielte, und zweitens, weil es denn doch möglich wäre, daß unsere Künstler (Sie sehen, wie höflich ich bin) von der Natürlichkeit, Frische und Leichtigkeit dieses Spiels Etwas annähmen, was ihnen wahrlich nicht schaden würde. Man hat es den französischen Schauspielern häufig zum Vorwurf gemacht, daß die von ihnen zur Aufführung gebrachten Stücke fast durchgängig leichte Pariser Waare seien. Dies läßt sich allerdings nicht in Abrede stellen, doch liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an dem bestehenden Reglement, demgemäß auf dem Kärnthnerthor-Theater nur Stücke, worin Gesangsnummern vorkommen, gegeben werden dürfen. So waren sie denn ausschließlich auf das Vaudeville beschränkt und die bedeutenderen, gehaltreicheren Stücke ihres Repertoirs mußten wegbleiben. Nachdem ich dies zugegeben, muß ich aber auch bemerken, daß es mir am Ende lieber ist, ein mittelmäßiges Stück vortrefflich gespielt zu sehen, als der Darstellung eines Meisterwerks beizuwohnen,

ed by Google

wofür die Schauspieler nicht den rechten Ton zu treffen wissen. Und daß dies nur zu oft geschieht, ist leider nicht in Abrede zu stellen.

Noch immer ist die Einführung der Tantieme bei unserem Hoftheater der Gegenstand, über den in aristokratischen Salons sowohl, wie in den Literatenkreisen discutirt wird. Bisher war man in Deutschland überhaupt und in Oesterreich besonders gewöhnt, den Stand des Schriftstellers als einen, ich möchte sagen, rechtlosen zu betrachten, und so gibt es nun Leute, die da meinen, es sei ganz überflüssig gewesen, den Literaten, die am Ende doch ihre Stücke um den Preis, den man ihnen dafür bieten wollte, hingeben müßten, diesen gens hors de la loi gegenüber, eine rechtskräftige Verpflichtung einzugehen. Solche Einwürfe zu widerlegen, wäre eine undankbare Mühe. Uebrigens sind die Gegner lange nicht so zahlreich wie die Verfechter; zu diesen gehören natürlich die Schriftsteller selbst als unmittelbar betheiligte Partei, und ferner die große Zahl sanguinischer Naturen, die der Ueberzeugung leben, die Einführung der Tantieme werde nun aus jedem Gehirn Meisterwerke hervorzaubern. Seltsame Logik! Von welchem Einfluß auf den Werth oder Unwerth eines Kunstwerkes kann der verheißene Lohn sein? Sei dieser noch so gering, der wahre Poet wird darum doch nichts Schlechtes liefern können: sei er noch so groß, die liebe Mittelmäßigkeit wird darum nicht mit klingendem Gefieder gegen Himmel schweben. Immer wird es Jeder gerade so gut machen, wie er es eben kann, und daran vermag auch die Tantieme Nichts zu ändern. Aber wichtig und erfreulich bleibt die Einführung derselben doch immer, sowohl als Act der Gerechtigkeit (nicht der Gnade, wofür Manche sie ausgeben wollen) wie als Beweis, daß man das theatralische régime, bei dem wir uns bisher so übel befanden, auch höheren Orts als zweckwidrig und ungesund zu betrachten anfängt.

Betrübend ist es übrigens, zu berichten, daß das erste Stück, dem bei uns die Tantieme zu Theil ward, vollständig Fiasco machte. „Canova's Jugendliebe" heißt das verunglückte Stück, dessen Verfasser Töpfer ist. Unbegreiflich ist es, wie die Regisseurs, zu deren Vortheil es gegeben wurde, dieses Stück wählen mochten, von dem sich mit Gewißheit vorhersehen ließ, daß es nicht gefallen werde noch könne, denn so weit ist es mit dem Publicum denn doch noch nicht gekommen, daß es abgedroschene Gemeinplätze für Kunstansichten, Trivialitäten für Humor, das Einschalten einiger italienischen Flüche für Localfarbe nähme und es gelten ließe, einen großen ruhmgekrönten Künstler wie Canova als eine Art von Cretin erscheinen zu sehen. Das Mißfallen war, wie gesagt, entschieden und einstimmig, und da die herkömmlichen drei Vorstellungen vorüber, so wird das Stück höchst wahrscheinlich nicht mehr gegeben werden.

In den Salons äußert sich, nach dem durch verschiedene

Trauerfälle gestörten Carneval, in der Fastenzeit ein regeres Leben. Bei dem Grafen Flahaut werden von Dilettanten französische Stücke aufgeführt. Unter den Mitwirkenden machen sich besonders Fürst H. und Baron O. S. durch Feinheit und Sicherheit des Spiels bemerkbar. Außerdem war die hiesige Societät vielfach mit den Tableaux beschäftigt, die an zwei Abenden bei der Fürstin R. dargestellt wurden. Die englische Aristokratie ausgenommen, wird man nicht leicht unter irgend einer anderen so viele schöne Frauen finden wie unter der hiesigen; wenn man nun unter diesen Schönen die Schönste wählt, sie in der, ihrer Individualität am meisten zusagenden, mit ihrem Ausdruck am treffendsten übereinstimmenden Gestalt erscheinen läßt, so kann die Wirkung wohl nur eine zauberhafte sein. Ganz bewunderungswürdig waren vornehmlich die Gräfin A. Sz., die mit ihren dunklen Augen, nachtschwarzen Locken und fremdartig reizendem Antlitz Steuben's Judith darstellte, und die blendend schöne Fürstin E. Sch., der man als Vernet's Hagar nur den Vorwurf machen konnte, daß die Wahrscheinlichkeit durch sie beeinträchtigt werde, da es ja doch geradezu unmöglich wäre, eine solche Frau zu verstoßen. Unter den Herren zogen besonders Graf E. Z. als Abraham, Graf B. als greiser Bischof und Baron J. als Apostel Paulus die Blicke auf sich. Nach dem Beifall, den diese Productionen fanden, läßt sich hoffen, daß man auch in anderen Salons ähnliche veranstalten werde, und es wäre dies um so mehr zu wünschen, als es außer dem momentanen Genuß auch noch den Vortheil brächte, daß unsere Societät dadurch in Beziehungen zur Kunst geriethe und auf diesem Weg wieder ein Interesse daran gewönne, dessen jetzt eben nicht allzu Viele fähig sind.

Ich muß schließen. In meinem nächsten Briefe werde ich Ihnen melden, welche Aufnahme Ponsard's Lucretia bei uns gefunden haben wird. In ein Paar Tagen soll sie in Seidl's Uebersetzung auf unserem Burgtheater gegeben werden. Am Ostermontage haben wir die erste italienische Oper; man verspricht sich viel von der Spanierin Montenegro *). Was mich betrifft, so bin ich mißtrauisch geworden gegen Alles, was ich nicht kenne, und statt auf jene unbekannte Größe freue ich mich vor der Hand auf die frühlingsheitere Tadolini und den genialen Ronconi, diesen Devrient unter den Sängern.

Francis.

(Von einem anderen Correspondenten.) Gestern wurde ein Mann begraben, dessen Leiche die ganze medicinische Facultät, fast alle Aerzte Wiens, viele Männer aus den höchsten aristokratischen Kreisen, Hofbediente, welche die höchsten Herrschaften vertraten, folgten. Dieser Mann wurde vor dreiundsiebzig Jahren in Wien geboren und als

*) Die ehemalige Geliebte Espartero's.

Lehrjunge aus einer Wiener Barbierstube hervorgehend, erlangte er später, ohne je regelmäßige Studien getrieben zu haben, die medicinische Doctorwürde der Universität in Wien; durch seinen praktischen Verstand und scharfen Blick für's Leben und Charakter bemächtigte er sich bald einer bedeutenden Praxis. Ich berichte Ihnen von Wierer, der durch seine Begründung und Anwendung der Solenbäder in Ischl sich später ein großes Verdienst um die balneographischen Zustände Oesterreichs und dadurch den Leopoldsorden mit dem Prädicate Ritter von Rettenbach erworben hat. Ein Buch, das er vor einigen Jahren über Ischl publicirte, ist nicht von ihm geschrieben, was übrigens der hiesigen literarischen Welt um so weniger ein Geheimniß war, als es notorisch ist, daß er keinen deutschen Satz correct zu schreiben verstand. Den in den höchsten Kreisen wie in den unteren erworbenen Einfluß machte er, unähnlich so vielen, auf die edelste Weise geltend und am glänzendsten dadurch, daß er, nachdem unsere Residenz — im Widerspruche mit Mailand und Prag — einer Akademie der Wissenschaften entbehrt, derselben die viel besprochene „Gesellschaft der Aerzte" creirte, deren Präsident er bis an sein Ende war. Er hinterläßt seinen beiden Neffen zwei Häuser und 60,000 fl. C.M., einzig und allein die Frucht seiner ärztlichen Praxis. —

Der in dem Laden eines hiesigen Uhrmachers ausgeführte Diebstahl einer goldenen Uhr machte um so größeres Aufsehen, als der Schuldige als Offizier und hohen Kreisen angehörend bezeichnet wird. Die beabsichtigte, aber mißglückte Milde der Polizeibehörde wirkt um so unangenehmer, als sich nachgerade Diebstähle, nächtliche Anfälle, vandalische Beraubungen öffentlicher Monumente, von Nacht zu Nacht häufen und den Credit der sonst so berühmten Wiener Polizei schwächen helfen. Man schreibt dies dem Umstande zu, daß ihr zu wenig Geld zur Disposition gestellt ist, und sie daher die nothwendigen Kräfte und Mittel nicht in Bewegung setzen kann (!). Das meiste Aufsehen macht jetzt die Beraubung des von Leopold dem Ersten begründeten, von Fischer v. Erlach ausgeführten Monumentes auf dem hohen Markte.

Die Errichtung eines neuen Monumentes auf der Freiung, nämlich eines Brunnens, wurde vom hiesigen Bürgermeister mit Umgehung der vaterländischen Künstler, Schwanthaler in München aufgetragen; es beweist dies nur zu schmerzlich, wie wenig Vertrauen man zur heimischen Kunst hegt, aber wie wenig auch geschieht, um sie zu heben, und es wurden im vorliegenden Falle nicht einmal die hiesigen Künstler zur Concurrenz eingeladen.

Ponsard's Lucrecia gefiel im Hofburgtheater, trotz dem, daß es ein mittelmäßiges Stück ist, welches, wenn es von einem Deutschen geschrieben wäre, kaum die Satisfaction einer Aufführung erlebt hätte.

— Rainer. —

Digitized by Google

III.

Nassau und Rußland.

Durch mehrere Wochen unterhielten (?) uns Notizenschreiber aus Frankfurt, Mainz und Wiesbaden von den Vorbereitungen zu der Vermählungsfeier des Herzogs von Nassau. Wir dachten nicht, daß diese Angelegenheit von so wichtigem deutschem Interesse sein könnte, um täglich Berichte lesen zu müssen über das Anordnen, Wachsen und Gelingen des Gesangfestes, das einige nassauische Liedertafeln ihrem Herzoge zu Ehren vorbereiteten. Wir verwünschten im Stillen diese müßigen Zeitungsschwätzer. Nun aber müssen wir diesen Correspondenten laute Abbitte thun und gestehen, daß sie die politische Bedeutung der Vermählung eines deutschen Fürsten mit einer Tochter Rußlands besser zu würdigen wußten als wir. Man lies't nämlich im Nürnberger Correspondenten: daß den vereinigten nassauischen Sängerchören in Wiesbaden bei dem großen Ständchen vor dem herzoglichen Palaste untersagt wurde, das Lied zu singen: „Was ist des Deutschen Vaterland."!!! Sollte in dem Heirathscontracte des erlauchten Paares etwa ein Paragraph sich befinden, gegen den das Lied von der deutschen Einheit einen Mißton, einen Widerspruch bildet? Wie ungeschickt war es dann von Seiten des Wiesbadener Ministers, diese Geheimnisse von St. Petersburg so rasch zu publiciren; einen Haufen singender Plebejer zum Vertrauten eines so delicaten und geheimen Losungswortes zu machen. Wie viel wirksamer hätte man gehandelt, wenn man im Stillen nach den Vorschriften gehandelt, der deutschen Einheit allerlei unsichtbare Steine in den Weg geschoben und die nassauischen Lande allmälig gleich Kurland und Liefland zu einem selbständigen, von dem übrigen sogenannten deutschen Vaterlande unabhängigen Patriotismus herangebildet hätte. Die plumpen Deutschen hätten noch lange Nichts gemerkt, während sie jetzt sogleich errathen haben, woran sie sind. Wir zweifeln sehr, ob die Wiesbadener Staatsmänner für diesen Staatsstreich einen Orden aus St. Petersburg erhalten werden. Sonderbar! während man in Nassau die Lieder vom gesammten deutschen Vaterlande verbietet, bewirbt man sich bei dem deutschen Bunde darum, dieses Land zu einem Großherzogthum erklären zu lassen, und zwar melden uns die Zeitungen, werden diese Bemühungen von einer einflußreichen nordischen Macht (wie zart verblümt) bei mehreren deutschen Cabinetten unterstützt. Werden die deutschen Mächte durch dieses kleine Hochzeitsgeschenk die Flitterwochen des patriotischen Herzogs verschönern? Als vor zwei Jahren der Herzog von Coburg um eine ähnliche Erhöhung seines Titels diplomatische Verhandlungen einleitete, blieben dieselben

troß der Verwendung Englands und Frankreichs, erfolglos. Und doch ist das Haus Coburg der Begründer mächtiger neuer Dynastien. Ein Coburg sitzt auf dem Throne Belgiens. Ein Coburg wird einst die Krone Englands, ein anderer die Portugals tragen, ein Coburg ist der Schwiegersohn Louis Philipps. Hat Nassau, weil es der Schwiegersohn Rußlands geworden, mehr Verdienst um Deutschland, oder hofft es, die Fürsprache St. Petersburgs werde einflußreicher sein als die zweier constitutionellen Mächte? — —

IV.

Aus Paris.

Ruge und die Franzosen. — Die beiden Ausgewanderten. — Zwei neue Opern. — Das lateinische Preußen.

Ruge's deutsch-französische Jahrbücher haben kein Jahr gedauert, sie sind vielmehr gleich nach dem ersten Hefte unselig entschlafen, nachdem sie der liberalen Sache in Deutschland geschadet und die deutsche Sache in Frankreich erniedrigt. Herr Ruge sammt den Nullen und Nullitäten, die sich hinter diese eben nicht hohe Ziffer stellten, hat den hiesigen französischen Schriftstellern viel von seinen Planen vorgeschwatzt. Die Franzosen, die stets das Bedürfniß nach Neuem haben, haschten nach den Aufschlüssen über die deutsche Bewegung, von der ihnen so viel vorgesprochen wurde. Sie glaubten nach ihrer Weise in Hegel einen philosophischen E. T. Hoffmann mit romantischen Gedankenblasen zu entdecken. Jeder von ihnen glaubte in Ruge und seinen Gefährten dasjenige zu erhalten, was Schlegel für Madame Staël geworden ist. Jeder hoffte schon ein neues Buch sur l'Allemagne herauszugeben oder ein neues sociales System mit gestohlenen deutschen Ideen zu begründen. Als jedoch diese Herren das schlechte Französisch, das Hr. Ruge spricht, ein wenig zu begreifen anfingen und die Theorien, die er als deutsche Mysterien vortrug, ihnen endlich klar wurden, da bekamen sie lange Gesichter, wie Jemand, der geglaubt, er habe einen Diamant gefunden und vom Juwelier hört, es sei ein Glasstein. Mais Monsieur Rusch (so nennen sie hier Ruge) tout ce que vous dites là, ce n'est pas du nouveau, ce n'est qu'une mauvaise traduction allemande des idées françaises, qui se datent d'un siècle. Si votre philosophie Hégélienne n'a que cela, rendez nous les bords du Rhin et nous renoncerons à votre philosophie avec le plus grand plaisir. Die Franzosen, die bei aller Geringschätzung deutscher Nationalität, doch vor der deutschen Wissenschaft immer einen großen Respect hatten, fanden durch die deutsch-französischen Jahr-

Digitized by Google

bücher die erste begründet und den letzteren sich benommen. Dies ist der ganze Erfolg des großen Unternehmens. Man hat gesagt, Ruge werde nach Amerika reisen. Dies ist eine coquette Lüge. Herr Ruge ist trotz seiner Philosophie zu viel Lebemann und Weltkind, um das Pariser Pflaster, das ihm bereits zur süßen Gewohnheit geworden ist, aufzugeben. Wenn sich nur erst die Unbehaglichkeit gelegt haben wird, in welche jedes fehlgeschlagene Project einen Mann von Ehrgeiz versetzt, wird die pommersche Heiterkeit, die den Grundzug Ruge's bildet, den Sieg davon tragen. Die politische Zeit des Herrn Ruge ist vorüber. Er hat in seinem Genre das Schicksal durchgemacht, wie Heine in dem seinigen. Mögen die beiden Ausgewanderten nun ruhig auf ihren Lorbeeren schlafen. Die Zeit hat in Deutschland um die Ecke gebogen, sie holen sie nicht mehr ein.

Zwei neue Opern, die eine von Halevy in der großen Oper und die andere von Auber in der Opéra comique, haben die Frühlingssaison begonnen. Beide haben Glück gemacht. Ich habe nur die von Auber gehört; sie führt den Titel la Syréne. Das Textbuch ist von Scribe. Ein junger Schleichhändler, Marco Tempesta, ist der Held. Dieser schlaue Neapolitaner hat bei allen seinen Streichen nur einen Zweck; er will seiner reizenden Schwester, der „Syrene", die aber keineswegs wie die gewöhnlichen griechischen und lateinischen Syrenen, halb Fisch, halb Mensch ist, eine reiche Aussteuer erobern. Die komischen Mystificationen, deren Opfer der Herzog von Papoli und der Theaterdirector Bolbaja ist, bilden den Mittelpunkt dieser dreiactigen Oper. Musik und Sujet sind beide gleich heiter und leicht componirt. Der alte Auber (er ist hoch in den Sechzigern) hat seine Phantasie noch frisch und fröhlich erhalten wie ein Jüngling. Die Ouverture und ein Quartett des ersten Actes, ein Trinklied und ein Duo im zweiten, so wie die Ensemblestücke im dritten Acte haben gleich bei der ersten Vorstellung das Publicum in Hitze gebracht. Halevy's Oper dagegen soll erst bei der zweiten und dritten Vorstellung Succeß errungen haben. Relata refero; ich selbst war nicht dabei.

Der Charivari brachte dieser Tage einen satyrischen Artikel gegen die classische Wuth, mit der man jetzt in Berlin griechische und lateinische Stücke wieder ausgräbt. Der Artikel ist überschrieben: das lateinische Preußen; mit Weglassung einiger censurwidrigen Stellen will ich ihn hier mittheilen:

Das lateinische Preußen.

Rom ist nicht mehr in Rom, es ist ganz in Berlin. Rom begreift hier das ganze Alterthum, in sich, Athen, Megara, Theben, Korinth, wo nicht Jedermann sein kann;

Non licet omnibus adire Corinthum.

Man kann bequem in acht Tagen, und noch dazu in der Dili-

gence, von Paris nach Berlin gelangen, und das ist der einzige Unterschied zwischen letzterer Stadt und Korinth.

Die erste Person, der ich begegnete, als ich den Fuß in die Hauptstadt des lateinischen Preußens setzte, war Meyerbeer. Sein Haupt war mit einem Lorbeerkranz gekrönt, in der einen Hand trug er eine Leier, in der anderen eine Rolle Noten. Dies ist das neue Costüm des Hofcapellmeisters.

— Guten Morgen, sagte ich, wie geht es Ihnen?

— Sehr gut, antwortete er, Hygiea ist mir sehr günstig. Freilich trinke ich Wasser von Pullna und opfere jeden Morgen Aeskulap einen Hahn. Vale.

— Sie wollen mich schon verlassen?

— Ich muß in die Probe; ich muß mit dem ersten Tibicen sprechen. Ich erwarte Sie; wenn Sie mir etwas zu sagen haben, via flaminia, zwischen der dritten und vierten Tagesstunde, penates, Nro. 17. Wenden Sie sich gefälligst an den janitor.

Meyerbeer, die Zipfel seiner Toga zusammenfassend, sprang über den Bach und lief dem ersten Tibicen nach, ohne mir Zeit zu der Frage zu lassen, wo ich eine Tragödie des Sophokles für das Odeon fände.

Ich besaß einen Empfehlungsbrief an den Hauptredacteur eines der renommirtesten Berliner Blätter. Ich frug einen Straßenjungen nach seiner Wohnung. Der Junge gab mir keine Antwort, nannte mich einen Barbaren und verschwand, indem er die antike Arie trillerte:

Malbrouk vadit bellum,
Mirontum, tontum, mirontum.

Ein Centurion der Stadt erwies sich höflicher. Gnädiger Herr, frug ich, können Sie mir nicht den Weg zu einer Tragödie des Sophokles zeigen? — Verzeihen Sie, ich wollte sagen zu dem renommirtesten Journal Berlins?

— Sie stehen vor seinen Laren; treten Sie gefälligst in das Atrium; dort werden Sie Jemand finden. —

In demselben Augenblicke trat der Oberredacteur auf die Straße. Ich ging auf ihn zu, um ihm meinen Brief zu übergeben. Aber anstatt ihn zu nehmen, lief er schnell in das Haus zurück. Eine Minute darauf erschien er wieder.

— Entschuldigen Sie, junger Fremdling, und schreiben Sie meinem Benehmen gegen Sie keinen bösen Willen zu. Ich schritt mit dem linken Fuß zuerst aus, und Sie wissen, was das für ein Unglück bringen kann. Ich beeilte mich, in das Haus zurückzugehen, um mit dem rechten Fuße anzufangen. Kommen Sie heute Abend in das Theater, dort wollen wir über die sophokleische Tragödie, welche das Odeon wünscht, sprechen.

Bis zu der Stunde der sophokleischen Tragödie setzte ich meinen Spaziergang in der Stadt fort. An der Wand eines im Baue begriffenen Gebäudes las ich folgende Inschrift: **Latronibus.**

Ganz vertieft in die Inschrift, stieß ich mich an eine Verschönerung der Stadt, in Gestalt eines Steinhaufens. Cave ne cadas, rief mir der nahestehende Invalide zu. Ich kam mit einer leichten Schmarre davon; der Ruf jenes Veteranen rettete mich vor einem Beinbruch.

Vor einem Kaffeehause sang eine Schaar Studenten mit Begleitung des Sistrums die erste Ode des Horaz:

> Mäcenas atavis edite regibus,
> . . . presidium et dulce decus meum

nach der Melodie: Freut euch des Lebens.

Die Gäste riefen den Garçon puer, und ein Lictor von der Garde rief, als er sein Glas, in welches eine Fliege gefallen war, zurückschickte: Puer abige muscas!

Unermeßliche Schaaren strömten nach dem Theater. Außer der gewöhnlichen Vorstellung, verkündete der Zettel, werde ein bekannter Staatsmann als Nero, nach dem jonischen Modus Bruchstücke eines Gedichtes über den trojanischen Krieg singen, und die römische Polka, nämlich den pyrrhesischen Tanz tanzen.

Elektra wurde unter allgemeiner Gleichgiltigkeit gespielt. „Es ist die beste Tragödie des Sophokles," sagte der Oberredacteur, der mir einen Platz in seiner Loge eingeräumt hatte. „Nehmen Sie sie für das Odeon."

Eben als er mir das Anerbieten gemacht hatte, trat der Regisseur hervor und kündigte an, der bekannte Staatsmann habe die Auguren befragt und werde nicht spielen. Ein fürchterlicher Aufruhr war die Folge dieser Ankündigung; das Volk drohte, auf den heiligen Berg zu ziehen. Der Aedil legte seine Schärpe um, man wollte das Volk schon angreifen, als es einem ehrbaren Bürger gelang, es durch Erzählung einer Fabel zu seiner Pflicht zurückzuführen.

Meine Sendung war vollendet. Ich hatte das Manuscript zur Elektra von dem Oberredacteur empfangen; ich hatte Meyerbeer in der Loge gesehen, und einen Aufruhr, der durch eine Fabel gestillt wurde; es blieb mir Nichts mehr übrig, als abzureisen. Dies that ich, nachdem ich dem Stubenmädchen des Hotels einen Thaler Trinkgeld gegeben hatte, und von ihr den Abschiedsgruß Vive Felix empfangen hatte! Das Stubenmädchen hieß Cynthia.

V.

Notizen.

Berliner Untersuchungen. — Bairischer Lapidarstyl.

— Das Berliner Untersuchungswesen ist noch immer in voller Blüthe; obgleich man sehen könnte, daß Nichts dabei herauskommt. Herr Eichhorn läßt jetzt die philosophische Facultät untersuchen, wegen der Veröffentlichung ihres Gutachtens über Nauwerk. — Sogar in's Militärische greift die geistliche Untersuchungsmanie hinüber und wir werden es noch erleben, daß Feld- und Regimentsprediger wegen Hegel'scher Ketzereien vor's Kriegsgericht gestellt werden. In der That war eine solche Episode schon halb und halb im Werk. Der Divisionsprediger Rupp ist wegen einiger Reden über Hippels Ansichten vom „christlichen Staat" von seinem General beim Kriegsministerium verklagt worden. Der Kriegsminister, wahrscheinlich mehr Soldat als der General, strich sich den Schnurrbart (?) und meinte, der Trödel gehöre vor's geistliche Ministerium. Der General, entrüstet über diesen kirchlichen Indifferentismus bei einem Manne, der an der Spitze eines christlich-germanischen Heerwesens steht, soll sich mit seiner Klage direct an den König gewendet haben. Man ist begierig, was aus dem Handel werden wird. Es wäre nicht übel, wenn der schöne Traum einiger Spottvögel in Erfüllung ginge und eines schönen Morgens Lieutenants und Fähndrichs, Corporale und Gemeine zusammentreten müßten als Kriegsgericht, um einen Husarenwachtmeister oder Gardelieutenant wegen entfernten Verdachts neuphilosophischer Tendenzen zu verurtheilen. Die Dramatiker klagen ja ohnedies über Mangel an modernen Lustspielstoffen.

— An der Windmühle bei Erlangen wird ein Monument von Schwanthaler aufgestellt, das folgende Inschrift tragen soll: „Vereinigung des Mains und der Donau — ein Werk — von Karl dem Großen versucht — und begonnen und ausgeführt — von Ludwig I. König von Baiern." Diese lapidarische Ruhmredigkeit scheint uns doch ein wenig ungeschickt. Abgesehen von der plutarchischen Parallele zwischen den zwei Monarchen, so könnte ein Boshafter sagen: Sehr gut; bis in Deutschland ein Kanal, ein Werk der Einigung, fertig wird, dauert es von Karl dem Großen bis zu Ludwig I. von Baiern.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Ein Besuch beim ungarischen Reichstag,

März 1844.

Von Ignaz Kuranda.

II.

Der Krönungsberg und die ungarische Loyalität. — Der Schloßberg und die Ruinen. — Das deutsche Theater in Preßburg und seine politische Wichtigkeit. — Der Todtentanz. — Sitzung der Ständetafel. — Der ungarische Säbel. — Deutsche Nachrede.

Preßburg! rief eine Stimme in die Kajüte, als das Schiff mit einer raschen Schwenkung sich lenkte und der Dampf mit stärkerem Pfeifen über unserem Haupte sich hören ließ. Alles eilte auf das Verdeck. — Was bedeutet jener Hügel, der dicht am Ufer terrassenförmig sich emporhebt und mit einem Steingeländer umschlängelt ist? — Das ist der Krönungsberg, erwiederte Derjenige, an den ich meine Frage gerichtet; hierher begeben sich die Könige von Ungarn gleich nach der Krönung im feierlichen Zuge, um im Angesicht des Volkes das Schwert des heiligen Stephan nach allen vier Weltgegenden zu schwingen, zum Zeichen, daß sie bereit sind, das Reich gegen alle Angriffe zu vertheidigen, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Nachdem der König dies gethan, kann er allein und ohne Begleitung durch das ganze Land reisen und sein Haupt in jeder Hütte so ruhig niederlegen, als wäre er in seinem Palaste zu Wien von allen seinen Garden bewacht.

— Auch im Bakonyer Wald? fragte ich scherzend.

*) Der Bakonyer Wald ist einer der größten Wälder Ungarns; er hat nicht weniger als zwölf Meilen Länge und zwei bis fünf Meilen Breite. Die vielen Schweinehirten, die hier die bekannten Bakonyer Säue mästen, so wie die Zigeuner, machen die Reise durch denselben gefährlich. Auch sagt man in Ungarn scherzend, wenn Einer dem Andern einen bösen Streich spielen will: Ich wollt', ich träfe Dich im Bakonyer Wald! —

— Raubgesindel gibt es in allen Ländern und ich glaube, es fehlt unter den Deutschen auch nicht daran, erwiederte mein magyarischer Begleiter, indem er mit einem bitterbösen Blick sich den Schnurrbart in die Höhe strich. Unter Räubern wäre auch die Königin von England ihres Lebens nicht sicher. Wer in Ungarn ein ehrliches Herz hat, dem ist die Person seines Königs heilig. Die Ungarn halten auf ihre Freiheiten und Privilegien, und wir Adeligen würden unsere Unabhängigkeit, wenn es nöthig wäre, mit unserem Blute vertheidigen. Aber wir sind darum nicht weniger monarchisch gesinnt; und wer die Krone des heiligen Andreas auf seinem Haupte trägt, der kann auf das Leben eines jeden Edelmanns und Ungarn zählen; dies haben wir nicht blos Maria Theresia bewiesen, wir würden dies noch heute zu jeder Stunde beweisen. Der Deutsche, der so wenig an Freiheit gewöhnt ist und bei dem Worte Constitution immer an Frankreich denkt, wo sie erst aus dem Schooße der Republik hervorging, der kann sich noch nicht von dem Gedanken losmachen, daß die Freiheitslust einer Nation immer im Widerspruch mit der monarchischen Idee stehen müsse. Aber die ungarische Constitution ist, so wie die britische, Jahrhunderte alt und hat nicht erst auf das Jahr 1789 gewartet, um zu entstehen. Der Magyar sowie der Brite hat vor Euch Deutschen das voraus, daß er seinen König liebt, wie ein freier Mann, und nicht wie ein Knecht.

— Sie sprechen von den 300,000 Privilegirten, die in Ungarn allein frei sind, aber die anderen zwölf Millionen....?

— Auch ihre Zeit wird kommen, sagte lächelnd der Conducteur des Schiffes, der hinter uns stand; vor der Hand ist die Zeit da, das Schiff zu verlassen. Wohin soll man Ihre Effecten bringen, meine Herren?

Es ist nöthig, daß der Krönungsberg so dicht am Ufer steht, um daran zu erinnern, daß in Preßburg den ungarischen Königen die Krone aufgesetzt wird und der Reichstag seine Sitzungen hält. Der erste Anblick der Stadt hat so wenig Imposantes und Königliches, wie nur irgend eine unbedeutende deutsche Landstadt; das Schlimmste ist, daß man bei näherer Besichtigung wenig findet, was dem ersten Eindruck widerspräche. Man stellt sich unter dem alten Preßburg eine graue, eigenthümliche Stadt vor, mit alterthümlichen Ueberresten von barocken, halb gothischen, halb asiatischen Gebäuden:

wie findet man sich betrogen! Einige Kirchen von mittelmäßigem Style und kleinen Dimensionen sind die Ueberreste aller Gothik; von einer ungarischen Eigenthümlichkeit ist in allen diesen Bauten keine Spur. Die meisten Häuser sind aus dem vorigen Jahrhundert im plattesten, ordinärsten Styl gebaut, ohne die mindeste Rücksicht auf Kunst; einige wenige, die einen höheren Anlauf nehmen und dem sogenannten Zopf- und Cichorienstyl angehören, sind eben auch keine Meisterstücke dieser Art. Das Beste an Gebäuden ist noch der Palast des Fürsten Grassalkovics, der Palast des Erzbischofs und dessen Sommergebäude, sowie endlich einige in der neuesten Zeit erbaute Privathäuser.

Getäuschte Erwartung ist das unangenehmste Gefühl eines Reisenden. Er hat sich die Krönungsstadt der Magyaren mit phantastischen Farben in Gedanken ausgemalt und findet sie im prosaischsten Gewande wieder. Es ergeht ihm, wie es uns Allen erging, die wir Goethe's „Gott und die Bayadere" gelesen, und in hundert Opern und Balleten die hindostanischen Tänzerinnen mit allem Glanz der Poesie, der Schminke und des Lampenlichtes vor Augen hatten und nun plötzlich die wirklichen Bayaderen sahen, die der Speculationsgeist eines Pächters in ihrer häßlichen, ungraziösen Wirklichkeit durch ganz Europa schleppte. Es heißt, daß der Reichstag künftig nach Pesth, der eigentlichen Haupt- und Glanzstadt Ungarns, verlegt werden soll; dies wäre auch seiner Würde entsprechend und in vieler Beziehung auch praktisch zweckmäßiger, da Preßburg an der Grenze, Pesth aber mehr im Mittelpunkte des Landes liegt; dies aber ist gerade eine Ursache, warum die Regierung in Wien Preßburg den Vorzug geben muß. Die Nähe des Reichstags erleichtert die Beobachtung desselben, beschleunigt den Depeschenwechsel und macht in gefährlichen Augenblicken eine rasche Intervention möglich. Zudem beabsichtigen die Ungarn vor der Verlegung nach Pesth ein großes, würdiges Gebäude für ihr Parlament zu erbauen. Hiezu sind Fonds nöthig, die unstreitig zweckmäßiger verwendet werden könnten, und so wird das Project am Reichstage vielen Widerspruch finden.

Um den nüchternen Eindruck und das Gefühl der Enttäuschung, die der erste Anblick Preßburgs erregt, schnell los zu werden, eile der Reisende sogleich nach seiner Ankunft auf den sogenannten Schloßberg. Hier findet er reiche Entschädigung für den nüchternen Will-

komm. Es gibt kaum einen Punkt, der an die vielberühmte Aussicht auf dem Heidelberger Schlosse so lebhaft mahnte, wie der Kegel des Preßburger Schloßberges, nicht blos wegen der wunderbaren Aussicht über Strom und Gebirge, sondern auch wegen der Aehnlichkeit der Schloßruinen, die dort wie hier beide einem und demselben Baustyle angehörten, beide von Flammen zerstört wurden und die noch in den Ueberresten ihrer Trümmer und Façaden lebhaft an einander erinnern. Das Heidelberger Schloß wurde von Franzosen angezündet, das Preßburger von Italienern. Die Geschichte dieses Brandes ist in ein mysteriöses Dunkel gehüllt, das noch heute nicht gelöst ist und Stoff zu einem schönen Roman liefern würde. Es wurde nämlich im Jahre 1811 von der eigenen Besatzung, einem italienischen (Oesterreicher) Regimente in Brand gesteckt, ohne daß man bis heute noch über die Ursache dieser vandalischen That aufgeklärt ist. Die Untersuchungen dauerten lange, aber das Resultat derselben ist ein Geheimniß geblieben; nur einige gemeine Soldaten wurden verurtheilt.

Womit vertreibt sich der Fremde, der Abends in einer Stadt ankommt, die Zeit, wenn er nicht in Reisekleidern Besuche machen will? Er geht in's Theater, vorausgesetzt, daß es in der Stadt eins gibt; Preßburg aber besitzt glücklicherweise ein sehr schönes Theater.

In Preßburg gibt es ein Schauspielhaus, das sich mit dem Leipziger und Frankfurter Stadttheater an Größe wohl messen kann. Der Director des Josephstädter Theaters in Wien ist der Pächter desselben. Die Nähe der Residenz gibt ihm die Mittel, bei besonderen Gelegenheiten die ganze Truppe seiner Wiener Schauspieler hierher reisen zu lassen. Dies war auch an diesem Abend der Fall, wo man zum Benefice irgend einer wohlthätigen Anstalt die Zauberposse: „Der Todtentanz" von Told (die in Wien einhundert und fünfzig Aufführungen erlebte!) zum Erstenmal gab. Es war also eine Art Festabend. Logen und Parterre waren voll, und ich hatte Gelegenheit, die Ungarn als Theaterpublicum kennen zu lernen.

Es ist hier nicht der Ort, über Theaterabende und Theaterstücke zu referiren. Wenn man auf der Reise in ein eigenthümliches Land begriffen ist, um die heftigen und wichtigen Bewegungen in Politik und Gesetzgebung einer großartigen Nationalität an Ort und Stelle

zu studiren, so hat man wenig Sinn für die Witze Wiener Possenreißer und die mehr oder minder glücklichen Waden hüpfender Ballettänzerinnen. Einige ernstere Bemerkungen jedoch knüpfen sich an dieses leichtfertige Thema. Es ist schon an und für sich wichtig, daß in der Reichsstadt Ungarns, in Gegenwart eines auf seine Nationalität so eifersüchtigen Reichstagskörpers, das Theater ein deutsches ist. Dies ist ein Zugeständniß an deutsche Bildung und kann, klug benützt, ein Mittel zur Verbreitung derselben und zur Erweckung und Erhaltung von Sympathien werden, welche der österreichischen Regierung und Deutschland überhaupt sehr wünschenswerth sind. Wie sehr hat das Uebergewicht, welches die französische Literatur und die französische Bühne noch im vorigen Jahrhundert in Deutschland hatten, allen politischen Bestrebungen Frankreichs bei uns vorgebaut! Wie viel freundliche Sympathien hält dies jetzt noch rege in einer Zeit, wo unsere Literatur bereits emancipirt und unser Nationalgeist wenigstens auf dem Wege der Emancipation sich befindet. Bei einem so primitiven und naturwüchsigen Volke, wie die Ungarn sind, bei ihrer feurigen, schnell erregten Einbildungskraft, bei ihrer Hinneigung zu allem Phantastischen und Theatralischen in Sitten, Trachten und Ceremonien, da ist das Theater von weit eindringlicherer Wirkung, als bei uns kälteren Deutschen, die wir in unserer reflectiven Natur dem Pathos der Schau-, wie der Rednerbühne ziemlich abgeneigt sind. Unter den Gebildeten in Ungarn ist unser Schiller eben so populär, wie in Deutschland; ja noch mehr, dort, wo es keine Hegel'sche Objectivetät gibt; dort, wo keine norddeutsche kritische Nüchternheit jede Begeisterung zerfrißt und auflöst, dort ist diese Begeisterung vollkräftiger und unbeschränkter. Selbst jene Schiller'schen Epigonen, welche die deutsche Kritik in zweite und dritte Reihe stellt: Zacharias Werner, Müllner, Grillparzer, Raupach und Halm finden durch ihre romantische Richtung, durch den pathetischen Gang ihrer Rede zahlreiche und warme Anhänger. Die Romantik ist noch nicht todt, ob auch die deutsche Kritik ihr die Grabschrift schreibt; sie ist nicht todt in Frankreich, das Victor Hugo an die Spitze seiner lebenden Dichter stellt; sie ist nicht todt in England, das Scott und Byron in immer neuen Auflagen bringt; sie ist nicht todt in Deutschland, das beweisen Lenau und Grün; ja, um das neueste Beispiel zu wählen, das beweis't der Erfolg, den der Roman des Pfarrers

Digitized by Google

Meinhold gehabt, ein Buch, dessen Färbung der Tieck-Arnim'schen Zeit anzugehören scheint.

Bei den Magyaren und Slaven aber lebt diese todtgesagte Romantik in voller Jünglingsblüthe. Was ihre aufstrebende poetische Literatur producirt und aus fremden Sprachen übersetzt, ist fast ausschließlich romantischer Natur. So ließe sich denn erwarten, daß auf der am weitesten vorgeschobenen deutschen Bühne, auf dem Theater in Preßburg, irgend ein Schiller'sches oder Grillparzer'sches Drama zu finden wäre, das durch seine stofflichen und sprachlichen Verhältnisse der äußeren Wirkung sicher ist und durch Würde und Schwung seiner Gedanken dem deutschen Geiste bei den fremden Nationen Achtung und Zuneigung erobern muß. Aber es scheint, als ob die französischen und deutschen Schauspielertruppen in der Fremde sich das Wort gegeben hätten, ihre heimathliche Bühne von ihrer schlimmsten Seite zu produciren; und wie die französischen Theatergesellschaften in Berlin und Wien die schmählichsten Vaudevilles der letzten Pariser Vorstadttheater dem deutschen Publicum auftischen, ebenso bedient die deutsche Theatergesellschaft in Preßburg das dortige Publicum mit dem verächtlichsten Abwurf Wiener Localdichtung; der Grund ist überall derselbe. Die Directoren solcher Theateranstalten haben nicht die Mittel, ausgezeichnete Mitglieder so zu bezahlen, daß sie es der Mühe werth hielten, sich einer solchen Bühne im Auslande anzuschließen. Ich glaube jedoch, hier wäre der Ort, wo die Regierung dem Theater durch Unterstützung zu Hilfe kommen müßte. Es wäre allerdings lächerlich, der französischen Regierung zuzumuthen, den französischen Schauspielunternehmern in Wien und in Berlin Subsidien zu geben; aber es ist keineswegs lächerlich, der österreichischen Regierung zuzumuthen, dem deutschen Theater in Preßburg unter die Arme zu greifen. Die Politik der österreichischen Regierung, mag sie nun, was sie will, sein, eine deutsche oder slavische, eine italienische oder ungarische, immer wird sie Vortheil daraus ziehen, wenn die Nationalität, dem das Kaiserhaus und die Residenz angehören, in allen nichtdeutschen Erbländern beliebt und geachtet ist; und zu diesem Zwecke ist kein Mittel zu geringfügig, und das Theater in seiner sittlichen Bedeutung am allerwenigsten. Zu germanisiren ist es für Oesterreich zu spät — es hat es in günstigen Zeiten nicht versucht, jetzt wäre es unsinnig, ihm dazu zu rathen. Aber dem Deutschen Beliebtheit

und Achtung zu erwerben, gebieten ihm Pflicht und Klugheit. Man unterstützt die italienische Oper in Wien, nicht blos wegen des Ohrenkitzels, sondern auch aus Politik, wegen der günstigen Rückwirkung, die diese Theilnahme bei den Italienern, deren Eitelkeit sie schmeichelt, hervorbringt. Man unterstütze das deutsche Theater in Preßburg und Pesth, wenn es nöthig ist, aus ähnlichen politischen Gründen. Frankreich decorirt viele französische Sprachmeister, die im Auslande an Universitäten und Lehrstühlen angestellt sind, mit dem Orden der Ehrenlegion für ihre Verdienste um die Verbreitung der französischen Sprache und Literatur. Dies ist ein Beispiel, welches in verschiedenen anderen Formen Nachahmung verdient.

Es ist ein höchst peinliches Gefühl, wenn man Zeuge sein muß, wie ein Freund in einer zahlreichen Gesellschaft fremder Menschen sich lächerlich macht oder wie ein Landsmann im fremden Lande seine Nationalität herabwürdigt; diese unangenehme Empfindung konnte ich während dieses ganzen Theaterabends nicht los werden. Immer von dem Gedanken verfolgt, wie sehr eine gut geleitete deutsche Bühne gerade hier von einflußreicher moralischer und politischer Wirkung sein würde, quälte es mich, dieses triviale, gedanken- und zusammenhangslose Machwerk mitansehen zu müssen. In diesem „Todtentanz" scheint der gesunde Menschenverstand wirklich todt zu sein und nur als Gespenst umherzutanzen, eine galvanisirte Leiche, mit Lappen von alten Witzen behängt, mit grinsender Coquetterie Ekel und Mitleid zugleich einflößend. Und dieses Stück wurde in Wien hundert und fünfzig Mal gegeben, weil der Maschinist einige Versenkungen aus Robert der Teufel angebracht und der Decorateur einige Lappen geschickt angestrichen hat. Und diese Probe deutschen — nein — österreichischen Geistes wurde in Gegenwart sämmtlicher ungarischen Deputirten, die aus allen Enden des Landes gegenwärtig waren, aufgetischt. Die Ungarn machten in den letzten Jahren große und glückliche Anstrengungen zur Hebung ihrer nationalen Literatur und Bühne. Bedenkt man, wie jede aufstrebende Nation, die lange Zeit unter der geistigen Herrschaft einer anderen gewesen und nun die eigenen Flügel zu heben versucht, die Fehler und Gebrechen dieser anderen mit leidenschaftlicher Schärfe aufgreift und mit hundertfachem Blicke späht, um sie zu entdecken und dann triumphirend sie verachten zu können, so kann man leicht beurtheilen, welchen Eindruck dieses Wiener, leider

Digitized by Google

müssen wir sagen, dies deutsche Product auf den stolzen Ungarn, der sich ohnehin besser als der Deutsche und namentlich als der Oesterreicher glaubt, hervorbringen muß. Ein komischer Umstand gesellte sich noch hinzu, um den Unsinn des Stückes zu erhöhen.

Der Wiener Verfasser des Stückes hat für den Mangel an innerer Komik desselben durch ein wohlfeiles äußeres Mittel sich zu helfen gewußt. Er hat den Bösewicht, den am Ende der Teufel holt (tanzende Willis walzen mit ihm, bis er den Geist aufgibt), zu einem Ungarn gestempelt, um durch dessen ungarisch-deutschen Dialekt Lachen zu erregen. Dies ist ein gewöhnlicher abgenützter Kunstgriff der Wiener Localpossenschreiber. Diese guten Leute, die weder das Talent, noch die Freiheit haben, ein Element zu benützen, das für die österreichischen Bühnen so reichadrig auszubeuten wäre, die sittlichen und nationalen Gegensätze der verschiedenen Völkerstämme, die als Unterthanen eines und desselben Staates an einander geheftet sind, begnügen sich mit dem gemeinen Mittel, den Dialekt zur Zielscheibe ihrer Späße zu machen. Der Ungar und der Böhme sind meist die Sündenböcke an den Localbühnen Wiens. In Preßburg aber möchte man Keinem rathen, ein ähnliches Späßchen zu wagen und auf Kosten eines Magyaren Lachen zu erregen. Der Director und die Schauspieler fühlten auch diesen Abend sehr wohl, daß, wenn sie das Stück nach dem Wiener Zuschnitte geben wollten, sie selber unter den Prügeln der versammelten Landtagsjugend einen Todtentanz tanzen könnten. So wurde denn der g'spoßige Bösewicht aus dem Ungarischen in's Oesterreichische versetzt, d. h. während in Wien der Ungar in die Hölle kam, wurde in Preßburg dem Oesterreicher diese Ehre zu Theil, was die naiven Zuschauer sehr ergötzte und das Stück rettete, um so mehr, als am Schlusse der ungarische Nationaltanz von dem gesammten Kinderballet ganz allerliebst aufgeführt wurde.

Am anderen Morgen gegen halb zehn Uhr kam der Freund, dessen ich (im vorigen Artikel) erwähnte, um mich zu der Sitzung abzuholen, die an diesem Tage die Ständetafel hielt. — Er schlug mir vor, ihn zuerst in seine Wohnung zu begleiten, mich dort mit einem Attila (einem Schnürrock mit stehendem Kragen, dem ungarischen Nationalkleid) zu bekleiden und mir einen Säbel umzugürten, weil ich ohne dies Costüm der Sitzung nicht beiwohnen könnte. Ich wunderte mich,

wie jeder Deutsche sich an meiner Stelle gewundert hätte. Während man in Deutschland bei keiner öffentlichen Versammlung irgend eine Waffe bei sich führen darf; während bei öffentlichen Bällen und Redouten sogar die Offiziere ihren Degen an der Thüre ablegen müssen, ist der Säbel bei dem ungarischen Reichstag de rigueur vorgeschrieben, und es ist Niemand gestattet, ohne denselben den Saal zu betreten.

— Mit Ausnahme Derjenigen — fiel mein Freund bei dieser lauten Bemerkung ein — die oben auf der Galerie den Sitzungen zuschauen wollen. Dort ist der Platz für die Damen und die müßigen Gaffer, die gekleidet sein mögen, wie sie wollen. Aber unten im Saal, auf den für die Juraten und Honoratioren bestimmten Bänken ist Attila und Säbel unumgänglich nothwendig. Der Säbel ist das Symbol des freien Magyaren, der die Pflicht hat, das Vaterland zu vertheidigen. Soll man bei den Sitzungen, wo das Wohl und Wehe der Heimath verhandelt wird, ohne dies Symbol der Freiheit, Wehrhaftigkeit und Ehre erscheinen dürfen? Der echte Magyar ist von seinem Säbel unzertrennlich.

In der That sah ich, als wir in den Saal traten, die ganze Versammlung, Präsident, Deputirte und Zuschauer mit der blitzenden Waffe an der Seite. Der Präsident, ein dicker Mann mit einem ungeheueren Schnurrbart, hielt gerade eine lange Rede mit vieler Heftigkeit, wobei er bisweilen auf den Tisch schlug, bisweilen mit dem Säbel auf den Boden stampfte. Was würde man in Deutschland zu einem Kammerpräsidenten mit einem Schnurrbart sagen?

Ich habe die französischen Kammern gesehen und mancher stürmischen Sitzung über die Befestigung von Paris beigewohnt. Dennoch muß ich gestehen, daß mich der ungarische Reichstag mehr aufregte und interessirte, als jene. Man kommt nach Paris so vorbereitet, man hat von Jugend auf so Viel darüber gelesen und gehört, daß man kaum noch von irgend Etwas überrascht werden kann. Das Außergewöhnliche eines ungarischen Reichstags dagegen wird jedem Reisenden wie eine neue Entdeckung vorkommen, weil er Aehnliches nie gesehen, weil er einen ähnlichen Eindruck nie gehabt hat.

Der Charakter des ungarischen Reichstags ist durch und durch ein militärischer. Nicht im modernen Sinne, wo der Mann in Reihe und Glied wie eine Drahtpuppe sich bewegt, sondern im Sinne des

Mittelalters, wo der persönliche Werth des Mannes galt. Aus allen Gesichtern dieser Deputirten spricht Muth und Thatkräftigkeit. Wenn man etwa die Cortes in Spanien ausnimmt, so dürfte es kaum eine gesetzgebende Versammlung in Europa geben, die so viele ausdrucksvolle Physiognomien aufzuweisen hat und die so kriegerisch sich geberdet. Das feurige Auge, der üppige Schnurrbart, die breite Brust, der blitzende Säbelgriff dieser Deputirten machen den Eindruck, als wollte diese Versammlung aus dem Berathungssaale sogleich zu Pferde, um in's Lager und in die Schlacht zu reiten. Die heftigen Geberden, das rasche Heraussprudeln der Worte, ja die Sprache selbst in ihrer männlichen, aber wohlklingenden Mischung von Consonnanten und Vocalen, Alles dies gibt einer nur halbwegs stürmischen Sitzung einen so entschiedenen Ausdruck, als sollte in nächster Stunde eine Schlacht geschlagen werden. Bei so heißem Blute ist freilich mancher übereilte Schritt, manches sanguinische Aufwallen unausweichlich, aber Begeisterung, Selbstaufopferung und rücksichtsloser Muth wiegen dies tausendfach wieder auf. Dem Deutschen, der bei seiner Geburt schon vierzig Jahre alt ist an Bedächtigkeit; der gegen Nichts so nachsichtslos sich zeigt, als gegen jugendliche Fehler und Uebereilungen; der sogar das Bischen Jugendfrische, welches sich im Studententhum erhalten hat, auszulöschen im Begriffe steht oder vielmehr bereits ausgelöscht hat; — der Deutsche setzt sich hin auf den kritischen Richterstuhl und spricht recht gelehrt und weise über die Unreife all dieser Völker, deren Kopf in ihrem Herzen sitzt. Der Deutsche ist entweder sentimental oder engherzig, oft beides zugleich, jenes theoretisch, dieses praktisch; entweder verhimmelt überschwenglich, ganz aufgelöst in schlaffer Gemüthseligkeit, oder voll altreichsstädtischem Kleinlichkeitssinn und knickeriger Zähheit. Er scheint nicht mehr begreifen zu können, was Jugend, was That und Spannkraft ist. Freilich sind die Stimmen, welche so splitterrichtend über die Unreife der Griechen, der Belgier, Magyaren oder Polen predigen, eben so oft bereit, das deutsche Volk selbst, dieses bemooste Haus, unreif zu schelten, sobald es einmal Miene macht, politisch leben zu wollen, statt zu vegetiren. Muß man am Ende nicht glauben, daß diese Kritik alles Leben überhaupt für unreif und erst das Todte und Verfaulte für reif hält? —

(Der Schluß folgt im nächsten und letzten Artikel.)

Wienbarg über sich selbst.*)

(Aus Kühne's „Porträts und Silhouetten".)

Ein altes goldschnittiges, in rothen Sammt gebundenes Gesangbuch belehrt mich auf den ersten weißen genealogischen Blättern, daß ich am 25. December (am ersten Weihnachtstage) 1802 geboren bin. Meine Familie, väterlicherseits, stammt aus Schwedisch-Pommern, der Sage nach aus Schweden selbst. Mein Urgroßvater rettete durch die Kenntniß der schwedischen Sprache sein Haus, als Altona durch den General Steenbock in Brand gesteckt wurde. Er war ein Hufschmidt, wie mein Großvater, mein Vater und jetzt mein einziger ältester Bruder, der aber zugleich, wie mein Vater, ein ansehnliches Geschäft als Wagenbauer mit der Schmiede verbindet. Mein im

*) Diese selbstbiographische Skizze scheint uns so bezeichnend für Ludolf Wienbarg, den eigentlichen Urheber des jungen Deutschland, daß wir nicht umhin konnten, sie — ihrem wesentlichen Inhalte nach — unseren Lesern hier mitzutheilen. Wienbarg hat kein zahlreiches Publicum: dem gewöhnlichen Leihbibliothekenleser dürfte er vielleicht gar unbekannt sein. Er hat wenige, aber innige Verehrer. Selbst Diejenigen, die einen mehr beschaulichen, als productiven Kopf gering anzuschlagen geneigt sind, werden anerkennen müssen, daß das Poetische, Jugendliche und wahrhaft Berechtigte der jungdeutschen Tendenzen sich am reinsten in diesem ästhetisch-politischen Agitator ausgesprochen hat. Vielleicht hängt die stolze Sprödigkeit, der keusche germanische Purismus Wienbarg's mit der, so oft angeklagten Trägheit und Unfruchtbarkeit seiner glänzenden Feder zusammen. Wir machen bei dieser Gelegenheit auf Kühne's „Porträts und Silhouetten" (Hannover bei Kius) aufmerksam. Das Buch enthält die Früchte einer mehrjährigen journalistischen Thätigkeit und ist für die Literatur- und Culturgeschichte des vorigen Jahrzehnds von Wichtigkeit. Wir kommen nächstens darauf zurück. Die Red.

zweiunddachtzigsten Jahre gestorbener Vater war ein starker, ehrenfester, freimüthiger, etwas leidenschaftlicher Mann, von viel natürlichen Gaben, und wie in Allem, so auch in der Religion Naturalist, dabei Zeitungen- und Bücherfeind, obwohl er in seinen Knabenjahren mit dem späteren gelehrten Generalsuperintendenten des Herzogthums Schleswig-Holstein, Adler, durch die lateinische Schule gelaufen war und ich die ersten lateinischen Brocken scherzhaft aus seinem Munde lernte. Von Verfassungen hatte er keinen Begriff, aber er war in seiner Person gründlicher Republikaner, wie noch jetzt mein Bruder, der sein Ideal in den nordamerikanischen Freistaaten sieht. Meine ebenfalls verstorbene Mutter war die Tochter eines Advocaten aus dem hannoverschen Flecken Ottersberg bei Bremen, nie rastende Hausfrau und ein liebes, treues, frommes heiter ernstes Gemüth, aller Armen Mutter und für ihre Kinder, namentlich für mich, ihren Liebling, die aufopfernde Liebe selbst. Nur zufällig kam ich in meinem dreizehnten bis vierzehnten Jahre auf das Altonaer Gymnasium, da ich erst eine Stadtschule, dann eine Handelsschule besuchte und zu einem Vetter in Baltimore auf's Comtoir wollte. Die Erinnerungen meiner Knabenzeit bis zu diesem Alter sind rosig. Mein Gedächtniß geht bis zur Pockenimpfung zurück. Ich war ein großer Taugenichts, Perückenzupfer meiner Lehrer, Dachkletterer, Generalanführer in den Schlachten der Gassenjungen, doch gutmüthig und bei Groß und Klein beliebt. Daß ich neben dem Schulbesuche und dem frohen tollen Wesen heimlich immatriculirter Studiosus einer Leihbibliothek war, versteht sich von selbst. Meine Gymnasiastenjahre wären ohne Zweifel fruchtbarer für mich gewesen, falls nicht die aufgelöste Zucht, die Unfähigkeit mancher Lehrer und der todte Buchstabenbetrieb Anderer meinen guten Willen paralysirt hätten; doch verwahrte mich das heiter glückliche Familienleben, das ich führte, vor allem Rohen. Meinen Schwestern verdanke ich viel, so wie ihren weiblichen Bekanntschaften und den Hausfreunden; ich kann sagen, daß ich unter Gesang, Guitarrenspiel, hübschen Mädchen, froh unschuldigen Tänzen, belehrenden Gesprächen die Abende dieser unvergeßlichen Zeit hingebracht habe. Ostern 1822 bezog ich die Universität Kiel, nachdem ich eine gereimte deutsche Abschiedsrede im Hörsaale des Gymnasiums unter manchen Thränen der weiblichen Zuhörerschaft gehalten hatte. Den Anforderungen, diese Rede in Druck zu geben, widerstand ich

kläglich. Das einzig Eigenthümliche darin war die frühauf in mir brennende und nur mit meinem letzten Athemzuge erlöschende Liebe oder Knechtschaft für das Schöne, aus der ich Alles, Religion, Menschlichkeit, Liebe abzuleiten und zu erklären mich gedrungen fühlte. Aber schon damals, als ich jene Rede schrieb, wie jetzt, hatte ich „die Scheu des Wortes", wie überhaupt der persönlichen Aeußerung des Tiefsten in meinem Gemüth, was ich (familienfehlerhaft) als Profanation empfinde und wodurch meine bisherige Schreiberei den gar besonderen Charakter, bald wortschwellender Bilderberedsamkeit, bald wortkarger Hack- und Schlaggedanken angenommen hat. Dies läßt mich glauben, daß ich im Dramatischen, wo man unpersönlich für Andere redet, das Feld meines Talentes suchen muß, wie ich denn schon im vierzehnten bis fünfzehnten Jahre den Versuch machte, die Historie des Cato von Utica zu dramatisiren. In Kiel ließ ich mich als studiosum theologiae immatriculiren, mehr meiner Mutter als einem inneren Antriebe zur Liebe. Ich studirte Kirchengeschichte und Dogmatik, oder vielmehr Dogmatiker, einen hinter dem andern, bis endlich Schleiermacher den Reigen beschloß und mich, wider seinen Willen, zur Philosophie führte. Dem ganzen Studium der Theologie und jeder darauf gebauten Lebensaussicht sagte ich im Stillen Lebewohl, und dies ist der einzige Kampf, den mich die Religion oder vielmehr der Kirchenglaube gekostet hat: der Kampf zwischen der Liebe zu meiner Mutter und der Pflicht, mich vor der Heuchelei eines ungläubigen Priesterthums zu bewahren. Die Religion selbst hat mir niemals Gewissensunruhe und Glaubenskämpfe bereitet. Ich erinnere mich, daß ich schon als kleines Kind den dogmatisch-mythischen Inhalt der Bibel und der Gesänge und Gebete, die ich auswendig lernte, dunkel als fremde Poesie aus dem Heiligendreikönigsland auffaßte und eine gewisse kindlich naive Subjectivität dagegen behauptete; ja ich kann sagen, daß ich mit allen diesen Lehren und Wundern nur durch die Liebe zu meiner frommen und gläubigen Mutter zusammenhing — wie ich noch jetzt in keinen christlichen Tempel treten und die Orgel hören kann, ohne zugleich an den Verfall einer ehemaligen religiösen Herrlichkeit und an die im Grabe ruhende Vielgeliebte trauernd wehmüthig zu denken. Später, in meinem gereifteren Lebensalter reichte ein einziger unvergeßlicher Moment, ein Gedankenblitz in einer schönen Nacht unterm Sternenhimmel hin, um mich für

Zeitlebens vor allen bornirten Vergötterungen und dogmatischen Ausschließlichkeiten auf dem dunklen Erdenkloß in Schutz zu nehmen, und mich statt dessen mit dem einzigen positiven Gefühl zu durchdringen, daß die Menschen, wären sie minder blind und egoistisch, ihr flüchtiges Erdendasein göttlich froher genießen könnten. — Epoche in meinen philosophischen Studien machte die Bekanntschaft mit dem edlen Erich von Berger (†), dem leisen, frommen, dichterisch tiefen Naturdenker, den Hegel nur durch Keckheit und Alles umschnürende Systembauerei überragte, dem einzigen sokratischen Geist der neueren Philosophie. Unvergeßlich werden mir die wöchentlichen disputatorischen Zusammenkünfte sein, denen er präsidirte. Das erste Object unserer Disputatorien war die Kant'sche Philosophie, bei der mein Selbststudium Posto gefaßt hatte. Mit Vergnügen ließ ich mich verdrängen, ja wurde einer der ersten, welcher den Speer gegen die Kategorien kehrte und mich für die Geltung der Natur der Dinge und der aus dem Nichts bis zur Gottheit aufsteigenden Weltwesenverkettung erklärte. Ich glaube, daß Berger und Hegel in den Resultaten zusammentrafen; aber ein Unterschied hielt mich an jenem fest und von diesem zurück. Berger eilte und drängte nicht zum systematischen Abschlusse, wie Hegel, e r g a b s e i n e n S c h ü l e r n n i c h t d e n u n s e l i g e n m e c h a n i s c h e n S c h l ü s s e l d i a l e k t i s c h e r W i t z s p i e l e, i n d e s s e n B e s i t z d e r D ü m m s t e s i c h v e r m i ß t, d i e G e h e i m n i s s e d e s A l l s u n d d i e T i e f e n d e r G e s c h i c h t e a u f z u s c h l i e ß e n, er setzte schöpferische, naturbegabte, aus sich heraus philosophirende Talente voraus. Wie rasch und freudig ich in diesem, leider nur kurzen Abschnitte meines Lebens an Erkenntniß gewachsen bin, kann ich mit Worten nicht aussprechen. Es war im letzten Semester meines drittehalbjährigen Aufenthalts in Kiel. Im Grunde komme ich nur, nach manchen geistigen Irrfahrten, auf unseren alten Wolfgang Goethe zurück, der mir bereits in frühester Zeit Priester meines Natur-Menschencultus war, und den ich damals in seinen physikalischen Werken bewunderte. Diese Studien, mein Burschenleben (ich war einer der besten Fechter der Universität), und eine leidenschaftliche Liebe zu der Tochter eines dortigen Professors lassen mich jene Zeit als die Pointe meines Lebens betrachten; und in der That nahm ich mit dem schwersten Herzen Abschied von ihr. Drittehalb darauf folgender Jahre war ich Hauslehrer bei den Kindern des Gra-

sen von Bernstorf-Gyldensteen, Enkels des berühmten dänischen Staatsministers. Unter den düsteren einsamen Tannen seiner Güter im Lauenburgischen führte ich als freiwillig Verbannter ein melancholisches Einsiedlerleben, das ich durch Briefwechsel, Studium der griechischen Tragiker, Entwürfe, namentlich aber durch spaziergängerische Liebeserinnerungsschwärmereien ausfüllte. Die Liebe führte mich sogar zurück nach Kiel — auf's Carcer, wo ich in meiner Eigenschaft als gräflicher Hofmeister über vier Wochen nachträglich Buße that für ein unglückliches Pistolenduell zwischen einem Studenten, der erschossen wurde, und einem dänischen Offizier, an dem ich weiter nicht betheiligt war, als durch pflichtmäßige Lieferung von Waffen und Geld. Der Prozeß wurde erst nach meinem Abgange von der Universität entschieden. Leicht hätte ich, besonders durch die mir angebotene Vermittlung des Grafen die zuerkannte Carcerstrafe in Geldbuße verwandeln oder wohl ganz frei ausgehen können, aber ich zog Gefängniß in der Nähe eines geliebten Wesens meiner Tannenwälderfreiheit vor. Einige Abwechselung in diesem öden Leben boten Reisen nach Kopenhagen und den dänischen Inseln, wodurch ich mit jenem schönen, aber unglücklichen Lande bekannt wurde. Außerdem ward ich mit dem Leben des norddeutschen und dänischen Landadels bekannt. Dieses Lebens vielfach überdrüssig und voll Sehnsucht nach einer jugendlicheren, geistig belebteren Existenz erkor ich auf Anrathen eines Freundes (Trendelenburg, jetzt Professor in Berlin) die Rheinuniversität zur Fortsetzung meiner philosophisch philologischen Studien. Hier beschäftigte ich mich vornehmlich mit griechischer Philosophie, Plato und Aristoteles. Die Frucht dieser Studien war eine Abhandlung über die eigentliche Natur der Platonischen Ideen (später in Altona bei Hammerich gedruckt). — Mein Bleiben in Bonn war leider nicht von langer Dauer. Wider Willen wurde ich in die ärgerlichsten Händel mit der gesammten Landsmannschaft der Westphalen verwickelt, die sich, nach Allem, was ich sonst höre, einmal ausnahmsweise studentisch schlecht gegen einen Einzelnen benahm, der im Rufe eines furchtbaren Krummsäbelschlägers und überhaupt eines im Beleidigungsfall verzweifelten Menschen stand. Bei dieser Gelegenheit lernte ich Herrn Rehfues kennen. Er machte sich anständig, ertheilte mir jedoch den Rath, die Universität zu verlassen. Die letzten Wochen meines Rheinaufenthaltes, den ich zu manchen Streife-

Digitized by Google

reien in diesen schönen Gegenden benutzte, brachte ich in einem Bonn benachbarten Landhause des Präsidenten Wurzer zu, wo ich ganz allein hausete und den wüthenden, brausenden Eisgang des Rheins im Frühling 1829 unter meinem Fenster vorüberrollen sah. Auch meine Seele war damals voll Eises, aber nicht aufgehenden, nicht durch Frühlingssonne gelösten. Das mondscheinbeleuchtete, zerrissene Siebengebirge mit seinen zerbröckelten Burgen, der tosende Schrei, die furchtbare, nächtliche Einsamkeit harmonirten mit meinen Gefühlen, die Welt schien mir eisig an meinem Herzen vorüberzustürzen und dies Herz war selber kalt durch den Tod der Geliebtesten, der Mutter, und durch die Hochzeit Juliens (so hieß sie), und alles Hoffen und die Herrlichkeit meines Lebens schien mir todt und abgethan wie Ritterburgenvorzeit. — Das Juli-Scenenjahr 1830 traf mich in Hamburg, im Umgang mit Heine, Zimmermann, Maltitz und Andern. Die französische Begeisterung war mir zuwider und selbst ihr Umschlagen in deutsche konnte mich für den fremden Ursprung nicht entschädigen. Etwas früher gab ich eine metrische Uebersetzung einer epischen Episode des Argonautenzuges, im Pindar, unter dem Namen Viveta heraus. Ich schrieb eine Vorrede dazu, die mir Heine's Bekanntschaft, Gunst und die von mir gewürdigte Schmeichelei zuzog, er beneide mich um meine Prosa. Da ich dem Ding eine Zeitbedeutung geben wollte, verglich ich den Argonautenzug mit dem Zuge der Russen über den Balkan und widmete es Diebitsch, dem ich, um dies beiläufig zu bemerken, in einem prophetischen Sonett seinen späteren Fall voraussagte. Dieser Zufall und die Danksagung des Diebitsch aus seinem Lager in der Türkei (der Brief wurde mir durch den russischen Gesandten in Hamburg, Herrn v. Struve, eingehändigt) verleihen noch jetzt in meinen Augen jener Uebersetzerarbeit einigen Werth. — Mein Aufenthalt in Holland ist der Lesewelt durch das Werk dieses Namens bekannt geworden, minder die Stellung, die ich dort hatte, und daß ich aus Discretion manche interessante Aufschlüsse für mich behielt. Ich befand mich im Hause des dänischen Gesandten im Haag, dem damaligen neutralen Zusammenflusse des Gesandtschaftspersonals, der Hofleute und der vornehmen Welt. Baron v. Selby hatte außer mehreren Töchtern einen einzigen Sohn von siebzehn Jahren, der zur Universität vorbereitet werden sollte Zufällig wurde mir dieses Amt angetragen und ich nahm es um so

lieber an, da der Krieg zwischen Belgien und Holland mir einen interessanten und fruchtreichen Aufenthalt in diplomatischer Sphäre versprach, worin ich mich denn auch nicht betrog. 1831 begab ich mich nach Kiel, wo ich später als Docent der dänischen Literatur und Sprache auftrat, mit dem Vorsatze, mich zu Geschichtsvorträgen gründlich vorzubereiten. Ich las Gothisch, Mitteldeutsch (die Kenntniß des Holländischen hatte mich auf altdeutsche Studien geführt), Geschichte der deutschen Literatur privatim, und trug publice jene Vorlesungen über die Aesthetik vor, die ich hinterher unter dem Titel der „Feldzüge" herausgab. Sie können denken, daß ich mir durch solche direct gegen den akademischen Plunder und die geheiligten Lebensmiseren angehende Vorträge mehr den Beifall der Studenten (ich sehe sie noch, das ganze Auditorium vollgepropft, selbst Fensterbänke und Thüren besetzt, in begeisterter Stille um mich her), als die Gunst meiner Collegen erwerben konnte. Ich hätte mich dieser auch wohl entübrigen können, wäre der Kieler Student nicht im Durchschnitt mittellos und der Lehrer genöthigt, jedem sogenannten Convicturisten die Collegiengelder auf eine bestimmte Zahl von Jahren nach Abgang von der Universität zu creditiren, was einem Anfänger die Existenz erschwert oder wohl gar unmöglich macht. Ich faßte daher den Entschluß, zu resigniren, und verlebte darauf einen Winter in Eutin, wo die Tischbein'sche Familie den schönen Rest früherer Vossisch-Stolberg-Jacoby-Tischbein'scher Zeiten bildet, und wo mir die künstlerische Nachlassenschaft Tischbein's viel Genuß und Erheiterung gewährte. Ich wollte sogar das Leben dieses malenden Naturkinds schildern, mußte es aber unterlassen, weil die Familie seinen Aufenthalt in Italien nur von Hörensagen kannte und ein braunschweigischer Gelehrter, ein alter Freund des Verewigten, sich im Besitz eines großen Theils seines Briefwechsels befand, zu dessen Auslieferung man mir keine Hoffnung machte. In Eutin schrieb ich die polemische Abhandlung für die hochdeutsche gegen die plattdeutsche Sprache, wozu ich speciell durch einige Schandprozesse aufgefordert wurde, welche die Eutiner Justiz gegen einige unglückliche, verzweifelte, eigenthumlose, ja beinahe obdachlose Landarbeiter und gegen, wie sich später erwies, unschuldige, des Mordes eines dänischen Gesandten (Herrn von Quelen) angeklagte Bediente führte, die beinahe sämmtlich der hochdeutschen Sprache nicht mächtig und also so gut

als vertheidigungslos und der Willkür preisgegeben waren. — Von Eutin ging ich nach Altona, wo mich Gutzkow aufsuchte, der damals noch mit Menzel im Briefwechsel stand, und durch denselben vor dem Verfasser der ästhetischen Feldzüge gewarnt wurde. Mir war schon damals und früher Menzel's aufgeblähtes, grobes, nichtssagendes Wesen zuwider. Im Frühjahr 1835 machte ich eine Reise durch die Niederlande, den Rhein bis Mainz hinauf, nach Frankfurt, wo ich, auf Gutzkow's Antrag, mich freudig zur Mitherausgabe einer dem Zeitgange und den Bedürfnissen der zersplitterten Literatur entsprechenden Wochenschrift unter dem (wohl schlechten) Titel einer „deutschen Revue" willig fand. Menzel's persönlich diffamirenden Angriff auf Gutzkow entgegnete ich durch das „Programm der deutschen Revue", eine Broschüre, welche den zweifachen Fehler hat, daß sie sich 1) zu viel mit Menzel und zu wenig mit der deutschen Revue beschäftigt, und 2) daß sie mich in der Aufregung des Augenblicks und meiner Freundschaft zu Gutzkow die parteilose höhere kritische Stellung vergessen ließ. Aber Menzel's Schnödigkeit war derartig, daß sie mir nur eine persönliche Züchtigung zu verdienen schien, und die Verleumdung Gutzkow's war so platt und niederträchtig, daß ich mich seiner, ohne weitere kritische Abwägung, mit Haut und Haar annehmen zu müssen glaubte. Der Fehler blieb indeß derselbe, oder vielmehr, ich hätte diese persönliche Streitigkeit besonders abmachen und nicht mit der Sache der deutschen Revue zusammenbringen sollen. Zu Ostern dieses Jahres waren meine „Wanderungen durch den Thierkreis" erschienen, das Product einer Stimmung, die ich von leidenschaftlicher Bitterkeit nicht ganz freisprechen will. Jetzt begannen die Regierungen auf eine junge Literatur aufmerksam zu werden, in der sie eine geschlossene, staats- und sittengefährliche Verbindung zwischen politisch-radicalen und sittlich-leichtfertigen Grundsätzen zu erblikken glaubten. Zufällig wurde mir das aufsteigende Gewitter ziemlich früh verrathen und ich erhielt actenmäßige Kenntniß von den Verhandlungen gegen das sogenannte junge Deutschland (ein Name, der auf wunderliche Weise aus einer Dedication der Feldzüge an die gesammte und namentlich die studirende deutsche Jugend zu einer reichsoffiziellen Geltung gelangte. Der preußische Gesandte machte den Anfang mit der Anzeige, daß die „Wanderungen durch den Thierkreis" von Preußen verboten worden, weil sie Haß gegen die beste-

henden Ordnungen, gegen die Reichen(!) u. s. w. verbreiteten; worauf der Bundestagspräsident überhaupt auf die höchst gefährlichen, combinirten Tendenzen einer auftauchenden sogenannten jungen Literatur oder eines jungen Deutschlands aufmerksam machte, die um so gefährlicher, da sich das Talent der Darstellung damit verbinde, wobei dann die bekannten Fünf namentlicher Designation gewürdigt wurden. Daß er bei dieser Gelegenheit, wie ich glaube, meinen Namen vorausschickte, scheint mir zu beweisen, daß die politische oder unmittelbare Tendenz der Hauptdorn im Auge war; sonst traue ich dem Onkel des Dichters der Griseldis mehr Geschmack und Einsicht zu. Hieran knüpfte sich die Aufforderung an sämmtliche Gesandte, an ihre resp. hohen und höchsten Höfe über dies Unwesen zu berichten, und gemeinschaftliche Maßregeln zur Unterdrückung desselben zu treffen. Ich war also so ziemlich auf die Schläge vorbereitet, welche die junge Literatur treffen sollten. Mittlerweile war man perfid genug, einen Roman wie die Wally, dessen größtes Verbrechen seine Gebrechen, als die Quintessenz der jungen Literatur umherzutrommeln und wie diese theologisch, moralisch, ästhetisch herunterzumachen. Die Resultate obiger Bundestagsverhandlungen sind bekannt. Weniger sind es die persönlichen Widerwärtigkeiten, die ich in Folge dieses Verbotes erleben mußte. Es schien, als wenn nicht allein meine Schriften, sondern auch meine Person in Deutschland verboten werden sollte. Aus Frankfurt verwiesen, ging ich nach Mainz; aus Mainz verwiesen, (wo sich der Civilgouverneur Präsident von Lichtenstein auf das humanste, jedoch erfolglos, meiner annahm) ließ ich mich in Nieder-Ingelheim nieder; von hier vertrieben (es wurde mir sogar im Weigerungsfalle mit Dragonern gedroht), reiste ich nach Cassel ab, wo mir ebenfalls die Weisung, die Stadt zu räumen, ertheilt wurde, bis ich endlich in meinem Geburtsorte Altona die Erlaubniß erhielt, deutsche Luft zu athmen. Den Schmerz und die Entrüstung über dies Verfahren und die Unwürdigkeit so mancher Behörden, mit denen ich bei dieser Jagd in Berührung kam, habe ich in dem Vorworte zu meinem „Tagebuche von Helgoland" ausgesprochen, freilich nicht in der Stärke, wie ich's empfand. Nach Helgoland begab ich mich im eigentlichsten Sinne aus Ekel vor dieser continental-deutschen Polizeiluft im Frühlinge 1836 und lebte dort bis zum Herbste. Ein anfangs mit großer Lust begonnener Roman gerieth in's Stocken;

doch ist aufgeschoben vielleicht nicht aufgehoben. Zu meinen auf der Treibjagd unternommenen und gefertigten literarischen Arbeiten gehört auch „das classische Alterthum, dargestellt durch deutsche Classiker" geordnete Auszüge aus Winkelmann, Lessing, Goethe u. s. w. über die Griechen und Römer, mit einem Vorworte über das Studium des Alterthums.

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

Pauperismus. — Mundt, Eichhorn und Nauwerk. — Theater. — Hagn. — Adolphine Neumann. — Döring. — Pariser Tantiemes und deutsche.

Da sammeln sie nun jetzt aller Orten für die schlesischen Weber, in Concerten wird für sie gefiedelt, in langweiligen Broschüren für sie geschrieben, ganze Vereine und organisirte Gesellschaften mit Präsidenten und Aktenträgern werden gebildet, natürlich Alles mit „hoher Bewilligung". Kommt aber Jemand, der zu wissenschaftlichem Zweck einen Verein bilden, der mit Andern den himmlischen Rechtszustand menschlicher Institutionen besprechen will, dem klopfen sie, gleich einem Schulbübchen, mit ihrem hölzernen Lineal auf die Finger. Es ist keine Rede davon, ob die Lage der armen Weber nicht in jeder Hinsicht eine hilfsbedürftige, wohl aber, wessen Sache es ist, die Hilfe zu leisten. Ich frage, kann die Armuth eines ganzen Volkstheiles der Gegenstand von Privatmildthätigkeit sein? Es ist schon so jämmerlich klein, im Ueberfluß Großmuth zu üben, die Brosamen von der Tafel dem Bettler zuzuwerfen, doch sättigt es vielleicht diesen Einzelnen. Aber ein Volk, eine „Kaste"! Naturgemäß ist der, welcher den Vortheil eines Anderen theilt, zur Abhilfe in der Noth gehalten, und wenn die Weide in dürren Jahren Nichts bietet, so füttert der Bauer den Ochsen im Stall, der ihm die Fruchtwagen hereinzieht. Wenn eine Provinz reich und blühend ist, so wird ein weiser Staat diesen Vortheil benützen, wer tadelt das? Aber dann soll er sich ihrer auch annehmen, wenn sie mit Noth und Mangel ringt*).

*) Die Noth der schlesischen Weber ist keine alleinstehende; in dem sächsischen und böhmischen Erzgebirge zeigt sich dieselbe Erscheinung auf eine herz-

Börne sagt einmal, die Deutschen, wie die Affen, drehten hundertmal eine Nuß um, bevor sie zuknackten. Das ist wahr. Jetzt wird über den Pauperismus so viel geredet und geschrieben, so vernünftig, so deutsch gefaselt, daß man glaubt, endlich, endlich einmal geht's einen Schritt weiter. Bewahre! An Abhilfe, an ernste, wirkliche Abhilfe denkt Keiner. Herr Mundt, der die Leute glauben machen will, er habe seine Jacke wieder gewendet, macht die Mode auch mit, wie's zu dem Fähndchen eben paßt. Ob die Welt davon klüger werden soll, ist eine zweifelhafte Sache. Seine Sancho-Pansas haben viel in die Zeitungen trompetet, wer sich genauer darüber orientiren will, dem empfehle ich Stein's Werk über den Communismus und Socialismus des heutigen Frankreich. Er wird erstaunen, — worüber, sag' ich nicht. Von Mundt's Liberalismus wird viel Aufhebens gemacht, ein Spaßvogel hat sogar das Gerücht verbreitet, die Regierung habe ihn entsetzt. Glauben Sie das nicht, die Regierung kennt ihre Leute. Nauwerk, dem der Minister Eichhorn chinesisch und arabisch zu lesen empfahl, hat sich wirklich wegen der „Einseitigkeit solcher Lehrfreiheit" zurückgezogen. Wie vorschnell dies gewesen, zeigt sich jetzt in dem Gutachten der Facultät, welche sich energisch und fest seiner annimmt. Wäre er nur so weit zurückgetreten, als man ihn zurück*trieb*, er hätte immer noch wirken können, und der Schutz der Facultät war ihm so ziemlich gewiß. Das Gutachten der Facultät hat übrigens Folgen gehabt. Die Publication befand sich zuerst in der Hamburger Zeitung, von wo es in unsere — nichtpreußische! — Zeitungen überging. Allgemein fand es Anklang. Jetzt aber ist auf Requisition des Ministers Eichhorn eine Untersuchung auf Verletzung des Amtsgeheimnisses eingeleitet, die den Chemiker, Professor Rose, betreffen soll. Eine Entgegnung auf das Gutachten der Facultät, die aus einigen, ganz aus dem Zusammenhang gerissenen Sätzen Nauwerk als Aufwiegler denuncirt, ist in der

---

zerschneidende Art. Und auch dort glauben die betheiligten Regierungen durch Almosen, Collecten und zeitweilige Aushilfe die klaffende Wunde zu verstopfen. An eine radicale Heilung denkt Niemand. Dies ist wieder eine jener Folgen der grenzenlosen Scheu vor radicalen Maßregeln, da, wo es gilt, eine traurige Erbschaft des Mittelalters, des morschen unglückseligen Herkommens aufzuheben. Die Handspinnerei und die Art des Webens in Schlesien, Böhmen und Sachsen ist veraltet. Die englischen Maschinen haben sie getödtet. Man muß diesen Hunderttausenden, die an diese überlebte und überflügelte Industrie gewöhnt sind, entweder andere Erwerbsquellen öffnen, oder sie lehren, ihr Handwerk durch Maschinen und in jener Weise zu treiben, daß sie mit den englischen Spinnern und Webern concurriren können. Warum hat der kluge Belgier dieses Auskunftsmittel gefunden? Auch in Flandern ist die Spinnerei und Weberei ein Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. Auch dort stieg die Noth durch die Concurrenz Englands. Da ließ die Regierung Musterschulen errichten, in welchen dem Arbeiter nun raschere Manipulationen gelehrt wurden. Warum thut man in Deutschland nicht Aehnliches! Die Red.

Breslauer Zeitung, gezeichnet: „— Aus der Mark" erschienen, für deren Verfasser man hier einen „liberalen" Publizisten hält. Sic transit u. s. w.

Vom Theater? Es ist wieder still geworden. Charlotte von Hagn ist auf ihrer Urlaubsreise begriffen, und man vermißt sie in der That sehr. In Bezug auf sichere und correcte Zeichnung glänzt diese Schauspielerin einzig vor allen. Adolphine Neumann, die talentvolle junge Schauspielerin, welche eine der Besten unserer Bühne zu werden versprach, hat uns nun auch verlassen, freilich für immer und ohne Hoffnung auf Wiedersehen. Der Tod entführte sie plötzlich und viel zu früh. Madame Schröder-Devrient ist schon seit mehreren Tagen fort, ihre Leistungen haben keinen günstigen Totaleindruck gemacht. Ihre Stimme reicht nicht mehr aus, und dabei schaden ihr die jugendlichen Rollen, die sie nicht zu geben vermag. Ihr Spiel ist oft überladen. Gegenwärtig vermag nur der Name Döring's das Haus zu füllen. Der Name, nicht anders. Döring als Tragiker ist mir durchaus ungenügend. Er ist ein Talent und reich begabt; er hat die M i t t e l, — aber ihm fehlt die Schule. Bei Seidelmann war es umgekehrt; der hatte mit einem ungünstigen Organ zu kämpfen, aber er bewältigte, er benutzte es; sein Studium, seine Auffassung waren tief begründet, eine psychologische Wahrheit. Döring hat große Momente, — wo ihm die Natur zu Hilfe kommt. An ihm habe ich zuerst gefühlt, wie nöthig uns Theaterschulen wären. In komischen Rollen ist er Meister, aber in dem Genre Seidelmanns, das er ausfüllen soll, in den großen tragischen Gemälden Shakspeare's ist er unvollkommen. Neuerdings brachte er uns Lear und Heinrich IV. Daß er trotz seiner Mängel der einzige ist, durch den die Darstellung belebter wird, brauche ich wohl nicht zu sagen. Fast schien es, als ob man durch eine mangelhafte Besetzung aller übrigen Rollen uns den Dichter verleiden wolle. Oder ist es vielleicht nur die Absicht, die Größe Döring's durch Contraste zu veranschaulichen?

Wie in Wien die Tantieme für dramatische Schriftsteller, ist sie auch bei uns nur auf drei Jahre „zur Probe" fixirt, nach deren Ablauf sie wieder aufgehoben werden kann. Ich hege diese letztere Besorgniß nicht, aber die Bestimmungen selbst scheinen nicht umfassend und — nicht genügend. Zuerst ist nicht gesagt, wer oder welche Umstände für die Wahl der Bühne entscheiden. Dies ist nicht unwesentlich, da das neue Opernhaus im Durchschnitt das Doppelte einbringen wird, wie das Schauspielhaus, abgesehen davon, daß nach Anlage eines großartigen Bühnenwerks die Scenirung von nicht geringem Einfluß auf den Erfolg ist. Betreffs der Oper sodann ist der Componist zu schlecht bedacht. Ein Schauspiel, welches den Abend füllt, erhält zehn Prozent, die Oper nur neun, wovon drei auf das

Libretto, sechs auf die Partitur kommen*). Diese Vertheilung ist ungerecht. In Frankreich — „patriotische" Herzen mögen keinen Groll auf mich werfen, der Tantiemenverordnung liegt laut Bekanntmachung die französische zu Grunde —, in Frankreich sind für die Oper vierzehn Procent ausgeschrieben, von denen zwölf der Componist und nur zwei der Dichter erhält, letzterer aber außerdem ein Honorar. Was endlich die erforderliche Zeit von zwei dreiviertel Stunden angeht, so ist dies ebenfalls ungenau, da es allein von der Größe der Zwischenacte abhängig gemacht wird, ob ein Stück drei oder zwei dreiviertel Stunden währt. Die Bestimmung nach Acten, wie bisher beim Honorar, wäre angemessener.

E. D . . . ke.

II.

Aus Dresden.

Kunst und Künstler. — Karl IV. Monument von Hähnel.

Die hiesigen Künstler sind jetzt viel beschäftigt; vor Allem aber unsere beiden Meister in der Plastik, Rietschel und Hähnel. Jener arbeitet an dem großen Fronton, das für das Opernhaus in Berlin bestimmt ist, Hähnel aber hat die Ausführung eines großartigen Denkmals für Prag übernommen. Die Stände Böhmens haben sich nämlich vereinigt, dem Kaiser Karl IV. als König von Böhmen und Gründer der Universität Prag ein Monument zu setzen. Hähnel hat bereits eine Modellskizze gefertigt und den Ständen vorgelegt, welche in ihrer Conception allgemeinen Beifall sich erworben hat. Karl IV. steht in königlicher Rüstung und kraftvoller Majestät auf sein Schwert gestützt, den Reichsapfel in der Hand, auf einem Piedestal, einem gothischen Bau, zu welchem ringsum Stufen führen; an den vier Seiten desselben sind Nischen, in welchen vier allegorische Figuren, die vier akademischen Facultäten vorstellend, sitzen; an den vier Ecken des Baues sind oben Baldachine angebracht, unter welchen wieder Figuren stehen. Das Monument wird eine Höhe von vierundzwanzig Fuß haben und soll in Erz gegossen werden (durch Burgschmidt in Nürnberg, der auch für Hähnel jetzt die Beethoven-Statue gießt). Zur Aufstellung desselben ist ein Platz vor der Moldaubrücke gewählt,

*) Die mise-en-scène einer Oper ist in der Regel mit mehr Kosten verbunden, als die eines Dramas. Es ist billig, daß die Bühne sich dafür ein Procent zurücklegt. Außerdem wird eine Oper, die nur halbwegs gefällt, weit öfter als das ihr an Succeß gleichkommende Drama gespielt, so daß der Componist, der in gleichen Qualitätsverhältnissen mit einem Dramendichter steht, ihn in quantitativem Erfolg überholt. Dies mußte von Rechtswegen ausgeglichen werden.

Die Red.

der von der Kirche der Kreuzherren, dem Clementinum 2c. 2c. gebildet wird; ein der Brücke nahestehendes Haus würde dann weggerissen und ein Kanal überdeckt, so daß die Stellung des Monumentes eine freie und imposante wäre. Noch ein anderes Monument ist von den Pragern projectirt, welches sie dem Kaiser Franz I. setzen wollen. Ueberhaupt zeigt sich jetzt in Prag viel reges Leben und Streben für die Kunst, namentlich hört man von großen Bauwerken, die vorgenommen werden. — Daß aber Genie und Talent vielleicht in unserer Zeit schneller als je Bahn sich brechen und Anerkennung erwerben, dürfen wir nicht läugnen; in den plastischen Künsten haben wir neuerdings, wie bei Kiß, so bei Hähnel den Beweis hiefür. Der letztgenannte ist ein junger Mann von etwa zweiunddreißig Jahren; in seiner äußeren Erscheinung und Bewegung viel an die alten italienischen Meister erinnernd, einen Benvenuto Cellini oder Michel Angelo. Er ist hochgewachsen, ein voller dunkler Bart umgibt ihm Wangen und Kinn. In seinem Wesen drückt sich Willenskraft und Selbstständigkeit mit moralischer Sicherheit aus. Seine Rede ist voller Laune, Witz und Schärfe. Seine Klarheit und Festigkeit in sich selbst gibt ihm eine Ueberlegenheit, die in unseren socialen Verhältnissen nicht verfehlen kann, sich Geltung zu verschaffen.

Dresden ist nicht reich an großen Baumonumenten, die man in einer Stadt von seiner Größe und Bedeutung wohl zu finden hofft. Seit Friedrich August dem Starken ist wenig geschehen, und erst in neuerer Zeit hat uns Professor Semper einige bedeutende Werke hergestellt. Schon lange hofften wir ein Museumsgebäude zu erhalten, welches in angemessener Aufstellung die Gemäldegalerie und die verschiedenen anderen kostbaren Kunstsammlungen unserer Stadt in sich aufnähme, und der Stadt zugleich als Zierde und schöner Anziehungspunkt diente. Man kann sagen, es ist für diese Angelegenheit viel vom glücklichen Moment verloren gegangen; wäre sie gleich vom Anfang herein richtig erfaßt, den Ständen unseres Landes der Plan des Baues mit dem Kostenanschlag ausführlich vorgelegt und die ganze Sache mit Energie geführt worden, so ist kein Zweifel, die Stände hätten den Bau bewilligt. Jetzt ist viel Zeit darüber verflossen, eine Menge andrer Angelegenheiten, deren nothwendige Berücksichtigung den Ständen mehr in die Augen springen mag, sind dazwischen gekommen, und es wird schwierig sein, die Kammern zu vermögen, das Geld zum großen Bau eines Museums zu verwilligen. Demohngeachtet aber glaube ich, daß, wenn deutlich nachgewiesen werden kann, daß in der jetzigen Aufstellung der Galerie die Gemälde wesentlich Schaden leiden, die Galerie mit der Zeit zu Grunde gehen müsse, die Stände von der Regierung darauf hingewiesen werden können, den Bau eines zweckmäßigen Museums zu verwilligen, da

alle Kunstsammlungen jetzt Fideicommiß des Landes sind, und dieses für deren gewissenhafte Erhaltung Sorge tragen muß. Würden die Kammern sich in diesem Falle nicht vereinigen, so könnte die Regierung gesetzlich sogar selbstmächtig einschreiten.

III.

Aus Wien.

Im April 1844.

Lucretia im Burgtheater. — Die Enghaus. — Löwe und Madame Rettich. — Prechtler. — Italienische Oper. — Duelle.

Lucretia ist endlich vom Stapel gelaufen. Als schlichter, herzensdemüthiger Correspondent habe ich nicht über den selbständigen Gehalt dieses Stückes zu discutiren, sondern Ihnen nur ganz einfach über die Aufnahme zu berichten, die es bei uns fand; diese war im Ganzen günstig. Daß es bei uns nicht denselben Beifallssturm erregte, wie auf seinem heimathlichen Boden, läßt sich aus zwei Gründen leicht erklären: erstens konnte die republicanische Grundidee, die auf Franzosen begeisternd wirken mußte, bei uns keinen Anklang finden, und zweitens befinden wir uns auch nicht in der überreizten literarischen Stimmung der Pariser, die nach so vielen gleichsam im Opiumrausch geschriebenen Stücken, wie ihre neuere Literatur sie darbietet, nicht anders als höchst wohlthuend von einem Werke berührt werden konnten, dessen edle Klarheit und verständige Besonnenheit ihnen von allen den geistigen Orgien auszuruhen erlaubte. Solcher Erquickung bedarf unser hiesiges Publikum nun keineswegs, die Genüsse, die ihm geboten werden, sind nicht geeignet, ihm zum Kopf zu steigen; das Epigramm, Menschenhaß und Reue, die Pagenstreiche können seine Nerven nicht in dem Grade angreifen, daß eine Reaction nothwendig wäre. Wie sich das Publikum bei der Aufführung der Lucretia benahm? Es benahm sich eigentlich gar nicht, man merkte es ihm an, daß es nicht recht wisse, ob ihm das Stück gefalle oder nicht. Merkwürdig war mir aber der Instinct der Menge, der ihr, trotz des Schwankens in Bezug auf Gefallen, sagte, sie befinde sich einem ernsten, bedeutenden Werke gegenüber, dem nicht anders als mit Achtung begegnet werden dürfe. In diesem Sinne war auch die Aufnahme. Möglich, daß ich mich irre, allein ich möchte glauben, das Publikum werde sich immer mehr und mehr mit dieser Tragödie befreunden; und schenkt uns ein günstiger Stern noch einige andere Stücke gleichen Werthes, so dürfte es wohl endlich zu der Einsicht

gelangen, daß die dramatische Poesie noch etwas Höheres hervorzubringen vermöge, als Halm'sche Tragantfiguren.

Ueber die Darstellung nur einige Worte. Ausgezeichnet war die Enghaus in der Titelrolle, die sie in wahrhaft antikem Geist auffaßte; ihr Spiel athmete eine Einfachheit, eine Größe und Innerlichkeit, daß man sich wie von einem Hauch aus jener Zeit überkommen fühlte. Die Enghaus besitzt den seltenen Vortheil, daß ihr bei der reichsten innern Begabung auch kein äußerliches Mittel versagt blieb: ihre Gestalt ist von vollendeter plastischer Schönheit, ihr Organ ein tiefer Alt von ungemeiner Kraft, Weichheit und Süße. Das Einzige, was diese Künstlerin (so nenne ich sie mit Bedacht, nicht der hergebrachten Form wegen) ablegen sollte, ist das mitunter zu starke Betonen der Endsylben; zwar entspringt dieser Fehler auch nur aus dem Wunsch nach größtmöglicher Klarheit, aber er fällt darum nicht minder auf, und Deutlichkeit läßt sich am Ende wohl auch auf andre Weise erzielen. — Den Brutus spielte Löwe die vier ersten Acte hindurch in wirklich großartigem Style, im fünften ließ er sich wieder zu den ungeregelten Ausbrüchen hinreißen, die oft seine beßten Leistungen entstellen. Ueber Mad. Rettich wage ich, da ich kein Arzt bin, auch keinen Ausspruch zu fällen; dieses Spiel, das unendlich mehr mit einem hysterischen Anfall, als mit einer Kunstleistung gemein hat, ist nicht mehr kritisch, sondern nur pathologisch zu beurtheilen. Noch selten hat die Unnatur über eine ursprünglich sehr bevorzugte Organisation einen so vollständigen Sieg davongetragen wie bei dieser Frau, die nicht mehr guten Morgen sagen kann, ohne in eine Affectation und Gespreiztheit der unleidlichsten Art zu verfallen. Herrn Lucas als Sertus nennend, möchte ich die Litaneiformel hinzufügen: Herr, erbarme dich unser! — Die übrigen Rollen sind unbedeutend und wurden auch auf gleiche Weise gespielt.

Noch in diesem Monat soll ein neues Stück, „die Kronenwächter" von Otto Prechtler gegeben werden. Wenn es wahr ist, daß zu großer lyrischer Schwung dem Dramatiker schade, so gibt uns die vor Kurzem erschienene Gedichtsammlung desselben Verfassers die Versicherung, daß er wenigstens von dieser Seite her Nichts zu fürchten habe. Man würde darin vergebens nach einem Naturlaut, einem Herzenston hinhorchen. Daß die Verse nicht gerade schlecht sind, will ich zugeben, aber wer macht denn noch schlechte Verse? Die Form ist heut zu Tage so erstaunlich ausgebildet, daß es nicht so schwer ist, sie nachzuahmen; allein was Keiner lehren und Keiner lernen kann, geht nicht so mit in den Kauf, das strahlt über dem erwählten Haupt wie ein flammender Stern, den das Wachsstümpchen fleißiger Bemühung nicht ersetzen kann.

Die zwei ersten Vorstellungen der italienischen Oper haben die

gehegten Erwartungen nichts weniger als befriedigt. Man hatte sich in der Montenegro eine Kunstgröße ersten Ranges versprochen; das ist sie nun freilich nicht, doch eben so wenig verdiente sie eine so entschieden ungünstige Aufnahme. Ihre Stimme besitzt Wohllaut und Umfang, ihre Methode ist vortrefflich, Spiel und Gestalt durchaus edel. Vor der Hand macht man ihr's zum Verbrechen, daß sie kein Genie ist; indessen wäre es wohl möglich, daß sie mit der Zeit doch durchdränge und bei ihrem unbestreitbaren Talent die Sympathie des hiesigen Publikums sich erwürbe. Der Tenor Ferretti hat eine sehr schöne Stimme, eine erträgliche Methode und ein abscheuliches Spiel. Marini's Baß klingt wie Posaunenschall, allein er hat das Unglück, beständig zu distoniren, und zwar in einer Weise, die das Parterre in das unauslöschliche Gelächter der Olympier ausbrechen macht. Bei der seconda Donna Signora Cattaneo fällt jede Ungleichheit zwischen Stimme, Methode, Spiel und Gestalt hinweg; es ist Alles gleich schlecht.

Uebrigens sind Duellgeschichten unser tägliches Brot, es vergeht keine Woche, wo man nicht von dergleichen hört. Viel Aufsehen erregte ein politischer Zweikampf zwischen dem Banus von Croatien, Grafen Haller und dem Oppositionsmitglied Grafen Teleki. — Guizot citirend, hatte der Banus in Bezug auf seine Gegenpartei den Ausdruck dédain gebraucht, worauf Graf T. erwiederte: Moi et mon parti nous vous rendons ce sentiment et comme nous sommes plus nombreux que vous, vous devez vous trouver bien plus accablés de notre dédain que nous du vôtre. Das Duell fand in der Nähe von Preßburg statt; Graf T. wurde durch den Arm geschossen, der Banus blieb unverletzt. Vorgestern schlug sich Graf Schönborn mit Baron Arnstein; Ursache dieses Zweikampfs war Baron A.'s Weigerung, den Grafen als Schiedsrichter über eine ziemlich gleichgiltige Wette anzuerkennen, was von Seiten des Letzteren so beleidigende Aeußerungen zur Folge hatte, daß eine blutige Ausgleichung nöthig schien. Man traf die Verabredung, am Ostermontag bei Preßburg zusammenzutreffen, und zwar am frühen Morgen, um, wie Graf Sch. das Schicksal herausfordernd sagte, die Praterstunde nicht zu versäumen. Seine Vorsicht war überflüssig, denn er sollte diese Stunde nicht erleben; Baron A.'s Kugel traf ihn in's Herz. — Sie sehen, wir leben fast wie unter Ludwig dem Dreizehnten, den kleinen Umstand abgerechnet, daß wir keinen Cardinal Richelieu haben.

Francis.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **I. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Frauen-Literatur.

I.

Das Echo. — Beruhigung der Autoren. — Berechtigung der Autorinnen. — Der Roman „und die Gesellschaft.“ — Paalzow, Hahn-Hahn, Goczyn, Betty Paoli. — Byron und die Lyrik. — Zufällige Bemerkungen. — Der Volksroman. — Drama und politisches Lied. — Touristinnen. — Therese über St. Petersburg. — Elisabeth Kulmann.

Jemand sagte, die Frauenliteratur sei stets nur ein schwaches Echo der männlichen, ursprünglichen Literatur gewesen. Einige sehr seltene Ausnahmen abgerechnet, vor denen diese Behauptung nicht stichhaltig oder wenigstens nicht leicht erweisbar ist, — wie Georges Sand — hat das „Echo“ in der That Viel für sich. Vor Allem kann es unsere schreibenden, besonders romanschreibenden Männer beruhigen, unter denen sich seit einiger Zeit die unheimlichsten Gerüchte kreuzten: es sei eine Verschwörung im Werke, um den Männern das Szepter, d. h. den Gänsekiel, aus der Hand zu winden; die Amazonen seien entschlossen, was nicht durch Gewalt des Geistes zu erringen sei, durch die Intrigue durchzusetzen; durch Kritik, durch übertäubendes oder einschmeichelndes Raisonnement, durch Geltendmachung ihres großen Einflusses in der Salonswelt*), nach deren blendendem

*) Ein Argwöhnischer könnte ein Attentat der Art in dem sonderbaren Buche: „Aus der Heimath“ (von der Verfasserin von „Schloß Goczyn“) sehen, worin die Persönlichkeit einiger namhaften Dichter und Literaten, freilich zum Theil in ziemlich schmeichelhafter Weise, gezeichnet ist. Auch das ist Echo oder Nemesis, wie man es nehmen will. Es ist nicht lange her, daß der Vor-

Schimmer sich die modernen Autoren drängten, wie die Mücken nach der Flamme. Wienbarg rieth ja schon einmal, das Romanschlachtfeld den Frauen zu überlassen, und hypochondrische Literaturrichter setzten die schwarze Mütze auf — wie ein englischer justice — wiesen die Suprematie des weiblichen Einflusses in der jetzigen Dichtung nach und erklärten Jeden, der Glück machte und dem verdorbenen Zeitgeschmack genügte, für ein verkapptes Weib. Ist es in der That so weit gekommen, ist die Zeit so ernst geworden, wie die Einen sagen, oder so weichlich, wie es die Andern deuten, daß die Männer alle zur herben, rhadamantusäugigen Publizistik verurtheilt sein und in dem schönen Land der Musen blos rosige Frauenfinger walten sollen? — Die Männer mögen sich beruhigen. Es hängt ja nur von ihnen ab, der Literatur eine andere Richtung zu geben, einen anderen Ton anzustimmen; es gibt noch Gegenden in der Welt des Geistes, wo kein hundert- und tausendfaches Echo den ursprünglichen, urkräftigen Ton übertäubt, verhöhnt und wirkungslos macht. Und dies sind recht eigentlich die Höhen, die freien Gipfelpunkte des Geistes, denen ja der echte Mann entgegenstrebt.

Mögen unsere schreibenden Damen nicht glauben, daß hier ein Kreuzzug gegen sie gepredigt werden soll; ich wollte nur andeuten, daß die Klagen über ihre angebliche Vorherrschaft in der Literatur unmännlich sind. Die Bezeichnung „Echo" soll ihre geistige Thätigkeit nicht herabsetzen; vielmehr, glaube ich, ist damit die Berechtigung derselben anerkannt und ihre Eigenthümlichkeit annäherungsweise bezeichnet. Auch ist hier nicht von dem leeren und äußerlichen, unmittelbar an seinen Urheber gebundenen Widerhall, sondern von dem seelenvollen Echo, von der antwortenden Stimme des Herzens die Rede. Es liegt in der weiblichen Natur, daß sie empfängt, nicht erzeugt, das Empfangene aber in verklärter und zarterer, meist auch in neuer und individueller Gestalt wiedergibt. Ist es nicht schön, ein melodisches Echo alles Schönen und Großen zu sein? Stimmt dies nicht vollkommen zu dem Beruf des Weibes überhaupt? Von Wichtigkeit aber wird es stets für den Denkenden sein müssen, zu hören,

---

wurf des Signalisirens und Porträtirens von Persönlichkeiten den meisten modernen Schriftstellern gemacht wurde. Die Männer haben auch von dieser Taktik Nichts zu fürchten. Dieselbe Waffe steht ja ihnen zu Gebote und sie wäre, wenn sie unritterlich sein wollten, in ihrer Hand bedeutend furchtbarer.

wie die geistigen Bewegungen der Zeit im Herzen der Frauen widerklingen; zu sehen, wie sich die neue Sitten- und Glaubenswelt, an deren Heraufbeschwörung mehr oder minder jede große Literatur arbeitet, in ihren Köpfen malt. Die Frauennatur ist, gerade durch ihren Mangel an großen einseitigen Kräften, — so daß sie sich nicht in spezielle Fachstudien verlieren und die Fühlhörner des gemüthlichen Instincts durch die Schwielen wissenschaftlicher Arbeit vernichten kann — mehr einer naiven und rein menschlichen Bildung fähig. Darum horchen wir ja so gespannt auf das Urtheil der Frauen, darum achten wir ja auf ihren Beifall oder Tadel in Sachen der Poesie eben so aufmerksam und oft noch mehr wie auf das Wort des gelehrten Kunstrichters. Die schreibende Frau verliert allerdings mit ihrer Unbefangenheit viel von diesem feineren Gefühlssinn. Ihre Productionen sind auch mehr ein mittelbares unwillkürliches Urtheil, das mit sympathetischer Dinte geschrieben ist und nicht von jedem Auge entziffert wird. Dies ist nicht buchstäblich zu nehmen. Aber, allgemein überblickt, wird uns die Frauenliteratur ein bald verschönernder, bald verzerrender Spiegel männlich literarischer Richtungen sein. Fast nie hat eine Frau eine neue Bahn gebrochen; wohl aber haben Männer zuweilen eine Bahn eingeschlagen, auf der sie von den Frauen überholt werden mußten. Das Echo klang schöner als der urhebende Schall. Liegt darin nicht auch ein Urtheil? —

Die Romane der Frau von Paalzow — die der terroristische Bauer unlängst mit eisernem Rad gerädert — diese Romane verschlingen alle sonstige Theilnahme des Publicums an der schönen Literatur. So klagen Einige. Sie könnten vielleicht mit noch größerem Rechte diese Klage über die Schriften der Gräfin Hahn-Hahn und der Verfasserin von „Schloß Goczyn“ erheben. Wir sehen in diesen weiblichen Erfolgen nur eine nothwendige Folge des Tones, den das vorige Jahrzehend angegeben. Die Literatur hatte sich während der deutschen Restaurationszeit, an der Hand einer hysterischen, nachtwandelnden Romantik, in die dämmerigen Closets und Dachstübchen des Kunstdilettantismus verirrt und war da unter alten Gemälden, musikalischen Instrumenten, Gypsmodellen, Papageien und Raritäten aller Art eingeschlafen. Als die junge Literatur erwachte, suchte sie einen Ausweg, um zu einer Vermittlung mit dem Leben zu kommen. Statt aber den geraden Weg durch die Haus-

thür zu wählen und sich mit einem kühnen Sprung auf die sonnscheinige Gasse in die Arme des Volkes zu stürzen, machte sie einen Umweg durch den Salon. Durch die „Gesellschaft" sollten Literatur und Leben vermittelt werden. Dies war ein großer Irrthum. In Frankreich ist die Gesellschaft ein Gegebenes; sie ist eine natürliche und nationale Frucht des Staatslebens. Offen stehen ihre Flügelthüren den lauten Strömungen und Widerhallen der Volkswelt; die Grazie wird da nicht durch leises Auftreten, der gute Ton nicht durch Kälte und Gleichgiltigkeit erkauft. Bei uns gibt es Gesellschaften, aber keine Gesellschaft. Was man so nennen könnte, hat in jedem Theile Deutschlands andere Physiognomie, anderen Geist. Was aber wirklich, durch eine gewisse gleichartige Bildung und Haltung, den allgemeinen Namen: deutsche Gesellschaft verdient, ist fast eben so exclusiv, wie die Kunstkreise, fällt in jene Regionen, die sich beinahe in der ganzen civilisirten Welt gleichen, und hat von der eigenthümlich deutschen Natur höchstens das Unpraktische, Rücksichtsvolle und Peinliche an sich. Diese „Gesellschaft" war zu keiner lebendigen Begeisterung für die Bewegungen der Zeit und des Volkes hinzureißen, höchstens zu geistreichen Reflexionen darüber; da konnte eine hochstrebende Literatur keine Wurzel schlagen. Man nahm sie mit Artigkeit auf, man ließ sich vorschwatzen von Philosophie, Politik, Religion — warum nicht? Dies Alles ließ sich benutzen; man bekannte selbst die freisinnigsten Grundsätze, wenn sie manierlich vorgesagt wurden, und ließ sich als Barometer des Fortschrittes, als Blüthe der Nation, als Bahnhof der Zukunft ausrufen. Ohne auf diese Art in Zusammenhang mit dem Leben zu kommen, gewöhnte sich die Literatur blos einen exclusiven Ton an, der ihr das Ohr des Volkes verschloß und doch auch nicht die anerkannte Sprache der Vornehmheit war. Indessen war die Gesellschaft das neu entdeckte gelobte Land, das Schiboleth, die Mode des Tages geworden. Wenn die Literatur mit ihren tiefsinnigsten Fragen und geheimnißvollsten Prophezeihungen sich an die Gesellschaft wandte, wie lebhaft mußte man verlangen, auch Bilder aus dieser Gesellschaft zu sehen, die so lebhaft gleichen Schritt mit der Zeit ging, ja sogar ihr vorauseilte. Ist doch auch in Frankreich die Gesellschaft der nationale Boden, auf dem die Romane spielen. So entstand die Literatur „aus der Gesellschaft": und hier mußten die feinen, kundigen Frauenfinger den Preis gewin-

nen. Der Roman ist die einzige Dichtungsart, die jederzeit ein allgemeines Bedürfniß befriedigt; der Kunstroman war Rococo geworden; der historische hat bei uns nie geblüht; der Roman „aus der Gesellschaft“ schien der einzig mögliche, und so kamen einige vornehm geistreiche Frauen zu dem Monopol auf die Lieferung unterhaltender Lectüre. Auf eine genauere Zeichnung dieser Literaturheldinnen kann ich mich erst in einem folgenden Artikel einlassen. Nur so viel für den Augenblick. Die drei bedeutendsten Erzählerinnen „aus der Gesellschaft“ sind natürlich alle aristokratisch, lassen aber doch das moderne Element, durch welches sie überhaupt Schriftstellerinnen wurden, mehr oder minder durchschimmern. Frau von Paalzow ist conservativ, hausmütterlich nach Art gewisser bürgerthümlicher Höfe, solid, Centrum; Gräfin Hahn-Hahn, malcontent nach oben und unten, aristokratisch-liberal, halb Pückler, halb Lichnowski, torystische Linke; die Verfasserin von „Schloß Goczyn“ dagegen ist beinahe socialistisch in aristokratischen Formen, und gehört weder der Rechten noch der Linken an. Die künstlerischen Lichter und Schatten hängen bei allen Dreien mit diesen Richtungen zusammen. Die beiden letzteren Damen schreiben übrigens einen so espritfunkelnden, damascirten Styl und coquettiren so glücklich mit ihrer subjectiven Weltanschauung, daß man darauf schwören kann, sie sind mehr als eine Nacht mit Heine's Reisebildern, der Lelia und dem jungen Europa zu Bette gegangen.

Allein auch da unterscheidet sich die Goczyn — wir wollen sie kurz bei diesem Namen nennen — von ihrer berühmten Schwester in Apoll sehr vortheilhaft; ihre Reflexion ist nicht so schneidend, ihre Betrachtung fließt nicht so sehr aus geistreichiger Streit- und Originalitätssucht, als aus echt lyrischer Gemüthsbewegung. Die Goczyn hat in ihre Novellen eine Reihe von Gedichten eingestreut, die uns berechtigen, sie zu unseren besten lyrischen Talenten zu zählen. Was dieser Lyrik besonderen Reiz verleiht, ist das byron'sche Echo, das wir heraushören. In diesem Zuge erinnert die Goczyn sehr lebhaft an die geniale Betty Paoli, deren Lieder noch größere Kühnheit des Geistes und eine Gluth der Empfindung athmen, zu der sich selten der weibliche Vers erhebt. Ein Nachklang von Byron's Sturmklängen zittert ohnehin seit lange durch die lebendigsten Wipfel deutscher Literatur und hat noch nicht ausgezittert. Aber nirgends

klingt dies Echo so natürlich und wohlthuend als aus Frauenseelen. An einem Dichter mag der Byron'sche Anklang, wenn er bewußt ist, abstoßen; denn da fühlen wir uns unwillkürlich herausgefordert, den einen Mann nach dem andern zu messen. Nicht so bei einer Dichterin. Ihr ist es unmöglich, die grellen Dissonanzen des Briten, die scharfen Töne seiner Skeptik und Weltverachtung wiederzugeben; nur den stürmischen Herzschlag, die tief zitternde und doch so starke Empfindung seiner Muse können wir wiederfinden; die Sentimentalität, an der sonst die weibliche Lyrik kränkelt, wird zu gesunderem Gefühlslaut. Byron, in's Weibliche übersetzt, scheint vielleicht Manchem ein Unding. Nun, man denke sich eine Geliebte Byron's, die seine Träume noch einmal träumt, die aus seiner Seele Flammen getrunken und ihm die bang austönende Musik namenloser Sehnsucht abgelauscht hat. Byron wird noch mehr als eine Dichterin hervorrufen, wenn ihn die Männerwelt längst verwunden haben wird. Denn man kann annehmen, daß alle gebildeten Mädchenseelen Europas von irgend kühner Phantasie in Byron — verliebt sind. Auch als Dichter besitzt er das Glück Don Juan's. Die Männer aber sollten auf den Todten nicht eifersüchtig sein. —

Doch kehren wir zu unserem Thema zurück. Wer die Erzählungen der Hahn und der Goczyn lies't, wird sich einiger zufälligen Bemerkungen nicht erwehren können — doch nein, sie sind eben nicht zufällig. So eigenthümlich ihre subjectiven Betrachtungen, so treffend oft ihre Aussprüche über Welt und Menschen im Allgemeinen sind, so wenig dauernden Eindruck lassen ihre Versuche zu plastischer Gebildung zurück. Es ist viel Wahrheit in manchen psychologischen Zügen; einzelne Figuren, aber gewöhnlich die nebenstehenden, sind leibhaftig und voll menschlich. Das Ganze ist kein Stück Leben, wie es ein männlicher Geist aus der Gegenwart herausgreift. Liegt die Schuld davon in den Kreisen, aus denen ihre Phantasie schöpft, und die so eng begrenzt, so reich an hohlem Schimmer, so arm an rauher, gesunder Wirklichkeit, so leer an Ereignissen sind, die den ganzen Menschen erfassen und über alle Höhen, wie durch alle Tiefen des Daseins treiben? Es ist mir oft, als hätten diese Erzählerinnen ihre eigenen Helden nur am Theetisch kennen gelernt, als wagten sie es nicht, in einer anderen, als salonsfähigen Situation sie dem Leser zu präsentiren. Am gelungensten sind die Scenen, wo

der Held in ein geist- und gefühlvolles Gespräch mit einer Heldin verwickelt ist; am treffendsten sind gerade die Verwicklungen oder Katastrophen, welche das Peinliche der conventionellen Entfernung, das Schwierige der Annäherung zwischen den spielenden Personen ausdrücken. Den Mann in seinem Kern und Wesen darzustellen, kann man von einer Schriftstellerin nicht verlangen: das Weib in rücksichtsloser Wahrheit zu geben, ist sie zu weiblich zart und parteiisch. Komische Eigenheiten, stereotype Aeußerlichkeiten, namentlich an philiströsen Hausfrauen und Strickstrumpfseelen, wird sie mit unnachahmlicher Feinheit zeichnen; damit werden wir aber auch abgespeist. Der Mann, wenn er schreibt, ist im Stande, jede Rücksicht auf sein oder das andere Geschlecht zu vergessen: ich glaube nicht, daß eine Schriftstellerin aufhören kann, beim Schreiben an ihren männlichen Leser zu denken. Die Liebe ist ein unerschöpfliches Thema, aber nicht für ein und dasselbe Buch, worin sich ein ganzes Leben spiegeln soll. Den Mann faßt der weibliche Autor fast nur in seinem Verhältniß zu den Frauen auf: alle die unzähligen anderen Seiten seines Lebens sind gleichgiltig, oder bleiben unverstanden.*) Die Poesie des Weibes aber ist ja eben nur die Liebe; entweder die Hoffnung der glücklichen, die Erinnerung der unglücklichen, oder die Trauer und die Reue wegen der verlorenen oder verschmähten Liebe. — Kurz, ich möchte den Frauen mehr dauerndes Glück in der Lyrik prophezeihen, als im Roman.

Dies ist die Literatur „aus der Gesellschaft", in der die Frauen Herren des Tages sind. Gönnt ihnen doch das kleine Feld, ihr bitteren Literaturrichter, klagt nicht so unmännlich, als wärt ihr vom Parnaß und vom Meßkatalog ausgeschlossen, ihr Männer, die ihr mit der Feder ackert oder strickt, näht oder streitet. Wenn das Publicum, wie ihr sagt, wirklich nur noch den Frauen horcht und zu ihren Füßen sitzt, so ist es euere Schuld. Habt ihr die wetteifernde Frauenindustrie auch im historischen oder im Volksroman zu fürchten? Ob wohl Wilibald Alexis sein weibliches Gegenstück findet? Ob wohl Scott ein weibliches Echo weckt? Ich zweifle sehr,

*) Merkwürdig ist, daß sowohl bei der Goczyn wie bei der Hahn die Lieblingshelden, die Phantasie- und Gemüthsmenschen fast immer — Diplomaten sein mussen. Es sind freilich junge Diplomaten. Dieser Stand, der sonst so viel mißhandelt wird, ist den beiden Damen nicht wenig Dank schuldig.

Digitized by Google

daß Rank, Willkomm, Lentner oder Auerbach glückliche Rivalinnen finden, die im Schwarz- oder Böhmerwald oder im baierischen Hochgebirge Fußreisen machen, um ein Stück Urnatur, ein Bischen wildwüchsiges Volksleben in ihren Salon heimzubringen. Im Drama freilich, das heißt im Cassenstück, macht die einzige Birch-Pfeiffer der ganzen jungen dramatischen Werdelust viel zu schaffen. Sollte sich für diesen weiblichen Goliath nicht einmal auch ein kleiner David finden? Gegen das politische Lied endlich hat sich die Frauenwelt bis jetzt als bloßes Publicum und zwar als ein sehr empfängliches und dankbares verhalten — man weiß, wie Deutschlands Jungfrauen der Reihe nach für Grün, Karl Beck und Herwegh schwärmten. Noch hat keine literarische Jungfrau von Orleans sich mit der Oriflamme des Fortschritts an die Spitze der radicalen Jugend gestellt — einzelne ausnahmsweise Erscheinungen, wie die gesinnungsvolle Louise Otto, zählen hier nicht. Täglich aber wachsen die männlichen Epigonen von Hoffmann, von Prutz, von Herwegh ꝛc. gestiefelt und gespornt in Schaaren aus der Erde, werden sogar verboten, und das Publicum lies't sie dennoch nicht.

Vollends unglücklich sind unsere deutschen Frauen als Touristinnen. Die Zustände einer Stadt, einer idyllischen Dorfgegend, in der sie sich eingelebt, farbig und gemüthlich vor uns aufzurollen, das wird eine Frau von Geist im Stande sein; und manches poetische Schwalbennest, manches Winkelplätzchen in der Kirche, wo der oder jener alte Mann mit weißen Haaren zu bestimmten Stunden kniete, manches Brücklein, wo eine Herzensgeschichte vorfiel, überhaupt manche vielsagende Kleinigkeit, die dem Blick des Mannes entgangen wäre, wird ihr Gemälde verschönern. Aber aus dem staubigen Wagen als Wildfremder in wildfremden Ländern und Städten auszusteigen, Empfehlungsbriefe abzugeben, Bekanntschaften anzuknüpfen, Notizen zu sammeln, Leute aus allen Ständen auszuhorchen, das sollten Frauen nicht unternehmen. Die armen Geschöpfe warten entweder, ob ihnen nicht ein poetisches Abenteuer von Weitem begegnet, das sie ausmalen können, oder scharren, wenn sie älter sind, ein wenig Medisance und Modeklatsch zusammen. Gräfin Hahn hat die Vegetation, die Landschaften und Fernsichten in Südfrankreich auf das Reizendste radirt; sie hat aber den Fehler begangen, über politische und sociale Verhältnisse sich auch zu äußern. Darin verräth sie so schielende

Ansichten und crasse Inconsequenzen, daß man wohl erwarten kann, sie werde, wenn sie aus dem Orient zurückkehrt, gegen die Ehe und für die Sklaverei schreiben. Hoffentlich wird sie sich aber mehr mit den Zedern des Libanons und den Kameelen Syriens beschäftigen, als mit den Angelegenheiten der Menschheit.

So eben liegt mir ein neues Buch von Therese vor: „Am Theetisch" (Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1844). Therese, Verfasserin des „Falkenberg", „eines Tagebuchs", der „Briefe aus dem Süden u. s. w." ist eine vortreffliche Tagebuchschriftstellerin. Welch ein Zauber liegt für Frauenseelen in dem Worte Tagebuch! Da setzt man sich hin, beim stillen Schein der Lampe, an den eleganten Schreibtisch und hat so viel Gemüth, so viel Weiblichkeit und dabei doch so viel Geist, so viel correcten Styl. Und da vertraut man dem verschwiegenen Papier die geheimsten Kämpfe seines Innern, die kindlichen Träume seiner Phantasie, seine herzzerschneidendsten Gedanken, natürlich blos zur eigenen Erbauung, um sich im Stillen auszuweinen und eine schwere Last von seinem Herzen zu wälzen. Den anderen Morgen aber wird diese Last in die Druckerei einer Zeitschrift geschickt, aus der sie später zum Verleger und als öffentliches Tagebuch in die Welt wandert. Davon abgesehen, hat Therese, ebenfalls eine Frau von Stande, in der That Geist, Geschmack und Styl. „Am Theetisch" enthält einige allerliebste Reiseskizzen aus der Schweiz, Belgien und Holland; sehr interessant ist, was sie über einige berühmte Gemälde, was sie in Weimar über Goethe denkt. Das bekundet aber noch kein touristisches Talent; sie hatte seit früher Jugend Zeit, über Goethe, Van Dyk und Meister Erwin nachzudenken. Da finde ich auch „Blicke auf St. Petersburg". Wie umgewandelt ist plötzlich diese Feder, die über den civilisirten Westen so voll scharf gespitzter, in die tiefsten Strömungen der Zeit getauchter Aussprüche war! Wie schüchtern bewundernd, wie kindlich optimistisch, wie ganz frauenhaft wandelt sie durch den Marmorsaal, den Winterpalast! Da ist kein unweibliches Raisonnement, kein selbständiger Zweifel, keine ernste Frage mehr nach den Zwecken menschlichen Treibens! Es ist Alles so wunderbar, so prächtig, die Prinzessinnen sind alle leibhafte Engel, und die Großfürsten geborne Heroen. Graf B.? — Liebenswürdig. Fürst Cz.? — Verehrungswürdig. Gräfin X.? — Zum Küssen. Fürstin Y.? — Zum Anbeten. — Wir verlangen von

einer Frau nicht, daß sie den Marquis de Custine spiele. Nur sich selbst etwas mehr gleich bleiben sollte sie.

In Petersburg lebte ein Wunderkind Elisabeth Kulmann, eine deutsche Dichterin. Ihre Eltern waren aus Deutschland hingewandert und ihr Genius blieb der Muttersprache treu; sie dichtete aber auch in russischer, italienischer und griechischer Sprache. Ihre Lieder sind oft von unmittelbarer Kindlichkeit und antiker Naivetät. Man könnte dreist viele ihrer Gedichte für althellenische ausgeben, käme nicht nothwendig manche moderne Vorstellung und modernes Wissen darin vor. Sie lebte in sehr dürftigen Verhältnissen und starb vor ihrem zwanzigsten Jahre. Ein Band ihrer Gedichte in deutscher, italienischer und russischer Sprache, in St. Petersburg gedruckt, zeigt ihr Bildniß im Profil. Auch die Schönheit ihrer Züge trug einen ganz antiken Charakter. — Schade, daß Therese, wie es scheint, um diese Dichterin Nichts gewußt hat. Vielleicht hätte sie, bei ihrer Anwesenheit in Rußland, über das Leben derselben nähere Kunde bringen können. Eine vollständige Ausgabe von Kulmann's deutschen Poesien fehlt noch.

Digitized by Google

Streifzüge im Norden.

I.

Von Petersburg nach Lübeck.

Rückblick. — Der Deutsche in Petersburg und der Russe in Deutschland. — Russische Fata Morgana. — Die Lübecker Dampfschifffahrt. — Revolution. — Lübecker Zustände. — Gebäude. — Gesellschaft.

Der Herbst spielte schon auf den schönen Baumgruppen, welche die Gebäude der Badeanstalt umgeben, als ich bei Travemünde wieder deutschen Boden betrat. Nothwendige Geschäfte hatten mich einen großen Theil des Sommers in der russischen Residenz festgehalten, aber Niemand war froher als ich, da ich wieder an Bord des großen, schönen Nicolay stand, da Kronstadt mit seinen starken Batterien allmälig verschwand und jeder Radschlag mich der deutschen Heimath näher brachte! Wenn man in England und Frankreich mannichfach an das erinnert wird, was uns Deutschen fehlt, so lernt man in Rußland wenigstens das schätzen, was wir besitzen. Was ich in Petersburg gesehen, was ich in Petersburg gehört, hat mich nur allzu sehr davon überzeugt, daß es in Rußland eigentlich noch an allen wahrhaften Culturmomenten fehlt, daß Alles auf eine blendende Tünche hinausläuft, die doch niemals recht Stand halten will. Der Deutsche würde in Petersburg schwerlich entbehrt werden können. Es liegen dem russischen Volke noch alle Beziehungen des europäischen

Städtelebens zu fern; es ist noch viel zu sehr vom asiatischen Steppenthum, vom Moskowiter- und Baschkirenthum umflort, als daß es Städte und städtisches Leben schaffen könnte. Peter der Große trieb die Bauern seines Reiches aus Astrachan und von den Grenzen Chinas zusammen und bevölkerte damit Petersburg; es bedurfte der Masse, aber um die barbarischen Rudel zu begrenzen und zu organisiren, wurde Deutschland nothwendig. Es fehlt in Rußland der Mittelstand, die wahre Wesenheit der Städte und der productiven Gesellschaft. Darum mußte sich Deutschland zwischen den russischen Knechten und Herren ins Mittel legen. Auf diese Art ist Petersburg geworden. Alles, was dient und kriecht, ist moskowitisch in Petersburg; Alles, was herrscht und glänzt, trägt gleichfalls den russischen Stempel; aber Alles, was schafft und waltet in stiller Behäbigkeit, was, Rußlands beide Extreme versöhnend, eine rein bürgerliche Stellung geltend zu machen sucht und die materielle, so wie die geistige Seite zur Anschauung bringen möchte, das ist deutsch oder doch deutscher Abkunft. Nicht in einspännigen Carossen jagt das Petersburger Deutschthum umher, es macht auch keine Reisen nach Italien und sieht nicht aristokratisch durch die Lorgnette auf den Pöbel, aber es steht auch nicht in goldbetreßten Livreen auf Wagenbrettern und stinkt auch nicht nach Knoblauch und Branntwein. Es ist productiv und bürgerlich nett; es versorgt die stolze Kaiserstadt mit den alltäglichsten Bedürfnissen, und sehr bezeichnend scheint es mir für die deutsche Stellung in Petersburg zu sein, daß die sämmtlichen Bäcker dieser Stadt geborene Deutsche sind. Würde der Czarenstadt jemals das deutsche Lebensbrod entzogen und sie auf altrussische Elemente beschränkt, so würde sie jedenfalls verwildern und zerfallen müssen, ob sie auch jetzt, wo des deutschen Kernbrodes die Fülle in ihr, diesen alltäglichen Nahrungsstoff nur wenig zu beachten scheint. Deutschland herrscht in Petersburg, weil es dient. Es steht am Krämertische und sitzt im Comptoir, es müht sich als Hauslehrer ab, es knetet den Roggenteig und schwingt die Nadel; es ist immer der alte, bezipfelte, fleißige deutsche Philister.

Deutschland, welches nun schon seit drei Jahrhunderten mit aller Kraft an seiner geistigen und nationalen Einigung arbeitet, ohne dahin gelangen zu können, hilft hier dem Slaventhum zur Cultur und müht sich ab, es bei den Völkern Europas courfähig zu machen.

Ist denn der Deutsche wirklich bestimmt, immer der Packesel fremder Nationen zu sein?

So arbeitet das deutsche Petersburg, während das russische sich das Geschäft des dolce far niente sowohl auf dem geglätteten Parquet des Salons und in den Seidenpolstern der Carossen, als auch im alten moskowitischen Schmutze, in Küchen und Bedientenzimmern vorzubehalten verstand. In jeder bürgerlichen, in jeder geistigen und schlicht socialen Beziehung ist die deutsche Bestrebung von umfassender Bedeutung geworden und ist von ihr der Ausschlag zu erwarten; wo aber die russische Diplomatik ihre Rollen antritt, dort zeigt Rußland sich in seiner ganzen Ausschließlichkeit eben so stark wie in den Bedientenzimmern. Deutsch sind die Herzkammern Petersburgs, russisch der Fuß im stinkenden Juchtenleder und auch der Kopf mit dem noblen Air und dem diplomatischen Schnurrbart; deutsch ist der Amboß, russisch der Hammer, aber der Hammer nützt Nichts ohne die Unterlage.

Und auch das polirte, geschminkte, aristokratische, diplomatische Rußland, dessen Fäden von Teheran bis Paris, von Stockholm bis Konstantinopel sich dort an der Newa, wo die Flagge auf dem Kaiserpalaste von der Anwesenheit des Herrn Kunde gibt, zum feinsten Mittelpunkte vereinen, auch dieses ist Deutschlands noch bedürftig. Während der Gedanke an die russische Weltbedeutung es nicht verläßt, strebt es aus Kaiserpalästen und aus sklavisch hündelnder Umgebung in unsere deutschen Thäler hinaus, um sich erst dort die europäische Weltanschauung zu erringen, um an den Ufern des Rheins in einer Natur zu schwelgen, die dem Norden versagt blieb. Müssen doch unsere deutschen Bitterlinge und Säuerlinge alljährlich die russischen Unterleiber durchziehen, — freilich durchzieht uns Rußland dafür wieder sehr bitter! Hat sich Rußland aber bis jetzt nur europäische Politur errungen und steigt es noch nicht mit heiligem Ernste in die tiefsten Schachte der europäischen Bildung hinab, so ist der Grund dieser Oberflächlichkeit, die mit Eisenbahnen, schnurrbärtigen Garderegimentern und mit einer Taglioni, ja mit einem Ministerium für Volksaufklärung zu coquettiren beliebt, theils in dem äffischen Nationalcharakter der Russen, theils im Regierungsprincipe zu suchen und nicht in Deutschland, welches mit allzu viel Eifer und Gutmüthigkeit seine Goldstufen und alle seine, durch den Schweiß

vieler Jahrhunderte mühsam errungenen Bildungstrophäen auf allen Märkten feil bietet, allen Nationen überläßt und sich kaum die Lumpen zu seiner eigenen Bedeckung zu wahren versteht.

In Petersburg hat Peter die Klammer geschmiedet, welche sich über die Ostsee in's deutsche und dadurch in den Mittelpunkt des europäischen Lebens hineinschlägt; Petersburg ist ein langer und scharfer Rüssel, der durch das dortige Deutschthum seinen Theil von unseren Geisteserwerbungen an sich zu saugen versteht. Der Deutsche selber nährt die Macht, von der Alles zu fürchten, die sein warmes Leben, seinen träumerischen Kosmopolitismus nur mit kaltem Egoismus für ihre geheimen Zwecke benützt! Das deutsche Mark der Ostseeprovinzen und die deutschen Elemente Petersburgs sind bestimmt, jene Kräfte zu entwickeln, die noch schlummern und immer bereit sein werden, zum Danke für das, was Deutschland ihnen gethan, auf die Vernichtung der germanischen Welt auszugehen.

Es ist erstaunlich und wohl zu beachten, mit welcher Geringschätzung der Russe auf den Deutschen herabblickt. Der gemeine, kothige Russe, der Leibeigene im schmutzigen Schafspelz hält sich zur Herrschaft über den thätigen, fleißigen Deutschen berufen, und wir Alle wissen ja, daß im russischen Cabinete Pläne gesponnen werden, die jenem Instincte des gemeinen Mannes ganz analog sind. Aber man ist zu klug, um damit schroff hervorzutreten, man manövrirt im Stillen und bleibt unermüdlich. Die serbisch-österreichische Frage ist eine russische Frage geworden, die Ostsee ist ein russisches Binnenwasser, Dänemark wird durch eine Heirath immer tiefer in's russische Interesse gezogen, die meisten kleinen deutschen Höfe sind es bereits. Der Geist des todten Polens hätte uns Vieles von unserer Zukunft zu sagen und viele Nägelmale zu weisen, aber wir sehen in unseren Thälern nicht die Wolke, welche sich vielleicht an den Abhängen des Urals langsam entwickelt. Die Prätensionen des Russen wachsen bedeutend. Es ist mir mehr als einmal begegnet, daß ich auf Reisen in Deutschland mit einem Moskowiter zusammentraf, der sich unser Vaterland wie eine schöne Provinz seines Czaren ansah. Schon ein Blick auf Rußland sollte unsere Fürsten lehren, was Noth thut; sollte sie unermüdlich werden lassen, die Einheit und die Freiheit der Nation zu begünstigen und zu stärken, denn das einige und das freie Deutschland braucht den starkknochigen Kosaken und den schlitzäugigen

Baschkiren nicht zu fürchten, der Geist der Nation ist die stärkste Mauer. Mögen die Russen sich dann immerhin bis an den Rhein zeigen, — es kann gut sein, wenn die schlauen Larven von Allen gesehen werden. Die Geister glühen schon jetzt zu sehr in Haß und Erbitterung gegen den Russen, selbst die preußischen Gardelieutenants bringen geheime Pereats aus; der deutsche Geist ist schon jetzt in allen Schichten zu lebendig geworden, als daß sich an eine Unterjochung vom Moskowiter denken ließe *), selbst wenn sich Bündnisse, analog dem Rheinbund, erneuern. Die russische Diplomatie mag noch so schlau ihre Karten mischen und Heirathstractate schließen: es stehen ihr nicht Cabinetsinteressen, es steht ihr ein Volk, es steht ihr das Princip der Civilisation und der Freiheit gegenüber.

Wie der Dampf überhaupt zum Träger des modernen Lebens geworden ist und vereint hat, was lange getrennt war, so ist auch Rußland uns durch die Dampfschifffahrt auf dem baltischen Meere näher getreten. Es ist eine monopolisirte Dampfschifffahrt zwischen Petersburg und Lübeck eingerichtet; — es weht viel russischer Wind in Lübeck, in der freien Reichs- und Hansestadt und der russische Generalconsul, Herr v. Schlözer, ist dort ein wichtiger Mann, wo man einst Könige ab- und einsetzen konnte und nun einen harten Schlag erwarten muß, wenn der große Czar Miene macht, das Monopol aufzuheben! Es fahren drei große Dampfschiffe zwischen dem russischen Norden und Deutschland. Früher war die Verbindung sehr lose; wer sich nicht Ewigkeiten hindurch auf Rußlands, Polens und Preußens Landwegen, oder in engen Kajütenräumen der vom Sturm wochenlang hin- und hergetriebenen Segelschiffe zermartern lassen wollte, der blieb daheim und unterdrückte den Wunsch nach Reisen, Freiheit und höherer Cultur. Nun aber schmaucht ihm das Dampfboot entgegen, in vier Tagen kann er in Hamburg, in sieben Tagen in Paris sein. Dies lockt Viele. Schaarenweise steigt Rußland zu Schiffe, bei Travemünde ergießt es sich über das deutsche Land. Was früher sein Leben durchhockte, das nimmt ein

*) Wir glauben nicht, daß Rußland je ernstlich an eine Eroberung Deutschlands gedacht hat; dazu ist es zu schlau. Es denkt wohl eher daran, in Deutschland durch seinen Einfluß zu herrschen, wie eine andere Macht in Italien — freilich nicht in so schonender Weise. Die Red.

europäisches Sonnenbad, verdorbene Unterleiber werden in Deutschland gesund, erdfahle Gesichter röthen sich auf den Gipfeln der Schweiz und in den Ebenen Italiens, Rußlands schmutzige Leibwäsche — ein Lieblingsgegenstand der vornehmsten Russen — wenn sie auch unter Schein und Glanz, unter noblen Oberkleidern und strahlenden Orden verborgen war, kommt nun doch einmal in die Hände der alten, ehrlichen, unermüdlichen deutschen Waschfrau.

Wie lange ist es her, da galt der Russe noch in unseren deutschen Thälern, Bädern und am sonnigen Rhein als wirkliches Wunderthier, jetzt schaukeln seine leicht erkenntlichen Wagen überall, auf allen Straßen umher. Der Russe hat keine Theilnahme für uns, für unsern politischen Gram, für unseren leidenschaftlichen Kampf, für unsere chronischen Bewegungen; aber er beobachtet mit Scharfsinn, vielleicht auch mit Spott und Schadenfreude. Es bleibt eine unläugbare Thatsache, daß der Russe bei uns politische Klinik zu studiren und an dem Krankenbette einer nicht geviertheilten, sondern fast gevierzigtheilten Nation die herrschenden Hirn- und die wechselnden Unterleibsschwächen in ihren offenen und versteckten Symptomen kennen zu lernen. Indem der Russe so nur ein Auge für Deutschlands Schwächen hat, sieht er die Kraft und die Tüchtigkeit desselben nicht und kann dafür immer einmal zu voreiligen Schlüssen und Versuchen verleitet werden. Hier auf der Ostsee findet die Völkerwanderung in das große Klinikum statt. Umgekehrt aber zieht auch Deutschland leichter und massenhafter nach Rußland und fördert so, hier wie dort, die Entwicklung der Moskowiter. Rußlands Staatsräthe sonnen sich jetzt auf den Hügeln des Rheins und der russischen Literatur kannst Du alljährlich an Bord jener Schiffe leibhaftig begegnen. Hier findest Du die Träger der russischen Größe, denen ein ruhiger, contemplativer Sommer in unseren Bädern entgegenglänzt; Rußlands die Welt umnetzende Couriere erblickst Du, die heilige Mappe auf der Brust und den Säbel an der Seite, und wiederum erblickst Du das leichtfertige Volk der deutschen Künstler, welches kein Vaterland kennt und das Gold über Alles schätzt, so wie Gestalten aus allen Nationen in bunter Vermischung.

Aber, ach! Da stand ich nun im Gewühl und Gedränge der Reisenden, unter den Bergen des hin und her gestoßenen Gepäckes,

unter zudringlichen Fuhrleuten und Lohnträgern an dem Landungsplatze der kleinen Lübeckschen Hafenstadt Travemünde an der Ostsee und bekam allerlei wunderliche Gedanken! Als ich noch auf der See war, konnte ich mir gar nicht denken, daß ich Deutschland ganz so wieder finden würde, wie ich es verlassen hatte; meine Phantasie hatte mir allerlei große Veränderungen vorgezaubert. In Petersburg hatte ich nur den Hamburger Correspondenten und die preußische Staatszeitung gesehen. Wie es aber bekanntlich vor der Revolution in Frankreich eine Adelsklasse von Weniger als gar Nichts gab, so sind eben diese Journale von Weniger als gar Nichts und ich hätte Unrecht gethan, nach ihnen auf die deutschen Zustände zu schließen. Hat der deutsche Bund vielleicht die Carlsbader Beschlüsse aufgehoben? Ist Luther etwa in die Walhalla gekommen? Ist Friedrich Förster an einem Gelegenheitsgedichte gestorben? Ist Barbarossa aus dem Kyffhäuser heraus? Ist der Meßkatalog bis über die Hälfte herabgeschmolzen? Ist die Mecklenburgische Lebensfrage von den rothen Röcken der bürgerlichen Gutsbesitzer endlich erledigt und hat die Literarische aufgehört zu erscheinen? — Das und viel Anderes ging mir durch den Kopf, während die meisten meiner Reisegenossen an der Seekrankheit litten und ein russischer Fürst eine Flasche Champagner nach der andern trank, bis sein Diener ihn in die Kajüte und in's Schlafcabinet führte. Jetzt aber stand ich endlich auf deutschem Grunde. Die derben deutschen Gesichter rings umher zeigten kaum etwas Anderes, als Geldgier oder Stumpfsinn, und anstatt daß man meine Fragen beantwortet hätte, erfuhr ich, was ich nicht erwartet hatte, — ja eher wäre der Himmel eingestürzt, — in der freien Hansestadt Lübeck sei eine Julirevolution gewesen! — Diese Nachricht wirkte so sehr erschütternd auf mich, daß ich mich noch bei der Erinnerung an den ersten Eindruck nicht so leicht sammeln kann. —

Vielleicht habe ich dem Kutscher ein paar Thaler über die Taxe gegeben, wenigstens schien mir der Preis für den Wagen enorm. Aus meinem Rosselenker war Nichts herauszubringen. Als wir durch Travemünde fuhren, blies er in's Horn. Es war mir ganz so, als sei es die gewaltige Marseillaise. Eine Revolution und in Lübeck!

Wie hat sich Deutschland in den drei Monaten deiner Abwesenheit geändert! —

Im Goldglanz der sinkenden Sonne zeigten sich jetzt Lübecks spitze Thürme am Saume der Ebene. Ich hatte niemals Lübeck gesehen, aber ich wußte keine deutsche Stadt, vielleicht Nürnberg ausgenommen, die schon auf das Gemüth des Knaben einen so tiefen Eindruck gemacht hätte und an die sich so viel große Erinnerungen knüpften. Jetzt lag das Bild vor mir. Spitze, scharf vom purpurrothen Abendhimmel umrissene Thürme deuteten die gesunkene Königin der gesunkenen Hansa an. Das Princip der Hansa war nicht poetisch, wohl aber ihre Erscheinung. Verbündete deutsche Städte hielten eine Flotte, welche die Meere beherrschte und vor der mehr als einmal die Könige gezittert haben, und jetzt — das ganze Deutschland hat keine, kein Schiff, keine deutsche Flagge! Unter den reichen Hansastädten war Lübeck das Hauptjuwel, die Städte des mittlern Deutschlands verbanden sich damit, die reichen Burgundischen Städte führten die große Handelskette bis an den Canal und, prächtig entfaltet durch das Kreuzzugleben, schlossen sich ihnen wieder die italienischen Staaten Venedig, Florenz, Genua, Pisa an. Damals war die Ostsee die Handelsstraße Lübeck der Markt des Nordens, es zeigte sich da ein Handelsgetreibe, dessen Großartigkeit wir jetzt kaum zu ahnen vermögen. Wenn man nur weiß, daß Lübeck auf demselben Raume, wo jetzt 24,000 Einwohner leben, einst 200,000 umfaßte, so fühlt man schon, welche gewaltige Veränderungen mit dieser Stadt vorgegangen sind und mir wurde ein Aufstand immer natürlicher. War es doch die Stadt des kühnen Johann Wullenweber, in die ich einzog! Jeden Augenblick dachte ich die trotzathmenden mittelalterlichen Bürger aus dem Boden steigen, die Häuser der Patrizier stürmen und an ihre Thore mit Äxten klopfen zu sehen. Aber die Leute, welche mir begegneten, sahen keineswegs wie Rebellen aus, es war keine von den Leidenschaften in ihren Gesichtern zu lesen, welche sonst eine Revolution zu erwecken pflegt, es schienen eben nur ruhige Bürger zu sein, welche frische Luft schöpfen wollten.

Und als ich dann an der Abendtafel im Gasthofe zur Stadt Hamburg am Klingenberge saß, wie war ich voller Scham, daß ich dem ruhigen deutschen Bürger eine Revolution hatte zutrauen

können! Die Julirevolution Lübecks schmolz zu Straßentumulten zusammen und war mit einer allgemeinen Durchprügelung mehrerer Hundert von Handwerkerjungen von Seiten der Polizei beschlossen worden. Die größten Thaten der Revolution waren das Zerschmettern der sämmtlichen Straßenlaternen, so wie das Einwerfen der Fensterscheiben an den Häusern eines Schneiders und eines Senators gewesen. Das Letztere frappirte mich denn doch etwas! Der Senator hieß Behrens; er soll ein beim Volke sehr unbeliebter Mann sein. Es cursirten eine Menge von Spottgedichten auf ihn und seine Collegen; einige waren nicht ohne Witz. Die Veranlassung der Straßentumulte sollen Militärsachen gewesen sein: der Grund lag tiefer, wie man auch an unsrer Abendtafel allgemein annahm. Lübeck ist nicht blos durch den Umschwung der Zeitverhältnisse gesunken, es hat sich vieles selbst zuzuschreiben. Es krankt an seiner Verfassung, der ganze Wust des mittelalterlichen Corporationswesens ist hier beibehalten worden. Das, was die französische Revolution aller Welt gelehrt hat, ist hier verschmäht, und man kann sagen, der Unterthan des Königs von Preußen bewegt sich in weit freieren Verhältnissen, als der republikanische Bürger Lübecks. Börne hat Recht, die hansastädtischen Republiken zeigen uns nur, wie Republiken nicht sein sollen. Der Senat ergänzt sich selber und die Vertretung der Bürgerschaft ist eine Chimäre; nur der Kaufmann wird mit Nachdruck vertreten, die übrigen Stände gelten Nichts. Der Gelehrte ist von allem Mitthaten und Mitrathen ausgeschlossen. Das ganze Landgebiet ist im Zustande einer Unmündigkeit, welche selbst den Verfügungen der deutschen Bundesacte zuwider ist, und von einer Trennung der Administration und Justiz ist hier noch gar nicht die Rede. Bei Besetzung der Aemter soll nach dem einseitigsten Nepotismus verfahren werden; man muß entweder ein banquerotter Kaufmann oder aus irgend einer aristokratisirenden Familie sein, um eine Pfründe zu erlangen. Es ist traurig, daß man in Lübeck nicht zu einem schnellen Entschluß kommen kann; man zögert von Jahr zu Jahr, die bestehenden Verhältnisse sind mit dem Geiste der Zeit in dem schreiendsten Widerspruche, die Armuth steigert sich alle Jahr, der Handel sinkt immer tiefer, und doch hat man nicht den Muth, sich zu einem lebendigen Gemeingeiste zu erheben. Es mag die Schuld wohl nicht blos an dem Senate liegen, son-

Digitized by Google

dern gewiß eben so sehr an der Bürgerschaft, welche sich nicht über vermoderte Corporationsprivilegien und Interessen zu erheben weiß und allenthalben indifferent ist, wo es nicht auf die Steuern ankommt. Daß eine schlechte Verfassung die Finanzen ruinirt, ist allgemein anerkannt, hier scheint man Nichts davon wissen zu wollen. Die Lübeck'sche Verfassung hemmt durch ihren zünftigen Egoismus die freie Entwicklung aller Kräfte; der Industrie ist durch sie alles Terrain genommen, und dem Handel werden die größten Hemmnisse in den Weg gelegt.

Man klagte denn auch bei Tisch über den immer tiefer sinkenden Preis der Häuser, welche man für den zehnten bis zwölften Theil ihres Werthes kaufen kann, und über die immer zunehmenden Banquerotte. Das Alles sind Symptome einer gefährlichen Krankheit. Es wäre doch traurig, wenn Lübeck, eine der ehrwürdigsten Städte, die so manchem Sturme muthig getrotzt hat, ihre Souveränität niederlegen und sich unter das Szepter eines Fürsten beugen müßte. Herr Geibel konnte so hübsch singen: „Es herrscht kein Fürst, wo ich geboren." Im Volke freilich soll man nur Heil von einem solchen Schritte erwarten, und mit Mißtrauen auf die eigenen Staatsbehörden blicken.

Demungeachtet ist Lübeck eine sehr sehenswerthe Stadt, und ich bereue es wahrlich nicht, ein paar Tage in ihr verweilt zu haben. Schon die Umgebung ist reizend, sie trägt den üppigen, fruchtbaren Charakter Holsteins. Man bekommt in Lübeck recht einen Begriff von dem Städteleben des Mittelalters. Wie eigenthümlich wirkt die Architektonik dieser engen „Gruben" auf ein Auge, welches den charakterlosen Baustyl der breiten Berliner Straßen gewohnt ist. Unsere Vorfahren waren derbe, ehrliche Leute, sie liebten das Maskiren nicht, auch nicht an ihren Häusern. Darum wichen sie denn auch in der Form ihrer Häusergiebel nicht von der natürlichen Form des Daches ab, und bauten nicht in die Breite, nicht in's Horizontale, sondern empor, in ihren Häusern, wie in ihren Kirchen! Man muß diese Lübeckschen Straßen mit ihren starken, emporstrebenden Treppengiebeln im Lichte der sinkenden Sonne sehen, — es ist ein wunderbarer, tief ergreifender malerischer Anblick!

Eine der großartigsten und interessantesten Kirchen Deutschlands und überhaupt aller, die ich jemals gesehen habe, ist unzweifelhaft

die Marienkirche hier. Sie ist im gothischen Style gebaut und aus Backsteinen aufgeführt. Ihre Thürme von seltener Höhe sind aber nicht, wie die Münster am Rhein, durchbrochen, sondern in der bekannten Zuckerhutform; es scheint mir, als ob man dabei auf den zerstörenden Einfluß der Seeluft Rücksicht genommen habe. Auch dieses großartige Bauwerk eines frommen, katholischen Sinnes soll der Sage nach, wie so manche andere Kirche Deutschlands, von einem geprellten Teufel erbaut worden sein. Diese Kirche hat die schönsten und belebtesten Tage Lübecks gesehen; — es wird kein Ave mehr in ihren Capellen gebetet, es wirbeln seit drei Jahrhunderten keine Weihrauchwolken mehr durch ihre Hallen, aber man hat ihr den katholischen Grundcharakter nicht nehmen können. Der Katholicismus, wie er sich hier ausprägt, lebt in dem heiteren Reiche der Sinnlichkeit, der heiteren Kunst und des Reichthums. Der Lübecker Dom dagegen repräsentirt die katholische Weltanschauung der Hierarchie. Hier schwingen sich die Säulen nicht hoch und luftig empor, die Gänge sind eng und gedrückt, das Tageslicht bricht matt durch die kleinen Fenster, man glaubt überall die Mönche umherschlürfen zu sehen und ein ex profundis zu hören. Allenthalben Thüren, verborgene Winkel, wohin das Tageslicht nicht dringt. An den Seiten die prächtigen und allmälig verfallenden Capellen der ältesten Geschlechter Lübecks und der stolzen Bischöfe, die hier herrschten und so oft mit der Stadt im Kampfe lagen. In der Mitte der großen Halle erhebt sich ein riesiges Kreuz, und an den Seiten desselben hat sich ein Bischof mit seiner Beischläferin in Lebensgröße aufstellen lassen. Auf den Grabstätten anderer Bischöfe sind eine Menge geschwänzter und fratzenschneidender Teufelchen angebracht; — das ist der derbe Humor des deutschen Mittelalters!

Einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht auch das Holsteinthor mit seinen dicken Seitenthürmen; es erinnert lebhaft an die massiven Vertheidigungswerke des Mittelalters. An der Außenseite sitzt der riesige Reichsadler mit dem Lübeckschen Wappen im Herzen, über die ganze Fronte steht geschrieben: Concordia domi et foris pax und zwischen den einzelnen Worten S P Q L Senatus Populusque Lubecensis. — Man hat diese Ausdrücke des alten Lübeckschen Selbstgefühls neulich wieder aufputzen lassen, und Ammen und Kinder begaffen die goldig flimmernden Worte!

Digitized by Google

Mir wurde das Vergnügen zu Theil, noch am letzten Abend meiner Anwesenheit in Lübeck in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Herr T..., dem ich ein Mal in Berlin eine kleine Gefälligkeit leisten konnte und der hier wohnhaft ist, hatte die Güte, mich auf sein Landhaus einzuladen. Es ist hier allgemein Sitte, für den Sommer „auf dem Garten" zu wohnen; wer kein Landhaus als Eigenthum hat, der wohnt darin zur Miethe. Frau und Kinder sind den ganzen Tag draußen, der Mann kommt Abends nach. Die Gesellschaft, worin ich mich befand, war sehr liebenswürdig, und ich bemerkte im Allgemeinen einen achtungswerthen Grad der Bildung, namentlich unter den Damen. Man sagt in Deutschland allgemein, daß die Lübecker die prächtigsten Kerle sind, aber sie müßten sich außerhalb Lübecks befinden, und das schien sich auch mir zu bestätigen, denn wir waren wirklich außerhalb Lübecks. Die alten Thürme der Stadt wurden uns nur über den hohen Baumalleen des Walles sichtbar. Der Ton verlor allmälig jene Steifheit und jene spanische Grandezza, welche der Norddeutsche einmal nicht ablegen kann, und wurde dann durchaus ungezwungen. Man liebt hier Musik ganz leidenschaftlich, und soll sich auch mehr und mehr mit Literatur beschäftigen, seitdem mehrere Lübecker wie Geibel, Saß, Röse und andere von sich zu reden geben.

In allgemeiner Heiterkeit trennten wir uns am späten Abend, nachdem schon viele beim Eintritt der Thorsperre gegangen waren. Und ich beschloß am nächsten Morgen nach einer Schwesterstadt Lübecks zu fahren, die auch noch an der Thorsperre leidet — nach Hamburg.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Revue der Zeitungen.

Die Deutschen in Griechenland. — Schuselka und Französisch.

Unser deutscher Nationalsinn, das heißt der zeitungsschreibende, geberdet sich noch immer, als wäre er wirklich erst im Jahre 1840 auf die Welt gekommen. So kindisch und so taktlos, so blind und so schwachbeinig. Die Zeitungspresse liefert täglich nur zu viele Beispiele. Sollte die Schuld blos an den Zeitungsschreibern liegen? Oder liegt sie in den Verhältnissen und Rücksichten, die dem Nationalsinn keinen rechten Halt gewahren und, nach gewissen Gesetzen der Strahlenbrechung, seinen graden Blick zum schielenden machen? — Als die Griechen jüngst durch eine heftige Demonstration sich eine längst versprochene Verfassung erzwangen, wurden zugleich die sogenannten Bavaresen, d. h. die in Griechenland angesiedelten Deutschen, aus dem Lande vertrieben. Die Deutschen, die im Heer oder in der Verwaltung dienten, wurden abgesetzt, deutsche Handwerker, Oekonomen und Künstler, sogar Philhellenen, die in der Zeit des Befreiungskrieges und nicht, wie Andere, aus Speculation nach Hellas gekommen waren, sollten schleunigst nach Hause zurückkehren. Diese Bavaresen waren ohne Existenz- und Reisemittel und Griechenland unterstützte sie nicht; ja der griechische Pöbel erlaubte sich gegen Viele derselben Hohn und Mißhandlung der verschiedensten Art. Dies Alles soll nicht bemäntelt oder entschuldigt werden; wir wollen sogar annehmen, daß in die Berichte über diese Verfolgung der Deutschen sich durchaus keine Uebertreibung eingeschlichen hat. Was thaten da die deutschen Zeitungen? Wenige waren, die es nicht für ihre Pflicht gehalten hätten, über den Undank, die Herzlosigkeit, die Treu-

Digitized by Google

lostigkeit, die Abscheulichkeit des griechischen Volkscharakters überhaupt in lärmenden Worten herzufahren. Man sah aber vielen dieser Griechenfeinde an, wie forcirt ihr Haß war; wie sie nur deshalb mit in die Verwünschungen gegen Hellas ausbrachen, weil sie es für ihre Pflicht hielten. An eine andere Pflicht dachten sie nicht. Der deutsche Sinn neigt von Natur zur Gerechtigkeit, und es sieht darum mehr als komisch aus, wenn er sich vornimmt, aus Patriotismus und Pflichtgefühl, ohne Leidenschaft und Aufwallung, ungerecht — mit Bewußtsein ungerecht zu sein. Wir glauben, die Presse konnte in dieser Sache sich viel nationaler und doch vollkommen gerecht äußern. — Wir sind überzeugt, die meisten jener nationalen Eiferer werden, wenn sie an ihre Brust schlagen, bekennen: Das Verfahren der Griechen war erklärlich und verzeihlich. Sie haben nicht darum mit Aufopferung aller irdischen Güter den langwierigen, verzweifelt blutigen Freiheitskrieg bestanden, um sich nachher von Fremden schulmeistern zu lassen. Ist es nicht genug, daß sie, in äußerer Politik, bald russischer, bald französischer, bald englischer Diplomatie als Spielkarten dienen müssen? Sollten sie auch im Innern sich von fremden Herren gängeln und commandiren, im besten Falle mit sich experimentiren lassen? Man haßte den baierischen Einfluß und sah die Deutschen als seine Träger und Stützen an. Hellas sollte keine baierische Acquisition, sein König nicht durch eine Unzahl von deutschen Staatsdienern gehindert werden, national-griechisch zu sein. Dieser über zehn Jahre lang verhaltene und unterdrückte Unmuth mag bei seinem Ausbruch die politische Bedeutung der Bavaresen zu hoch angeschlagen haben. Gewiß aber ist, daß der baierisch-griechische Beamte, wenn er an sich noch so wohlmeinend war, Griechenland nur auf seine büreaukratische Weise beglücken wollte und keineswegs die patriotische Sehnsucht der Hellenen nach einer freien Verfassung theilte. Abgesehen von jenen edleren Philhellenen, die aus Begeisterung für das alte Hellas sich den kämpfenden Griechen angeschlossen hatten, dachten die wenigsten an etwas Anderes, als lediglich ihr Glück zu machen; ja ein Bavarese meldete aus München (in der Deutschen Allgemeinen), die deutschen Handwerker in Athen hätten sich verabredet, keine griechischen Lehrlinge anzunehmen, weil diese zu schnell Meister würden und dann selbst ihre Landsleute in der erlernten Kunst unterrichteten. Der deutsche Handwerker dachte natürlich nicht an Griechenland: er wollte in dem uncivilisirten Lande ein Monopol auf die Arbeit haben, wie in manchen slavischen Ländern; er dachte an eine baierische Colonie. Dies ist kein Vorwurf, soll aber zeigen, daß man Unrecht hat, hinterher von seinen schlecht vergoltenen uneigennützigen Bestrebungen für die Bildung des griechischen Volkes zu sprechen. Ueberhaupt scheinen die Altbaiern, — und dies weiß man wohl in Deutschland am Besten — ein so

tüchtiger Menschenschlag sie im Grunde sind, nicht die nöthige Zartheit und den Takt zu besitzen, um bei einem ehrgeizigen, auf seine Nationalität eifersüchtigen Volke sich beliebt zu machen. Die Entfernung der Deutschen war eine harte, von politischer Nothwendigkeit gebotene Maßregel; um die Entlassenen zu entschädigen oder mit den Mitteln zur Heimkehr zu versehen, hatte Griechenland nicht Großmuth, wahrscheinlich auch nicht — Geld genug; die Mißhandlungen aber, die man dabei gegen die Deutschen verübte, waren von dem Pöbel eines politisch aufgeregten, überdies „unreifen" Volkes zu erwarten. Genug, die Griechen thaten, was in einem solchen Falle jedes andere Volk und manches, z. B. das spanische, in viel wilderer Weise gethan hätte. —

Wir sagen nicht, daß die deutsche Presse sich bei dieser Einsicht beruhigen sollte; sie hatte aber eine andere Pflicht zu erfüllen, wenn sie von lebendigem Nationalgefühl beseelt war, als zu schwatzen und zu schimpfen. Den Griechen, in ihrer politischen Gährung und Bedrängtheit von allen Seiten, war der temporäre blinde Haß gegen die Ausländer zu verzeihen: nicht so den Deutschen die lieblose Lauheit und Lässigkeit, wo es galt, sich der Landsleute anzunehmen. Die deutsche Presse mußte darauf hinweisen, was Deutschland zu thun hatte. Schon die Menschlichkeit verlangte mehr, als geschehen ist; auch wenn nicht Unschuldige mit den Schuldigen gelitten hätten. Die Nationalehre verlangt, daß man auch selbstverschuldete Mißhandlungen von seinen Brüdern in der Fremde abwehrt. Die Bavaresen waren aber vielleicht persönlich ganz unschuldig; *sie büßten am Ende nur für die Unbeliebtheit des Einflusses, der sie nach Griechenland geführt und unter seinen Schirm gestellt hatte*.... Gab es keine Gesandten nord- oder süddeutscher Cabinete in Griechenland? Wie hätte sich England, wie Frankreich geberdet, wären Engländer oder Franzosen dort so schlimm gefahren und säße ein englischer oder französischer Prinz auf dem griechischen Königsthron? Doch — vielleicht machten diplomatische Rücksichten für Otto's Krone eine nachdrückliche Intervention unangenehm. — Warum übernahm dann nicht wenigstens Baiern oder ein Verein deutscher Bundesstaaten die ungeheueren Kosten, welche eine rasche Auslösung und Heimkehr der unbemittelten Bavaresen verursacht hätte? Konnte man der schmachvollen Misère nicht mit Einem Schlage ein Ende machen? Mußte man den Griechen so lange das Schauspiel deutschen Elends gönnen? Mußte man sich erst an die Mildthätigkeit, die Großmuth, den außerordentlichen Einheitssinn der deutschen Brüder wenden, daß die Bettelcorrespondenzen sich Monate lang durch die Journale schleppten? Und diese Privatsubscriptionen! als gälte es, zur Verherrlichung Deutschlands wieder ein Monument zu errichten, das in zwanzig Jahren fertig werden soll. In Triest landeten ganze Schaaren Bavaresen, abgerissen, elend, hinfällig, aus-

Digitized by Google

gehungert. Die Zeitungen waren voll davon. Und ein Monarch gab zu ihrer Unterstützung hundert Gulden. Das beweis't nur, daß er sich blos als Privatmann bei der Sache betheiligen zu müssen glaubte. — An diese große Glocke zu schlagen ist der deutschen Presse nicht eingefallen. Es ist freilich bequemer, zur Beschönigung des eigenen Benehmens, den Haß gegen das undankbare, perfide griechische Gesindel gewissermaßen als patriotische Pflicht auszutrompeten, wie ein Münchner Correspondent der Deutschen Allgemeinen in letzter Zeit gar fleißig gethan hat. Diese Pflicht erfüllt sich ja so leicht und zugleich treffen die Schmähungen ein „unreifes" Volk, das so frech war, sich eine Constitution zu erzwingen und dem man dabei die revolutionärsten, ordnungswidrigsten Absichten nachsagen kann — zwei Fliegen mit einer Klappe. Das heißt Nationalgefühl!

Wir übergehen zu einem anderen, weniger bedeutenden, aber ebenfalls charakteristischen Beispiel. Wir schätzen an Herrn Schuselka nicht nur die gewandte Feder, sondern vorzüglich seine warme Liebe und Begeisterung für nationaldeutsches Wesen. Um so mehr möchten wir ihn warnen, daß er sich in seiner publizistischen Einsamkeit nicht in Einseitigkeiten verrenne. Er scheint manchmal nicht zu wissen, wie viel es geschlagen hat; seiner Polemik gegen die Uebergriffe der panslavistischen Bewegungen kommt der Aufenthalt an slavisch-deutschen Grenzen in Oesterreich zu Gute. Nicht so in anderer Hinsicht. Letzthin hätten wir ihn bald für einen Franzosenfresser gehalten. Er berichtet über die Französische Komödie in Wien und freut sich, daß die Kenntniß des Französischen unter den guten Wienern abnehme. (!) Das sind hohle Worte. Wir wünschen, daß die Wiener eben so gut Französisch lernen, wie Englisch oder Italienisch, daß sie aber doch gute Wiener bleiben. Die Engländer treiben auch viel Französisch und französische Literatur, ohne darum Affen Frankreichs zu sein. — Was wäre auch damit gewonnen? Unschuld, das heißt Unwissenheit, ist keine Tugend, auch keine nationale.

II.

Aus Wien.

Municipalrechte. — Oekonomie. — Details über das Duell. — Schönborn und Göler, Arnstein und Haber. — Italienische Oper. — Schneidermeister Balochino. — Grillparzer gegen die Berliner.

Ein wichtiger Fortschritt manifestirt sich in Oesterreich durch das Wiederaufleben des durch lange Jahre eingeschlafenen Municipalgeistes. Der hiesige Bürgermeister, Herr Ritter von Czapka, hat bei der Re-

gierung ernstliche Vorstellungen gemacht über den Mißbestand, daß die Stadt Wien jährlich gegen 100,000 Gulden Münze für Arme an die Regierung abliefern müsse, ohne daß sie das Recht einer abzufordernden Rechnungsablegung oder eine Stimme bei der Vertheilung genöße. Auf diese Beschwerde ist durch allerhöchste Entschließung auf das Günstigste geantwortet worden, indem fortan die Verwaltung der Armenhäuser dem Magistrat der Stadt zugestanden wird. Noch mehr andere Geschäftsabtheilungen sollen aus den Händen der Regierung in die der Municipalität übergehen, und der übermäßige Personalstand jener verkleinert werden. Das Erzherzogthum Oesterreich, dessen Verwaltung bisher getheilt war (niederösterreichische und oberösterreichische Regierung) soll in eine zusammengezogen werden. Oekonomische Rücksichten, Ersparung überflüssiger Beamten sind größtentheils die Veranlassung dieser Maßregel, die aus dem Cabinette des Baron von Kübeck ausgeht und von dem Grafen Kolowrat in Bezug der erwähnten Rechtserweiterung der Wiener Gemeindeangelegenheit, eine lebhafte Unterstützung findet.

Die Geschichte des unglücklichen Duells in Preßburg macht wahrscheinlich, ehe dieser Brief zu Ihnen gelangt, schon die Runde durch alle Zeitungen; indessen dürften einige Einzelheiten nicht ohne Interesse sein, um so mehr, als dieses Duell in mancherlei Einzelheiten an die Haber'sche Sache erinnert. Der Graf Schönborn war ein im schlimmen Rufe stehender Händelsucher und im großen Publicum vorzüglich durch das Ereigniß bekannt, daß er vor einigen Jahren hier auf dem Graben auf die übermüthigste Weise in die Eishütte hineinritt, wodurch mehrere Menschen verletzt wurden. Das gehorsamst ergebene Wiener Publicum rissen den Herrn Grafen vom Pferde und prügelten ihn respectvoll durch. Das Duell entstand auf folgende Weise: Der Rittmeister, Baron von Arnstein, und Graf Z. wetteten um 200 fl., wer der beste Schütze in Wien sei. Graf Z. nannte einen Schützen, der einen Zwanziger mit der Pistole von der eignen Zähe wegschieße. Graf Schönborn wurde zum Schiedsrichter bestellt. Der Schuß geschah; Schönborn entschied für Graf Z. und der Rittmeister zahlte das Geld, warf jedoch die Bemerkung hin, des Schiedsrichters Ausspruch sei nicht ganz unparteiisch, da er ein Anverwandter des Grafen Z. sei. Daraus ein Wortwechsel und das Duell. Vor dem Duell setzte Jeder einen Brief auf, worin er sich (für den Fall, daß er auf dem Platze bliebe) als Selbstmörder bezeichnete. Doch war Graf Schönborn seiner Sache so gewiß, daß er noch eine Balleinladung für denselben Abend annahm. Die beiden ersten Schüsse fehlten, die Secundanten wollten besänftigen und Baron Arnstein wollte sich zufrieden stellen. „Ich brauche von keinem Juden Großmuth. Lade," sagte Schönborn; er fehlte jedoch wieder, aber der Schuß seines Gegners traf ihn in's Herz. Arnstein ist von einer jüdischen

Familie (ein Anverwandter des Banquierhauses Arnstein und Eskeles) aber längst getauft. Er ist nach Paris gegangen, soll aber nicht verfolgt worden sein, da der vorgefundene Brief, in welchem auf einen Selbstmord hingedeutet wird, den Lauf der Gesetze hemmte.

Dieses Duell und die neu eingetretene italienische Oper bilden den Mittelpunkt der Conversation dieses Monats. Das erste Debüt der Italiener war nicht glücklich, und wie sehr auch das Publicum in seinem lang erwarteten und theuer bezahlten Vergnügen gestört wurde, konnte es doch eine gewisse Schadenfreude gegen den Pächter, den bürgerlichen Schneidermeister Balochino, nicht unterdrücken, dem es statt des geistigen und künstlerischen Theils der Oper gerne jenen anvertraut wissen möchte, der seiner Bildung und seinem Geschmack bei Weitem mehr entspräche, nämlich den Zuschnitt der Garderobe. Sein Geiz und seine Kunstgesinnung werden in Wien durch „balochinisch" bezeichnet. Man freut sich allgemein seines zu Ende laufenden Contractes, namentlich da die hohen adeligen Kreise, die ihn bisher hielten, mit dem längst herrschenden Urtheil des großen Publicums endlich übereinstimmen.

In den literarischen Kreisen macht ein Gedicht von Grillparzer, welches im Manuscript circulirt, Aufsehen. Es ist betitelt: Euripides in Berlin und geißelt die Manie, die jetzt in Berlin grassirt, mit strengen Worten. Euripides sagt darin zu den Berlinern:

> Wenn anders ich in meinen Tagen sang,
> Als Aeschylus (erreichbar wohl für Keinen)
> War's, weil ein andres Echo mir erklang
> Aus meiner Hörer Brust, als ihm aus seinen.
>
> Und Ihr, nach zwei Jahrtausend Unterschied
> Das Widerspiel von meines Volkes Leben,
> Wollt, was das Wissen Euch verdeutlicht kaum,
> Dem Mitgefühl als weise Nahrung geben?

Ich wage nicht, Ihnen mehr daraus mitzutheilen, da Grillparzer sich weigert, das Gedicht drucken zu lassen wegen einer scharfen Stelle, die darin gegen Tieck vorkommt, den er öffentlich nicht kränken will aus Rücksicht für sein Alter. Der Schluß des Gedichtes lautet:

> Wer Leben schafft, das seiner Zeit gehört,
> Wär's auch im Raum und durch die Zeit begrenzter,
> That mehr als wer zum Sabbath aufbeschwört
> Die Schatten von Gespenstern für Gespenster.

Sie sehen, der Dichter der Ahnfrau und des Ottokar, obschon er bereits zwei und fünfzig Jahre zählt, gehört in Gesinnung und Liebe der Jugend und ihren Bestrebungen an und er, der in Sappho und Medea den Alten Tribut gezahlt, statt zum griesgrämigen Straf-

Digitized by Google

magister der jüngeren Literatur zu werden, spricht ihr selbst warm das Wort gegen die Capricen des Berliner haut gout.

— Rainer. —

III.
Der gestiefelte Kater in Berlin.

— Berlin, 21. April. —

Nach und nach wird sich doch Alles machen; wir werden Reichsstände bekommen, Preßfreiheit, Geschwornengerichte — Herz, was begehrst Du? Nur muß man hübsch Geduld haben. Hat nicht der alte Tieck auch sein Lebelang den Wunsch gehabt, seine Stücke auf der Bühne aufgeführt zu sehen, und ist dieser Wunsch nicht auch endlich zur Erfüllung gekommen? Gestern ist der gestiefelte Kater auf Befehl des Königs über die Bretter gegangen und der alte Dichter ist glücklich. So werden wir auch einst glücklich werden. Freilich hat der greise Poet fast die Siebzig erst erreichen müssen, ehe ihm sein Herzenswunsch in Erfüllung ging. Allein für eine ganze Nation sind siebenzig Jahre eine Kleinigkeit und wenn wir nur nicht früher sterben, so erleben wir gewiß, daß unsere politischen Wünsche, die wir uns jetzt als Märchen erzählen, gestiefelt und gespornt in Scene gehen.

Wie die Ausführung ausgefallen? Wie eine Satyre, die vor mehr als hundert Jahren geschrieben wurde, immer ausfallen kann. Zum Glück für den Dichter und zum Unglück für uns schrieb er sein Stück für eine Nation, in deren Geschichte dreißig Jahre so wenig Unterschied machen, daß sie selbst am Ende eines dreißigjährigen Krieges nicht weiter ist, als am Anfang. Bei so kleinen Schritten, bei dem schönen deutschen Wahlspruch: „Immer langsam voran", da paßt heute noch Vieles, was vor dreißig Jahren paßte. Und so lachte man denn über die verschollenen Witze des alten Herrn, von denen fast die Hälfte noch mit ganz spitzigen Pointen stachen. Aber gerade weil wir noch darüber lachen können, sollten wir nicht lachen. Uebrigens war der gestrige Abend ein sehr interessanter. Da die Vorstellung nur auf den Privatwunsch des Königs stattfand (im Concertsaale), so wurden keine Billets verkauft, sondern nur solche Personen zugelassen, welche von der Intendanz Einladungsbriefe erhielten. So war denn ein Publicum von etwa fünfhundert Personen zugegen, das aus der geistigen Elite Berlins bestand. Keine Celebrität irgend einer Art fehlte. Nur der Dichter lag kränklich daheim und ließ sich von Act zu Act Berichte abstatten. Durch die Gegenwart des Hofes erhielten manche Scenen des Stückes, wie z. B. die, in welcher der „König" und die „Prinzessin" vorkommen, eine prägnantere Bedeutung. In der Karrikatur der Hofgelehrten mochte sich wohl Man-

cher der Anwesenden getroffen fühlen. Alexander von Humboldt, der in der königlichen Galerie saß, lachte sehr viel! Der König selbst war im ersten Act heiterer gestimmt, als im zweiten. (Man lese das Stück nach.) —

Im Ganzen machte das Stück den Eindruck einer Curiosität. Von einer Befriedigung oder inneren Ergötzung konnte nicht die Rede sein. Ein Theaterdirector, der es sich einfallen ließe, den gestiefelten Kater einem gewöhnlichen Publicum vorzuführen, würde schlimm ankommen. Um dieses Schauspiel zu goutiren, gehört eben eine Auswahl von hochgebildeten Zuschauern, welche alle literaturgeschichtlichen Anspielungen verstehen, und die nicht ungeduldig werden, wenn sich der Dichter in einige bedeutungslose Privatspielereien verliert und post festum gegen die Abschaffung des Hanswursts und den Unsinn der Zauberflöte dramatisch polemisirt. Was das Interesse des gestrigen Abends hauptsächlich begründete, das war die Stellung des Publicums, das, wie Hamlet in der bekannten Schauspielscene, seine Aufmerksamkeit zwischen dem Stücke und dem Könige theilte und in den Zügen des letzteren immer forschte, welch einen Eindruck das letztere auf ihn machte. Bei der derben Persifflage des Königthums, welche im gestiefelten Kater stattfindet, war diese Neugier sehr erklärlich. Der König jedoch, weit entfernt, beleidigt zu sein, hat vielmehr dem Dichter heute Morgen ein eigenhändiges freundliches Billet geschrieben und dem Herrn von Küstner seine Zufriedenheit über die glückliche Darstellung melden lassen. Sollte sich daran die Theatercensur nicht eine Lehre nehmen?

Gespielt wurde mit einer Vortrefflichkeit und namentlich mit einem Ineinandergreifen seltenster Art. Acht Proben wurden früher gemacht. Acht Proben für ein Stück, welches nur ein Mal aufgeführt wird! Wie sehr wäre zu wünschen, man möchte nur die Hälfte dieser Mühe auf Stücke verwenden, die auf dem Repertoir bleiben sollen. Döring wirkte mit; er spielte den alten Böttcher. (Auch eine Polemik post festum. Wer von der jüngeren Generation kennt den ehemaligen Dresdner Kritiker?)

IV.
Notizen.

Die Grenzboten und ihre Freunde. — Püttmann's Tscherkessen- und Dithmarschenlieder. — Adam Gurowski.

Unsere Leser erinnern sich noch, daß wir in einer unserer letzten Nummern von dem Unfug des Nachdruckes in den deutschen Journalen sprachen und der Carlsruher Zeitung erwähnten, die seit vielen Wochen schon ihr Feuilleton mit der Novelle „der Inquisitor" nährt, die sie den Grenzboten nachdruckt. Wir hätten uns nicht beklagt, wenn dieser Nachdruck einen Artikel von mehreren Seiten betroffen hätte. Wir wollen nicht knickerig mit unsern Collegen abrech-

nen, und wenn es ihnen an unserem Tische schmeckt, so mögen sie immerhin etwas mit nach Hause nehmen. Wir wollen ihnen nicht an die Taschen fühlen. Allein fünf volle Bogen, zwei ganze Nummern unserer Novellenhefte — das ist denn doch zu viel! Warum wir nochmals darauf zurückkommen, wollen wir sogleich sagen, Wir fanden dieser Tage das deutsche Bürgerblatt und lasen darin auf der ersten Seite einen prächtigen Artikel gegen den Nachdruck voll Tugend und Moral, wie sie im Telemach nicht schöner zu finden ist. Nun drehen wir einige Seiten um und finden — dieselbe Novelle „der Inquisitor", die den Gaumen der Carlsruher Zeitung so sehr gereizt hat. Diese schönen fünf Bogen druckt das tugendhafte Bürgerblatt in größter Gemüthsruhe uns gleichfalls nach. Die Moral auf der Zunge — den Raub in der Tasche — ist das deutsche Bürgertugend? — — Da möge sich doch das deutsche Bürgerblatt ein Beispiel an einem andern Journal nehmen, das nicht in Deutschland erscheint. Das erste Blatt, das ich kürzlich bei meiner Reise nach Ungarn zu Gesichte bekam, war das Pesther Tageblatt, ein dort sehr verbreitetes Journal in Folio, redigirt von Dr. Siegmund Saphir. Sogleich auf der Vorderseite dieses Blattes finde ich die Novelle „der König und sein Narr" ein drei Bogen starkes Eigenthum der Grenzboten. Der Verfasser Herr Dr. E. Dronke in Berlin wird das Zeugniß geben, daß ihm seine Arbeit von uns ehrlich honorirt wurde. Auch Druck und Papier sind wir nicht schuldig geblieben. Mußte ich mich nicht geschmeichelt finden, daß das Pesther Tageblatt diese kleinen Auslagen für sich zu benutzen so gütig war? Allein damit begnügt sich dieses Blatt nicht, vielmehr treibt es seine Gefälligkeit so weit, bald darauf meinen Artikel „der deutsche Adel als Lesepublikum" nachzudrucken. Diesen Artikel hatte ich am Schlusse blos mit meiner Chiffre J. K. unterzeichnet. Das Pesther Tageblatt hielt dieses jedoch für zu bescheiden. Um mich auf meiner journalistischen Laufbahn aufzumuntern, druckt es an der Spitze des Artikels meinen vollen Namen hin. Dadurch entsteht für mich der Vortheil, daß die Leser jenes Blattes, die nicht wissen, daß der Aufsatz aus den Grenzboten genommen ist, in dem Glauben sind, ich habe den Artikel direct eingesendet und genieße der Auszeichnung, zu den Mitarbeitern des Pesther Tageblattes zu gehören. Daß dieses Wohlwollen für mich und für die Grenzboten kein vorübergehendes ist, dafür habe ich gleich darauf neue Beweise erhalten, indem ich die Novelle „Liebesbriefe", welches das dritte Heft unserer Novellen dieses Jahres füllte, in kurzer Zeit nachgedruckt sah, während auf einer anderen Seite ein Artikel „Zur Charakteristik des deutschen Parterres", welchen ich wieder blos am Ende mit meiner Chiffre bezeichnete, abermals mit meinem vollen Namen an der Spitze als Originalbeitrag vorgeführt wurde. Für so consequente Anhänglichkeit sage

ich hier meinen tiefgefühltesten Dank und bitte die löbliche Redaktion des Pesther Tageblattes nur um Entschuldigung, wenn ich nicht in Zukunft diesen Dank jedesmal erneuere, da ich leider dieses reichhaltige und sehr interessante Blatt (die Leser werden gebeten, dieses indirecte Selbstlob der Grenzboten gefälligst nicht zu merken) außerhalb Oesterreichs nicht zu Gesichte bekomme.

— Von Hermann Püttmann sind (bei Otto Wigand in Leipzig) „Tscherkessen- und Dithmarschenlieder" erschienen, die entschiedenes Talent verrathen. Die Zusammenstellung ist interessant. Um Freiheits- und Todesmuth der entnervten Gegenwart einzuhauchen, besingt der Dichter zwei der verschiedenartigsten Volksstämme. Die alten Dithmarschen waren wie die jetzigen] ein Volk freier Bauern: die Tscherkessen haben adelige Sitten und Gebräuche; jene sind Bewohner der flachsten Ebenen, der Haide und des wüsten Seestrandes: diese sind das Ideal eines Gebirgsvolkes. Die Dithmarschen haben in ihrem Heldenmuth nichts Blendendes; es sind keine Raubvögel, die in der Nähe des Himmels nisten, keine ritterlichen Wundergestalten wie die Herren des Kaukasus: ihre Kraft ist das stämmige, kalte, trotzig grade und scharfe Wesen der alten Sassen, das manchmal nicht sehr flink und anmuthig, aber stets achtunggebietend ist. Diese Eigenthümlichkeit hat Püttmann in den altdithmar'schen Kriegsliedern und Schlachtgemälden sehr gut ausgedrückt.

— Man kennt den Verfasser von „La Russie et la civilisation" Adam Gurowsky. Jene Schrift verhöhnte den gesunden Menschenverstand mit so eiserner Stirn, daß man sie entweder für Ironie oder den Verfasser für einen Heuchler halten mußte. Keines von beiden scheint der Fall zu sein. Früher ein leidenschaftlicher Revolutionär, versöhnte sich G. im Exile mit der Idee, Rußland anzugehören, erhitzte seine Phantasie mit den panslavistischen Gemälden von Rußlands Weltherrscherberuf und berauschte sich in dem chimärischen Trost, sein Vaterland durch die allgemeine slavische Weltherrlichkeit für sein individuelles Leben entschädigt zu sehen. Solche Träume sind für eine polnische Phantasie verlockend, weil sie nur durch die gewaltsamste Revolution in Erfüllung gehen könnten. In dieser Stimmung schrieb G. jene Schrift. Es war ehrlicher Wahnsinn, was aus ihm sprach. Darauf lebte er in seiner Heimath drei Jahre. Hier verflog der Rausch; der tägliche Augenschein zeigte ihm, wie russische Faust und russischer Fußtritt Polen zu der verheißenen Seligkeit vorbereiteten und er floh. Jetzt ist er in Breslau. — Es wäre zu wünschen, daß auch Mickiewicz und seine Mitschwärmer eine kurze Zeit in Rußland als ruhige Beobachter leben könnten.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Die Zukunft der deutschen Lyrik.

Das Weltgeheimniß ist nirgendwo, es ist nicht hier
und nicht dorten;
Es schaukelt sich, ein unschuldiges Kind, in des
Sängers blühenden Worten.
Immermann.

Wir denken oft an eine Vergangenheit, in der wir noch nicht lebten, mit demselben Gefühl zurück, das uns bei der Erinnerung an eine glückliche Kindheit beschleicht. Sehnsucht und Wehmuth machen sich dabei unser Herz streitig; Sehnsucht nach einer Zeit, die wir ohne die Bedrängnisse und Bedürfnisse der unseren wähnen, Wehmuth, daß wir uns nicht aus den Kämpfen und Drangsalen der Gegenwart in die stille Beschränkung jener Tage zurücktretten können. Wenn wir uns mit einem Zustande unbefriedigt fühlen, spiegelt uns die Phantasie von allen uns fernen Verhältnissen nur die Schönheit, nicht die Schrecken ab, wie wir von einer Landschaft aus der Ferne nur das reizende Thal und die bewaldete Höhe, nicht die Schluchten und Abgründe erblicken.

Suchen wir eines jener Bücher hervor, die vielleicht eine schon begrabene Frauenhand zum letzten Male durchblätterte und die den Titel: Gedichte von Kleist, Hölty, Gleim, Stolberg ꝛc. führen. Zwar werden wir anfangs ein wenig erschrecken vor dem sich drohend aufrichtenden Zopf, doch wenn wir uns mit ihm vertraut machen, finden wir in jenen Poesien immer einen Bach, zu dessen Rauschen es sich

gut träumen, eine Hütte, in der es sich gut lieben, und selbst einen Schmerz, in dem es sich leicht trösten läßt. Glückliche Zeiten, die wie ein wenig bewegter See nach jedem Sonnenstrahl und jeder flatternden Libelle eine spiegelnde Empfänglichkeit boten! Glückliche Lyrik, die ihre von Blumen umrankten Pforten dem argen Friedensstörer noch nicht erschlossen hatte, der in jeder Frucht den Wurm, in jeder Blüthe den Staub, in jedem Leben den Tod findet, dem bösen Dämon, der alle Qualen heraufbeschwört, dem Gedanken! Glückliche Dichter, die noch in allen Herzen die Saiten gespannt fanden, die sie ewig am liebsten berühren werden, — Liebe und Frühling! Ein blauer Himmel wölbt sich über uns, durch den die bleichbesungne Luna schwimmt, ein rothes Dach lugt aus dem Grün hervor, wir sind rosenbekränzte Schäfer und wenn wir nur glücklich sind, was liegt daran, daß wir unter den Schafen wandeln!

Aber ein unerwarteter Gast reitet plötzlich mit schweren Schritten über unser schönes Thal. Der Himmel wird finster und sturmgepeitschte Wolken lassen unsere frommgläubigen Blicke fast verzweifeln an der Wiederkehr seiner blauen Heiterkeit; ein neuer Erlöser im dreifarbigen Gewande geht predigend durch die Welt, ein neuer Judas verräth ihn um dreißig Königreiche, auf unserem friedlichen rothen Dach sitzt der wilde rothe Hahn und die schäfselige Lyrik verstummt ganz vor dem Trompetenton der Geschichte, bis sie zum Bewußtsein kommt, daß sie, in solchen Tönen sprechend, noch das Ohr der Zeit offen finden wird. Nun besingt sie nicht mehr die „süße, heilige Natur" und die „goldene Zeit der ersten Liebe", sondern die Lust der Schlacht und den Tod des Helden — „des Deutschen Vaterland" und Lützow's „wilde verwegene Jagd". — Dies waren die ersten (?) auf den Moment berechneten, politischen Gedichte der deutschen Lyrik. Sie blieben Gedichte, trotz der Politik, weil sie sich an diese nur lehnten, ihren eigentlichen Stoff aber in allgemein menschlichen Zuständen, im Muth, in der Begeisterung fanden; sie blieben lyrisch, weil sie sich von der Empfindung nicht getrennt, sondern nur die friedlichste und seligste Beschränkung derselben mit ihren stürmischsten, aber edelsten Affecten vertauscht hatten. Die Liebe zum Weibe mußte in jenen Liedern der Liebe zum Vaterlande weichen, und das Erwachen der schlafenden Natur schien nicht so großartig, wie das Erwachen eines schlafenden Volkes. Das Gefühl für Vater-

land und Freiheit aber ist kein gelegenheitliches, sondern wie die Liebe zum Frühling ein ewiges, in der Menschheit begründetes und gehört der Poesie an, weil es selbst Poesie ist. So bilden jene Lieder den schroffsten Gegensatz zu denen von heute, die nicht mehr politische Gedichte, sondern erdichtete Politik sind, die nicht mehr im gesunden, freudigen Gefühl die Begeisterung für etwas bereits in der Stimmung des Volkes Vorhandenes oder durch seine allgemeine Erhebung Verwirklichtes aussprechen, sondern in krankhaft gereiztem Gefühl des Aergers und Zornes über etwas noch nicht Vorhandenes jene Stimmung und allgemeine Erhebung erst hervorbringen wollen und somit, einen praktischen Zweck verfolgend, mit den Forderungen der Poesie, die sich selbst einziger und höchster Zweck ist, im Widerspruch stehen.

Der Friede kehrte in Deutschland zurück, aber die Befriedigung hatte aufgehört. Hätten die Deutschen Napoleon betrachtet, wie der Fromme sein Schicksal, als ein gottgesandtes, das, so schrecklich es anfangs auftritt, am Ende immer zum Guten führen muß, hätten sie das Selbstbewußtsein, das er in der Nation wider Willen weckte, gehörig benützt, so wäre er ihnen ein Bileam geworden, der fluchen wollte und segnen mußte. Dem war nicht so, aber trotzdem ließ sich der einmal zur That heraufbeschworene Geist des Volkes nicht völlig mehr bannen und wenn er nur einzelne und wirkungslose Manifestationen möglich machte, so ist das erklärlich, da ein Gefangener und Geknebelter auch nur einige schwache Hilferufe ausstoßen kann. Die tiefe Trauer der Besseren, daß die Kraft der Nation, zu deren Bewußtsein sie eben gekommen, wieder gelähmt werden sollte, konnte durch die bis zum Ueberdruß aufgefrischte Erinnerung an die geschehenen Großthaten nicht verscheucht werden.

Die Lyrik aber, die nicht mehr mit blinden Nachtwandlerschritten über die Zeit hinschwebte, sondern sich wachend und bewußt an ihre Bewegungen geschlossen und auf ihre gefährlichsten Höhen gestellt hatte, konnte von der herrschenden Stimmung, vom Schmerz, der Deutschland durchzitterte, nicht frei bleiben und so floß, als Uhland vom guten alten Recht und sein „Vorwärts“ sang, die erste Quelle jener Lyrik, die auf dem Parnaß der Gegenwart ihr hochrothes, vom Winde des Augenblicks bewegtes Banner schwingt. Was aber der Lyrik eigentlich den Charakter gab, den sie seit einem Decennium be-

hauptet, sind zwei mächtig wirkende Ereignisse, ein historisches und ein poetisches, die Julirevolution und Lord Byron. Das historische Ereigniß, eine so großartige That, daß sie fast Poesie, das poetische eine so großartige Poesie, daß sie fast Geschichte geworden! Freilich ist diese Geschichte eine sich so wenig nach Außen manifestirende, so tief im Bewußtsein der Zeit, im augenblicklichen Leben der Generation ruhende, daß ein künftiges Jahrhundert zur richtigen Auffassung derselben kaum in der Literatur der Gegenwart einen vollkommen sicheren Anhaltspunkt finden wird. Wie sollte auch der geheimnißreiche Schmerzenszug, der durch die Physiognomie unserer Zeit geht, von Einem verstanden und nachempfunden werden, der nicht mit uns lebte und dem seine Zeit vielleicht glücklichere und friedensbeseligte Züge zu bieten hat?

Es ist die Sendung großer Geister, in sich eine Entwickelung darzustellen, zu der die Menschheit erst gelangen soll, für die ihr aber der Sinn noch nicht erschlossen; es ist das Schicksal jener Geister, als unverstandene Propheten durch die Welt, als Opfer dieses Unverstandes aus der Welt zu gehen. So erscheint Lord Byron als die Vorhersagung einer ihm unmittelbar folgenden Zeit, die er vielleicht nicht verursachte, aber jedenfalls unbewußt verkündete. Wir sehen in ihm einen Gottgeist mit dem für ihn schauerlichen Loos ringen, Mensch geworden zu sein. Wie der Horizont des sichtbaren Himmels sich erdenwärts zu wölben und an den wirklich dastehenden Bergen eine Stütze zu finden scheint, so verlangt der Mensch, daß der Himmel, den er als Traum, Wunsch, Ideal oder mit einem Wort als Poesie in seinem Innern trägt, sich zur Erde neigen und am wirklichen Leben eine Basis gewinnen könne. Je klarer, je allumfassender aber der Seelenhimmel jenes großen Dichters hervortrat, desto weniger vermochte die schwache Wirklichkeit diesen Himmel zu tragen, dessen Sterne von den Sümpfen der Erde nur trüb und halb erloschen zurückgespiegelt wurden. Schon die ersten Jugendtäuschungen, in alltäglichen, leicht mit der Welt versöhnten Gemüthern kaum eine Spur zurücklassend, wirkten auf Lord Byron wie die Aufforderung zum schrecklichsten Kampf mit dem Leben, das er in die engen Grenzen von Wiege und Grab einschloß, um, auf keine Zukunft hoffend, das Dasein in seiner ganzen Gräßlichkeit zu fühlen. Ihm genügte der Vorzug nicht, den der Dichter vor anderen Sterblichen

Digitized by Google

voraus hat, seinen Träumen dadurch eine Art Realisirung zu geben, daß er sie aussprechen kann; er hatte sich eine in allen Theilen vollendete Gedankenwelt gemeißelt, brach aber in Hohn und bittere Klagen aus, da er, unglücklicher als Pygmalion, seine Galathea nicht lebendig werden sah. Die wirkliche Welt schien ihm nun ein Spottwerk des Teufels und die Poesie nur der Beweis, daß es eine Welt geben könnte, die ein Gott erschaffen hat. Nur wenn die Natur in ihrer unbegriffenen Größe und Einfachheit mächtig zu ihm sprach, zuckte ein lichtes Lächeln über das Angesicht dieses gefallenen Engels. Die fast schauerliche Höhe, zu der er sich erhob, hätte der Weg zum freudigsten Einzug in den Himmel der Versöhnung sein sollen und war ihm nur das Mittel zum schmerzhaftesten Sturz auf die Erde zurück. Zu jenem durch alle Ahnungen seiner Dichterseele emporgehoben, auf diese zurückversetzt durch seine Liebe zur Menschheit und die sinnlichsten Begierden seines Menschseins, schwankte sein Herz zerrissen zwischen beiden; zu himmlisch für die Erde, zu irdisch für den Himmel.

Wer erkennt darin nicht das Vorbild einer Periode, die wir noch nicht ganz hinter uns haben, die der Zerrissenheit und des Weltschmerzes? Die äußeren Typen des Schmerzes, die zergrämten Mienen und die langgewachsenen Bärte, wurden von der Mode sanctionirt und von der Satyre als Thorheit gegeißelt: die tiefe, am Herzen der Zeit fressende Wahrheit dieses Schmerzes aber kann von der Satyre nicht erreicht, von der Mode nicht in ihren Kreis gezogen werden und wird erst aufhören durch eine große Geschichte, durch Revolutionen, die wir zu erwarten haben.

Unser Jahrhundert war bis jetzt mehr ein einreißendes, als ein aufbauendes; es scheint dazu bestimmt, den Grund zu reinigen, auf dem ein künftiges Jahrhundert seinen Prachtbau aufführen will, und diese Arbeit durch Wegräumung verjährten Schuttes vorzubereiten. Immer mehr stürzen, wenn auch nicht in der materiellen, doch in der intelligiblen Welt die Säulen alter Institutionen, die Gebäude lang gestandener Glaubenssysteme; die Vielen aber, die in diesen Gebäuden Schutz und eine beschränkte Sicherheit fanden, irren nun unglücklich und obdachlos umher, noch nicht daran gewöhnt, unter „freiem Himmel" zu liegen. Die Seelen sind aufgeregt, in Sturm gesetzt und voll des lechzenden Dranges nach einem geistigen Oel,

das sie beschwichtigen soll. Die gesteigerten Anforderungen des physischen Lebens aber, die gehäuften materiellen Bedürfnisse, die bei den Meisten das ganze Leben selbst in Anspruch nehmen, lassen diesen Drang nicht zur Befriedigung gelangen. So schwanken Alle, die durch die Vernichtungskämpfe der Zeit aus ihrer sicheren Ruhe geschreckt wurden, gleich Lord Byron zerrissen zwischen Himmel und Erde, ohne sein Talent, ohne gleich ihm dem Schmerz eine Melodie geben zu können, die das Ohr der Welt zum Lauschen, das Herz der Menge zur Theilnahme zwingt. So fühlen Alle, die mit der Zeit kranken, ohne, ihr voranschreitend, durch eigene Entwicklung genesen zu können, ein tiefes, unenträthselbares Weh, aber wie Säuglinge können sie nur weinen, nicht nennen, was sie schmerzt und was ihnen Noth thut.

In der Literatur führte der Schmerz, den die Welt dem Individuum verursacht, zum Schmerz, den das Individuum um die Welt selbst empfindet. Die Träger dieses eigentlichen Weltschmerzes in seiner Erhabenheit sind die edelsten Erscheinungen unserer Zeit, wir nennen nur: G. Sand, Lammenais, Ludwig Börne. Der deutschen Lyrik aber wurde die Lord Byron'sche Zerrissenheit erst durch Heine zugeführt, dessen Muse, weil sie die Thränen schon verweint hat, mit höhnisch lachendem Munde weint. Demnach erscheint das Weh in seinen Gedichten, an kleinliche Liebesangelegenheiten geknüpft, fast wie eine Verzerrung, wie eine Karrikatur der Lord Byron'schen Größe. Näher an die eigentliche Literatur des großen Briten rückte Nikolaus Lenau. Die Weltgeschichte des Schmerzes ist in seinen Dichtungen mit so erschütternden Tönen wiedergegeben, daß das stolzeste und resignirteste Gemüth seine Verwandtschaft mit dem allgemeinen Weh der Menschheit und der Natur herausfühlen muß, wenn es sich in diese Lieder versenkt, die aus einem schmerzlichen, durch die Schöpfung gehenden Riß hervorzuquellen scheinen. Wenn Byron größere Bewunderung erweckt, so ist es, weil er mehr künstlerisches Talent besaß und seine Individualität episch und dramatisch verarbeiten konnte, was Lenau nicht vermag, der nur die äußere, sichtbare Natur, aber diese ohne Gleichen darzustellen weiß. Dieses lyrische, passive, weibliche Element in ihm, das mehr klagend duldet, als sich höhnend auflehnt, rechtfertigt die witzige Bezeichnung, die ihm ein Kritiker beilegte: die Schwester Byron's. Lenau blieb ziemlich iso-

lirt auf dem Parnaß, weil seine Weise nicht Manier und deshalb nicht so leicht nachzuahmen war. Heine aber wurde beinahe zur Schule, aus der kein Meister hervorging; denn aus dem ganzen Heer seiner Nachahmer ist ihm Keiner zur Seite gestellt worden. Indessen bildete sich, hauptsächlich von Anastasius Grün's glänzendem Beispiele verlockt, eine andere Schaar gewappneter Sänger, von denen jedoch die Meisten den Zorn für eine Muse und die Erbitterung für eine Begeisterung hielten. Die Julirevolution nämlich, die wir oben als von so großem Einfluß auf den Charakter der deutschen Lyrik bezeichneten, hatte für Deutschland weitgreifendere Wirkungen als für Frankreich, dem sie sogleich ein politisches Resultat gab, während sie bei uns die schreiendsten Wunden wieder aufriß und die stürmischsten Forderungen rege machte, ohne jenen eine gänzliche Heilung, diesen eine vollständige Befriedigung zu geben. Die politischen Gedichte, vom Blut jener Wunden, vom Schrei jener Forderungen erfüllt, machten sich geltend und wateten tiefer, als es der zarten Gesundheit der lyrischen Poesie zuträglich ist, in den unsaubersten Pfützen der Zeit. Unbekannte Dichterlinge liefen von allen Seiten herbei, ihren Namen durch die willkommene Lärmtrompete des politischen Liedes auszuschreien, Andere schlossen sich mit großem Talent und in wirklicher Begeisterung an, um am Ende das Talent genothzüchtigt, die Begeisterung erloschen, höchstens durch künstliche Mittel angefacht zu sehen. Es ist immer schrecklich, sein eigenstes Selbst, die Essenz seines Wesens, weil man sie an den Wagen der Zeit knüpfen wollte, am Ende von ihren fortrollenden Rädern spurlos zermalmt zu wissen. Und Herwegh, die Nachtigall als Feldtrompeter, wird an diesem Schicksal zu Grunde gehen, wenn er sich nicht von dem Fluch, der ihn an den Tageslärm fesselt, losreißen kann, um sich in die verborgenste Einsamkeit seiner Seele zu flüchten. Er, der vielleicht durch sein ernstes Talent dazu bestimmt gewesen wäre, die Zeit einer neuen Entwickelung entgegenzuführen, wird sich endlich dazu verurtheilt sehen, allen ihren Bewegungen wie ein geduldiges Lastthier nachzulaufen.

Und der Zweck der heutigen Lyrik? Die Trompeten von Jericho sind verloren gegangen und vor dem Trompetenton unserer Lyrik wird keine einzige finstere Mauer einstürzen. Je ausschließlicher in unseren Gedichten die Freiheit besungen wird, desto mehr ist zu

fürchten, daß die Freiheit immer ausschließlicher — zum Gedichte werde *).

Die politischen Gedichte der Franzosen und Engländer, insofern sie Poesien zu sein Anspruch machen, lehnten sich immer an fertige Zustände, an Geschehenes oder der Geschichte Angehörendes, an Ereignisse und Thaten, die, wenn auch noch nicht in allen ihren weltlichen Folgen, doch als einzelne Erscheinungen für sich abgeschlossen und vollendet dastanden, denn über dem Unfertigen und erst Werdenden, das noch der lärmenden Arbeit des Tages und stündlichen Veränderungen unterworfen ist, kann die lyrische Poesie, die doch im Grunde eine reflectirende ist, nicht ruhig und beschaulich schweben, sie wird noch befleckt und erstickt vom wirbelnden Staub, den die irdischen Kämpfe aufwühlen. Nur die Geschichte, nicht die Politik kann zu lyrischen Gefühlen anregen, nur aus dem Fertigen und darum Ewigen können sich für das Individuum Schmerzen und Jubel in jener vom Erdenqualm nicht getrübten, vom Tagesgeräusch nicht übertönten Harmonie entwickeln, die wir Poesie nennen. So gab die unglückliche Unterjochung Polens nach seinem heldenmüthigen Aufstande einen dankbaren und viel ausgebeuteten Stoff; denn nicht Freiheitsgedanken, — deren eindringlichste Sprache weder Reim noch Lied, sondern der Seufzer aus der gepreßten Brust des Volkes ist — die Thaten im Namen der Freiheit standen vor der Seele des Dichters, Thaten, die von dem Gottgeist zeugten, der die Brust der Menschheit schwellt und die den Donner des Wortes für die Nachwelt brauchten, als der Donner der Schlacht für die Mitwelt verhallt war. Und ein schöner Beruf der Poesie war es, die Thräne, die damals der Genius der Menschheit weinte, in ihren Busen aufzunehmen und aus der trostlosen Wahrheit der Geschichte, die von nutzlos vergossenem Blute spricht, das alle Wellen des schwarzen Meeres nicht von des Drängers Hand wegwaschen werden, die erhabenere Wahrheit abzuleiten, daß jenes Blut, wenn es auch keinen materiellen Sieg errang, nicht vergebens geflossen, son-

*) Wohl dringt dein Lied, o Deutscher, aus tiefster Herzenskammer:
Ein Fürstenherz zu sprengen, ist's nicht der rechte Hammer.
Wohl ist's ein heil'ges Feuer, das Dich zu singen drängt,
Doch an gesalbten Häuptern hat's noch kein Haar versengt.
Moriz Hartmann.

dern die Völker der Erde im Bewußtsein ihres Rechtes bestärkte und somit die Menschheit einen Schritt weiter brachte auf dem harten Wege, den sie zu gehen hat.

Während sich aber hier die lyrische Poesie an der Poesie der That entzündete, scheint man in Deutschland einen umgekehrten Weg einschlagen zu wollen; das Lied soll eine That wecken, die am Ende weniger etwas Poetisches, als etwas Nothwendiges wäre, nämlich die Aufhebung von Schmach und Ungerechtigkeiten, die schwer auf den Fortschritt der Nation drücken. Dafür zu wirken gehört dem kräftigen Rednerwort an, insofern das Wort überhaupt dafür wirken kann. Es ist ein schlimmes Zeichen, daß wir unter dem nun verblichenen jungen Deutschland, das sich eine ähnliche Aufgabe setzte, wohl Viele hatten, die sich, gleich Heine, ein geistreiches Spiel daraus machten, unsere inneren Erbfeinde mit zierlich neckenden, aber im Grunde unschädlichen confetti zu bewerfen, während wir den Mann entbehren, der wie Börne, ohne Ruhmsucht und Selbstliebe, nur erfüllt vom heiligen Eifer für das Recht, die ermüdende und aufopfernde Arbeit unternehmen würde, dem Volke zum Bewußtsein seines Berufes zu verhelfen und mit Liebe und mit jenem geweihten Zorn, den die Liebe gibt, jeden Schritt seiner tagsgeschichtlichen Bewegungen zu begleiten und zu bewachen. Besingen aber darf man die Freiheit erst, wenn man sie hat, sie muß die rechtmäßig angetraute Genossin eines jeden Volkes sein; und ist sie durchgegangen, so heißt es nur die Rolle eines lächerlichen Ehemannes spielen, wenn man, statt mit Schwert und Kolben dreinzuschlagen, bis man sie wieder hat, sich in poetische Liebesklagen ergießt: wie glücklich ihre Reize machen könnten, wenn man sie nur wieder hätte.

Dennoch ist weder der Wunsch noch die Möglichkeit vorhanden, daß die deutsche Lyrik zum gedankenlosen Lallen ihrer Kindheit zurückkehre, sich empfindungstrunken wieder ganz in den Mai und die erste Liebe versenke und ferne vom Geräusche der Zeit einsame, wenig beachtete Pfade wandle. Im Gegentheile, je weniger unsere Zeit von äußeren Thaten und Ereignissen, je mehr sie von socialen Ideenentwicklungen bewegt, ja erschüttert wird, desto tiefer greift sie in die wichtigsten Interessen des Individuums ein, dessen Subjectivität doch immer die Urquelle der Lyrik ist. Es wird kaum Einen geben, der nicht an eine der Fragen, die sich gegenwärtig zur Entscheidung drän-

gen, eine Bedingung seines eigenen Daseins geknüpft fände, nicht bei den Wunden der Zeit sein eigenes Herz bluten fühlte. Auf diese Weise trägt Jeder schon durch sein Leben blos zur Geschichte der Zeit bei; mag er nun unbewußt sich von ihren Strömungen fortreißen lassen, oder durch eigene Kräfte stehend, das ihm vom Leben und der Zeit Gebotene in sich selbst entwickeln, lange ehe es zu weltgeschichtlicher Lösung kommt. Diese Selbstentwickelung aber, das rastlose Arbeiten an der Vollendung der eigenen Seele ist heute die Sendung, die Religion eines Jeden, der es rechtfertigen will, daß er Mensch geworden; und beneidenswerth, wem die schaffende Kraft verliehen, die einzelnen Stufengänge seiner Entwickelung im Wort festzuhalten, als Kunstwerk darzustellen. So wird der Glaube wiederkehren, daß der Dichter, und nur der lyrische ist es in vollster Wahrheit, ein erwählter Prophet sei; so wird der Dichter, über der Zeit schwebend, dennoch ihr ewig angehören, weil er ihr den verklärenden Spiegel seiner Subjectivität vorhält, in welchem sie ihre Strebungen erfüllt und ihre Kämpfe ausgeglichen sieht.

Es scheint uns hier nothwendig, den Endpunkt anzudeuten, auf den die Bewegungen der Zeit, ja die Fortschritte der Menschheit hinwirken, und den der Dichter, ihr voranschreitend, erreicht haben muß in seinem Denken, ehe ihn die Welt körperlich in ihren Ordnungen und Einrichtungen besitzt. Wir können ihn mit einem Worte bezeichnen, wenn wir sagen, daß die Philosophie, die in Hegel einen Abschluß gefunden zu haben scheint, darauf hinweiset, daß sich aus dem Schutt veralteter Institutionen, die nur noch von der physischen Kraft, die den Stumpfsinn immer begleitet, aufrecht erhalten werden, daß sich aus Heidenthum, Judenthum und so weiter endlich das Geistthum entwickeln müsse. Das Christenthum, die glaubensvolle Versenkung in eine Liebesoffenbarung, hob die Empfindung auf eine Höhe, die der Begriff noch nicht erklommen hatte, denn Christus war der empfindende Hegel, wie Hegel der denkende, begreifende Christus war. Den Begriff aber, als allgemeine menschheitliche Ueberzeugung, die im Staate zur That wird, in sich aufzunehmen, ist die Aufgabe der Welt, und den Weg dahin zu bahnen, die der Literatur. Fühlt sich aber gegenwärtig die Philosophie, wie es scheint, dazu berufen, die einsame Stube des Denkers zu verlassen, um praktisch in das Leben der Völker einzugreifen, so mag sie auch ihre

Sendung verstehen und, zum Volke heruntersteigend, auf seine Bildung wirken, indem sie sich seinem Verständnisse anschmiegt. Denn nie wird etwas für das Volk gewonnen sein, so lange es nicht fähig ist, selbst darnach zu greifen; was ihm geschenkt wird, besitzt es nicht, nur was es sich selbst errungen hat, ist sein Eigenthum.

Ob die Menschheit jemals zu jenem Endpunkte gelangen wird, ob nicht vielleicht ihr Bestehen daran geknüpft ist, daß sie ewig nach diesem Ziele schreite, wird stets unentschieden bleiben; für unseren Zweck genügt es, auf jene Einzelnen hinzuweisen, die es durch die lyrischen Ausbrüche einer entzückten und gotttrunkenen Seele kund geben, daß sie sich zur Höhe des Geistthums emporgeschwungen haben und es will uns bedünken, daß wir mit ihnen die neue Hedschra der deutschen Lyrik beginnen können.

Zu jenen Einzelnen aber gehören vor Allen: Bettina und Friedrich von Sallet.

Die Entwickelung von der Empfindung zum Begriffe, die wir oben als die der Menschheit nothwendige, bezeichnen wollten, spiegelt sich auch im Seelenleben des Einzelnen ab. Jedem Menschen ward eine Sendung, die sich ihm in der Liebe dunkel und nur halbverstanden ankündigt, die er aber, indem er die Empfindung zum Begriffe erhöht, im Geiste klar und selbstbewußt zu vollenden hat. So gelangte auch Bettina erst durch das stürmisch aufgeregte Meer der Empfindung zur ruhigen und kalten Polarhöhe des Gedankens. Das Gefühl strich, wie ein belebender Frühlingshauch, über alle Keime des Göttlichen in ihrem Gemüthe hin und entfaltete sie zur hellen Blüthe; und die Gewalt der Leidenschaft zerbrach die Muscheln, in denen die reinsten Perlen ihrer Seele verborgen waren. Der Gegenstand, dem sie diese Blüthen und Perlen zu Füßen legte, war es nicht, der das Gefühl, das sie dazu trieb, in ihr erweckt hatte. Dieses Gefühl war eine nothwendige Consequenz ihrer Natur, sie wandte es dem Ersten Besten zu, und nur ein Zufall erschien es, daß dieser der Erste und der Beste war. Sie sprach nicht in ihren Briefen, sie sang, sie weinte, sie lachte; nur der Ausdruck der Empfindung, nicht der bewußter geistiger Erkenntniß stand ihr zu Gebote, in rhythmischer Raserei umtanzte sie das Bild, auf das sie die glühendsten Entzückungen übertrug, und wenn sich unter die Jubelgesänge ihres Herzens tiefsinnige Offenbarungen mischten, so waren es eben die willenlos und unbe-

Digitized by Google

wußt ausgesprochenen eines „Kindes", dessen Wesen noch durchdrungen ist von einer paradiesischen Lauterkeit und der Weihe einer Gottesheimath, aus welcher wir Alle stammen, von der aber das Kind noch nicht so lange getrennt ist als wir.

Doch allmälig begannen die Wellen der Empfindung sich zu legen und nun war es die Aufgabe des Geistes, die von ihnen ausgeworfenen Schätze zu sammeln und sich zum Eigenthum zu machen. Der willenlose Trieb zum Erhabenen, den die Natur dem kindlichen Gemüthe geschenkt hatte, mußte zur Erkenntniß gesteigert, vom Geiste selbst erkämpft und errungen werden. Und es ist ihm gelungen, und welche Siegeskrone er sich selbst geschmiedet und aufgesetzt, davon zeigt das lyrische Gedicht in Prosa, das an den König gerichtet ist! Gleicht es nicht einer schönen Hand, die sich liebreich ausstreckt, um Jenen, die sich nicht durch eigene Kraft auf die Höhe des Geistthums schwingen können, freundlich hinaufzuhelfen? Ist es nicht begreiflich, daß sich diese hilfreiche Hand zuerst Demjenigen entgegenstreckt, der sie am nothwendigsten braucht, — weil Tausende verpflichtet sind, seinen Schritten zu folgen und ihr Aufwärtsklimmen von dem seinen abhängig ist? (?)

Auch Friedrich v. Sallet zeigt — nur in anderer Form und auf andere Art gewonnen, denn was für Bettina Goethe, war für Sallet Christus — den Weg, den er in sich vollendete und den die Menschheit zu gehen hat. Die Welt soll erhoben werden aus dem Staube zum Lichte, bis das Diesseits schon zum gehofften, zum einzig möglichen Jenseits geworden. Nicht die Hände in den Schooß legen sollt Ihr und dumm gegen Himmel blickend, warten, bis er Euch seine nach Eueren niederen irdischen Wünschen gemodelten Seligkeiten in den offenen Mund fliegen läßt, nein! Euere Seele muß noch auf Erden den Himmel, die Höhe der Geistesentwickelung selbst erklettern, und der Tod soll nicht das Ende des Lebens, sondern seine Vollendung sein. Erst wenn jeder Mensch ein Gottmensch, die Welt, zu Gott genesen, frei in ihm sein wird, wie er in ihr, dann ist sie fertig und vollbracht. Jahrtausende vielleicht haben noch dahin zu wirken, doch schon jetzt kann Jeder ein Welterlöser werden, indem er die Aufgabe der Menschheit erst in sich zur Vollendung bringt und, diese Vollendung in Wort oder That der Anschauung darstellend, dazu hilft, „Gott dem Herrn sein Volk bereiten!" So hat Sallet seine Mission

verstanden, so hat er sie im „Laienevangelium" erfüllt und damit der Lyrik, dem begeisterten Ausdruck individueller Entwickelung, eine Bahn vorgezeichnet, die sie nicht nur gehen soll, sondern nach den Fortbewegungen der Zeit nothwendig wird gehen müssen. Der arme Sallet! Er ist gestorben, ehe es ihm vergönnt war, in seiner Nation zu leben; als er fertig war und die Welt überwunden hatte, mußte auch sein irdisches Theil sie verlassen. „Es war vollbracht!"

„Sein ganzes Leben, um des Geistes Hort
War's eine rasche, heiße Siegerschlacht,
Und eine Völkerzukunft jedes Wort!"

(Laienevangelium.)

Noch machen ihm ein Herwegh, ein Prutz sein heiliges Recht auf die Gesammtanerkennung der Nation streitig und erst, bis diese zum Bewußtsein gekommen sein wird, daß ihr Heil nicht von den unreifen Declamationen unserer sogenannten politischen Dichter ausgehen wird, sondern von Jenen, deren reinigende Gedankenflammen aus dem tiefsten Schacht einer schon auf Erden zu Gott heimgekehrten Seele hervorbrechen, wird Sallet mit Allen, die ihm zur Seite stehen werden und wie er nach dem, was ewig ist, gerungen haben, durch sein Volk schreiten und die Zukunft der deutschen Lyrik wird zur Gegenwart geworden sein!

(Aus Oesterreich.)

Hieronymus Lorm.

Streifzüge im Norden.

II.

Von Hamburg nach Braunschweig.

Die Hamburger Börse. — Das Paradies. — Neubauten. — Die beiden Theater und die Schauspieler. — Literatur und Journalistik. — Töpfer, Wollheim, Bärmann. — Die Volksblätter. — Klatschliberalismus. — Gutzkow, Hebbel, Wienbarg, Rießer. — Wilhelm Hocker, Dichter und Weinküper. — Die Zauberflöte auf dem Hamburger Berge. — Auf der Lüneburger Haide. — Ein Blick auf Hannover. — Die plattdeutsche Mundart.

Welch ein Unterschied zwischen Lübeck und Hamburg! Dort der freundliche, ziemlich entkräftete Alte, hier der dicke, trotzig auf den Geldsack klopfende Kaufmann! Das Wort Geld wird in Hamburg durch alle Tonleitern, in allen Variationen gesungen; der Materialismus tritt hier in seiner ganzen Macht auf; in der That, wenn man sich nicht noch zu guter Stunde auf das Höhere der Menschennatur besänne, man möchte die Kniee beugen vor dem Gott, der da täglich angebetet wird in der Börse, der die Geldkiste zum Altar hat und sich in seinem Königsmantel von Staatspapier brüstet! Ich kam um Mittag in Hamburg an und mein erster Gang war in diese Kaaba der geldgläubigen Welt. Sie eigentlich ist der vielbesungene „Phönix", den seiner Zeit all die Hamburgbranddichter meinten; sie erhob sich aber nicht erst aus den Flammen, vielmehr schienen diese Respect vor ihr zu haben und verschonten sie. Noch brannte es, noch rauchten

Google

ringsum die Trümmer, da wurde sie schon wieder eröffnet, jetzt steht sie zwischen geebneten Bauplätzen und im Bau begriffenen Häusern und fällt schon von weithin in's Auge.

Das Gebäude ist imposant, aber plump, wie alle Hamburgischen Neugebäude. Man scheint vor lauter Materialismus nicht zu der Aesthetik der Baukunst zu kommen. Es war gerade die Börsenzeit im Beginnen. Ich trat auf eine Galerie und beobachtete das großartige Leben. Der Saal kann über tausend Personen fassen, dennoch soll er zu klein sein! Es wurde immer dichter, immer gefüllter, es drängte sich beinahe Kopf an Kopf, das Gesummse und das Gemurre der vielen Stimmen klang betäubend. Jeder hat seinen bestimmten Platz, der Schiffer, welcher vielleicht erst vor einer Stunde von Batavia ankam, der Mäkler, der kleine wie der große Kaufmann. So großartig aber auf den ersten Blick dies Getreibe aussieht, so engherzig und klein ist die Seele desselben. Hamburg will lieber Commis Englands, als für das Nationalinteresse Deutschlands thätig sein! Es ist eine große Krämerei hier in der Hamburger Börse, täglich eine Krämerei mit vielen Millionen, mit Schande und Familienglück. Nur dieses Eine lies't man auf all den tausend Gesichtern: Geld! Gewinnen! Wie das murmelt, wie sich das durch einander treibt! Dieser Mann da mit den bleifarbenen Zügen und in dem grauen Rocke, der wohlgefällig sein Portefeuille einsteckt, hat vielleicht durch Ein Wort, durch Ein Kopfnicken oder durch Einen Federstrich Tausende gewonnen, aber es macht keinen Eindruck auf ihn; jener, der vielleicht ruinirt ist, sucht seine Bewegung zu verbergen und erheuchelt ein selbstzufriedenes Lächeln. Der moderne Handel ist nicht mehr auf das Reale gegründet, er ist ein großes Hazardspiel. Es wird hier mehr als zehnmal so viel Korn verkauft, als auf der ganzen Erde wächst. Man spielt mit Millionen, die man nicht hat, um ihre Procente einzuziehen oder die Tausende, die man hat, zu verlieren. Wie hämische Teufel laufen die Mäkler, ihre Schreibtafel in der Hand, zwischen den Großhändlern umher, bücken sich, drücken sich, suchen zu überreden, anzuschwatzen oder abzuhalten, je nachdem es ihnen paßt; sie sind sicher, sie haben immer Gewinn, mögen die Großhändler gewinnen oder verlieren! Dort hängt die Tafel der böswilligen Falliten! Ihre Namen sind gebrandmarkt, und sie sind vielleicht noch die Ehrlichsten gewesen! Der Eine hat sich ersäuft, der Andere hat sich

geflüchtet! Es mag manches Drama hinter diesen Namen stecken, welche den Pranger an der Börse füllen!

Es wird mit dem Gelde aber auch großartig umgegangen. Es gibt hier Comptoire, an welchen für den Lehrling mehr abfällt, als ein Jenenser Professor Gehalt bezieht. So kommt es denn auch, daß hier Alles dem Gelde dienen muß. Man kann's ja bezahlen. Das irdische Paradies ist hier täglich feil. Darum sieht man auch so viele wunderliche Gestalten, deren geistlose Züge den raffinirtesten und zugleich gemeinsten Materialismus verkünden, und die nun in reiferen Jahren nachholen, was sie in jüngeren über dem Jagen nach Geld entbehren mußten! Wer an der table d'hôte bei Streit gegessen hat, der wird die luxuriösen Freuden einer Hamburgischen Tafel kennen und sie hoch über das Frankfurter Gemengsel stellen. Es ist schon englische Weise; nicht tausenderlei, sondern derbe und prächtig. Die See versorgt Hamburg mit Fischen, wie sie die alten Römer speisten, Holstein mit einem Rindfleisch von altdeutschem Kern, in den Vierlanden wird das köstlichste Gemüse und Obst gezogen, England schickt seine Biere, Frankreich, Spanien und der Rhein die feurigsten und mildesten Weine, Holland gibt seine Austern, und die Seeluft Appetit. Von der Entartung der unteren Klassen des weiblichen Geschlechts hat man aber in Mitteldeutschland keinen Begriff. Der Fremde kann von Glück sagen, wenn der Kellner ihm nur — Cigarren anbietet!

Man baut ungewöhnlich schnell — bald neunhundert neue Häuser in zwei Jahren — und hoch. Ich habe einige von acht Etagen gezählt. Freilich, während der Arme sonst als Troglodyte die dunstigen Keller bevölkerte, wird er nun, wie in Berlin, unterm Dach sein Schwalbennest suchen müssen; man sorgt indessen dafür, daß die Wasserleitung überall bis in den obersten Stock hinauf geht. Dagegen wird mit dem Bau nicht selten unverantwortlich leichtsinnig verfahren, und es ist nicht ungewöhnlich, daß ein Stück Mauer — zuweilen ein ganzes Haus — zusammenstürzt. Wo bleibt da die hamburgische Solidität? Grenzenlose Speculationswuth ist die Ursache. Der Eigenthümer accordirt mit einem Architecten so genau als möglich, der wieder ebenso mit einem Maurermeister, der wieder mit den einzelnen Gesellen; auf diese Art und Weise wird Alles erklärlich und es ist noch viel Unglück zu erwarten. Der Luxus, womit Viele ihre

neuen Häuser einrichten lassen, die feenhafte Pracht der Boutiken und Läden, die sich hier entfalten wird, sind unglaublich.

Das hiesige Theater, welches einst und zwar mit Recht eines so großen Rufes genoß, wo ein Schröder die wahren Interessen der Kunst zu schützen wußte, ist nicht mehr, was man von einem solchen Institute erwarten sollte. Leider thut sich mit sehr viel Prätension jetzt ein Neues Theater hier auf, welches sonst als zweites Theater ganz bescheiden in einem Hofe fungirte, und durch mancherlei gute Leistungen, gewiß aber noch mehr durch Charlatanerien und durch seine Billigkeit wird es das Theaterinteresse spalten. Das Stadttheater hat keine vom Publicum unabhängige Geldquelle, und die Direction, vom kaufmännischen Speculationsgeiste der Stadt nicht wenig angesteckt, will verdienen. Die natürliche Folge ist, daß diese Direction ganz auf den Geschmack des Publicums eingehen und die Charlatanerie und den Spektakel noch über das neue Theater hinaus wird steigern müssen, um die höheren Preise rechtfertigen zu können. Das ist eine traurige Zukunft für die Hamburger Bühnen. Es sind die größten Lücken im Schauspiel wie in der Oper da. Für Madame Walker ist Fräulein Jazéde aus München mit einer weit schwächeren Stimme engagirt. Die Einzelpartien sind immer noch besser als die Ensembles. Der erste Liebhaber, Herr Hendrichs, hat eine schöne Figur, ein schönes Organ, aber ein kaltes, seelenloses, auf Pathos und Effect hinarbeitendes Spiel, er kann einen Baison nicht ersetzen. Madame Lenz hat sich die Rollen einer munteren Liebhaberin noch immer nicht nehmen lassen; sie ist zwar eine liebenswürdige Frau, aber, was Damen nicht gerne hören wollen, für diese Partien zu alt geworden, und eine auch noch so durchdachte Coquetterie kann die natürliche Jugend nicht ersetzen. Herr Brüning erregt noch immer durch seine Komik das Gelächter des Publicums, er ist aber weit geschickter zum dummen Bauerjungen, als zum feinen Weltmann; das einzige Mitglied der Hamburger Bühne, welches man auf den ersten Blick als einen Künstler erkennt, ist der alte Lenz; er outrirt nicht, er hascht nicht nach Effect, er drängt sich nicht in den Vordergrund und studirt seinen Charakter. Man muß ihn in Shakspeare'schen Lustspielen gesehen haben, um seinen Werth zu erkennen; leider altert er aber merklich und die große Schwäche seiner Augen ist ihm sehr hinderlich.

Digitized by Google

Mit der Literatur in Hamburg sieht es auch mehr als mißlich aus. Ein Freund führte mich in das Gaden'sche Kaffeehaus, dicht neben dem Theater, wo ich hamburgische Schriftsteller treffen sollte; ich sah dort aber nur die Herren Töpfer, Bärmann und Wollheim. Töpfer's Thalia ist eine wahre Schauspielerschröpfanstalt gewesen, aber endlich eingegangen an Abonnentenmangel. Töpfer ist indessen nicht ganz verdienstlos und hat eine große Theaterroutine; man merkt sie allen seinen Stücken an und er hat mitunter recht hübsche Dinge, wenn auch nichts Dauerndes und Großes, für die Bühne geleistet. Wollheim soll jetzt in Hamburg ein Journal „der Herold“ herausgeben, welches ich aber nirgends zu sehen bekommen konnte. Bärmann, ein guter Mensch, aber auch Verfasser von allerhand Religionsbüchern, spanischen Grammatiken, Schauspielen, Kochbüchern rc., ist gewöhnt, als Familienvater an die Großmuth des Hamburger Publicums zu appelliren. Wenn nämlich eine strenge Recension über ihn erscheint, rührt er sogleich durch den Familienvater und das soll den Hamburgern ganz unendlich gefallen.

Es kommen hier eine Menge sogenannter Volksblätter heraus: der Volksfreund, der Freischütz, der Erzähler, der Beobachter. Sie leben alle von dem unverschämtesten Nachdruck und die Redacteure dieser Journale sind in der Regel Menschen, welche die gewöhnlichste Bildung gar nicht zu vermissen scheinen. Schreiben sie doch blos für das Volk! Daß diese Aufgabe eben die schwierigste ist, davon haben sie keine Ahnung. Der „Freischütz“ sucht seine Hauptstärke in Theaterkritiken, die den Ton einer affectirten Naivetät führen; der „Beobachter“ zählt etwas gar zu gewissenhaft, wie viele Freudenmädchen des Nachts arretirt worden sind, und wie viele Prügeleien, Besoffenheiten, Diebstähle rc. in der Woche stattgefunden haben. Vermuthlich glaubt er — eingedenk des großen Wortes der Preußischen Allgemeinen Zeitung — das Volk am sichersten durch Statistik zu bilden. Dem schlechten Einflusse dieser Blätter entgegen zu wirken, ist hier ein Journal „der Tagewächter an der Elbe“ entstanden, welches den literarischen Diebstahl als Nahrungsquelle verschmäht und liberale Ideen in sich aufzunehmen bemüht ist. Es ist ihm aller mögliche Erfolg zu wünschen.

Größere politische Blätter, die wöchentlichen Nachrichten ausgenommen, welche aber täglich erscheinen, werden drei in Hamburg

ausgegeben: Die Börsenhalle, der Correspondent und die Neue Zeitung. Die Börsenhalle berücksichtigt mehr als alle übrigen die Interessen des Kaufmanns und sucht auch ihre politischen Nachrichten nach diesem Maßstabe zu begrenzen. In Deutschland hat sie keine Originalcorrespondenzen, wohl aber in London. Der Hamburger Correspondent gehört zu der „guten Presse", er war mein guter Bekannter von Petersburg her, ich hatte ihn dort zu viel lesen müssen, als daß ich ihn hier, bei größerer Auswahl, wieder angesehen hätte. Herr Runkel ist ein großer Anhänger des russischen Cabinets und soll daher auch russischen Caviar, Austern und Gänseleberpasteten zu seinen intimsten und getreuesten Freunden zählen. Der Hamburger Correspondent steht aber dafür mit der öffentlichen Meinung auf keinem guten Fuß und soll von seinen **6000** Abonnenten schon **3000** verloren haben und wenn er so fortfährt, wird er immer tiefer sinken oder es wird dem Herrn Runkel wie seinem liebenswürdigen Bruder bei der Elberfelder Zeitung ergehen. Vielleicht schickt das russische Cabinet aber dann eine ermahnende Note an den Besitzer des Correspondenten und läßt die Wiedereinsetzung des Herrn Runkel verlangen. Die Neue Zeitung will die liberale Partei vertreten, ihre Correspondenzen aus Berlin zeigen auch wirklich von Geist, Scharfsinn und oppositioneller Ueberzeugung, aber sie sind auch das Beste an ihr und nur durch diese guten Correspondenzen hat sich diese Zeitung in Preußen so großen Rufes zu erfreuen. Unter der Redaction von François Wille, sagt man, ist sie besser gewesen.

Allein auch damals zeigte sie schon jenen charakterlosen Klatschliberalismus, der fast in allen kleineren deutschen Staaten und Städten herrscht; der ungemein muthig gegen alle ausländischen Fürsten spricht, aber nicht ein Wort wagt gegen den heimischen Bürgermeister. Oder ist überall die Censur Schuld an diesem Systeme gegenseitiger Verleumdung und allgemeinen Selbstlobs? Der Leipziger darf über Berlin, der Berliner über Dresden, der Dresdner über Kuhschnappel und der Kuhschnappler über Ritzebüttel rc. das schärfste Urtheil fällen. Leipzig, Berlin, Dresden, Kuhschnappel, Ritzebüttel bilden sich dann nicht wenig auf ihren Freimuth oder ihre gelinde Censur ein. Wehe aber Dem, der in Kuhschnappel selbst über Kuhschnappel und in Ritzebüttel selbst über Ritzebüttel reden will. Denn dieses können Kuhschnappel und Ritzebüttel nicht vertragen, sintemal

sie die liberalsten Städte sind und bei ihnen ohnedies Alles vortrefflich und tadellos ist. So sind aus Hamburger Pressen die freisinnigsten Schriften über Preußen, Oesterreich ꝛc. hervorgegangen; aber in Hamburger Zeitungen wird man vergebens ein freies Wort über Hamburg suchen. Und als in Leipzig eine Schrift: „An die von Hamburg und vom Gebiet" erschien, reclamirte die Republik so gut, wie es etwa Hannover thäte, und der Verfasser sitzt noch heute in Untersuchung und dürfte noch lange sitzen. — Gutzkow, den ich leider nicht persönlich kennen lernte, scheint seit der „Schule der Reichen", von der noch immer gesprochen wird, sehr bitter gegen Hamburg gestimmt. Er stand hier allein der literarischen Mittelmäßigkeit und Schlechtigkeit aristokratisch gegenüber. Diese suchte ihn dafür zu verdächtigen und herabzuwürdigen, wo und wie sie nur konnte, und allen seinen Bestrebungen etwas Böses nachzusagen. Der geniale Hebbel ist mit einem dänischen Stipendium auf Reisen gegangen, nach Frankreich und England. Der edle Wienbarg lebt in Altona ein sehr einsiedlerisches Leben; selbst seine Feder zeigt sich selten in den von ihm redigirten „Literarischen Blättern der Börsenhalle". Gabriel Rießer besorgt hier in Hamburg Notariatsgeschäfte und ist immer noch der feurigste Verfechter der Judenemancipation. Sein uneigennütziges Streben wird immer die größte Anerkennung verdienen.

Es hat hier ein junger Mann, dessen literarische Stellung man nicht hoch anschlagen kann, obgleich ihm keineswegs poetisches Talent abzusprechen ist, eine wunderbare, volksthümliche Bedeutung gewonnen: Wilhelm Hocker. Sein Name ist schon mehrere Male in den Zeitungen genannt worden, seinem Geschäfte nach ist er ein Weinküper. Ich glaube, das Hamburger Volk, die Klasse der Holzsäger u. s. w. würde für ihn das Aeußerste wagen. Das macht ihn in den Augen der Behörden so gefährlich; man hat ihn schon mehrere Male eingesteckt, aber immer wieder gleich loslassen müssen, weil das Volk murrte und drohende Mienen machte. Die derbe Art und Weise, worin er Ungerechtigkeiten hochstehender Männer rügt, und die Art von Volksjustiz, welche er in seinen Gedichten ausübt, indem er jene Sünden und schlechten Streiche schonungslos entschleiert, welche man gern verdecken möchte, sagt dem Hamburgischen Volkscharakter ganz unendlich zu, er fühlt sich durch Wilhelm Hocker besser, als durch seine Vierundsechziger und Oberalten vertreten. Er

wird in seinen Ausdrücken zuweilen so derb, daß seine Gedichte auf ein Haar breit dem Pasquille gleichen, aber diese unerschrockene Rücksichtslosigkeit, zweifelhaften Masken gegenüber, kann im Grunde nicht schaden.

Seine Gedichte haben nun weder Reiz durch die Poesie, noch durch die Harmonie und Klarheit ihrer Gedanken, sondern eben nur durch die schreckliche Macht ihrer Wahrheit. Pasquille sind sie nicht; Hocker mißbraucht die Waffe nie, welche in seinen Händen liegt, er wettert nur da, wo sich sein Rechtsgefühl empört und wo „das Gesetz nicht trifft." Da schlägt er unbarmherzig los mit seinem Knüttel. Wie ein Lauffeuer fliegen dann Hocker's Verse durch Hamburg und das Volk hat seine Justiz gehalten.

Ich habe das Wiener Lerchenfeld und den Wurstlprater gesehen, aber das ist Nichts gegen dieses Getreibe. Hier wogt das Weltleben auf und ab. Matrosen aller Nationen, prächtige Kerle, derb, stark und von den Meeresstürmen durchwettert, jubeln hier umher, vergessen hier die Strapatzen halbjähriger Seereisen, verschwenden in wenigen Tagen in unnützen Einkäufen und am Arm der liederlichsten Dirnen die Erwerbnisse eines halben Jahres, und gehen dann, wenn Nichts mehr übrig ist, nicht traurig, sondern pfeifend und wohlgemuth an Bord, um auf lange Zeit wieder Sklaven zu sein. Ein kecker, brauner Matrose im Staate, in feiner blauer Tuchjacke und gleichen Hosen, die starke, hohe Brust mit dem gestreiften Hemde kaum bedeckend, das Tuch locker um den Hals geschlungen, den gelben Strohhut keck auf das krause Haar gedrückt, macht den schönsten Eindruck. Boutiken, Menagerien, Schaustellungen, Caroussells, Puppentheater, Wachsfigurencabinets reihen sich hier dicht an einander, um das Volk zu belustigen, und ich habe hier ein Theater entdeckt, welches gewiß in ganz Deutschland nicht Seinesgleichen findet. Der Eintritt kostet weniger als zwei Groschen, dafür kann man den Tell, den Faust, die Jungfrau von Orleans, die Hugenotten, das Donauweibchen, kurz die bedeutendsten Theaterstücke sehen, und zwar nicht von hölzernen Puppen, sondern von lebenden Personen dargestellt. Dieses Theater kündigt sich als „Nationaltheater" an. Es ist der Sammelplatz der müßigen Matrosen, der Freudenmädchen, der Lehrjungen, der Straßenbuben u. s. w. Heute wurde die Zauberflöte gegeben. Papageno stand, im Gesichte ziegelroth geschminkt,

und in einem traurig zerrupften Federkleide vor der Thüre und blies das Publicum auf einer alten schnarrenden Trompete zusammen. Ich ging aus Neugierde hinein. Es dauerte lange, ehe es anfing, denn man wartete, bis er eine hinlängliche Menge Volks zusammengeblasen. Einige Oellampen erhellten stinkend und qualmend den dunklen Raum, und fast das ganze Publicum, bis auf die Weiber, rauchte. Endlich wurde zum Anfang geklingelt. Eine schrecklich zerrissene Harfen ud eine Flöte waren unser Orchester, sie sollten die lieben Harmonien eines Mozart aufführen. Kann man sich etwas Tolleres denken? Der Vorhang flog auf und es zeigte sich ein Bühnenraum, kaum größer als ein Vogelbauer. Die Darstellung war, wie man sich denken kann, schlecht, aber sie war gleichmäßig schlecht, was man zuweilen in den großen Theatern wünschen möchte, und ich konnte wenigstens lachen. Die Stimmen klangen wie knarrende Thüren; die Oper war in zwei Acte zusammengezogen, der Gesang des Papageno, sein Hin- und Herhüpfen mit dem Vogelbauer, so wie das Schloß vor seinem Munde stimmten das Publicum zur größten Freude, es war mit dem dargebotenen Genusse vollkommen zufrieden. In dem Zwischenacte verkauften die Schauspielerinnen im Costüm, die Königin der Nacht mit langem Flitterschleier nicht ausgenommen, Grog und Punsch und ließen sich von den Matrosen, die vielleicht nie eine Schauspielerin in der Nähe gesehen hatten, jubelnd umarmen; Papageno bettelte die Reihen durch, und als das Stück vollendet war, stand er wieder am Ausgange und blies das Publicum zu einer neuen Vorstellung zusammen!

Ehe ich Hamburg verließ, fuhr ich nach Wandsbeck, um in dem schönen, herbstlich schattirten Holze eines reizenden Durchblicks nach Hamburg zu genießen und auch die Orte nicht zu vergessen, wo der alte Claudius seinen Boten schrieb und Voß den Homer übersetzte. Man achtet hier wenig auf solche Erinnerungen und das schlichte Denkmal des deutschen Messiadensängers vor der kleinen Kirche zu Ottensen ist einem gänzlichen Verfalle nahe.

Durch den großen Hamburger Hafen fliegt unser Dampfboot, der Kronprinz von Hannover; ringsumher liegen die größten Colosse, um deren Kiel die Fluthen der fernsten Meere gerauscht haben, rings umher wehen die Flaggen aller seefahrenden Völker. Nur noch we-

nige Stunden, und dieses große, wunderbare Bild der Hamburgischen Hafenpracht ist hinter den hannöverschen Haidehügeln verschwunden, — nur noch wenige Tage endlich, und ich sitze wieder in dem ehrsamen Bürgerklub zu ***, wo man sich von einem Schiffe die wunderbarsten Vorstellungen macht und mich als ein Wunderthier anstaunt. Es war eben die Zeit, wo sich das zehnte Corps der deutschen Bundesarmee bei Lüneburg versammelt hatte. Dennoch, obwohl ich, um Braunschweig zu erreichen, keinen Umweg über Lüneburg gemacht hätte, machte ich einen anderen Weg und bekam also nicht einmal den Schatten eines Schnurrbarts von all den kampflustigen Lieutenants zu sehen. Wir fuhren erst bei dem letzten Tagesdämmern aus Haarburg; der Regen klatschte melancholisch an die Fensterscheiben und der Sturm pfiff durch die Ritzen und der Postillon blies so traurig! Es war ein Hannoveraner! Nach einer Stunde begann schon das Haideland. Da muß man wohl traurig werden, sintemal man sich in dem Königreich Hannover befindet und Einem allerlei wundersame Gedanken kommen. Es sind aber eben nur Haidegedanken! Ich dachte an Revolutionen von unten und an Revolutionen von oben. Als einmal der schwedische König zu Stockholm seine Kanonen gegen das Ständehaus richten ließ, Kanoniere mit brennender Lunte daneben stellte und nun seine getreuen Stände ersuchte, nach ihrem freien Gewissen zu beschließen, was sie denn auch pflichtschuldig thaten, nachdem sie die Kanonen und die brennenden Lunten gesehen hatten, — da war es eine Revolution von oben; als das französische Volk die Bastille stürmte, da war es eine Revolution von unten; als — doch stille, stille, der hannöversche Postillon bläs't so traurig und das böse Haideweib streift über die Moore und durch die Brüche. Unsere Reisegesellschaft war bunt: ein Landpastor, ein königlicher Beamter aus der Residenzstadt Hannover, ein Schauspieler aus Detmold und, außer meiner Wenigkeit, ein berühmter Professor aus Göttingen. Die kleine Schauspielerin war ein lockeres Ding, sie schien dem guten Landpastor manches Aergerniß zu geben, der berühmte Professor verhielt sich ganz passiv, der königliche Diener aber schien an ihren Neckereien und Capricen Gefallen zu finden. Die Nacht sank immer tiefer herab, — man sah zuweilen einige Irrwische flackern, die Schauspielerin war eingeschlafen und an die Brust des Pastors gefallen. Ein starres Entsetzen malte sich in den Zügen

des geistlichen Mannes, er hustete mehrere Male und machte Bewegungen der Verlegenheit; aber er war mehr Mensch als Pastor und ließ das leichtfertige Weltkind an seinem heiligen Busen schlummern!

Am folgenden Tage, gen Mittag, erreichten wir Celle. Die ganze Gesellschaft reis'te auf Hannover zu; so trennte ich mich denn von ihr, um mich gegen Braunschweig zu wenden. In Celle sah ich viel hübsche Mädchen und noch mehr kalte Schreibergesichter. An einem großen Gebäude las ich „Königliches Oberappellationsgericht." Wenn man bedenkt, daß in der neuesten Zeit, von allen anderen Willkürlichkeiten abgesehen, ein ganzer Stand, der Bauernstand, wieder zur Unmündigkeit zurückgedrängt wurde, indem man keinem Bauern mehr erlaubt, ohne Zuziehung eines Advocaten Contracte zu schließen, so mag man wohl mit Bekümmerniß auf dieses Volk blicken, welches, wenn der König droht, die Garnison wegzu nehmen, weh- und demüthig zu Kreuze kriecht. Die hannöversche Opposition hat sich durch ihre Kraftlosigkeit eine Schuld aufgebürdet, die sich nie wird abbüßen lassen. Mag sich nun auch da und dort ein Schmerzensschrei der Reue hören lassen: die Reue wird wohl nur in der Religion und nicht in der Politik ein einmal begangenes Vergehen wieder auslöschen können.

Von Celle nach Braunschweig kommt man durch reiche Buchenwaldung und an üppigen Wiesen vorbei. Das Volk, welches hier wohnt, die Dörfer, welche man berührt, tragen ganz den alten sächsischen Charakter. Man glaubt beinahe, sich in Holstein zu befinden und wird durch die plattdeutsche Sprache um so mehr in dieser Täuschung erhalten. Es liegt eine wunderbare Traulichkeit in diesen alten sächsischen Klängen, aber es ist auch nicht zu läugnen, daß es mannichfache Elemente darin gibt, die einer allgemeinen Volksbildung, wie unsere Zeit sie verlangt, widerstreben. Die plattdeutsche Sprache ist nicht, wie die hochdeutsche, einer reichen Landschaft ähnlich, mit schroffen Bergen und mit lieblichen Thälern, mit Katarakten und rauschenden Waldungen, sie ist flach und breit, wie jene Gegenden, in denen sie noch immer gesprochen wird; sie ist ein volles Kornfeld, viele blaue Cyanen darinnen. Als Schriftsprache sind ihr längst keine Rechte mehr zugestanden, in der Lutherischen Bibelübersetzung siegte die Intelligenz der hochdeutschen Sprache und nur noch selten lallte die niederdeutsche, die Säugamme des alten Reinecke de Voß, in

schriftlichen Anklängen wieder. Laurenberg möchte wohl als der letzte Dichter zu nennen sein, dem die niederdeutsche Sprache noch ganz naturwüchsig zu Gebote stand; in seinen Satyren wächst sie noch kräftig hervor; alle die neueren Bemühungen aber, den niederdeutschen Dialekt wieder zur Schriftsprache zu erheben, sind von vornherein verfehlt. Es ist nicht gut, der niederdeutschen Sprache jetzt durch Kunst noch mehr Wichtigkeit geben zu wollen, als sie hat, aber man soll sie auch nicht mit Gewalt vertilgen wollen. Mag sie allmälig verklingen wie eine alte liebe Sage! Es liegt in ihr eine Absonderungslust und eine Begriffsbeschränktheit, zwar auch eine Gemüthlichkeit. Wenn man auch zur Noth das erhebende Wort Vaterland durch „Vaderland" auszudrücken vermag, so klingt doch auch dieses „Vaderland" sehr kalt und fremd und es wird statt dessen, echt altsächsisch, immer nur vom Hause, vom „Huus", von dem eigenen kleinen Herde geredet. Eben diese Unfähigkeit, alle höheren Gefühle und das Patriarchalische überragenden Gedanken klar auszudrücken, abstracte Begriffe scharf hinzusetzen und festzuhalten, wird bei der Verallgemeinerung einer höheren Bildung die niederdeutsche Sprache unfehlbar vernichten müssen; ihre Wurzeln sind schon verdorrt und es rauscht und weht nur noch wie Todesahnung in den Zweigen und Blättern des alten Baumes.

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

Berlin und Paris. — Sprechseligkeit. — Credit und Religion. — Priester und Industriel. — Schöne Welt. — Döring und Crelinger. — Meyerbeer, Mendelssohn, Hiller. — Karl Beck.

Man spricht seit vierzehn Tagen von einem vollständigen Ministerwechsel und es circuliren im Publicum die verschiedensten Combinationen, wobei heute ganz andere Namen genannt werden, als gestern und morgen wieder andere, als heute — ganz à la Paris. So schwinden mit jedem Tage auch noch die kleinen, geringfügigen Unterschiede, welche die Hauptstadt Frankreichs von der Hauptstadt Preußens trennen, und der Tag ist schon vor der Thüre, wo man beim Erwachen nicht mehr wissen wird, ob dies die Spree oder die Seine ist. Der philosophische Berliner, der Alles mit „Bewußtsein jenießt", freut sich selbstbewußt dieses gewaltigen Fortschritts seiner großstädtischen Herrlichkeit. — Sehen Sie einmal, sagte ein hiesiger Zeitungscorrespondent vor einigen Tagen zu mir: „Es ist nicht zu läugnen, unsere Entwicklung ist ungeheuer. Unter dem seligen König wäre ein solches Tagesgespräch unmöglich gewesen!" — Aber der Ministerwechsel hat ja noch nicht stattgefunden? — „Thut Nichts, man spricht davon;" „aber gesetzt, er findet statt, so ist doch dies Ereigniß ganz anderer Art, als in Frankreich und England. Dort ist die Macht des Ministers vom Parlament, von der Kammer abhängig, sein Eintritt oder Ausscheiden kündigt die Niederlage oder den Sieg einer Partei an; es ist die Folge dieser oder jener Nationalstimmung, welche die Oberhand gewonnen. Ein Ministerwechsel in einem absoluten Staate ist aber nur der Ausdruck eines einzelnen Willens und hat

meist ganz andere Motive, als die Veränderung des leitenden Princips." — „Thut Nichts, man spricht davon, und dies ist schon sehr viel." — „Nun denn, glückseliger Berliner! sprich, wenn es Dir Freude macht. Ein jutes Jespräch ist auch eine jute Jabe Jottes." —

Bedeutender, als diese Gespräche, ist die Veröffentlichung des Finanz-Etats, die vor einigen Tagen erschienen ist und diesmal einige Rubriken mehr enthält, als bei früheren ähnlichen Rechnungslegungen. Eine genauere Einsicht in die Verwendung des Staatseinkommens ist zwar auch dies Mal nicht möglich, indessen ist dieses seit den letzten denkwürdigen Landtagsabschieden das erste erfreuliche Zeichen, daß man der öffentlichen Meinung ein Zugeständniß machen will. Heine macht in seinen Reisebildern den Witz, es sei ihm beim Französischlernen passirt, daß er den Glauben immer mit le credit übersetzte und in der Folge habe er selten den Beweis gefunden, daß der Glaube über den Credit gehe. Unsere Staatsleiter haben in den letzten Jahren wirklich eingesehen, daß der Credit eine zu wichtige Basis ist, um dabei dieselben mittelalterlichen Principien festzuhalten wie in Sachen des Glaubens. Es ist charakteristisch, daß die liberaleren Fortschritte in Preußen wie in Oesterreich aus dem Ressort des Finanzministeriums ausgingen, während die Cultusangelegenheit immer noch der Hemmschuh für die Culturangelegenheit blieb. Wenn früher der Clerus, der Herrenstand und der tiers-état als die drei Hauptabtheilungen des Staats betrachtet wurden, so zeigt sich jetzt, daß aller Einfluß auf die Staatsleitung nur in den Händen des ersteren und des letzteren sich befindet. Der Herrenstand ist durchgefallen, der Stoß des arbeitenden Bürgerthums hat ihn niedergeworfen. Der Priester und der Industriel haben den Platz allein behauptet, und da diese Beiden auf ganz verschiedenen Bahnen sich bewegen, so ist ein Zusammenstoß zwischen ihnen weniger möglich und ihre Herrschaft kann noch lange hinaus sich erstrecken. Dies ist auch die Ursache, warum in den beiden industriellsten Staaten Europas, in England und in Belgien die kirchliche Macht die festesten Wurzeln hat.

Neuigkeiten aus der Gesellschaft gibt es wenige, weil der Frühling diese aufgelöst hat und alle Welt in die schöne (?!) Natur hinauszieht! Was Berlin an größeren geselligen Salons besitzt, richtet sich nach dem Hofe, und da die Königin bereits vor vierzehn Tagen ihre letzte Abendgesellschaft gab, so lösen sich allmälig die Soireen auf und nur noch einige Nachzügler empfangen des Abends. Auch das Theater ist nicht besonders stark besucht. Nur das Gastspiel Döring's füllt es halb und halb. Eine vortreffliche Vorstellung der Göthe'schen Iphigenie, in welcher die Crelinger der mimischen „Kunst" zu dem ihr bestrittenen Ehrennamen das Recht eroberte, spielte vor einem leeren Hause. Emilia Gallotti ging wieder über die

Bretter und Döring verlor als Marinelli manche Gunst. Die beliebtesten Darstellungen dieses Schauspielers sind: Banquier Müller in Bauernfeld's „Liebesprotocoll", Elias Krumm in Kotzebue's „Grade Weg der beste", und in der Kleist'schen Posse „der zerbrochene Krug" als Richter Adam. Diese drei Stücke müssen oft wiederholt werden.

Meyerbeer lebt ziemlich zurückgezogen; er arbeitet an der Partitur eines Festspiels zur Eröffnung des Opernhauses. Mendelssohn ist nach London abgereist. Viele Anekdoten der lustigsten Art circuliren von Neuem über die Eifersucht dieser beiden Tondichter. Die Anwesenheit des Musikdirectors Hiller aus Leipzig, der hier sein treffliches Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems" mit großem Erfolge zur Aufführung brachte, weckte jene Anekdoten wieder auf. Hiller, der ein langjähriger Bekannter Meyerbeer's und Freund Mendelssohn's ist, kam in Berlin zwischen zwei Feuer und der daraus entstandene Conflict lieferte den hiesigen Musikern, welche wie die Weiber gerne ihre Zunge in Bewegung setzen, viel Material zur Uebung in der Nächstenliebe. —

Karl Beck, der während der letzten zwei Jahre theils in seiner Vaterstadt Pesth, theils in Wien, stille schaffend, lebte, befindet sich seit mehreren Wochen hier in Berlin, wo eine bekannte Buchhandlung den Verlag seiner neuesten Dichtung „Auferstehung" übernommen hat. Diese Dichtung, die durch eine öffentliche Vorlesung in Dresden bereits ein Gegenstand vielfacher Besprechung in den Journalen wurde, ist bei der ersten Vorlage von der hiesigen Censur gestrichen worden. Wohlgemerkt, von der Berliner Censur. Es ist kaum zu erwarten, daß die Publication in Leipzig, Stuttgart, Köln oder sonst einer deutschen Stadt, die nicht „der Herd der deutschen Intelligenz" ist, wie Berlin sich bescheiden nennt, Schwierigkeit gefunden haben würde. Das neue Werk des Dichters „der gepanzerten Lieder" hat nämlich vor seinen früheren Dichtungen nicht nur die poetische Reife voraus, sondern auch die höhere politische. Obgleich trunken von Begeisterung für Freiheit und Menschenrecht, ist dieses Gedicht, dessen Manuscript wir kennen, keineswegs in die Klasse der „revolutionären" zu stellen. In glühenden Worten und mit aller Kraft der Phantasie schildert der Dichter die Mißbestände in allen Klassen der Gesellschaft und trägt seine Wünsche in kühner Beredsamkeit vor. Aber diese Wünsche verlassen nicht den Kreis der Besonnenheit und das Maß, das alle wirklichen Freiheitsfreunde in Deutschland sich vorgezeichnet haben. Sie sind der Aushauch jener politischen Confession, die sich in Frankreich, wo man für solche Dinge das bezeichnende Wort früher findet, die „Democratie pacifique" nennt. Die Gesinnung des Gedichtes mahnt an Lamartine, obschon der Genius desselben den französischen Poeten weit hinter sich zurückläßt. — Um das Erscheinen seines Werkes zu beschleunigen,

Digitized by Google

hatte Beck, nachdem der hiesige Censor es gestrichen, die Absicht, es anderswo drucken zu lassen, allein viele gewichtige Männer suchten ihn von verschiedenen Seiten zu bestimmen, im Interesse der hiesigen Preßzustände zu handeln und an das Obercensurgericht zu appelliren für den Fall nämlich, daß auch der zweite Censor, der sein Buch jetzt in Händen hat, es nicht zuläßt. Karl Beck hat sich diesem Wunsche gefügt und ist entschlossen, alle Wege des Gesetzes zu verfolgen und in letzter Instanz, wenn es nöthig, an den König sich zu wenden. Zur Charakteristik dieser Dichtung theilen wir mit Erlaubniß des Verfassers im nächsten Hefte einige Fragmente mit, auf die wir hiermit aufmerksam machen.

II.

Notizen.

Russische Memoiren. — Laube's Struensee. — Ein guter Deutscher. — Truhn. Weidig und Georgi.

— In Petersburg machen die „Memoiren des Majors Tscheglowsky" großes Aufsehen. Herr von Tscheglowsky, ein Edelmann von großer Tapferkeit, der sich unter Katharina mehrmals gegen die Türken ausgezeichnet, hatte das Unglück, bei den Damen Glück zu haben. In einer Liebesangelegenheit stand er dem berühmten Potemkin im Wege und wurde daher im Jahre 1787, wegen eines unbedeutenden Formfehlers im Dienst, ohne Untersuchung oder Urtheil im Stillen nach Sibirien befördert. Dort verbrachte er zweiundfünfzig Jahre. Potemkin starb, Katharina starb, Paul und Alexander starben. Die Welt hatte sich umgewälzt, und Tscheglowsky, der eine große Carriere im Felde hätte machen können, ergraute in Sibirien. Im Jahre 1839 begnadigte — so melden es russische Nachrichten — Kaiser Nikolaus den Unschuldigen und setzte ihn in seinen Majorsrang wieder ein. Auch erhielt Tscheglowsky eine lebenslängliche Pension — in seinem hundert und siebenten Jahre — und kam nach St. Petersburg, um sich die Welt noch einmal anzusehen. Vermuthlich waren ihm Verwandte und Freunde längst ausgestorben; der steinalte Mann kehrte daher nach Irkutzk — dem sibirischen Capua — zurück, wo er den wehmüthigen Triumph haben wird, denen, die ihn als Sträfling kannten, sich vor seinem Tode noch in seiner Uniform als Major und freier Mann zeigen zu können. Die monströse Willkür Potemkin's wollen wir nicht einmal Rußland anrechnen, obgleich sie keine vereinzelte Erscheinung sein mag; es ist etwas Anderes, was uns unbegreiflich scheint. Der gekränkte Offizier sehnte sich gewiß bitterlich

nach seinen wohlverdienten Epauletten und wird sich fortwährend bemüht haben, Gerechtigkeit zu erlangen; Paul und Alexander waren beide gerechtigkeitsliebend, Nikolaus regiert bereits seit 1825; die russischen Gouvernements sind keine Satrapien, wenn wir den Herren Gretsch, Grimm &c. glauben wollen, es fehlt dort nicht an rechtlichen Beamten, die einen so schreienden Fall berichten konnten — warum erhielt der Mann so späte Genugthuung? — Möchten doch die Herren Gretsch, Grimm, und wie sie alle heißen, etwas dagegen schreiben.

— Es bestätigt sich, daß Laube mit seinem neuen Drama: „Struensee" einen sehr glücklichen Wurf gethan hat. Nicht nur, daß die Aufführung in Stuttgart ganz entschieden günstig ausfiel, sondern von allen Seiten, wohin Laube sein Stück zur Darstellung versendet hat, hört man von Directoren und Schauspielern vortheilhafte Urtheile über die Charakteristik und Scenerie desselben. So wäre denn Laube's schönes Talent für die Bühne gerettet und die Unglückspropheten, die nach dem Schicksal der Bernsteinhexe gleich über die ganze Zukunft des Autors schadenfroh und mißgünstig aburtheilten, werden zum Schweigen gebracht. Die Bernsteinhexe war eine gute Lection für Laube, der oft mit allzu leichtem Muthe an seine Stoffe geht. Es liegt in mancher Laube'schen Composition eine Sorglosigkeit, die oft seine Virtuosität in der Ausführung zu Schanden macht. Ich sah ein Mal den Grafen Sandor, den bekannten virtuosen Reiter mit seinem Pferde in einen kleinen Donaukahn hineinreiten, der kaum vier Menschen fassen konnte. Die Freunde am Ufer lachten über das sonderbare Wagstück und prophezeihten ihm, daß er es nicht durchsetzen würde. Der kecke sorglose Reiter hörte nicht auf sie und richtig überpurzelte der Kahn und er stürzte mit seiner Bestie in's Wasser, worauf Graf Sandor sein Pferd beim Zügel faßte und selber lachend mit ihm wieder an's Ufer schwamm. Laube wußte, als er an die Bernsteinhexe, mit ihrem freischützartigen Schluß und criminalgeschichtlichen Inhalt ging, daß er ein Wagstück unternehme. Die Freunde riethen ihm ab — aber sorglos und leichtmüthig wollte er es doch versuchen und plumpte richtig in's Wasser. Aber er ist in dem kalten Bade nicht ertrunken, sondern hat sich schnell abgeschüttelt und sitzt nun rüstig zu Pferde, als wäre Nichts vorgefallen. Diese Rüstigkeit, dieses schnelle Ausfüllen der Bresche ist das Kennzeichen des echten, gesunden Talentes. Bei der Bühne zumal ist der Dichter, der nach einem ungünstigen Angriff sich zurückschrecken und die Hände in den Schooß sinken lassen wollte, bald verloren. Die Bühnendichter, welche in der neuesten Zeit die meisten Erfolge gehabt haben, sind in ihrer ersten Periode oft genug ausgezischt worden. Scribe's und Raupach's erste Stücke sind eclatant durchgefallen. So schlimm aber ist es Laube's Bernsteinhexe nicht einmal ergangen, und es ist sicherlich

keine sanguinische Hoffnung, wenn wir von dem Verfasser des Monaldeschi noch ein reiches und glückliches Repertoir für die deutsche Bühne erwarten. (Wir bringen in Heft 20. eine ausführliche Würdigung des Struensee aus der Feder Sigmund Schott's in Stuttgart.)

— „Ein guter Deutscher" in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erzählt von der russischen Akademie der Wissenschaften. Es ist aber natürlich weniger von Wissenschaften, als von Politik (respective Polizei) die Rede. „Der gute Deutsche" warnt die Presse vor den leichtsinnigen Plänkeleien gegen Rußland in einem Tone, der einen gar brünstigen Respect vor der nordischen Macht verräth. Er vergleicht sinnreich genug den Moscowiter, in seinem Verhältniß zu uns, mit einem dicken Nachbar auf der Eilpost, vor dem man sich klüglich in die Ecke schmiegen muß, da er durch unsere Klagen und Beschwerden doch nicht dünner werde! — Bis zu solchem Cynismus, — im buchstäblichsten Sinne des Wortes genommen — kann ein gesinnungsloser „guter Deutscher" herabsinken. „Circumspice!" ruft er. „Man soll keinen Feind gering achten." Ganz Recht, aber die deutschen Plänkler achten Rußland durchaus nicht gering; vielmehr weisen sie stets darauf hin, daß Deutschland weder so politisch klug, noch so eifrig für seine Interessen „circumspicire" wie Rußland; und wir glauben, daß z. B. kein russischer Professor in einer Petersburger Allgemeinen Zeitung sein Vaterland so einzuschüchtern wagen dürfte, wie der deutsche Professor in der Augsburger. Wir sollen aber nicht nur Rußland nicht gering, sondern als unseren Freund achten, meint der „gute Deutsche" und uns hüten, sein Wohlwollen durch fortwährende Theilnahme für polnische Grenzjuden, Deserteurs und kaukasisches Raubgesindel zu verscherzen. Wohlwollen? Natürlich. Wir sollen die „Dankbarkeit" anerkennen, mit der Rußland unsere schönen wissenschaftlichen Bestrebungen — benützt und unsere Bildung in sich — aufnimmt. Triumphirend zählt der Mann sechsundzwanzig Namen von Deutschen auf, die als Mitglieder in der russischen Akademie der Wissenschaften sitzen. Wäre der Mann kein Gelehrter, so würden wir ihm erzählen, wie viel griechische Bildung und Wissenschaft die alten Römer als „Freunde" Griechenlands in sich aufgenommen. So aber wollen wir nur bemerken, daß unsere Dankbarkeit für die russische Anerkennung eigentlich noch viel weiter gehen müßte. Denn Rußland hat mehr als diesen sechsundzwanzig Deutschen Anstellungen gegeben; wie viele sind als Diplomaten, Censoren, Polizeibeamte, ja sogar als Spione von ihm angestellt! Und wie viel Deutsche würden russische Anstellungen erhalten, — wenn nur Deutschland russisch wäre. — Wir wissen, die Augsburger ist keine deutsche Zeitung, sondern eine Allgemeine; sie hat das Recht, Eulen und Lerchen, Adler und Löwen, Schlangen und Hunde durch

ihr Sprachrohr krächzen und brüllen, singen und pfeifen, zischen und bellen zu lassen. Es gibt aber gewisse Töne, die man selbst in einer Menagerie nicht hören mag.

— Die Liedercomponisten gewinnen in Deutschland immer mehr und mehr an Beliebtheit und glücklicherweise auch mehr und mehr an glücklichen Ideen. Von dem bekannten Componisten H. Truhn ist so eben unter dem Titel: „Liebesroman" ein Cyclus von Liedern erschienen, die zusammen einen kleinen Roman bilden. Es sind meist Gedichte von Geibel und Heine, die hier in sinniger Zusammenstellung die Gestalt einer Geschichte erhalten und ein höheres Interesse in Anspruch nehmen. Den Anfang bilden Sehnsuchtsklagen, Hoffnungen, Austausch der Herzen; dann kommt die „Flucht", ein hinreißendes Glutgemälde, in welchem der nächtige Ritt, das wilde Lied der Stürme und der Jubel der beiden Liebenden durchtönen, — in Form und Ausführung wohl eines der besten. Dort in der Fremde sind sie dann, wie das rührende Volkslied erzählt, „gestorben', verdorben", woran das schöne Gedicht Heine's geknüpft ist: „Auf ihrem Grabe da steht eine Linde." Dieser Abschluß ist meisterhaft. Die Melodie darin ist einfach und ergreifend, mit einer klagenden, stets wiederkehrenden Begleitung; man sieht die Wehmuth aus dem Grabe schleichen, die Vögel verstecken sich, die Lüfte fliehen aus den Blüthen des Baumes, die Liebenden, die darunter sitzen, werden stumm, „sie weinen und wissen selbst nicht, warum?" Dies Werk ist eine bedeutsame Production und unläugbar ein Fortschritt des Componisten, der ihm neue Freunde erwerben wird. Es ist Mendelssohn gewidmet.

— Die Weidig'sche Angelegenheit soll, wie man sagt, auf dem nächsten hessendarmstädt'schen Landtage zur Sprache kommen, nicht um Georgi zu „flétrir", sondern um eine höhere Gattung von Wesen über die Handhabung jener — Maschine zur Verantwortung zu ziehen. Man erzählt sich wunderliche und doch wahrscheinlich aussehende Dinge von vorbereiteten Actionen und Reactionen in hohen und höchsten Kreisen. Vielleicht schlägt sich Georgi selbst zu den Anklägern und ruft in nüchternen Intervallen:

Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein! —

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Ein Blick in die geselligen Regionen.

Von Adolphine ***.

Unser geselliges Leben gleicht einem Polypen, auf dessen Oberfläche es wimmelt, dessen eigentlicher Körper aber noch in Einer Masse unzertrennlich festgewachsen ist. Von freier Bewegung der einzelnen Glieder in einer harmonischen Einheit ist keine Rede. Wir haben kaum einen Begriff von Geselligkeit, vielweniger entsprechen unsere tastenden Versuche ihrem eigentlichen Zwecke. Die Mehrzahl naht dem geselligen Kreise, wie man ins Theater geht, immer in der Erwartung, den Vorhang vor sich aufrollen zu sehen, ohne zu bedenken, daß sie selbst auf der Bühne steht. Wer keine Rolle spielen kann, will wenigstens als Publikum unterhalten sein; während doch nur unsere einzige Aufgabe die ist, eine Rolle zu übernehmen, wenn auch nur die, sich selbst zu spielen.

Man ist bisweilen versucht, zu glauben, Wirth und Gäste brächten sich gegenseitig Opfer und entledigten sich durch Geben und Nehmen einer schweren, nicht zu umgehenden Pflicht.

Versetzen wir uns einmal in die geselligen Regionen, und sehen wir, ob wir nicht Bälle, Concerte, Theater, Eß- und Trinkgesellschaften in jeder Gestalt und Variation haben, aber kein geselliges Leben.

Wir haben Vereine, in denen der Einzelne etwas vorträgt. Hier ist wieder das Uebergewicht des Publikums. Wir haben Gesellschaften, in denen nur getanzt wird; eine Unterhaltung, die wie die Musik in unseren Tagen, in Ermanglung eines Neuen, und Verwerfung des Alten, Zeit und Raum über Gebühr auszufüllen bestimmt scheint.

In gleicher Kategorie stehen die Zirkel, in denen noch immer die Gesellschaftsspiele, sogenannte jeux d' esprit, bei denen der Kluge dumm und der Dumme klug scheinen kann, die alleinige Unterhaltung ausmachen. In diesen Regionen finden die Männer von 16 und 17 mitunter noch ihre Rechnung.

Wir treffen sogar noch Damenzirkel von 20—30 Damen, die, unzertrennlich um dem Theetisch gereiht, ihre drei Stunden mit Stoicismus aushalten, wenn sie auch vor Anstrengung, die Züge in angemessener Form zu halten, zuweilen mit Gesichtsschmerzen heimkehren. Die Zeit der Frau Basen ist vorüber, aber auch hier zeigt sich das Merkmal des Uebergangs: Haltlosigkeit, Leere. Man raisonnirt nicht mehr con amore nach dem alten Styl, aber das Raisonnement nach dem neuen bietet noch unüberwindliche Schwierigkeiten.

Wir haben Herrenklubs, in denen viel geraucht, viel gespielt, viel gelesen und kaum etwas gesprochen wird. Oder Trinkgelage, die jeder geistigen Regung entbehren, oder auch Zusammenkünfte genialer Geister, die in Ermanglung eines befriedigenderen Strebens im häuslichen oder geselligen Kreise sich einer zügellosen Ungebundenheit überlassen und nicht selten die Blüthe im Keim ersticken. Alle einer Anregung und eines belebenden Verkehrs bedürftige junge Leute finden so wenig Genüge im geselligen Verkehr, daß oft die schönsten Anlagen eine schädliche Richtung nehmen müssen.

Wir haben zahllose Musikvereine und die Musik gewinnt immer mehr eine solche Uebermacht, sie verdrängt so sehr jede andere unterhaltende Beschäftigung, oder vielmehr sie füllt den leeren Raum so gewaltig aus, daß der Unmusikalische bald keinen Raum und keine Geltung mehr findet.

Es wäre thöricht, den wohlthätigen Einfluß der Musik nicht erkennen zu wollen, aber die Musik als Alleinherrscherin ist ein echtes Charakterzeichen für unsere energielose, niedergedrückte, verflachte Zeit, in der jede gewaltigere Seelenthätigkeit erlahmt ist; sie lullt uns völlig ein und erschlafft, was sich noch von bewegender Kraft in uns regt.

Wir bemühen uns so sehr, das inhaltlose poetische Getändel zu verbannen, vermöchten wir doch auch das musikalische in die gehörigen Schranken zu verweisen, und die überstiegene Fluth in ihr natürliches Bett zurück zu leiten. Poesie und Musik sollen erheben, nicht ermüden.

Wir haben auch Herrn- und Damengesellschaften, die es verschmähen, sich auf die bisherige Weise zu unterhalten; unter diesen zeichnen sich vor allen diejenigen aus, in denen gar Nichts getrieben wird. Die Unterhaltung besteht hier aus lauter — Unterhaltung, wie — man erlaube für Triviales einen trivialen Vergleich — wie die Gegend von Berlin aus lauter Gegend besteht. Man affektirt hier den Hofton, man erscheint spät, en grande tenue, Nichts hebt sich hervor, Nichts fällt auf, man ist hier durchaus vornehm, und Nichts als vornehm. Nichts fehlt diesen Zirkeln, um ganz ihrem Original zu entsprechen, als gerade das Bezeichnende, jener feine Reiz, der so ephemer die Sinne berührt, daß es vergebens sein würde, die Art desselben zu definiren.

In dergleichen Gesellschaften sind auch die nun allerwärts in Deutschland einheimischen Engländer, und bilden hier den Mittelpunkt, wenn nicht der Unterhaltung, doch der Aufmerksamkeit. Sie bringen ihre Sitten mit in unser Land und wir schämen uns vor ihnen der unsren; wir richten uns schnell nach dem, was wir bei ihnen sehen; denn wir Deutschen lassen uns nicht nur in fremden Häusern Gesetze vorschreiben. Kein „deutscher Tölpel" und keine Tölpelin will sich in der verrufenen Eigenthümlichkeit zeigen, sie ahmen daher lieber einem noch Ungraziöseren nach, als daß sie den Versuch wagten, nach eigenem Takt gehen zu lernen. Wir geben uns viel Mühe, fremde Sprachen zu erlernen, hauptsächlich, weil wir nicht einmal im eigenen Lande mit der unseren durchkommen würden. Die Franzosen reden uns in *ihrer* Sprache an, weil sie diese bei uns *voraussetzen*; die Engländer reden uns *gar nicht* an, weil sie *gar Nichts* bei uns voraussetzen. Erstere *ignoriren* uns nur, letztere aber *unterdrücken* uns.

John Bull, der in seiner Heimath die erbärmlichste Rolle spielt, gibt bei uns den Ton an und trifft die sorglichste Auswahl unter uns Barbaren. Wen er aber begünstigt, dessen Verträge gelten, England hat sie ratificirt. Und dennoch lernen wir niemals selbständig auf- und entgegenzutreten. Es gibt wenig napoleonische Gemüther unter uns, sonst trachteten wir eher eine Continentalsperre bis auf die ambulanten Repräsentanten der Nation auszudehnen, statt uns im eigenen Hause verachten zu lassen.

So lange sich unser Aneignungstrieb nicht weiter erstreckt, als auf das Bestreben, das Nützliche von Anderen an- und aufzunehmen, können wir nur gewinnen.

Aber leider zeigt sich im geselligen Leben die Affennatur am stärksten: „Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das haben wir glücklich abgeguckt," aber Genie und Geist des geselligen Verkehrs haben wir noch nicht begriffen.

In großen Städten, zumal in Paris und London, mit ihrem ungeheuren Reichthum, da sind unzählige Mittel zur Unterhaltung in Gesellschaft geboten. Gemälde, Kupferstiche, Zeichnungen, Bücher, Merkwürdigkeiten aller Art, Altes und Neues, Antikes und Modernes aller Wissenschaften und Künste sind wie umhergestreut und dienen zur Anregung, zur Aufheiterung; man sucht eine Welt im Kleinen um sich zu verbreiten, und wie in einem Panorama das Entfernteste nahe zu rücken, durch die Kunst die Natur erhöht, durch die Natur die Kunst belebt zu sehen. Das ist die große Aufgabe der Gesellschaft, von der wir Deutschen kaum einen Begriff haben, weil wir sie nur im Geiste sehen; und dennoch wären wir in unsrer universellen Natur gerade am geeignetsten, diese Aufgaben zu lösen, wenn wir nicht durch äußere Hemmnisse, durch Mittellosigkeit, Vorurtheil und Befangenheit und, wie in Allem, durch Mangel an Energie um den schönsten Reiz des Lebens gebracht wären.

Die noch immer grelle Geschiedenheit der Stände, der Druck der Verhältnisse, die das ganze Dasein umfassen, in Alles störend und niederbeugend eingreifen und Vorurtheil, ängstliche Besorgniß, Kleinmuth und Berechnung in jeden Verkehr bringen, zeigen uns den Egoismus im grellsten Lichte, und von diesem Gesichtspunkte betrachtet, steht der Deutsche moralisch niedriger, als der Franzose.

So ist denn Alles der großen politisch-socialen Zeitfrage verfallen, und wir können auch für die Geselligkeit keine völlig ersprießliche Wendung erwarten, bis sie befriedigend gelöst ist.

Vor Jahren versuchte man in manchen Städten eine liberalere Art, die Gesellschaft zu beleben. Man benutzte hierzu die Talente der Künstler und deren geniales und joviales Wesen. Aber bald erkannten diese, daß sie sich gleichsam zum Hanswurst, oder doch Schauspieler hergaben. Die aristokratische Welt ließ sich wohl einmal gnä-

digst herab, sich zu amüsiren, aber sie selbst hielt sich in gemessener Ferne. Die Menge folgte dem Beispiel aus Unselbständigkeit oder aus Ungeschick, das ganze Treiben war zu neu, die Menschen einander zu fremd, hie und da die Kunst selbst noch in keinem Credit, so zerfielen die Versuche.

Wahre Geselligkeit kann nur im ungezwungenen Verkehr beider Geschlechter stattfinden. Allein auch hier treffen wir auf Mißbestand und Schwierigkeiten. Durch die bisherige große Trennung beider Geschlechter fühlen sich diese theils noch zu befangen einander gegenüber, theils finden sie kein Interesse oder keine Beziehungen in der Unterhaltung gemischter Gesellschaften; ein großer Theil, selbst der gebildeteren Klasse, ist noch zu fremd mit den Ideen der Zeit, zu entfernt von den Mitteln, die als Grundlage einer guten Unterhaltung erforderlich sind.

Wir sind mitunter noch so weit zurück, daß wir nicht einmal zu disputiren vermögen, ohne Gefahr, persönlich und persönlich beleidigend zu werden.

Wie Wenige vermögen die Sache von der Person zu trennen. Meistens glaubt man sich selbst angegriffen, und Eitle werden sogar schon durch die bloße Meinungsverschiedenheit beleidigt. Viele, oft die Begabtesten, sind ohne alle gesellige Verbindungen und eben darum aller Mittel beraubt, ihre geselligen Talente auszubilden, hauptsächlich aber ist im Allgemeinen der Mangel gemischter Gesellschaft fühlbar. Der weibliche Theil, wenn nicht wirklich gehemmt durch häusliche Verhältnisse, ist doch oft zu gleichgiltig für Bestrebungen und Interessen, die ihn nicht unmittelbar selbst berühren, um sich einem belebteren Gedankenaustausch hinzugeben. Es ist gar nicht zu läugnen, daß die Vorurtheile und die Unduldsamkeit des weiblichen Geschlechts das mächtigste Hinderniß einer harmonischen, freien, ungezwungeneren und genußreicheren Geselligkeit sind, obgleich diese Unduldsamkeit wieder eine natürliche Folge von dessen eigenthümlicher Stellung ist, die mit der des Spielers identisch, dessen Gewinn nur auf den Verlust des Anderen gebaut werden kann. Ferner sind viele junge Männer zu bequem, sich einen leichten Zwang anzuthun, und ziehen daher die ungebundenere Unterhaltung unter Ihresgleichen — nur allzuhäufig im Gasthaus — vor.

Im Hause, in der Familie, ist noch wenig Sinn für eine intel-

lektuelle Regsamkeit, der ganze Zuschnitt noch zu sehr nach veralteten Ansichten, nach überflüssig gewordenen Bedürfnissen; die Frauen und Töchter aus mancherlei Ursachen, oft nur aus Gewohnheit zu prosaisch gestimmt, das gesellige Leben zu selten, zu unzugänglich, zu steif und todt; so flüchtet denn der geniale Trieb, dem nirgends Anlehnung, dem nirgends Aufmunterung wird, dahin, wo er Sympathie und Nahrung findet, schüttelt die hemmende Prosa ab und beraubt sich und die Gesellschaft des höheren Genusses, der Beiden im harmonischeren Austausch geworden wäre. Aber wenn wir die Jugend, die doch noch ein hohes Interesse für einander, wie überhaupt offnen Sinn fürs Leben hat, wenn selbst diese hier nur unbefriedigt sich gegenüber steht, was ist da für ältere Personen zu erwarten?

Blicken wir einmal recht tief in die Prosa des geselligen Verkehrs, oder doch in die seltsame Auffassung desselben. Wenn eine noch junge Frau, wenn auch halb scherzweise, sagen kann: „Geht ihr Mädchen in Gottes Namen in Gesellschaft, ich habe meinen Mann!" wenn der noch junge und lebensfrohe Mann sagt: „Was soll ich da und dort thun, ich bin ja verheirathet," dann freilich, wenn das Freien, oder höchstens Kurmachen der Zweck und Ausgang alles geselligen Verkehrs beider Geschlechter ist, dann gibt es für Verheirathete, für Aeltere schicklicherweise gar keinen solchen. Und es ist wirklich so, wo Liebe und Eitelkeit keine Nahrung sucht, gibt es hier nur inhaltlose Erscheinungen.

Aber die Liebe hat aufgehört, allein berechtigtes Element zu sein, die Thätigkeit der Seele erstreckt sich auch auf andere Gebiete. Wie wir sie in keinem Roman mehr allein herrschend finden, ja wie mit aus diesem Grund der Roman selbst immer mehr verdrängt wird, wie im Drama andere Ziel- und Ausgangspunkte hervortreten, so im ganzen Leben; und hier zeigt uns die Dichtung nur, was sich in der Wirklichkeit längst ohne unser Wissen vorbereitet, ohne daß der Liebe, auch im engeren Sinne, ein erster Rang, das Ansehen des belebendsten Prinzips entzogen ist, wenn ihr das Absorbiren aller Bewegungen nach einer Seite des Lebens hin geraubt, und der Seele ein universelleres Streben eingeräumt wird.

Wollten wir doch in Bezug auf gesellige Vereinigung anfangen, von allen Seiten Concessionen zu machen; wollte doch der Mann

hier nicht länger äußere Vorzüge über Alles schätzen; wollte doch die Frau nicht nur nach Triumphen ausgehen, und beide ein freundschaftliches Verhältniß ohne Nebeninteressen und Nebenabsichten möglich machen.

Wollte die begünstigte und unbegünstigte Welt etwas mehr freien Geist und freiere Bewegung eindringen lassen, und die ungebundene etwas mehr conventionelle Tugenden üben.

Gespenster im hellen Deutschland,

gesehen von Lorenz Diefenbach.

Fast täglich findet mich die Morgensonne, wenn auch nicht immer aurora musis amica, am Arbeitstische. Aber wenn es nun gar zu schön und lebensfrisch draußen schimmert und weht und tönt: dann lasse ich oft die Hieroglyphen der uralten Menschen und Völker auf dem Tische liegen, unterbreche meine Forschungen und eile dem reinen, reflexionslosen Genusse der jüngsten Gegenwart in die Arme, der mich in den reizenden Umgebungen meines Landhauses erwartet. Ihr Großstädter glaubt wohl kaum, daß das Leben auch auf dem Lande reich genug ist, um ein ziemlich geräumiges Herz zu füllen, ja manchmal zu überfüllen.

Eines schönen Sommermorgens ruft mich der Gesang vorüberziehender Menschen an's Fenster. Gewiß sind es Landleute, die mit freudig hoffenden Herzen an irgend eine wichtige gemeinsame Arbeit gehen. Mich freut jede Freude lebender Wesen, am meisten aber die schön geäußerte Menschenfreude. Je mehr ich den zunehmenden Schönheitssinn, dies Schiboleth der höheren Menschheit, auch im Volke gewahre, desto mehr glaube ich an den Fortschritt der ganzen Menschheit; das wahrhaft Schöne ist ja nichts Anderes, als die würdigste Offenbarung des innerlich Guten in der Außenwelt. Diese Offenbarung zu erfassen, zu verehren und gar selbst zu Tage zu fördern: dazu gehört immerhin die volle, gesunde Schwungkraft der Seele. Bleibt nun diese Schwungkraft auch in einem Leben voll Werktage, wie eben in dem der niederen Stände, rege; so zeigt sie sich recht als eine göttliche Kraft, die „die seufzende Creatur erlösen" soll.

Indessen überzeugte ich mich bald, daß jene Cultoren der Schönheit keine Arbeiter waren. Es war ein Zug theils festtäglich, theils ziemlich unordentlich gekleideter Leute, der mit Kreuzen und Fahnen an der Spitze durch die üppigen, der fleißigen Menschenhand harrenden Felder wallte. Prozessionen der Art sieht man öfters hier zu Lande, besonders in der sogenannten Bittwoche vor Pfingsten, und diese sind wirklich etwas recht Erweckliches. Sie werden in der Morgenstunde gefeiert, mit Dankgebeten in der Zeit der Fülle, mit flehenden in der Zeit der Noth; und ihre Theilnehmer gehen darnach frisch gestärkt und erquickt an ihre Tagesarbeit. Heute aber sah ich den Sängern und Betern sogleich an, daß sie weiterher und weiterhin wanderten. Sie trugen zum Theile Bündel mit Reisegeräthen, die Frauen gingen aufgeschürzt, und die ganze Truppe zeigte selbst bei den Geputzteren den Charakter nomadischer Unordnung. Sie bestand aus Walldürern, aus Wallfahrern, die in der Wetterau und am Maine unter diesem, von ihrem Wallfahrtsorte hergenommenen Namen allbekannt sind. Zu gewissen Jahreszeiten verlassen einige alte, aber mehrere junge, kräftige Leute beider Geschlechter (wohl nicht ohne dualistische Triebfedern) ihre Wohnorte, nehmen ihre Sünden und einiges Reisegepäck auf den Rücken, vermehren manchmal erstere unterwegs und vermindern jedesmal letzteres; auf dem Rückwege aber fühlen sie sich von ersteren völlig erlöst. Das ist eben der Humor davon! Was schadet es, wenn indeß so viele junge Arme der Arbeit, die ja in Mitte Junis vor der Ernte nicht pressirt, Wochen lang entzogen werden, und eine nicht unbedeutende Summe Geldes der Heimath und dem eigenen Hause. Ein Minimum der letzteren ist jeder Walldürer mitzunehmen verpflichtet, zum Theil aus sehr vernünftigen Gründen. Während Sohn und Tochter draußen beten, fasten vielleicht die Eltern; aber „wenn ich's opfere, ist Dir's viel nützer!" Was sagen Pascha und Mufti dazu? Die Ortsgeistlichen wenigstens mißbilligen diese Erscheinung häufig, theils aus bürgerlichen und rein religiösen, theils aus priesterlichen Gründen, denn ihr Segen muß ja kraftlos sein, wenn ihre Beichtkinder einen anderen suchen.

Ja, wenn eine fromme, bedrückte, leidende Seele sammt ihrem Körper auf eine Zeit lang die Umgebungen verläßt, an welchen tausendfacher Schmerz für sie haftet, um ungestört an einem friedlichen,

fernen Gnadenorte wieder Muth, Kraft und Reinheit zu gewinnen: das nenne ich eine Wallfahrt, und die bringt Ablaß der Leiden und Sünden, selbst mancher zukünftigen. Man kann sogar ein ungläubiger Heide oder Philosoph sein und nach seiner Art dieses Segens theilhaftig werden. Jene Walldürer aber erschienen mir um so mehr als Revenans einer Zeit, in welcher singende, tanzende und selbstgeißelnde Wallfahrer, oft in obligater Begleitung von Mord und Brand, epidemisch die durchzogenen Gegenden ansteckten, da heute ein sonst stilles, in der Arbeit begriffenes Mädchen im Nachbarhause von der prosaischen Mutter in den Kuhstall gesperrt wurde, weil sie sich in fanatischem Drange den Vorüberziehenden anschließen wollte. Aber laßt nur der Morgenluft freien Zugang zu den düsteren und schwülen Herzen, statt sie einzusperren, und es wird gründlich besser werden.

Hanau.

Auferstehung.

Aus einer so eben unter der Presse sich befindenden größeren Dichtung von Karl Beck.

Es war fluchwürdig still in mir.
Da trat,
An die Lippen führend
Den Trank der Verjüngung,
Im Arm
Die liedergesegnete Laute,
Der Frühling
In's Schlafgemach der Natur.
Schneeglöckchen warf er in ihren Schooß
Und legte die Veilchen ihr auf's Auge,
Die kleinen Feueranbeter,
Und trug ihr die Nachtigall
In's hüpfende Herz.
Wie war sie so glücklich, die reizende Braut!
Sie baute Paradiese über Nacht,
Sie schuf und ebnete und schmückte,
Und fertig war ihr Märchen
Und göttlich schön.
Da trat zu mir
Der Engel der Auferstehung,
Er winkte mir
Und schritt den Bergen zu —
Ich folgte wie Hamlet dem Geiste.

„Lenz ist's," betete der Engel,
„Du aber ruhest noch immer
Im Winterschlafe müßiger Gefühle?
Die Spieluhr der Schöpfung,
Die lange stille gestanden,
Singt wiederum
Ihr rauschend Halleluja
Und nennet die Geschöpfe
Melodisch bei ihren Namen.
Und Du vernahmest den Ruf nicht?
O sieh den Abend an!
Der Weltgeist spricht:
Genug für heute!
Die Sonne sagt's ihm nach,
Es legt der Tag
Die Arbeit aus der Hand,
Es nimmt das Herz
Die Sonntagskleider um
Und naht dem Schönen und dem Großen
Mit Ahnung und Anerkennung.
Sich selbst genügt es,
Als thät' es eine Wohlthat.
Nie scheint Dir lockender das Leben,
Nie fühlst Du Dich würdiger, zu sterben.
Du möchtest hinaus
In die offene Welt
Und träumest doch stundenlang
Vor einem Rosenbusche.
Der Haß
Schließt Waffenstillstand mit der Liebe,
Der Glaube mit dem Zweifel,
Und ihre stolzen Monologe spricht
Die Unsterblichkeit,
Und über alle Dämme,
Die zwischen Menschen und Menschen
Das Leben warf,
Schlägt Poesie

Mit einer ungeheuren Woge.
Wie Ihr die Blumen des Feldes:
So bindet Euch,
Den Herrn, den Knecht,
Den Meister und den Schüler,
Die Gleichheit in einen Strauß zusammen
Und reicht ihn selig dem Ewigen,
Der ihn lächelnd steckt an seine Brust
Und unerkannt
Auf Erden wallt,
Im schlichten Kleide."

* * *

„Auf den Gebirgen wirst Du leben,
Trinken die Lüfte mit mächtigem Zuge,
Die quellende Ammenmilch der Natur.
Dein höchstes Verbrechen, Dein tiefstes Verschulden:
Daß Du vom Aste das Blättchen reißest,
Ein Blümlein der schweifende Fuß zertritt.
Wie die keusche, antlitzverhüllende Nonne
Im Klostergarten den Schleier hebt,
Im eingefriedigten, unbelauschten:
Wird Deine schüchterne Thräne sein —
Hier darfst Du weinen, ja weinen in Gottes
Sorgenfreier Einsiedelei.
Seine Züge, die fremd Dir geworden,
Hier erkennst Du sie wiederum;
Tauchest Dein Haupt, das adlerumkreiste,
In der Gezweige rauschend Gebet.
Seine kindlichen ersten Laute
Redet hier der erquickende Quell;
Heilende Kräuter und die Gewitter
Wachsen in Deiner Nähe auf.
Und die Genesung, die reiche Pathe,
Hebt Dich aus der Taufe der Thränen,
Und mit den Lerchen schwörest Du wieder

Den Sängereid in Gottes Hand.
Schwöre! Schwöre!"

* * *

„O wenn Du, Dein vergessend,
Dann wieder gedenken wirst
Des großen ganzen Menschenjammers:
Dann laß getrost Dich necken
Vom stotternden Geplauder
Der Dummheit und der Klügelei; —
Die plappernden Mühlen,
Als könnten sie stören
Den Strom auf seinem ernsten Gange!
Das rohe Raufen der Parteien,
Es irre Dich nicht!
Sei wie der freie Strom;
Nicht diesem Ufer gehört er,
Und jenem nicht,
Er wallet und woget zwischen den beiden,
Der ganzen Gegend gehört
Sein Segen und seine Schönheit.
Laß Deine Kraft
Tragen ihr eigenes Haar,
In burschenschaftlicher Ungebundenheit,
Ob auch die Feinen,
Mit modisch gestutztem Gewissen
Und niedlich gelockten Gefühlen,
Des struppigen Gesellen spotten.
Und mag die Gemeinheit,
Das schmutzige Marktweib,
Feilbietend ihr verfaultes Obst,
Dich einen Lügner schelten;
Mag keifen die Verleumdung:
Daß Du zum Schwerte griffest,
Auf stolzem Schlachthengst Dich tummelst,
Das Staunen der Menge
An Deine Sohlen zu binden;

O mögen es glauben
Die Philister,
Auf der Bedächtigkeit sicherem Esel
Durch's Leben reitend;
O mögen es glauben
Die Feuerscheuen,
Die Herzen von Stroh und Zunder;
O mag es glauben
Die Krämerseele,
Der Alles Schaum und Traum
Und Nervengereiztheit,
Was sie nicht schreiben kann
In ihres Hauptbuchs ewiges Gedächtniß,
Ihres tintebetrunkenen
Linientätowirten Götzen;
O mögen es glauben, die's gerne glauben!
Und mögen es glauben, die's glauben müssen!
Ich kenne Dich besser.
Ja, Ganzheit ist,
Was sie zerrissen nennen, die Halben;
Ich kenne Dich besser.
Gesundheit ist,
Was er Uebel nennet, der Ueble!
Es irre Dich nimmer,
Wenn der Witzling Dich bestichelt,
Der Lachlakai des Haufens,
Dieweil Du mir gehorchest,
Dem Geiste mit dem Christuskopfe
Und dem Auge Byron's,
Der ich mich Weltschmerz heiße
Und Auferstehung."

* * *

„Und tapfere Lieder sollst Du sammeln,
Und sprechen zu den Allerhöchsten!
Es melde Dich nicht
Der polternde Aufruhr,

Es melde Dich der Fortschritt,
Auf seiner sicheren Männersohle,
Der Ritter mit der eisernen Hand.
In der Gereiztheit Nesseln
Kleide Dich nicht,
Mit den Nadeln der Bosheit
Gürte Dich nicht,
Und schleudre nicht Kalk und Kiesel
Wie Knabenübermuth.
Die Wahrheit trägt ein Schwert,
Gerechtigkeit hat es geschmiedet,
Der Waffenschmied,
Im Dienste Gottes grau geworden.
Scharf ist die Lippe dieses Schwertes,
Doch nicht vergiftet;
Es tödtet im ehrlichen Kampfe,
Doch wüstet und hackt es nicht
Mit blutigem Handwerk
Auf jacobinischer Fleischbank;
Doch mag es opfern nicht
In den Fäusten
Des rasenden Roland,
Des thörichten Windmühlritters."

* * *

„Sprich, sprich!
Sie sollen sich selber gebieten lernen,
Der Erde Gebieter!
Die schwarze,
Die weiße Kugel ihrer Laune,
Des Lieblingsrosses Melancholie,
Des Windspiels Wasserscheu,
Der Favoritin Treubruch,
Des Pfaffen verdrehtes Bibelcitat,
Der festgeschwängerte Besuch
Erlauchter Muhmen und Schwäger,
Sie dürfen nicht Fürstenherzen irren,

Wenn's Völkerwohlfahrt gilt.
O mögen sie kennen die Thatkraft
In der Jugend,
Und sie anerkennen
Im Alter!
Die Herzen der Völker, sie wollen verdient sein,
Wie alten Hausrath erbt man sie nicht!
Zerreißen mögen sie
Die Pässe der Gedanken,
Und reisen lassen die Reiselustigen
In alle Herzen,
So weit der Himmel blaut,
Hin wo die Thräne thaut,
In Lust und Schmerzen!
O mögen sie nimmer vergeuden den Reichsschatz
An Ohrenbläser und Zwischenträger,
Die jeden feurigen Trinkspruch
Und jedes geflügelte Hoffen
Auf eine bessere Zeit,
Und jede großgeaugte Regung
Und jeden hochgestirnten Männerstolz,
Und jede herzliche Sinnverbrüderung
Mit doppelter Kreide
In ihr Gedächtniß schreiben;
Und ihre Schergen senden,
Den Edlen zu fahnden
Für untergeschobene Schulden:
Als Gotteslästerung,
Und Majestätsverbrechen,
Und tricolore Gefühle.
Keine Dome,
Keine Walhalla,
Nicht Monumente von Stein und Erz,
Angegafft und vergessen!
Doch zwischen gestützten Seelen
Und aufgerichteten Herzen,
Wie zwischen Säulen

Mit Blumen bekränzt,
Hinüber zu wallen
In's Herz der Weltgeschichte —
Wie schön, wie herrlich das!
Mögen sie selber und priesterlich trauen
Mit der Freiheit das feurige Volk,
Auf daß es nimmer in wilder Ehe
Mit der Geliebten leben müsse!
Länger und bänger als Jakob um Rahel,
Hat es um die Holde gedient!
O mögen die von Gottes Gnaden
Wie Gottes Gnade walten,
Den Salomonischen Ring
An der segnenden Rechten tragen,
Den Zauberring,
Dem alle Geister unterthänig!
O trinke Deine ganze Seele
Vor ihren Augen
Der Menschheit zu.
Blutrothe Begeisterung trinke,
Doch bleibe Mäßigung
Dein Mundschenk!
Breit' aus vor ihnen
Mit voller Spannkraft
Den nächtigen Himmel Deiner Dichtung,
Laß aus den Wolken brechen
Die rollenden, grollenden Tongewitter,
Urmenschliche Melodien!
Es schlage Blitz auf Blitz,
Und zünde mit den Strahlen:
Gesetz und Freiheit!
Dann aber lege Versöhnung
Die segnende Hand
Auf Deine heißgeglühte Stirne;
Dann führe sie
In großen Zügen
Die Sterne herauf;

Dann aber schlage die Nachtigall
Die süßesten Weisen
Im Gezweige,
Von dem Erquickung
In großen Tropfen niederschauert,
Amen!"

* * *

„Eine große Sendung ward,
Du edles Metall,
Auf Deine glänzende Stirne gedrückt.
Wann tönet die Stunde?
Wann führst Du sie aus?
Doch schlauer als die Feuergeister
In ihren märchenvollen Tiefen,
Bewachen Dich über der Erde
Die nüchternen Zwerge.
Du schlummerst bewußtlos
In Königskronen,
In Kirchen und Klöstern,
In Kisten und Kasten,
In eitlem augenergötzendem Tand.
Wenn Mächtige sich befehden,
Wenn ihnen die Menschheit ein Forst,
In dem sie Schwarzwild jagen,
In schrillender Waidmannslust,
Mit ihren scheckigen Treibern
Die Aecker verwüsten;
Wenn der kalte Wucherer,
Deß Gruß und Handschlag
Entehren sollte,
Wie einst des Henkers trauliche Berührung,
Deß goldnes Töchterlein
Kein edler Jüngling freien sollte —
Wenn er in bangen Hungersnöthen
Sein aufgespeichertes Korn
Zu schreienden Preisen verschachert:

Dann eilet beflügelt,
Du träges Gold,
Dein armes, verachtetes Schwesterlein,
Dem hinter dem Ofen
Aus Säcken das Lager bereitet ist,
Aus ihrer Küche,
Die treue Kartoffel,
In rußigem Kleide,
Und dienet und wirket und waltet statt Deiner
Und geht durch's Feuer
Für die verlassenen Menschenkinder,
Das Aschenbrödel der Erde!"

---

*) Wir konnten hier leider nicht die prägnanteren und glänzenderen Stellen aus der „Auferstehung" auswählen, da uns mehr darum zu thun war, die Tendenz, als die Schönheiten des Gedichtes hervorzuheben.

Die Red.

Tagebuch.

I.

Laube's Struensee.

Ein eigenes Gefühl beschleicht uns bei Namen, wie Pombal, Struensee, Joseph II. Herrliche Tannen, die auf ihrem hohen Felsen keine Nahrung und keinen Halt mehr für die gewaltigen Glieder fanden und nun gestürzt und zerbrochen vor uns liegen. Tadelt den Felsen nicht, daß er Stein, klaget die Tanne nicht an, daß sie emporgewachsen: Das Fatum — ein Vogel, ein Windstoß — trug den Samen dahinauf, wo seine Entwickelung, je reicher sie wurde, desto sicherer zum Verderben führte.

Es ist auffallend, daß dieser unwiderstehliche Prozeß der Selbstvernichtung verhältnißmäßig so selten da, wo er am Interessantesten ist, an Männern der Geschichte von unseren Dramatikern gezeigt wird. Laube hat mit seinem Struensee einen sehr glücklichen Wurf gethan. — Ein Mann von idealem Schwung der Gedanken, klarer Anschauung und festem Willen, der schonungslos in die Schäden des Staates, in die Vorurtheile der Kasten greift; ein Mann, der allein stehend es versucht, was noch zwanzig Jahre nach ihm eine ganze und so lebhafte Nation, wie die französische, nicht völlig ausführen konnte: die Herstellung eines Vernunftstaates; ein Mann, welcher den Muth hat, daß er das Volk zwingen will, frei und glücklich zu sein, und welcher, verkannt, mißhandelt, zum Schaffote geschleppt von demselben Volke, nur an sich selbst, und doch weder an seinem Ideal, noch an dem Volke verzweifelt, ein solcher Mann ist eine Heldennatur. Wie lange wird es anstehen, und Dänemark erkennt als nöthig, ja als einzige Rettung, was ihm Struensee geben wollte — Reform? Jetzt ist es keine Person mehr, die ihm die Wohlthaten aufdrängen will, jetzt ist es die zu allen Thüren eindringende Noth, die man

nicht verhaften, nicht exiliren, nicht umbringen, der man nur nachgeben kann.

Laube hat diesen Struensee, den despotischen Philosophen, der im achtzehnten Jahrhunderte Gewalt brauchen mußte, wo jetzt vom Zeitgeiste weite Breschen gerissen sind, und der nur fiel, weil er sich nicht zu der für Staatsmänner unerläßlichen Mirabeau'schen Regel: „Les grands hommes ne dédaignent pas les petits moyens“ bequemen wollte, sehr wahr gezeichnet; nur mit Einer Ausnahme, wobei ich jedoch gerne die Möglichkeit eines Irrthums zugebe. Der geschichtliche Struensee war, so scheint es, nur den Leidenschaften des Kopfes, nicht aber denen des Herzens unterworfen. Bekanntlich ist es unerwiesen, daß Struensee in strafbarem Verhältnisse zu der liebenswürdigen Königin Karoline Mathilde stand; denn das peinliche Verfahren gegen Struensee, dessen Gegner unedel genug waren, sogar die gesetzlich von ihm aufgehobene Tortur gegen ihn anzuwenden, ist eine Kette von Nichtigkeiten, seine Verurtheilung einer der schreiendsten Justizgräuel des vorigen Jahrhunderts. Der Pastor der französischen Gemeinde zu Zelle, dem Verbannungsorte der unglücklichen Königin, Mr. Rogues, ein sehr achtbarer Mann, versichert, daß die Fürstin unmittelbar vor ihrem Hinscheiden ausgerufen habe: „Ich werde jetzt vor Gott treten, Herr Prediger; aber ich betheuere, daß ich die Verbrechen, deren man mich beschuldigt hat, nicht begangen habe, und daß ich meinem Gemahl nie untreu war.“ Nehmen wir aber auch an, daß Struensee in einem Verhältnisse zur Königin gestanden, so ist es zwar von Laube recht ästhetisch empfunden, daß er das criminelle Verhältniß in eine unerwiederte Leidenschaft Struensee's und in eine eben erst aufkeimende, aber züchtig bekämpfte und durch die Katastrophe überstürzte Neigung der Königin verwandelt hat. Allein dabei muß ich gestehen, daß mir die Spaltung Struensee's in einen energischen, klaren und willenskräftigen Minister hier und in einen fast bis zur Raserei schwärmerischen Liebhaber dort ein Widerspruch scheint, der zwar als Naturspiel nicht gerade unmöglich sein wird, der aber die einheitliche Betrachtung Struensee's hindert, weil wir immer wieder mit Anstrengung eine psychologische Kluft überspringen müssen. Sonderbar! Laube selbst hat eine einfache Lösung nahe gelegt, ohne Gebrauch davon zu machen. Seine Gräfin Gallen behandelte mit Struensee unter den Scherzen der Liebe die Politik, sie freut sich darauf, als seine Gattin diesen Genuß hoher Geister mit ihm fortsetzen zu können. Warum erhob Laube nicht das Verhältniß Struensee's und der Königin auf diese Stufe? Man sieht im Verlaufe des Stückes wohl, daß die Königin der Politik nicht fremd ist und daß auf Struensee's Leidenschaft, ob ihm selbst auch unbewußt, die politische Wichtigkeit der Geliebten einwirkte: aber es müßte mehr hervorgehoben werden, mir wenigstens ist eine bestimmte Andeutung dieses Moments entgangen.

Was das Interesse einer solchen staatsmännischen Haltung in der Liebe betrifft, erlaube ich mir, an Woltmann's Memoiren des Freiherrn von S—aa zu erinnern.

Eine vollendete Figur ist Ove Guldberg, der verschmitzte Geistliche und Staatsrath. Laube läßt ihn das Dänenthum vertreten und macht dadurch diesen Charakter weit wirksamer, als wenn er ihn zum Bösewicht aus gemeinen Motiven gestempelt hätte. Guldberg handelt aus patriotischem Haß gegen die Deutschen; die Dänen müssen ihm Recht geben und wir Deutschen selbst können ihm nicht alle Theilnahme versagen. Dieser Gegensatz zwischen Dänen und Fremden begleitet in Laube's Stück anziehend den in Struensee dargestellten Kampf des Genies gegen Herkommen, Kastenrecht und ideenlosen Zustand, und es fehlt nicht an überraschenden Reflexen für unsere Gegenwart. Wieder stehen sich Deutsche und Dänen gegenüber, wieder ficht die kleine tapfere Nation innerhalb der Wagenburg ihrer Inseln und ihrer Heldenerinnerungen gegen das Vorrücken des deutschen Geistes, der, ob auch zu Hause tausendfach zersplittert, doch nach Außen sich zu einer compacten Masse zusammenschließt. Wer nicht mit Gewalt sich wehren kann, der braucht List, wer seinen Groll verbeißen muß, lernt Tücke. So mag es kommen, daß Dänemark, in die Mitte geworfen zwischen englischen, deutschen, russischen und selbst französischen Einfluß und seit lange daran gewöhnt, im Fahrwasser fremder Politik steuern zu müssen, endlich eine gewisse Verstecktheit in seinen Volkscharakter aufnahm, ohne daß man mit Arndt (in seinen schwedischen Geschichten) diesen Zug schon aus den Völkerstürmen, welche noch in heidnischer Zeit über Dänemarks Inseln wehten, zu erklären braucht. — Ist aber das Antlitz der Zeit sich nicht erschreckend gleich geblieben, wie ein starr nach Osten gewandtes Medusenhaupt, wenn man die Worte lies't, womit Struensee seine Vertheidigungsschrift schloß, einige Tage, ehe sein Haupt auf das Schaffot rollte: „Ich habe oft genug daran gemahnt, daß Rußland nicht Dänemarks einzige Stütze ist und daß man nicht Alles der Freundschaft dieser Macht opfern soll!" — Guldberg, als Repräsentant eines stolzen, unterdrückten und dabei klugen Volkes, ist von Laube mit wahrer Meisterhand gezeichnet. — Gleiches ist von dem geisteskranken König Christian VII. zu sagen. Er schreitet in Finsterniß und doch mit einigem Nachtwandlerinstinct; namentlich ist der Eifer, womit er, die Sympathie zwischen Karoline Mathilde und Struensee gleichsam empfindend, des Letzteren Vermählung mit der Gräfin Gallen betreibt, ein feiner psychologischer Zug. — Ranzau, der Intriguant, in dessen Gestalt Scribe in der hübschen Komödie Bertrand und Raton Talleyrand auf die Bretter brachte, wird von Laube mit einem Strich Gutmüthigkeit geschildert, bleibt aber doch ein zweideutiger, unangenehmer Charakter. — Oberst v. Köller ist ein Edelmann, wie

Digitized by Google

ihn nur je ein im Feudalismus vermooster pommer'scher Edelsitz hervorbringen konnte: tapfer, brutal, hochmüthig. — Der Prediger Lorenz repräsentirt die biedere Einfalt eines holsteinischen Landgeistlichen und wird am Hofe in den Wirbel gerissen, der seinen Vetter Struensee verschlingt. — Karoline Mathilde ist ein liebenswürdiges Geschöpf, ganz geeignet, glücklich zu sein und glücklich zu machen, darum auch ein schönes auserlesenes Opfer für das Unglück. — Lebhaft, geistreich, leidenschaftlich steht die junge Gräfin Gallen an ihrer Seite, die von Struensee abgelehnte Liebe in martervollen Haß gegen ihn kehrend.

Die Exposition des Stückes scheint mir beinahe in allen Theilen vortrefflich. Man kann sich denken, wie lebendig das Ganze gehalten ist, wenn man weiß, daß die Handlung nur Einen Tag umfaßt und, ungeachtet schon der erste Act mit einem Aufruhr von Kopenhagen schließt und ungeachtet Laube mit staunenswerther Kühnheit immer denselben Saal für die Scene gewählt, also Einheit von Zeit und Ort auf das Strengste bewahrt hat, dennoch die Spannung mit jedem Acte sich steigert und erst mit der Katastrophe und dem Ende des ganzen Stückes ihren Gipfel erreicht. Nur am Schlusse dürfte einige Kürzung gerathen sein. Sobald man einmal den Helden unrettbar verloren weiß, ist die Mission der Bühne zu Ende; die Details der Execution mögen der Chronik und der Einbildungskraft verbleiben.

Fasse ich nun Alles zusammen, so ist Laube's Struensee ein gelungenes, höchst geistreiches Werk, voll Frische und Charakter, die glückliche Behandlung eines glücklichen Stoffes. So viel ich vom Theater verstehe, wird ihm ein glücklicher Erfolg auf allen Bühnen nicht fehlen können, wenn die Schauspieler das Ihrige thun, wie dies bei der Aufführung in Stuttgart am 17. April der Fall war. Nicht nur hatte Moritz das Stück musterhaft in Scene gesetzt und hatte auf Costüme und Decoration sorgfältiges Studium verwendet, sondern es gab auch das Ensemble des Spiels fleißige Proben zu erkennen. — Moritz in der Titelrolle spielte den Struensee genau so, wie er in Falkenskjöld's Memoiren gezeichnet ist: — „de riche taille, le teint frais, l'air gracieux sans rien d'efféminé, le sourire aimable, les yeux pleins de vivacité; de l'agilité dans les exercices du corps, sans prétention d'y exceller, de l'agrément et du naturel dans les manières, de la politesse dans la conversation.“ — Lustberger, Ove Guldberg, spielte gleichfalls vorzüglich; nur im letzten Acte streifte er einige Mal an das Chargirte. — Löwe, der König, zeigt für Rollen dieser Art viele Befähigung und wußte die Schwierigkeiten, welche die Darstellung eines geistesschwachen Menschen mit sich bringt, mit Geschick zu überwinden. — Maurer, Graf Ranzau, war körperlich und geistig nicht leicht genug: Diplomaten, wie Ranzau — Falkenskjöld

rechnet ihn zu den artisans nés des révolutions — treten nicht auf dieselbe Art auf, wie der Wachtmeister in Wallensteins Lager. — Auch Augusti, Köller, war eher ein bramarbasirender Fähndrich, als der Mann, der im Begriffe steht, Generallieutenant und einer der Leiter des Königreichs zu werden, und dem bei aller Brutalität doch nicht eine gewisse Ueberlegenheit, wie sie die Energie verleiht, fehlen darf. Köller's Rolle ist schwieriger, als sie aussieht. — Wallbach, Lorenz, kam nicht über die Mittelmäßigkeit hinaus. — Fräulein Stubenrauch, Königin, hätte ihre Rolle wohl etwas liebenswürdiger, frischer, naiver geben können; da jedoch, wo sie auf die tragische Höhe gerissen ward, im letzten Acte, spielte sie vorzüglich. — Madame Wittmann, Gräfin Gallen, hatte vereinzelte gute Partien, im Ganzen aber zu wenig Tournüre. — Das Haus war voll, die Aufmerksamkeit des Publicums gefesselt, wie jenes tiefe Schweigen bewies, welches dem Dramatiker mehr schmeicheln muß, als vieler Applaus bei einigen Stellen und wenig Aufmerksamkeit für das Uebrige. — Laube hat den Kunstgriff verschmäht, jeden Augenblick Jemand mit Emphase abtreten und so den Beifall provoziren zu lassen. Gleichwohl fehlte es nicht an starkem, und was mehr ist, an richtigem Applaus; namentlich lebhaft ward die Stelle von der deutschen Uneinigkeit beklatscht.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Ist es Zufall oder Symptom, daß neuerdings die Politik und zwar vorzugsweise die nordische Politik ein Lieblingsthema unserer besseren Dramatiker zu werden scheint? — Patkul, Monaldeschi, Struensee, Pugatscheff. Ich meines Theils halte es für Symptom eines in den Deutschen sich regenden und in ihren Schriftstellern sich äußernden Bedürfnisses: Die germanischen Völker suchen sich.

Stuttgart, im April. S. S.

II.

Aus Berlin.

Noch etwas vom gestiefelten Kater. — Die Prinzessin von Preußen und die Hof-Tieckianer. — A. von Sternberg. — Die Berliner Correspondenzen. — Frau von Paalzow und ihre Studien. — Truhn.

Die mise en scène des gestiefelten Kater hat fünf tausend Thaler gekostet; eine schöne Summe für ein Stück, das nur ein Mal aufgeführt wird. Nach der Hand erfährt man, daß der König nichts weniger als erquickt von dem Stücke gewesen sei, und nur aus Rücksicht für den greisen Dichter während des ganzen Stücks im Theater blieb. Bei Hofe findet die Tieck'sche Richtung in Bezug auf

die Wiedererweckung der Antigone, Medea, Sommernachtstraum u. s. w eine scharfe Opposition an der schönen und geistvollen Prinzessin von Preußen, deren Bildung eine durchaus französische ist und die Racine mehr Geschmack abgewinnt, als Euripides. Ein kleiner Triumph für Hof-Tieckianer ist es daher, daß sich das „second théâtre français“, das Odeon in Paris, das Scenarium der Antigone von Berlin kommen ließ und die Hauptstadt der Mode, das Centrum Frankreichs, der Geschmacksrichtung Berlins folgt!!!

Von A. von Sternberg befindet sich unter der Presse: Jena und Leipzig, eine Novelle in einem Bande, und der dreibändige Roman Paul, von dem einige Bruchstücke dem Lesepublicum aus dem Morgenblatte bereits bekannt sind. Sternberg lebt seit drei Jahren in stiller, thätiger Zurückgezogenheit in Berlin. Ein russischer Unterthan, dessen deutsche Bildung und Geistesrichtung sich an Deutschland klammert; der, statt in Petersburg um eine Stelle zu sollicitiren, die dem Manne vom alten liefländischen Adel kaum entgehen könnte, es vorzieht, in einer deutschen Stadt zu wohnen, um seinem schöpferischen Drange nachhängen zu können; eine gewissermaßen von Deutschland wieder eroberte literarische Persönlichkeit, die bei Allem, was die Kritik auch an deren Productionen zu tadeln hat, so viel des Schönen, Eigenthümlichen, ja in Bezug auf Grazie fast Unübertroffenen auf dem Gebiete des deutschen Romans und der Novellistik geschaffen hat, sollte schon aus politischen Gründen auf freundliche Sympathien in der deutschen Presse rechnen können. Statt dessen muß dieser treffliche Schriftsteller fast bei jedem neuen Buche, das er publicirt, sich gefaßt machen, eine Reihe von persönlichen Angriffen, die weniger den Autor als den Menschen verletzen, in den Journalen zu erleiden. Wie unbehaglich muß ein solcher Schriftsteller am Vorabend seiner Publicationen sich fühlen, und mit wie viel größeren Opfern und Seelenaufreibungen bezahlt er sie im Vergleich zu Anderen.

Ein literarischer Erwerbszweig, von dem man in früherer Zeit kein Beispiel hatte, blüht in immer größerer Ausdehnung hier auf: die Correspondenz-Literatur. Mit Ausnahme von Paris gibt es keine Stadt, aus welcher tagtäglich so viele und verschiedenartige Correspondenzen in die deutsche Journalistik kommen, als Berlin. Dies ist ein wichtiger Beweis, wie viel Preußen in den letzten Jahren an Bedeutung und Interesse gewonnen hat in Deutschland. Zugleich aber zeigt es den Fortschritt an politischer Bildung, den das Publicum sowohl als die Schriftsteller gemacht haben. Gewiß, es ist von Seiten der Letzteren noch Vieles unreif, übereilt und unbeholfen. Die wenigsten haben in ihren Correspondenzen einen bestimmten Zweck im Auge, und selbst diejenigen, die sich ihrer Tendenz und des Endziels ihrer Bestrebungen bewußt sind, verfehlen oft die Mittel, um diesen zu erreichen, überstürzen sich und verrathen ihre Karten. Bedenkt man aber,

daß Alles dies sich erst von unten auf heranbilden mußte; daß nicht wie in Frankreich und England eine fertige politische Nationalbildung der Journalistik vorausging; daß nicht Parlamente und Kammerverhandlungen den praktischen Sinn des Publizisten üben; daß er in die Geheimnisse der Administration und der diplomatischen Verhandlungen nur durch die Ritzen schauen kann; daß die unpatriotische Beamtenwelt, welche, ohne das Amtsgeheimniß gerade zu verletzen, die wichtigsten Führer der Fortschrittspresse liefern könnte, sich eines feigen Stillschweigens befleißigt; bedenkt man dies Alles, so wird man gestehen müssen, daß die geringen, von der Oberfläche geschöpften Mittel, auf welche die Correspondenz-Presse reducirt ist, mit viel größerem Geschick und Talent gehandhabt werden, als man zu erwarten berechtigt ist, unddaß man, statt vornehm die Nase zu rümpfen, besser thäte, das Talent dieser Männer auf eine dem Gemeinwesen heilbringende Weise zu unterstützen durch Mittheilung von Actenstücken, Thatsachen und Aufschlüssen, die ein nützliches Licht auf die Verhaltnisse des Staates werfen und Discussionen herbeiführen könnten, die der Regierung wie den Regierten trotz aller temporaren Aufregung nur zum Vortheil gereichen würden.

Der Liedercomponist Truhn, auch in der literarischen Welt durch seine Aufsätze in mehreren Blattern vortheilhaft bekannt, gedenkt von Berlin nach Wien überzusiedeln. Wenn in Bezug auf literarischen Verlag zwischen Wien und Berlin gar kein Vergleich zu ziehen ist, da letztere Stadt im Meßkatalog nächst Leipzig als die meistproducirende erscheint, so wird sie doch hinsichtlich des musikalischen Verlags von Wien weit überflügelt. Während Berlin nur einen Musikverleger von Bedeutung hat, die unternehmende Schlesinger'sche Musikalienhandlung, besitzt Wien ihrer mehrere von fast gleichem Range: Haslinger, Mechetti, Diabelli. Es ist leicht zu begreifen, daß junge, rasch producirende Tondichter ein weit günstigeres Terrain dort finden, als hier. Zudem ist Wien arm an musikalischen Kritikern; mit Ausnahme des Dr. Becher in Frankl's Sonntagsblättern und Karl Knuts in Witthauers Zeitschrift, ist die musikalische Kritik in den Wiener Blättern sehr schlecht bestellt. Die norddeutsche Feder des Herrn Truhn kann in dem verweichlichten Wien eine dankbare Thätigkeit finden. Wir wünschen dem talentvollen Manne Glück zu seinem Entschluß.

Frau von Paalzow arbeitet an einem neuen Roman: „Jakob van der Naas"; diesmal ist Amsterdam der Schauplatz, den sie sich gewählt Diese viel gelesene Romandichterin hat vor anderen ihrer Berufsgenossinnen den Vorzug, daß sie zu ihren Büchern gründliche, ja unermüdliche Vorstudien macht. Die fleißige Dame schrickt vor keinem, noch so dicken schweinsledernen Foliobande zurück, wenn er ihr Aufschlüsse über ihr Thema bietet. In ihrem viel und gern besuchten Salon bespricht sie sich mit Gelehrten jeden Faches über den gewähl-

Digitized by Google

ten Gegenstand, und bei der Kunst des geschickten Ausfragens, welche die Frauen überhaupt so meisterhaft verstehen, sind lebendige Studien dieser Art dem Bücherfleiße der Männer an Resultaten für solche Zwecke überlegen. Frau von Paalzow kann übrigens leicht fleißig sein, ihr Fleiß wird wenigstens belohnt. Es ist kein Geheimniß, daß diese Schriftstellerin den Bogen mit zwölf Louisdor von ihrem Verleger honorirt erhält und außerdem in ihren Contracten höchst günstige Bedingungen für spätere Auflagen u. s. w. hat. Wenn man hört, daß einem französischen Autor der Bogen mit zweihundert und fünfzig Franken honorirt wird (und mehr bekommen die gelesensten nicht), schlägt man die Hände vor Verwunderung zusammen und nun haben wir das Beispiel auf eigenem Grund und Boden. Fürst Pückler, Lenau, Dahlmann, Sternberg und Frau von Paalzow mögen allerdings die höchsten Honorarsätze unter den deutschen Schriftstellern erhalten: indessen ist die Zeit der Lorenz Kindlein, den Göttern sei Dank, in Deutschland überhaupt vorüber. Die Feder manches Schriftstellers ist ein ergiebigeres Allodialgut, als das Rittergut manches adeligen Majoratsherrn. Der Adel ist von der Geistesaristokratie bereits aus allen seinen moralischen und aus dem größten Theil seines politischen Einflusses verdrängt worden, wird er nun auch materiell und gesellschaftlich von ihr überflügelt? — und dahin kommt es in Deutschland so sicher, wie in Frankreich, ohne daß wir eine Revolution dazu nöthig haben.

III.

Notizen.

Kaiser Joseph II. und Friedrich Wilhelm II. — Marheineke und die literarische Zeitung. — Custine und Hormayr. — Revolution in München. — Russisches. — Hoheit. — Leipziger Feste.

— Eines der interessantesten Actenstücke, welches Hormayr in dem so eben erschienenen dritten Bande der „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege mittheilt, ist ein Brief von Joseph II. an Friedrich Wilhelm II. Joseph ist so eben im Begriffe, gegen die Türken zu ziehen. Friedrich Wilhelm II., dem der Feldzug, der den österreichischen Waffen ein offenbares Uebergewicht über die Pforte zu versprechen schien, ein Dorn im Auge war, wollte durchaus als Vermittler auftreten. Joseph schrieb hierauf „seinem lieben Bruder" folgenden denkwürdigen Brief, den Hormayr in französischem Original mittheilt, den wir aber unseren Lesern in deutscher Uebersetzung vorführen: „Mein Herr Bruder! Mit größtem Bedauern seh' ich mich genöthigt, Ew. Majestät zu bitten, Sie mögen darauf verzichten, in den Diffe-

renzen, welche zwischen mir und der ottomanischen Pforte entstanden sind, den Vermittler machen zu wollen. — Das Schwert ist gezogen und wahrlich nicht eher wird es in seine Scheide wieder zurückkehren, bis ich nicht vollständige Genugthuung erhalten habe, bis ich nicht wieder in Besitz dessen gelangt bin, was man meinem Hause entrissen hat. — Ew. Majestät ist Monarch, und in dieser Hinsicht können Sie die Rechte des Königthums nicht außer Acht lassen. Mein Unternehmen gegen die Osmanen, was ist es anders, als ein legitimer Versuch, die Besitzung jener Provinzen wieder zu erhalten, welche die Zeit und die unglücklichen Ereignisse von meiner Krone losgelöst haben? Die Türken — und vielleicht sind sie nicht die Einzigen — haben die Marine, in passender Zeit dasjenige wieder zurück zu erobern, was sie in unglücklichen Zeiten verloren; warum sollte ich nicht von demselben Rechte Gebrauch machen? — Das Haus Hohenzollern, ist es von anderen Principien ausgegangen, um auf jenen Höhepunkt zu gelangen, auf welchem es sich befindet? Hat Albrecht von Brandenburg um die Zustimmung der benachbarten Staaten gefragt, als er das Herzogthum Preußen dem Orden entriß, dessen Bestandtheil es bildete? Ihr seliger Oheim, entriß er Schlesien meiner Mutter nicht in dem Augenblicke, wo sie, von Feinden umringt, keine andere Stütze hatte, als die Größe ihrer Seele und die Liebe ihres Volkes? Was haben denn jene Cabinette gethan, die heutzutage ihr europäisches Gleichgewicht in Anschlag bringen? Welche Entschädigung (équivalent) haben sie Oesterreich gegeben für die Besitzungen, die es im Laufe dieses Jahrhunderts verloren hat? Meine Vorfahren waren genöthigt, im Utrechter Frieden Spanien abzutreten, im Wiener Frieden die Königreiche Neapel und Sizilien, einige Jahre später Belgrad und Schlesien, im Aachener Frieden Parma, Piacenza und Guastalla und kurze Zeit früher einen Theil der Lombardei. Und während dieses Jahrhunderts voll Verluste, hat Oesterreich irgend eine bedeutende Acquisition gemacht? Es ist wahr, es hat einen Theil Polens erhalten, allein Preußen hat ein besseres Stück davon bekommen, als ich. Ich hoffe, daß meine Motive für den Krieg gegen die Pforte Ew. Majestät entscheidend erscheinen werden, daß Sie die Gerechtigkeit meiner Ansprüche nicht verkennen und darum nicht minder mein Freund bleiben werden, wenn ich auch einige Hunderttausend Orientalen germanisiren sollte! — Ew. Majestät können übrigens versichert sein, daß ich in ähnlichen Verhältnissen die Grundsätze, die ich so eben ausspreche, anerkennen werde, selbst wenn sie gegen mich selbst gerichtet sein sollten. Ich empfehle mich der Fortdauer Ihrer Freundschaft und bin und verbleibe mit vieler Achtung Ew. Majestät Freund und Bruder Joseph. Wien, am 12. Januar 1788.

— In der Berliner Literarischen Zeitung — herausgegeben von Dr. Karl Brandes — hat ein unsauberer Geist Randglossen zu Mar-

Digitized by Google

heineke's trefflichem Werke: „Die Reform der Kirche durch den Staat" mitgetheilt. Wenn der Zusatz: „Von einem seiner früheren Zuhörer" keine Lüge enthält, so enthält er eine Ruchlosigkeit, denn wenn es auch sehr zu verstatten ist, daß ein ehemaliger Schüler seinen gewesenen Lehrer wissenschaftlich bekämpft, so ist es doch ruchlos, mit dieser traurigen Impietät gleichsam zu prahlen, und dies ehemalige Verhältniß ohne Noth als Fahne vorauszutragen. Aber wie diese Fahne ist auch alles Andere, was der unsaubere Geist in den Streit führt, lumpig, schmutzig, gehässig, geistlos zum Erbarmen. Solche armselige Randglossen ziehen wie ein ungeordneter Troß einher, nur zum Plündern gut, aber zu keinem ernstlichen Gefecht; beim ersten Kanonenschuß läuft das Zeug auseinander und davon. Belustigend ist nur, wie diese Randglossen so thun, als wäre ihnen Marheineke's Buch nicht tief genug, und dann auch wieder nicht sachhaltig genug, daher ohne eigentlich praktisches Resultat! Die Seichtigkeit klagt über Mangel an Tiefe, die Ohnmacht über Mangel an Kraft, die abgestandene Pedanterie über Mangel an praktischem Eingreifen! Die protestantischen Jesuiten, welche Marheineke so glücklich und scharf gezeichnet, möchten allerdings ihre Schmerzensschreie unterdrücken und sagen, es thut nicht weh! Ihr Stöhnen, ihre verzerrten Züge verrathen, wie sehr sie getroffen sind! — Uebrigens gibt es vielleicht in ganz Deutschland keine Zeitschrift, die beim Publicum in solcher Mißachtung stünde, wie die Berliner Literarische Zeitung, und wenn Subventionen — wie allgemein (wir hoffen: irrig) gesagt wird — einer Behörde dafür statt haben, dürften sie bei keinem Blatte trauriger und nutzloser vergeudet sein! — —

— Einem Volke, einem Staate — behauptete kürzlich ein namhafter Mann in Berlin — könne nichts Vortheilhafteres widerfahren, als wenn seine Schwächen und Fehler gerügt und gestraft würden; deshalb sei England so groß und mächtig, weil es in seinem Parlamente eine stets arbeitende innere Anstalt besitze, die das Falsche und Schlechte niederzureißen, oder wenigstens aufzudecken bemüht sei; andere Länder müßten froh sein, wenn dergleichen bisweilen von außen ihnen zukomme, so habe Rußland seinen Custine, Oesterreich seinen Hormayr; des Letzteren eben erschienener dritter Band der Lebensbilder aus dem Befreiungskriege sei für Oesterreich, was Custine's Werk über Rußland für dieses: wohlthätige, wenn auch schmerzhafte chirurgische Hilfe für alte Schäden.

— Eine kleine baierische Revolution, wie sie fast alljährlich wiederkehrt, hat auch diesmal in München den Frühling eingeläutet. Man glaubt, das kindliche Baiernvolk würde sich ohne eine leichte Purganz der Art nicht wohl befinden. Die Zeitungen brauchen uns

Google

aber nicht erst zu versichern, daß die Münchener Unruhen durchaus keine politische Bedeutung haben; man weiß, es kann sich in einer baierischen Revolution weder um Constitution und Preßfreiheit, noch um protestantische Kniebeugung und Anbetung des bekannten Oelbildes, oder um den zu vier Jahren Festung verurtheilten Redenbacher, noch um andere theoretische Grillen handeln: es handelt sich lediglich um — Bier. Das sogenannte Bock- oder Salvatorbier, das im Frühjahr getrunken wird, soll von unvergleichlich aufregender Kraft sein und bringt stets unangenehme Reibungen zwischen Militär und Bürgerlichen hervor. Dazu kam in der heurigen Bocksaison eine Vertheuerung des Bieres, um zwei Pfennige das Seidel. So griff denn das Volk zu den Waffen und wollte mehrere Brauereien stürmen. Die Kuirassiere rückten aus und nach einigen Stunden war die Emeute gedämpft. Blos Ein Menschenleben fiel als Opfer; beinahe wie in Athen, wo der Kampf um die Verfassung zwei Menschen kostete. Ein Unterschied ist aber auch dabei: die Griechen erlangten wirklich die Constitution, für welche sie sich erhoben; ob die Münchner den Sturz der Zweipfennigtyrannei erlangt haben, wissen wir nicht. Das Publicum soll sich aber nun — im Katzenjammer — seiner schlechten Aufführung schämen und bemühte sich, wie ein Correspondent der Deutschen Allgemeinen andeutet, durch die loyale Begeisterung und den enthusiastischen Jubel, mit dem es im Theater die höchsten Herrschaften empfing, gut zu machen, was es verschuldet hat! —

— In St. Petersburg soll man über den allgemein überhandnehmenden Russenhaß eben so erstaunt, als empört sein. Auf die Liebe des deutschen Volkes glaubt Rußland besonders große Ansprüche zu haben, da es sich fortwährend mit nur zu aufopfernder Zärtlichkeit um unser politisches Heil und unsere nationale Zukunft bekümmert. Undank ist der Welt Lohn! Rußland war von jeher um die Existenz und Freiheit all seiner Nachbarn besorgt und überall, bei Türken, Polen, Tscherkessen, Ungarn, Schweden, Dänen und Deutschen hat es Nichts als Haß geerntet. Diese bittere Erfahrung dürfte noch einst schlimme Folgen haben. Rußland ist groß und uncivilisirt genug, um sich blos mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Es könnte der Tag kommen, wo es sich von der undankbaren Welt ganz zurückzieht, seine diplomatischen Verbindungen mit unseren Höfen abbricht, wo es selbst Polen aussperrt und die Grenze Europas vom Ural weiter nach Westen verlegt. Dann blieben wir unserem Schicksal überlassen und würden manchmal ausrufen:

> Wer soll künftig unsere Kleinen lehren,
> Mores haben und die Fürsten ehren?
> Wenn kein Rußland mehr uns Noten schreibt!

Hunderte von deutschen Herzen, denen die Sterne Rußlands theuer

Digitized by Google

geworden sind, würden es schwer empfinden. Verödet ihre Knopflöcher, verwais't die heilige Stätte der Auszeichnung auf dem Busen ihrer Fräcke! In der That muß man vor Allem warnen, was eine solche Katastrophe beschleunigen kann. Rußland beginnt schon, sich abzuschließen und läßt seine Kinder nur ungern in das Innere Europas reisen. So eben ist die russische Reisepaßtaxe um das Vierfache erhöht worden. Sonst betrug sie fünfzig Silberrubel jährlich, jetzt muß der Russe für die Erlaubniß, ein Jahr lang freie nichtrussische Luft zu schöpfen, zweihundert Silberrubel zahlen. Eine Familie bezahlt für jedes einzelne Glied, und wäre dies ein Säugling; ein Ehepaar mit drei Kindern z. B. für das Heimweh, das sie etwa in der Fremde sich holen dürften, jährlich tausend Silberrubel; ungefähr so viel, als mancher bescheidene Haushalt kostet.

— Die herzoglich Sächsischen und auch die Anhaltischen Souveräne haben sich aus eigener Machtvollkommenheit den Titel: Hoheit beigelegt. Warum nicht? Napoleon setzte sich die Kaiserkrone auch eigenhändig auf's Haupt. Man behauptet, die Coburger und Altenburger würden darin von Frankreich, England, Spanien und Portugal unterstützt, auch Nassau sei zu einem ähnlichen Schritte bereit und werde von Rußland dazu aufgemuntert, während Oesterreich und Preußen noch zu keinem festen Entschluß über Anerkennung oder Desavouirung der Hoheiten gekommen seien. Es wäre traurig, wenn der deutsche Bund Schwierigkeiten machte und dadurch eine Intervention der Großmächte, vielleicht gar eine neue Spaltung des einigen Vaterlandes herbeiführte. Auf dem Leipziger Lesemuseum übrigens hat sich bereits Herzog Joseph von Altenburg, der es besuchte, mit dem Prädicate Hoheit in's Fremdenbuch geschrieben. Wahrscheinlich steht also zu hoffen, daß man die Hoheitserklärung als ein fait accompli gelten lassen und den europäischen Frieden um einer an sich ganz harmlosen politischen Arrondirung willen nicht weiter stören werde.

— Nach langem Waffenstillstand war unlängst wieder ein großes Zweckessen in Leipzig, im Schützenhause; dem Abgeordneten Braun zu Ehren. Unter den auswärtigen Toastirenden zeichneten sich Todt, Braun, Bürgermeister Hempel von Altenburg u. a. aus. — In einer literarischen Abendunterhaltung, die im Gewandhause gegeben wurde, improvisirte O. L. B. Wolff aus Jena, die Hagn declamirte und Herloßsohn las sehr witzig über die „Philosophie des Luxus und der Moden". Der Polizeidirector Dunker aus Berlin war zugegen; die Lehrfreiheit wurde aber nicht gestört.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig**. — Redacteur **J. Kuranda**.
Druck von Friedrich Andrä.

Kleine Skizzen aus den Rheinlanden.

II.*)

Die Kölnische Zeitung. — Katholicismus, Nationalität und Censur. — Die Elberfelder. — Herr von Huber und der conservative Styl. — Literarisches Leben. — Freiligrath, Simrock, Kinkel. — Karl Grün. — Ein Bild von Rubens. — Roderich Benedix. — Gutzkow und Geibel.

— Unser König ist kein Preuße, hörte ich jüngst eine Kölnerin aus den untersten Ständen sprechen. — Was ist er denn? — Ei, er ist ja lutherisch. — Die Kölnische Zeitung sollte dieses wunderliche Sibyllenorakel als Motto über ihre Spalten setzen: es liegt eine große Wahrheit darin und zugleich der Schlüssel zum Verständniß vieler Conflicte, in welche das genannte Blatt sich selbst nicht selten verwickelt hat oder durch äußeren Anlaß verwickelt worden ist. Wir haben über die angedeutete „große Wahrheit" in der ersten Nummer dieser Skizzen weitläufiger uns ausgesprochen, doch mußten wir noch einmal hieran anknüpfen, um zu einigen kurzen Erörterungen über journalistische und speciell literarische Verhältnisse überzugehen.

Die Kölnische Zeitung hat so tiefe Wurzel gefaßt in dem Volksbewußtsein der Rheingegenden, sie wird nicht blos daselbst gelesen, sondern die öffentliche Stimme, der Charakter des rheinischen Volkes spricht sich so entschieden darin aus — (oder vielmehr er „spräche" sich aus, wenn er's nämlich ganz dürfte) — daß sie durch ihre soliden, nationalen, dem materiellen, wie geistigen Fortschritte huldigenden Bestrebungen ein Organ der Rheinprovinz, im wahren Wortsinne, nicht in dem viel gemißbrauchten — ein Organ des katholischen Liberalismus hätte werden können; allein es geht ein finsterer Geist durch dieses Haus, und die Bande der Censur ziehen sich von Tag zu Tag enger über den rheinischen Blättern zusammen. — Die preu-

*) Siehe Nro. 10. der Grenzboten, 1844.

ßische Journalistik leidet ganz unglaublich unter dem neuen Preßgesetze, sie wird weit härter von ihm gedrückt, als man gemeinhin glaubt. Gar wohl scheint man in Berlin überlegt zu haben, wie mächtig unser aufstrebendes Zeitungswesen das Volk antreibt, in That und Gesinnung Theil zu nehmen am öffentlichen Leben, es vorbildet zu würdigem, selbstbewußtem Staatsbürgerthum statt eines bewußtlos dahin vegetirenden Unterthanenwesens; wie es vor Allem das Gold neuer Ideen, welches sonst blos in den Truhen der wissenschaftlichen und politischen Großmoguls ruhen würde, in Scheidemünze umsetzt und unter die Leute zu bringen weiß. Vielen Herren behagt dieses Treiben nun eben nicht sonderlich, und jener Paragraph des Preßgesetzes, welcher nur eine ernste, bescheidene und möglichst gleichmäßig erschöpfende Besprechung öffentlicher Angelegenheiten gestattet, vermag in der That — so unschuldig er lautet — unter Umständen aller Journalistik den Todesstoß zu geben; denn er greift sie in ihrem innersten Wesen an, er verbietet ihr jenes Flüchtige, Bewegliche, Drastische, oft mit vollem Rechte auch Einseitige, was gerade die Zeitung vom Buche unterscheidet. Sie soll eben nicht in erschöpfendem, breitem, wissenschaftlichem Ernste ihr Thema behandeln; blos andeuten soll sie's, anregen, auf Einen Punkt sich werfen, ihn in grellen Schlaglichtern beleuchtet hervorheben, mit allen Waffen des Humors, der Ironie ihren Satz vertheidigen; denn sie ist blos auf den Moment berechnet, drum kann sie aber auch, weiß sie sich seiner zu bemächtigen, mit der vollen Blitzesgewalt des Momentes zünden. Jeder, der für preußische Journale arbeitet, wird gestehen, daß man sich hier beengter fühlt durch das neue Preßgesetz, als durch die volle Strenge der alten Censur. Von der anderen Seite ist dagegen die gedrückte Stellung der preußischen periodischen Presse heilsam für die dortigen Blätter. Die Kölnische Zeitung hat z. B. sehr viele Abonnenten — Embonpoint; — würde man sie ruhig und unangefochten gewähren lassen, so dürfte sie leicht zu fett und träge werden. Die Nachtigallen singen nur, so lange sie lieben, die Poeten, so lange sie hungern, und die Zeitungen sind in der Regel voll heiligen Eifers, so lange sie mit Concurrenz oder Censur zu kämpfen haben. — Preußen fügt seiner Journalistik aber dadurch einen großen Schaden zu, daß es sie der eben als heilsam bezeichneten Riva-

lität mit anderen sogenannten „ausländischen" Blättern ziemlich überhebt durch den enormen Postaufschlag, womit nicht sowohl jene Zeitungen selbst, als ihre Tendenzen besteuert werden. Auf die Mannheimer Abendzeitung abonnirt man in Mannheim mit vier Gulden für den Jahrgang; in Köln, in demselben Köln, welches den deutschen Einheitsdom in seine Mauern schließt, mit neun Thalern! Als der Grundstein zum neuen Dombau gelegt wurde, hat man es wahrscheinlich vergessen, ein solches ausländisches Neun-Thaler-Exemplar den übrigen Documenten zum Frommen der Nachwelt beizuschließen. — Abgesehen übrigens von diesen blos äußerlichen, vielleicht vorübergehenden Hemmungen dürften die preußischen Rheinlande, trotz der politischen Regsamkeit, die sich dort energisch genug im Volke kund gibt, für's Erste wohl wenig geeignet sein, eine recht vollkräftige nationale Journalistik zu Tage zu fördern, weil das religiöse Element in schroffem Vortreten die Entfaltung des politischen gewaltig beeinträchtigt. Die Kölnische Zeitung, als Hauptrepräsentantin der Einen Seite, ist zu entschieden katholisch, um beim besten Willen national sein zu können; ihr engeres Lesepublicum selbst nimmt es in dieser Beziehung sehr genau und die Redaction hat mit vielen störenden Rücksichten zu kämpfen. Die Elberfelder Zeitung hingegen, welche man an die Spitze der protestantisch-pietistischen, also natürlich conservativen Richtung stellen könnte, macht gar keinen Anspruch darauf, national zu sein, sie läßt sich's vielmehr recht gern daran genügen, daß sie „echt Berlinisch" ist. Sie zählt auch manches Berliner Renommée unter ihre Correspondenten und Mitarbeiter, und mein journalistischer Scharfblick thut sich Etwas darauf zu Gute, den Herrn V. A. H. gleich prima vista in diesem Blatte erkannt zu haben, an seinem überaus originellen Style nämlich, den er in den Broschüren über „die conservative Partei", über „die romantische Schule in Frankreich" ꝛc. so glänzend entfaltete, daß man ihn sein Leben lang gewiß nicht wieder vergißt. Da der Herr Professor, von Gott und seinen Zuhörern verlassen, nunmehr, wie man vernimmt, eine eigene Zeitschrift zu begründen gedenkt, so nehmen wir uns die Freiheit, ihn auf ein sehr passendes Thema zu einem einleitenden Artikel für besagtes Blatt aufmerksam zu machen: „Warum schreiben fast alle ministeriellen Berliner von der Farbe des Herrn V. A. H. ein so überaus fließendes,

anmuthiges, kunstreich gewobenes Deutsch? Gehört ihr köstlicher Styl zum Wesentlichen der Partei, oder ist er ein bloßes Adiaphoron? —

Viel guter Samen, der Bürge einer besseren Zukunft, schlummert in dem rheinischen Volke, aber wer thut dafür, daß er aufgehe? Preußen hat sein altes, schönes Privilegium, der Staat der Intelligenz zu sein, mit der größten Bereitwilligkeit an die kleineren deutschen Länder, namentlich des Südwestens, abgetreten, und in Berlin hört man auf der Einen Seite fast nur das Gnadengewimmer eines wahrhaft unwürdigen Pietismus, andererseits das polternde Raisonnement eines hohlköpfigen, aufgeblasenen Scheinliberalismus. —

Wir gehen von der rheinischen Journalistik zu einer skizzirten Schilderung der Wirksamkeit einiger literarisch bedeutenden Männer über, die an den Ufern des Rheines sich niedergelassen haben. In seltsamer, freiwilliger Isolirung, sowohl unter einander, als den Interessen der Zeit gegenüber (nicht der Parteien, meine ich), hat sich ein Theil der rheinischen Poeten und Literaten des entschiedenen Einflusses begeben, welchen man früher wohl von einem geschlossenen, gemeinsamen Streben erwartet hat. — Freiligrath sitzt in St. Goar. Läßt sich's doch kaum begreifen, daß ein so begabter Geist nach den ersten glänzenden Erfolgen bereits mit einer nur tropfenweisen Spende seiner Production kargt! Soll man es einer schnell erschöpften Einseitigkeit des Talentes Schuld geben? Freiligrath's neueste Gedichte legen Protest ein gegen diese Behauptung, denn sie lassen uns einen bedeutenden Umschwung seiner inneren Entwickelung ahnen und beurkunden genügend, daß seine dichterische Kraft auch die langen unfruchtbaren Jahre hindurch ungebrochen sich erhalten; aber was ist mit drei, vier lyrischen Gedichten auf's Jahr gewonnen? Man braucht kein radicaler Oppositionsmann, kein politisirender Kunstvandale zu sein, und kann doch wohl die bescheidene Frage stellen: Wo nehmt Ihr Herren am Rheine in unseren Tagen Ruhe und Friede her, Nichts als lyrische Gedichte zu schreiben?

— „nicht eine Welt ist's, Käthe,
Zum Puppenspiel und zum Gefecht mit Lippen:
Blutige Nasen gibt's!" — —

Simrock wohnt in Unkel. Er bleibt fort und fort mit Dich-

ten und Trachten der grauen deutschen Vorzeit verhaftet, und erst vor Kurzem hat wieder ein „Amelungenlied“ die Presse verlassen. In gewissem Sinne verdient seine eherne Beharrlichkeit Anerkennung in unserer zersplitterten, aphoristischen Zeit, und man wird zugeben müssen, daß die gepriesenen alten Meister der Architectur, Malerei, Tonkunst, Poesie dem rastlosen Sich-Versenken in Eine Gattung, die sie in all ihrem Detail zu bewältigen nicht müde werden konnten, die schönsten Blätter ihres Lorbeerkranzes danken. Nur ein kleiner Unterschied dürfte nicht übersehen werden. Die alten Meister hielten streng bei Einem aus, dieses Eine aber hatte seine Wurzeln tief im Leben der Zeit geschlagen; Karl Simrock beharrt gleichfalls unverdrossen bei dem Einen, Erkorenen; das Eine aber liegt unserer Zeit ganz entsetzlich fern. Nur am Rheine ist mir dieses begabten Dichters Trachten einigermaßen begreiflich geworden; — hier wird so viel gedombaut und bei fast jeder neuen Dorfkirche schreiben die Architecten Exercitien des gothischen und romanischen Styles, hier wucherten die schmachtenden Düsseldorfer Lilien, die gemalten Goldschmiedstöchterlein und Edelfräulein, daß man auch Simrock's altdeutsche Rococostudien in gewisser Hinsicht ganz liebenswürdig finden kann.

Gottfried Kinkel, keiner der Geringsten in der rheinischen Poeten-Diaspora, wohnt auf Schloß Poppelsdorf — (nicht absichtslos legen wir jedesmal einen Accent auf den Wohnort). Seine im verflossenen Jahre bei Cotta erschienenen Gedichte sind in der ungünstigsten Zeit vor's Publicum getreten und deshalb im Ganzen weniger beachtet worden, als sie verdient hätten, ebenso sein treffliches Dichtwerk: Otto der Schütz, eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. Ein hoher männlicher Ernst, eine thatkräftige Gesinnung spricht sich in Kinkel's Poesien aus, lyrisch verklärt in der geheimen Wehmuth über das Vergebliche seines Ringens, die auch manchmal in halb verbissenem Groll, in bitterer Ironie gewaltsam hervorbricht. Man sieht, Kinkel hat während des Trauerspiels der Gegenwart die Augen offen gehalten, und dennoch ist er rheinischer Poet, d. h. er muß die Abenteuer Otto's des Schützen singen, die sich vor fünfhundert Jahren ereignet haben. O, man hätte nicht nöthig, zu den Nibelungen und Amelungen oder an den Hof Dietrich's von Cleve zurückzugehen, um rheinische Abenteuer zu schreiben! Ihr Herren Poeten am Rheine, wie habt Ihr sie in den verflossenen drei Jahren des fünften Decen-

niums unseres Jahrhunderts so nahe gehabt, Abenteuer der ernsthaftesten wie der lustigsten Art! Leset doch nur fleißig in der großen Kölner Zeitung und dann schreibt: „Der rheinische Landtag, eine tragische rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.“ Geht in die Eifel, an den Westerwald, in's Münsterland, in's Siegen'sche, laßt Euch von den hungrigen Bergleuten Etwas vorerzählen und dann schreibt: „Der englische Zollvertrag, eine traurige rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.“ Betrachtet Euch die Pietisten, die gelehrten und ungelehrten in Bonn, in Elberfeld; hört die Mucker im Wupperthale singen und beten und seufzen, und dann schreibt: „Das tausendjährige Reich am Rheine, eine betrübte rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.“ Seid Ihr aber Humoristen, dann stellt Euch vor den Kölner Einheitsdom, forschet nach, warum es mit dem Bau nicht mehr rechts vorwärts will, und dann schreibt: „Der gothische Kinderscharlach, eine lustige rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.“ —

Karl Grün (früher auch pseudonym Ernst von der Haide) in Köln, ein rühriger, gesinnungskräftiger Literat, dem seine Schicksale als Redacteur der Mannheimer Abendzeitung schon ein gewisses Relief geben (wann schreibt ein industriöser Kopf eine literarische Martyrologie des neunzehnten Jahrhunderts?), hielt vergangenen Winter Vorlesungen über Schiller, später über Shakespeare. Die letzteren wollte eine löbliche Behörde anfangs nicht gestatten und machte endlich die Clausel, daß nichts auf Religion und Staat Bezügliches darin vorkommen dürfe. O Ihr Männer von Köln! habt Ihr jemals sechs Seiten überflogen in den historischen Dramen des großen Briten? Da wird ja von ganz anderen Dingen geredet, als wie es einem unglücklich liebenden Pärchen bei seinen Weißzeugschränken zu Muthe ist; — da schreitet die Weltgeschichte auf dem Kothurn einher, und der gewaltige Meister hält sein Weltgericht, oder, wie ein preußischer Censor sich etwa ausdrücken würde, er läßt sich frechen Tadel zu Schulden kommen über die Vorfahren Ihrer königlichen Majestät ꝛc. Und doch hat Shakespeare seine Dramen nicht nach Zürich und Winterthur zu flüchten brauchen, er hat sie aufgeführt vor den Augen „seiner Schwester Elisabeth“, wie er selbst sie nennt. — Es ist ein gutes Zeichen der Zeit, daß die Literaten aller Orten durch Vorlesungen in unmittelbaren mündlichen Rapport mit dem Publicum zu treten suchen, besonders solche, die, wie Grün das Ta-

lent der Darstellung, des journalistischen Effects vorzugsweise ausgebildet haben, ohne daß es dem Ernste der Auffassung Abbruch thut. Viel läßt sich hierdurch vorarbeiten im Interesse der Oeffentlichkeit überhaupt, so wie insbesondere eines allgemeinen ästhetischen Sinnes, einer künstlerischen Erziehung des Volkes. Bei alledem aber arbeitet man auf's Entschiedenste häufig von einer Seite entgegen, von welcher man's nicht erwarten sollte. Ich erlaube mir eine kleine Abschweifung, um doch Ein Beispiel, statt vieler, anschaulich zu machen, wie man selbst in dem gepriesenen, an öffentlichen Denkmalen so reichen Köln aus egoistischen Zwecken dem Volke die Gelegenheit der Bildung durch Kunstgenuß zu schmälern weiß. Aller Welt ist's bekannt, daß sich in der Peterskapelle daselbst jenes berühmte Altarblatt des Rubens — die Kreuzigung Petri — befindet. Nun hatten die Franzosen vor Zeiten das prächtige Bild in ihr Pariser Weltmuseum entführt, und man sah sich damals genöthigt, eine mittelmäßige Copie an dem verwaisten Platze aufzustellen. Als aber im Jahre 1813 das Original wieder heimgebracht wurde, nahm man die schülerhafte Nachbildung wohl sogleich herunter und rollte das Meisterwerk wieder auf für die Augen der andächtigen Künstler und Beter? Mit Nichten. Der heilige Petrus sollte nicht umsonst seine Kunstreise nach Paris gemacht haben, und man wußte in recht artiger Weise Vortheil davon zu ziehen. Die Copie blieb, wo sie war, auf die Rückseite des Rahmens aber spannte man das Original, und wenn nun Jemand den echten Rubens sehen will, so hat er, laut eines Anschlages, einen halben Thaler in den Kirchenfond zu entrichten, und der Küster dreht ihm das Bild um — nicht wahr, das ist doch industriös? Also für einige Künstler und Kenner und für ein Paar Dutzend reisende Engländer, die durch ihr Reisehandbuch in die Kirche getrieben werden und für ihren guten halben Thaler das Recht sich erkaufen, beautiful, very beautiful! zu rufen, hätte Rubens sein gewaltiges Bild gemalt? Nein, er malte es für das Volk, für die Schaaren der Andächtigen, die sich künstlerisch oder religiös an ihm erbauen sollten und jetzt vor der matten Copie sitzen, an welcher wenig Erbauliches zu finden ist. — Es ist so ein schöner Zug des Katholicismus, daß er die Kunst in seine Tempel herabbeschworen hat und die Thüren der Gotteshäuser täglich für den geöffnet hält, der in ihrer Beschauung Freude, Stärkung, Genuß finden

Digitized by Google

mag, daß er die Kunst öffentlich gemacht hat und das Volk ästhetisch-religiös zu erziehen sucht. Nun klage man noch über verschwundene Oeffentlichkeit der Kunst! Hier sind Anknüpfungspunkte genug gegeben zur Wiederherstellung eines allgemeinen künstlerischen Sinnes, aber man ist auch da zu bettelhaft und zieht ein Paar lumpige Thaler der Förderung des edeln Zweckes vor. —

Roderich Benedix, der Lustspieldichter, ist Regisseur des Kölner Theaters. Sein Doctor Wespe hat nicht blos nach dem Spruche der Berliner Preisrichter einen Preis davongetragen, sondern auch nach der Stimme des Publicums. Nichtsdestoweniger ist Benedix vielfach ungerecht, zu hart beurtheilt worden. Man stellte z. B. jenes Stück oder gar den „langen Israel" in Parallele mit Gutzkow's Zopf und Schwert und fand es natürlich ziemlich unbedeutend neben demselben; man machte Ansprüche geltend, deren Berücksichtigung von vorn herein ganz außer dem Gesichtskreise des Verfassers gelegen hatte. Benedix hat viel Theaterroutine, schriftstellerischen Tact, viel Witz auf Kosten des echten Humors, und versteht, wie man's nennt, einen glücklichen Griff zu thun. Dagegen ist ihm die höhere Idee des Komischen so wenig aufgegangen, als er den gegliederten Organismus eines harmonischen Kunstwerkes darzustellen weiß; aber seine Lustspiele füllen eine Lücke im Repertoire aus und stehen gewiß hoch über den Fabrikaten des Herrn H. Börnstein und Comp., obgleich sie schon jetzt durch eine große Familienähnlichkeit sich gegenseitig Abbruch thun. Vielleicht wäre eine ähnliche Stellung an einem besseren Theater für Benedix von großem Vortheil; die Kölner Bühne in ihrem gegenwärtigen Zustande ist wenigstens durchaus nicht geeignet, höhere Strebungen zu fördern.

Als Gutzkow im vergangenen Winter im Feuilleton der Kölnischen Zeitung ein Paar harte Worte über E. Geibel gesprochen hatte, nahmen's ihm viele urtheilsfähige Leute am Rheine sehr übel; man meinte, Geibel sei ein harmloser Mensch, der ja recht schöne, sinnige Verse mache 2c. und bald darauf trat Gustav Pfarrius sogar in die Schranken, um eine Lanze für seinen gleichfalls angegriffenen Landsmann, den alten Götz, einzulegen. Diese Zartsinnigkeit ist sehr bezeichnend für das rheinische poetische Treiben. Es mag recht schön sein, auf einer anmuthig gelegenen Villa am Rheine zu wohnen, im Umgange mit wenigen lieben Menschen und der reizenden Natur ein

Digitized by Google

poetisches Stillleben zu führen und schwankenden Gefühlen und Vorstellungen, wie sie gerade die Stunde bringt, im lyrischen Gedichte Form und Dauer zu geben zu Rückerinnerungen an gute Tage in Zukunft — das ist so ein harmloses Dichterthum. — Mir träumte aber manchmal, der Dichter sei ein Seher und Sänger, nicht blos seines eigenen Herzens, sondern seines Volkes, seiner Zeit und in seinem Busen könne es nimmer ruhig werden, weil ihr ganzer, voller Schmerz und ihr ganzer, voller Thatendrang darin vergraben sei. Ihr sagt vielleicht, das sei blos ein thörichter Traum gewesen? —

W. H. Riehl.

by Google

Persönlichkeiten der französischen Kammer.

III.

Dupin der Aeltere.

— Wissen Sie vielleicht, schrieb Voltaire **1766** an d'Alembert, was in dreißig Jahren die Revolution, welche jetzt von Neapel bis Moskau in den Geistern vor sich geht, hervorbringen wird? Ich bin zu alt, um noch hoffen zu können, Etwas davon zu erleben; aber ich empfehle Ihnen die Zeit, welche jetzt ihren Anfang nimmt.

Wenn Voltaire gleich Epimenides plötzlich aus dem Grabe stiege und sich an den Eingang der Galerie stellte, durch welche Dupin in den Kammerpalast geht, würde der Philosoph von Ferney eine genügende Antwort auf seinen Brief finden und in dieser festen, stark ausgesprochenen, sarkastischen und bis zu einem gewissen Grad geistreichen Physiognomie eine ganze Revolution lesen können.

In der That erscheint uns auch Dupin in seinem ganzen körperlichen und geistigen Sein als der vollständigste Typus jenes **Tiers-état**, welcher, nachdem er acht Jahrhunderte lang seine Beschwerden mit gebeugten Knieen und in voller Demuth zu den Füßen des Thrones niedergelegt hatte, eines Tages plötzlich aufstand und mit einem Schlag Geistlichkeit, Aristokratie und Königthum niederwarf, einen Augenblick im Jahre **1793** hinter seinem fürchterlichen Bundesgenossen, dem Volke, verschwand, im Verborgenen gegen den Militärdespotismus des Kaiserreichs kämpfte, offen gegen die retrograden Tendenzen der Restauration stritt, in den Julitagen wieder zur Herrschaft kam und sich jetzt gezwungen sieht, sich gegen den Ansturm der Demokratie zu vertheidigen.

Dupin war unter der Restauration sehr populär und in den ersten Jahren nach der Julirevolution sehr unpopulär; in diesem Au-

genblicke läßt sich seine Lage der öffentlichen Meinung gegenüber nicht genau charakterisiren; Viele tadeln ihn, Viele loben ihn, und die Meisten loben und tadeln ihn zu gleicher Zeit.

André Marie Jean Jacques Dupin wurde zu Varzy im Nivernois am 1. Februar 1783 geboren und hat noch zwei jüngere Brüder, von denen der eine Baron Charles Dupin, Pair von Frankreich, einen hohen Rang unter den wissenschaftlichen Berühmtheiten Frankreichs einnimmt; der andere, Philipp Dupin, ist eine der Säulen der Pariser Advocatur.

Ueber die Jugend Dupin's ist nicht viel mehr zu sagen, als daß er in jener unruhigen Zeit einer der fleißigsten Schüler war. Diesen Anstrengungen hatte er es zu danken, daß er bald ein ausgezeichneter Rechtsschüler war; und als 1802 Napoleon die Rechtsschulen wieder eröffnete, war Dupin der Erste, welcher sich meldete, seine Thesen zu vertheidigen und sein Examen als Licentiat und bald darauf als Doctor der Rechte machte. In den darauf folgenden Jahren ließ der junge Gelehrte auch zwei oder drei Schriften erscheinen, die einigen Erfolg hatten. Eine derselben war der Précis élémentaire du droit romain und Dupin kommt gern darauf zurück, daß dieses Heftchen die Ehre hatte, von der kaiserlichen Polizei, die in einigen Bemerkungen über Tiberius und Germanicus Anspielungen auf Buonaparte und den Herzog von Enghien witterte, mit Beschlag belegt zu werden.

Nach der zweiten Restauration trat er als Candidat bei den Wahlcollegien von Chateau-Chinon und Clamecy auf, doch wurde er nicht gewählt und widmete sich jetzt ganz der Advocatur. Der politische Horizont war noch sehr düster; es war die Zeit der Militärcommissionen und der politischen Füsilladen. Einen wegen Hochverraths Angeklagten zu vertheidigen, war keine gefahrlose Sache; der Vertheidiger wurde fast als Mitschuldiger seines Clienten betrachtet; man traf auch danach seine Maßregeln und bat gewissermaßen um Erlaubniß, das Haupt eines Angeklagten dem Gerichtshofe abkämpfen zu dürfen. Unter solchen Umständen schrieb Dupin sein Werk über die freie Vertheidigung von Angeklagten. Die Veröffentlichung dieses Buches, das so ausgezeichnet durch Klarheit der Darstellung und Schärfe der Logik, war in jenen Zeiten im vollen Sinne des Wortes eine

Digitized by Google

muthvolle That, und sie verschaffte Dupin seinen schönsten Ruhm: die Vertheidigung des Marschalls Ney, mit der er gemeinschaftlich mit den beiden Berryers, Vater und Sohn, beauftragt wurde. Man kennt alle einzelnen Scenen dieses beklagenswerthen Dramas zur Genüge; man weiß, daß den Advocaten verboten wurde, ihre Vertheidigung auf den zwölften Artikel der Capitulation von Paris zu gründen; man weiß, daß Dupin, als er zur Rettung des Marschalls durchführen wollte, daß Ney, als in Saarlouis geboren, durch den Pariser Frieden Preuße geworden sei, von diesem unterbrochen wurde, weil er lieber als Franzose sterben wolle.

Jener Urtheilsspruch ist in Dupin's Herzen wie eine bittere Erinnerung zurückgeblieben. Ich werde es sagen, so lange ich lebe, hat er seitdem oft wiederholt, daß die Verurtheilung Ney's nicht gerecht war, weil seine Vertheidigung nicht frei war.

Dieses schöne Debüt in politischen Prozessen machte Dupin zum natürlichen Vertheidiger der berühmtesten Opfer der Reaction. Die liberale Partei erwählte ihn zu ihrem Vertreter in ihren Kämpfen mit der Justiz. So sprach er in dem Fall Merilhou für die Nationalsubscription zu Gunsten der ohne Urtheil verhafteten Bürger; in dem Fall Bavour's für die Lehrfreiheit; für die Freiheit der Geschichte in Jay's und Jouy's Prozeß und für die Freiheit der Chansons in dem zweimaligen Prozeß Beranger's. Der Miroir, angeklagt wegen Anspielungen, und der Constitutionnel in seinem großen Tendenzprozeß, welcher sein Triumph war, fanden in ihm einen warmen und aufopfernden Vertheidiger. Und endlich, im December 1829, sieben Monate vor der Julirevolution, trat er das letzte Mal auf den Kampfplatz, um den berühmten und prophetischen Aufruf des Journal des Debats: Unglückliches Frankreich! Unglücklicher König! zu vertheidigen.

Wir können hier nicht alle die großen Civilrechtsfälle aufzählen, deren Führung er seinen großen Ruf als Advocat zu danken hat. Einer der merkwürdigsten ist der des Ritters Desgraviers gegen die Civilliste (1824). Dupin plaidirte gegen Se. Majestät, den König von Frankreich und Navarra, welcher seine Schulden nicht bezahlen wollte. Er bewies, daß die Gelangung zu Kronen die Prinzen nicht von ihren persönlichen Verbindlichkeiten befreien könne; er gewann

seinen Prozeß in der ersten Instanz, verlor ihn aber vor dem Cassationshofe.

Im Jahre 1819 hatte die Regierung der Restauration versucht, den berühmten Advocaten für sich zu gewinnen. De Serres, damals Siegelbewahrer, ließ ihm die Stelle des Generalsecretärs im Justizministerium mit einem Gehalt von vierzigtausend Francs und dem Titel als Staatsrath in Aussicht, anbieten. Nach einer Berathung mit seinem Vater schlug Dupin das Anerbieten aus. 1820 ernannte ihn der Herzog von Orleans zum Mitglied seines geheimen Rathes.

1827 in Mamers gewählt, nahm Dupin im linken Centrum Platz und gegen das Ministerium Martignac eine Stellung gemäßigter Opposition ein, während er gegen das Ministerium Polignac offenen Krieg führte. Bei der Berathung der Adresse der zweihundert ein und zwanzig ergriff er das Wort, um Guernon de Ranville zu antworten und die Rechte der Kammer zu vertheidigen. Nach der Kammerauflösung in Cosne wieder erwählt, kehrte er wenige Tage vor den Ordonnanzen nach Paris zurück.

Am 26. Juli um eilf Uhr Morgens trat eine große Anzahl Journalisten in sein Cabinet, um ihn über die Ordonnanzen um Rath zu fragen. Dupin erklärte, „daß nach seiner Meinung die Ordonnanzen ungesetzlich seien, daß man durch alle Mittel der That und des Gesetzes sich weigern müsse, ihnen zu gehorchen, und daß das Journal, welches feig genug sei, sich ihnen zu unterwerfen, nicht einen einzigen Abonnenten in Frankreich zu behalten verdiene." Als die Journalisten sogleich bei ihm über die Mittel des Widerstandes berathen wollten, weigerte er sich dessen mit den Worten: „Ich bin hier nicht Deputirter, sondern Advocat; Sie wollten mich consultiren und ich habe Ihnen meine Rathschläge gegeben; jetzt machen Sie damit, was Sie wollen." Diese ziemlich entschiedene Zurückweisung, die bei Dupin gewiß nur von einer Scheidung seiner verschiedenen Befugnisse als Deputirter und als Advocat herrührte, schien von der Furcht eingegeben zu sein. Die Journalisten vergaßen sie nicht, und nach der Revolution ließ die Presse auf Dupin eine Sündfluth von Witzworten regnen; man beschuldigte ihn, die Sache der Freiheit verlassen zu haben, man spöttelte über seine Badewanne und über die Höhle, in die er sich während des Kampfes versteckt habe.

Digitized by Google

Die Wahrheit ist, daß Dupin so viel Muth zeigte, wie die meisten der übrigen Deputirten; man weiß recht gut, daß bis zum 29. Niemand, und selbst nicht das Volk, an einen Dynastiewechsel glaubte. Die Gewalt der Umstände und das Loos der Waffen vollendeten die Revolution, und Dupin hatte eben so großen Antheil an ihr, wie die Mehrzahl seiner Collegen.

Am 6. August einstimmig zum Berichterstatter über den Verfassungsentwurf ernannt, vollendete er seinen Bericht in zwei Stunden, und am folgenden Tag wurde die Redaction von der Commission genehmigt.

In den Tagen, welche der Errichtung des Julikönigthums vorangingen, spaltete eine ernste Frage das Conseil. Eine Partei wollte die Zukunft an die Vergangenheit knüpfen und zu diesem Zwecke die alten Formen der königlichen Schriften beibehalten. Sie verlangten daher die Annahme des Namens Philipp VII. Dupin bekämpfte auf das Lebhafteste diese Meinung und erklärte, daß der Herzog von Orleans auf den Thron gerufen worden sei, nicht weil, sondern obgleich er Bourbon sei, und unter der Voraussetzung, daß er seinen Ahnen nicht gleichen, sondern wesentlich sich von ihnen unterscheiden werde; er fügte hinzu, daß das Princip der neuen Monarchie nicht auf dem göttlichen, sondern auf einem positiven Vertragsrecht beruhe.

Diese Zeit war es, wo Dupin die größte Unpopularität genossen hat, die sich je ein Staatsmann erwarb. Nicht, daß Dupin, wie mancher Andere, ein nur halbbekehrter Anhänger der Julimonarchie gewesen wäre; nicht, daß man ihm vorwerfen könnte, in seinem Herzen einen Schatten des Bedauerns für die gestürzte Dynastie aufbewahrt zu haben, denn er hat nie angestanden, ihr die mißtönendsten Beiworte nachzurufen; nicht, daß damals Männer in der Kammer gefehlt hätten, die wie er von der Nothwendigkeit durchdrungen waren, den allzuwilden Strom der drei Tage in seinem Bett zu beschränken; aber Dupin ist vor Allem ein Mann ungenirter Freimüthigkeit, der sich wenig um die Form dessen, was er sagt, kümmert, und dem König, der Kammer, dem Volk, aller Welt die Wahrheit sagt und zwar mit dürren Worten, die er wie einen Lichtauslöscher den flammenden Geistern auf den Kopf stülpt. Daher wird er von den Massen aufrichtig verabscheut und kann es nicht anders sein.

Als sich die politischen Verbindungen vermehrten, als die Clubs nicht nur geduldet, sondern selbst von Staatsbeamten begünstigt wurden, bekämpfte sie Dupin kühn und ohne Rückhalt, erklärte sie für unverträglich mit aller staatlichen Ordnung, und forderte energisch ihre gänzliche Unterdrückung. Als die Arbeiter verlangten, die Zügel des Staates mit führen zu dürfen, erklärte ihnen Dupin ohne Umschweife, daß sie Nichts davon verständen, und schickte sie in ihre Werkstätten zurück. Als es hieß: Friede oder Krieg? als das Fieber der Propaganda auf dem höchsten Gipfel der Kraft war, kämpfte Dupin fast allein gegen die Enthusiasten des Tages, und nannte sie echt bürgerlich Tollköpfe, die zum Kriege reizen, um Federbüsche und Epauletten für sich zu gewinnen.

Dieser kräftige, zuweilen selbst herbe Widerstand gegen die Verirrungen der Revolution erklärt die Mißgriffe, als deren Opfer Dupin leicht am 14. Februar hätte fallen können. Nach der Zerstörung des erzbischöflichen Palastes und der Kirche Saint Germain l'Auxerrois eilte der Pöbel unter Mordgeheul nach dem Hause des muthigen Deputirten. Nur der rechtzeitigen Ankunft der Nationalgarde gelang es, ihn zu befreien und die Annalen der Julirevolution vor einem unauslöschlichen Flecken zu bewahren.

Während der ganzen Dauer des Ministeriums Perier unterschrieb Dupin mit Wort und Stimme alle Handlungen der Regierung in ihrem Kampf gegen die Parteien. Er sprach gegen die Urheber der Unruhen in Lyon, Grenoble und Paris, für die Abschaffung der Erblichkeit der Pairie, unterstützte das Polizeigesetz gegen die Refugiés und wies, als mit allen Regierungsprincipien unverträglich, die Forderung der Rehabilitation und Entschädigung von Seiten der politischen Verurtheilten unter der Restauration zurück.

Als im April endlich die Regierung ihren letzten und entscheidenden Sieg davongetragen hatte, nahm Dupin wieder Besitz von seiner politischen Individualität; er glaubte jetzt, es sei Zeit, den Opfern ein Ende zu machen, die Ausgaben zu ermäßigen, der Ueberschreitung des Supplementarcredites ein Ende zu machen und die Kammer in ihre Verwaltungs- und Untersuchungsrechte wieder einzusetzen; er war Ministerieller gewesen und wurde jetzt Oppositionsmann.

Digitized by Google

Er widersetzte sich der Amnestie durch Ordonnanz als unconstitutionell. In der an den König am 1. Mai 1837 gehaltenen Rede sagte Dupin unter Anderem: Sire, die Kammer dient der Regierung durch das, was sie ihr gewährt, und oft auch dadurch, daß sie ihr die Gewährung verweigert oder erschwert. Als die Nichteinwilligung zur Intervention in Spanien den Rücktritt des Ministeriums Thiers bewerkstelligte und das Ministerium Molé an die Spitze des Staates stellte, verhielt sich Dupin, welcher die Intervention mißbilligte, beobachtend, bis sich 1838 die Coalition zum Sturz des Cabinets vom 15. April bildete. Dupin, obgleich unbetheiligt bei dem Streite, trat noch im letzten Augenblick gegen das Ministerium auf und gab ihm in besserer Form ein Zeugniß der Unfähigkeit; dies unerwartete Hervortreten trug viel dazu bei, seinen Fall zu beschleunigen. Während des mühsamen Zusammenkommens des neuen Ministeriums findet man den Namen Dupin in den verschiedenen ephemeren Combinationen wiederholt, welche in jenen Tagen so schnell auf einander folgten. Mehrere Male war Dupin dem Ministersitze nahe, aber immer wieder wendete er ihm den Rücken und wies den bitteren Kelch von sich. Gegenwärtig sitzt Dupin, seines Präsidentensitzes beraubt, auf seinem gewöhnlichen Platz im linken Centrum und hegt für das Ministerium Guizot eine sehr mäßige Zuneigung, stimmt dafür und dagegen, ganz den Eingebungen seiner Gedanken folgend, und zeigt immer dieselbe Liebe für Gesetzlichkeit und Ordnung, dieselbe persönliche Unabhängigkeit, dieselbe Abneigung gegen alle Coterie, Systeme und gegen die ministerielle Disciplin.

Wir haben nur noch ein letztes Wort über Dupin, als Schriftsteller, als Magistratsperson, als Redner und als Staatsmann zu sagen.

Dupin hat viel geschrieben, die Sammlung seiner Sedezbändchen die er scherzweise Taschenbücher nennt, bilden fast schon eine starke Bibliothek. Er hat Heineccius in Latein, welches dem Ciceronischen durchaus nicht ähnlich sieht, er hat Principia juris civilis, eine Synopsis juris romani, prolegomena juris u. s. w. herausgegeben. Seine französischen Schriften, uns gewöhnlichen Sterblichen mehr zugänglich, empfehlen sich mehr durch die Klarheit des Styles, Reichthum an Thatsachen und streng logische Beweisführung, als durch Tiefe der Gedanken. Nach seinen Büchern zu urtheilen, muß Dupin

eine lebendige Encyclopädie sein. Von Homer bis Rousseau, von der Bibel bis zum Civilgesetzbuch, von dem Gesetz der zwölf Tafeln bis zum Koran hat Dupin Alles gelesen, Alles behalten; er weiß so viel und so mancherlei, daß es kein Wunder ist, wenn er das, was er weiß, nur halb verdaut. Dupin hat ein précis historique du droit français, eine biographie des jurisconsultes et des magistrats, seine notions élémentaires sur la justice, le droit et les lois und seine lettres sur la profession d'avocat geschrieben. Ohne von seinen zahlreichen Gelegenheitsschriften zu sprechen, wollen wir hier nur die charakteristische und merkwürdige Brochüre Dupin's über die Verurtheilung Christi erwähnen: Dupin ist der größte Revisor von Processen, der größte Ausgleicher alles Unrechts, welches auf Erden geschehen ist. Alles, was an Ungesetzlichkeit grenzt, empört ihn aufs Tiefste; für ihn ist die Frage des Gefühls wenig, die Frage des Rechts Alles. So ist in den Augen des Christen der Tod Christi eine göttliche Sühne und ein heiliges Opfer für die Menschen; in Dupin's Augen ist er nur die Folge einer Handlung schmählicher Ungerechtigkeit, und so findet nach achtzehnhundert Jahren Pontius Pilatus einen Mann, welcher ihm mit dem Talmud in der Hand beweist, daß sein Urtheil wegen Formfehlern und wegen falscher Auslegung der Gesetze nichtig ist.

Wir wissen nicht, ob wegen seiner kleinen Bücher die französische Akademie Dupin in ihrer Mitte aufgenommen hat; uns gefallen eben so sehr seine akademischen Reden und wir ziehen diesen in seinen kleinen Büchern seine Gerichtsreden als Generalprocurator vor. So wie ein großes öffentliches Interesse durch die Dunkelheit oder das Stillschweigen des Gesetzgebers benachtheiligt wird, ist es ein merkwürdiges Schauspiel zu sehen, mit welchem Eifer, mit welcher Gluth, mit welcher Gewalt des Scharfsinns Dupin dem Gesetz zu Hilfe kommt, wie er den todten Buchstaben belebt, wie er ihn mit der Fackel seiner Gelehrsamkeit aufhellt, wie er ihn mit siegreicher Argumentation umlagert, um ihn wider seinen Willen zum Sprechen zu zwingen, um ihm das Wort zu entreißen, was er sagen sollte und was er unglücklicherweise nicht sagt. Auf diese Weise hat Dupin fast mit Gewalt den Cassationshof in seine richterlichen Ansichten über das Duell hineingezogen; auf diese Weise hat er das Stillschweigen des Gesetzes in den Fragen des literarischen Eigenthums gut gemacht.

Digitized by Google

Auf der Rednerbühne ist er, wenn nicht der beredteste, doch gewiß der originellste der französischen Redner. Hier erscheint sein Charakte als Advocat mit dem ganzen Gefolge von Citationen, Metaphern und Sprüchwörtern aller Art; er gewinnt an Klarheit, an Kraft, was er an Ernst und Würde verliert, und zuweilen haben seine Witzworte eine Majorität geschaffen oder ein Ministerium gestürzt.

Wie Jeder weiß, gibt es in der Kammer Radicale, eine dynastische Opposition, Legitimisten, Humanitaires, ein juste milieu und Doctrinaires. Nun gehört eigentlich Dupin keiner von diesen Parteien an; was ist also Dupin? Er ist Legist und Utilitarier. Erklären wir uns näher.

Für die Radicalen ist die Julirevolution ein escamotirter Sieg, für die dynastische Opposition ein von seinem Ziel abwendig gemachter Sieg; für die Humanitaires ein Schritt mehr auf dem Wege des Fortschritts; für die Legitimisten die Verletzung eines ewigen Prinzips der staatlichen Ordnung, für das juste milieu eine glorreiche That, welche anzunehmen, für die Doctrinaires eine geschehene That, welche zu regeln ist. Für Dupin ist sie viel weniger und ein wenig mehr als Alles das; sie ist ein Contractbruch wegen Nichterfüllung der Bedingungen und ein mit neuen Bedingungen wieder aufgesetzter Contract. Immer und überall sehen wir Dupin bestrebt, den gesetzlichen, positiven und conventionellen Charakter dessen hervorzuheben, was er den 1830 gegründeten Zustand nennt. Die Krone war zu nehmen oder zu lassen, sagte er; die Annahme des Königs und das Formular seines Eides wurden durch einen Advokaten aufgesetzt, welcher gewissermaßen der Notar bei diesem großen politischen Geschäft war. Das Ganze war streng in juristischen Ausdrücken gehalten. Dupin hält sich hauptsächlich an den Notar und die juristischen Ausdrücke.

War diese Vernunftheirath zwischen Frankreich einerseits und der Juliregierung andererseits vor Herrn Dupin als Notar einmal geschlossen und von ihm in juristischer Form protocollirt, so sah er sich natürlich veranlaßt, sich mit den Angelegenheiten der contrahirenden Parteien zu beschäftigen. Er hat über die Ausführung der Bedingungen des Contracts gewacht, er hat so viel wie möglich den Frieden und die Eintracht zwischen den Neuverbundenen zu erhalten gesucht und bald

diesen bald jenen, bald beide zugleich ausgescholten. Er hat ihnen empfohlen, die Ausgaben nach den Einnahmen einzurichten, übereilte Verirrungen und abenteuerliche Unternehmungen zu vermeiden, welche sehr theuer sind und nur Ruhm oder gar Nichts einbringen. Dem Schönen zieht er das Nützliche vor, der Politik des Herzens die Politik der Interessen. Kurz, Dupin ist in dieser Hinsicht ein vollkommener Gegensatz von Lamartine. Wer von Beiden ist besser? —

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

1.

S. Wiese. — Bauer's Literaturzeitung und Culturgeschichte. — Reichardt's Bürgerthum. — Döring. — Ein Bild für die schlesischen Weber.

Die pensionären dreihundert Thaler-Seelen werden allem Vermuthen nach binnen Kurzem einen Zuwachs erhalten. Wer erinnert sich wohl noch eines Poeten, der vor Jahren zuweilen in Taschenbüchern mit Liebesseufzern auftauchte, Balladen sang und alte Mären neu aufstutzte: des Herrn Sigismund Wiese? Der Mann hat das Thor seines Herzens geöffnet und — zwei Dramen auf einmal herausgelassen, „Jesus", ein Stück, welches vierhundert sieben und siebzig Seiten groß Octav umfaßt, und „Moses". Ich habe K. Gutzkow stark im Verdacht, daß er diese beiden Werke durch eine Nachfrage nach Herrn Wiese im Telegraphen veranlaßte. Wenn das der Fall wäre, so hätte sich Gutzkow nicht geringen Dank verdient, weniger zwar beim Publicum, als bei dem Verfasser selbst. Tieck nämlich ist beim Könige um Ertheilung der dreihundert Thaler-Pension für den Dichter eingekommen, und es steht vielleicht zu erwarten, daß bald eine dieser großartigen Schöpfungen auf die Bühne gebracht werde. Beide sind streng mit historischer Treue nach den Ueberlieferungen bearbeitet, wahre „Leben, Thaten und Himmelfahrten". Ich kann nicht umhin, Ihnen eine kurze Probe daraus mitzutheilen, und zwar aus dem ersten Acte des „Jesus". Die Scene ist das Innere der Höhle (wie schauerlich!) nahe bei Bethlehem. Das Jesuskind in der Krippe. Maria lehnt über dem Kinde. Joseph tritt ein.

Joseph. Maria! (sie hört ihn nicht.) O mir ziemte, hinzuknieen,
Zu beten bei dem Anblick dieser Liebe,
Die süß das herrliche Geschöpf verklärt.
In ihrem Kinde lebt die schöne Mutter.

Doch muß ich, muß sie stören . . .
Maria! (sie erhebt sich) Sammle Dich, sei doch Du selbst,
Dein Blick erzählt, Du seist nicht gegenwärtig.
Nicht wende Dich dem Kinde wieder zu,
Mich siehe an. Wie ist Dir?

Maria. Aeußerst wohl.

Joseph. Das freut mich. u. s. w.

Sie sehen, wie sehr dies zeitgemäße Werk die Auszeichnung verdient, die ihm Tieck möchte zukommen lassen, und die baldige allerhöchste Anerkennung dürfte demnach wohl außer Zweifel sein.

Von literarischen Novitäten erwähne ich das fünfte Heft von Bauer's Literaturzeitung, das so eben ausgegeben wurde. Es enthält viel Schwaches und Unbedeutendes, und ist am wenigsten geeignet, die sinkende Theilnahme für das Ganze neu zu beleben. Polemik gegen die Halle'schen Jahrbücher, wohlgefällige Selbsterhebung auf jeder Seite, namentlich in der sogenannten Zürcher (?) Correspondenz bis zur Widerwärtigkeit gesteigert, — welchem Publicum traut man solche Kost zu? Die Erzählung von den „drei Biedermännern" von Edgar B. ist ein Kokettiren mit Frivolität, welches durch den Mangel jeder geistreichen Würze nur Ekel erzeugen kann. Auch ein Aufsatz über die Freudenmädchen ist stumpf, ohne Interesse gehalten. In der Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Bruno B., die bekanntlich etwas zerstückelt aus den Händen der Polizei gekommen ist, findet sich ein reiches Material, das jedoch keineswegs gehörig verarbeitet ist. Die historische Einleitung ist ungenügend zum Verständniß für einen nicht ganz kundigen Leser, in den übrigen Theilen erkennt man viel Studium und Gründlichkeit. Am hervorstechendsten darin ist gewiß das Capitel über Edelmann. Ein anderes Werk, welches ebenfalls lange dem Obercensurgericht vorgelegen, ist Karl Reichard's „Preußisches Bürgerthum". Der Verfasser, ein „Mann aus dem Volke", spricht aus eigener Anschauung mit einem oft peinlichen Ringen nach Form, und ohne selbst ein klares Resultat zu gewinnen, doch ist das Werk als kritischer Nachweis von Interesse. Von einem Roman von Woeniger: „Zigeuner und Edelleute" ein ander Mal Näheres.

Im Schauspielhaus sahen wir Döring in zwei neuen Rollen, als „Tartüffe" in dem Meisterwerke Molière's, und als „Richelieu" in einem Drama Bulwer's. Ueber das Erste in Bezug auf Inhalt etwas sagen zu wollen, wäre unnütz; nur die Darstellung, die ich eine zeitgemäße nenne, bedarf einiger Erwähnung. Döring zeigte sich hier ganz, wie er ist: ohne Studium. Die Frömmelei geht nicht in geschminkten Wangen, derb und plump; sie ist feist und glatt, im „Schafspelz der Demuth" den Hochmuth und die Schadenfreude bergend. In der Scene mit Orgon's Frau vermißte ich die lüsterne

Geschmeidigkeit; es war, als ob ein alter Roué seine Flamme zu exponiren suchte. Devrient gab den Orgon mit Geist und Wärme. Am ungenügendsten war Fr. v. Lavallade, welche aus der alten Hausmagd, die sich in Ansehung ihrer Dienste als Hausmöbel schon etwas herausnehmen kann, einen jungen, naseweisen Zieraffen machte. Einige Stellen, welche auf die Gegenwart Bezügliches enthielten, wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen, z. B. wo Orgon von Tartüffe sagt: „Ich weiß, daß in seinem Land die Tartüffe's im Besitze der höchsten Stellen sind." Der König war nicht zugegen. Das zweite Stück „Richelieu", welches in zehn Tagen einstudirt war, ging gestern Abend ohne Theilnahme über die Bühne. Es ist ein Werk ohne alle Charakteristik, voll Langweiligkeiten, abgedroschenen Novellenintriguen und Inconsequenzen. Döring allein hatte sich eine Rolle zurecht gelegt, eine dankbare Rolle, aus der sich etwas machen läßt, aus der er aber nicht besonders Viel gemacht hat. —

An den Schaufenstern hängt ein Bild des Königs, denselben in sitzender Stellung von der Rückseite zeigend, und darunter die Worte: Für die schlesischen Weber. Das ist keine Ironie!

Da fällt mir so eben im Hamburger Correspondenten ein Schreiben aus Magdeburg vom 23. April in die Augen, welches meine Skizzen über die Berliner Universität in den Grenzboten zaust. Es kommt mir nicht in den Sinn, mich hier in weitläufige Expositionen auszulassen, da ich Ihr Journal nicht zum Kampfplatz persönlicher Interessen, natürlich am allerwenigsten gegen den Hamburger Correspondenten, machen kann; aber die Logik und der Ideengang jenes Schreibers ist von zu allgemeiner historischer Bedeutung, um ihnen nicht öffentliche Würdigung zutheilen zu müssen. Hören Sie nur! In der Einleitung werden die thörichten Klagen über Strenge der sächsischen Censur erwähnt, der Magdeburger tadelt dieselbe ebenfalls, jedoch als zu nachsichtig. „Man lese nur", heißt es, „die Schilderung der Universitäten, die jetzt in den Grenzboten steht. Unter Berlin werden die gelehrtesten Universitätsprofessoren öffentlichem Gespötte(!) ja noch mehr preisgegeben." Was der Schreiber unter dem noch mehr (oder „mehrerem"?) versteht, ist mir unklar geblieben, es müßte denn seine eigene Besprechung im Hamburger Correspondenten sein. — Nach sehr unpatriotischem Hinweis auf Peel, Brougham, Guizot, heißt es weiter: „Was aber dagegen zu machen sei? Die Censur kann höchstens (?) persönliche Gemeinheiten streichen, verschärfen kann man sie nicht, Gehenlassen (?) taugt theilweise, wohl aber lohnt es der Mühe, bessere Blätter zu stiften und gesundere Kost zu bieten." — Herr Huber? Bei dieser Stelle dachte ich an die Novelle von der englischen Glanzwichse, eine lange Geschichte, in welcher der Held zuletzt von Wilden erschlagen werden soll, als diese in seinen Schuhen ihre Porträts erblicken und ihn als großen Zauberer anbeten — Moral: diese

Digitized by Google

dauerhafte Schuhwichse ist zu haben u. s. w. Aehnlich vermuthete ich hier eine Ankündigung des nächstens von Herrn Huber erscheinenden Journals „Janus". Aber behüte! die Pointe ist weit großartiger und auf höchst schlaue, scharfsinnige Weise angeknüpft. „Sollte ein Krieg von Westen kommen, so denkt kein gesunder Mensch mehr an Grenzboten, sondern an Grenzfestungen, da heißt es: Für Gott, König, Vaterland, heimischen Herd, Geistesfreiheit! Dann kommt die echte Oeffentlichkeit mit der Mündlichkeit der bouches à feu, das Volk wird würdig repräsentirt sein, und wir werden so frei sein, die Feinde unter die Presse zu bringen." Was soll man mehr bewundern, die glückliche Wendung oder den Scharfblick des Schreibers? „Ein Krieg von Westen" —. Der Osten natürlich erreicht auf eine viel bequemere Art sein Ziel und eine hohe Zuneigung und brüderliche Sympathie für ihn lassen keinen Krieg erwarten. Aber der Westen, der Westen! Ja, das ist's! da wird es wieder „Vaterland, Geistesfreiheit" heißen, und die armen Grenzboten, die den Patriotismus in etwas Anderem, als dem Haß gegen den Westen suchen, werden dann nur von „Ungesunden" gelesen werden. Daß das „Volk" dann würdig repräsentirt wird, ist kein Zweifel, nur glaube ich, daß die „echte Oeffentlichkeit", wie der Schreiber sie meint, bereits vorhanden, und nicht mehr zu befürchten, oder zu erwarten ist.

E. D . . . ke.

2.

Unter den Linden. — Witzige Pflastersteine. — Hyacinthen und Roßebändiger. — Gartenconcerte und Kirchhöfe. — Buhl und sein Gefängniß. — Die Bühne.

Im Mai.

Seit vierzehn Tagen geht hier das Gerücht, der Frühling sei da. Dies Gerücht erhält dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß die magere Kastanienallee, die man hier „unter den Linden" nennt, wirkliche grüne Blätter aufweist. Die „Linden„ werden bald blos ihren Namen historisch motiviren können. Kaum noch der dritte Theil dieser Allee besteht aus Linden. Die breite bürgerliche Kastanie hat die verdorrte aristokratische Linde ersetzt und man muß gestehen, daß ihr Schatten ein weit solideres ist und sie ihre Aufgabe weit tüchtiger löst, als ihre verdrängte Vorgängerin. Der Platz unter den Linden ist überhaupt ein mannigfacher Chronometer für den Berliner. Wer eine Uhr in der Tasche trägt, geht täglich unter die Linden, um die „Akademie-Uhr" zu befragen, wie weit er hinter der Zeit zurückgeblieben oder ihr vorgeeilt ist; wer an Rheumatismus leidet, geht unter die Linden, um das Thermometer bei dem Opticus Petit-Pierre, das delphische Orakel aller Flanelltragenden zu befragen, was er für Wetter zu befürchten, oder zu erhoffen habe! wer endlich neugierig ist, zu erfahren,

ob es Frühling oder Herbst ist, der geht unter die Linden, um die heiligen Bäume zu betrachten und das in Berlin seltene Schauspiel einer grünen Vegetation anzuschauen. Nur im Sommer, wenn das spitze Straßenpflaster sich ihm glühend in die Sohlen bohrt, weiß der Berliner in jeder Straße, welche Jahreszeit es ist. Das Straßenpflaster Berlins ist bekanntlich kein einheimisches Product, es muß, wie seine grünen Bäume und gelehrten Celebritäten aus der Ferne herbeigeschafft werden, und der Berliner kann sich rühmen, daß kein anderer Städter mit so kostbaren Steinen den Boden bedeckt hat, wie er. Hier ist jeder Pflasterstein ein Solitair und wahrscheinlich, um sie gehörig bewundern zu können, sind diese Steine so weit von einander eingesetzt und so scharf zugeschliffen, wie der schneidendste Diamant. Berlin ist in Allem so spitzig und witzig, daß sogar der Boden diesen Charakter trägt und das Pflaster sich in spitzer Ironie über die Fußgänger moquirt! Glückliche Stadt, in der Alles Geist und Witz ist und in deren Nähe nichts Irdisches aufkommt, nicht einmal Pflastersteine! — Man hat oft geklagt über die Stiefmütterlichkeit, mit welcher die Natur dieses sandige Berlin behandelt hat, aber es ist charakteristisch, wie die Berliner das Bischen Vegetation, das ihnen die Natur hie und da gelassen, behandeln. Die Hyacinthe, die hübsche geschniegelte Blume, die unter ihren Schwestern wie eine Stadtdame sich ausnimmt, gedeiht in dem Sandboden Berlins vortrefflich. Die Gärtner vor den Thoren bepflanzen ganze Felder mit Hyacinthen, die in der Stadt viele Liebhaber und Käufer zählen. Ein Blumenbeet ist ein duftiges Stück Poesie und es ist leicht erklärlich, daß viele Menschen hinausströmen, um die blühenden Hyacinthenfelder zu besehen. Aber die Blume ist es nicht, an deren Anblick man sich weiden will, sondern die Kunst des Gärtners. Ellenlange Anschlagzettel laden nämlich alljährlich das Publicum ein, das große Tableau zu besehen, welches in diesem oder jenem Garten aus Hyacinthen gepflanzt wurde. Bald ist es ein großes Schlachtgemälde, bald eine Reitergruppe, welche so ausgeführt werden. Diesmal mußten die armen Blumen sich dazu hergeben, die beiden Rossebändiger darzustellen, welche der Kaiser von Rußland aus der Kanonengießerei von St. Petersburg dem König von Preußen zum Geschenke übersandte. So genießt der Berliner Geist die Natur. Ein anderes, wenn auch nicht ganz ähnliches Beispiel, wie man hier Alles zu vergeistigen versteht, ist folgendes. Ein Herr Gungl, ein Oesterreicher, hat hier ein großes Walzer-Orchester à la Strauß organisirt, welches in einem großen Gartensalon vor dem Potsdamer Thore nach Wiener Muster Concerte gibt. Ich ging dieser Tage hin, um einem solchen beizuwohnen. Das Entrée ist im Verhältniß zu ähnlichen Concerten in Wien sehr theuer; deshalb sind diese Vergnügungen auch nicht wie dort dem Unbemittelten wie dem Bemittelten zugänglich. Auf dem

Digitized by Google

Anschlagzettel fielen mir die Worte auf: unter gütiger Leitung des Herrn Musikdirectors J. Gungl. Warum „gütig" — fragte ich Jemand — erhält der Mann keine Bezahlung? — Heute nicht, erhielt ich zur Antwort, das Concert findet zu einem wohlthätigen Zwecke statt. — Zu welchem? Zum Besten eines Zauns, welcher um einen Kirchhof gezogen werden soll! — Straußische Walzer zum Besten eines Kirchhofzauns! Bravo!

Der junge Publicist Buhl muß in der Stadtvogtei einen Artikel abbüßen, der in seinem „Patrioten" erschienen und gegen die hiesige Postverwaltung gerichtet war. Eine solche Gefängnißstrafe hat mancherlei Annehmlichkeiten. So z. B. dürfen die guten Bekannten nur zu einer bestimmten halben Stunde den Gefangenen besuchen. Um diesen Vortheil könnte man ihn beneiden. Zu den unangenehmsten Dingen gehört jedoch das Regime, daß um acht Uhr Abends alle Gefangenen zu Bette gehen müssen. Für einen Schriftsteller, der gewohnt ist, bis spät in die Nacht zu arbeiten, ist dies eine Grausamkeit und nun vollends im Monat Mai. Glücklicherweise hat Buhl unter seinen Gefängnißgenossen (er ist wegen Ueberfüllung der Stadtvogtei mit noch sieben Andern in ein und dasselbe Zimmer gebannt) seinen ehemaligen Copisten gefunden, der an der geheiligten Person eines Gensdarm durch etwelche Prügelung sich vergriffen hatte. Diesem dictirt er nun mancherlei schriftstellerische Arbeiten, worunter hauptsächlich eine Uebersetzung der „Geschichte der letzten zehn Jahre von Louis Blanc" sich befindet. — Für die Ankunft der Kaiserin von Rußland werden große Vorbereitungen getroffen. Das Theater soll mit allen seinen Rekruten und Invaliden zu großen Probestücken sich vorbereiten. Unter Andern soll der Faust mit der Radziwill'schen Musik ganz aufgeführt werden, was ein Studium von zwei Monaten kosten wird. Zweiundzwanzig neue Decorationen sollen dazu gemalt werden. Herr von Küstner hat in einer Vorstellung an den König Gründe gegen dieses Project eingereicht. Das Theater wird hier mehr als eine Privatbühne des Hofes, denn als ein öffentliches Institut behandelt. Die mannigfachen Curiositäten, die von den Schauspielern auf hohen Befehl einstudirt werden müssen und wobei unverhältnißmäßige Zeit und Kosten in Anspruch genommen sind (wie durch die schwierige Darstellung des „gestiefelten Katers", des „Richelieu" u. s. w.) nehmen die Studien des Schauspielers bei jeder Gelegenheit für irgend einen Privatabend in Anspruch und unterbrechen den Gang des öffentlichen Theaters. Uebereilung, Collisionen sind dann die natürlich eintretenden Folgen, und die ohnehin sehr herabgekommene Bühne sinkt dadurch in der öffentlichen Gunst nur noch tiefer.

—n—

Digitized by Google

II.

Aus Wien.

Lufteisenbahn, Rothschild und die Nibelungen. — Vorträge im juridisch-politischen Leseverein. — Dingelstedt's Trauung. — Kopitar, pour le mérite als Slave. — Deinhardstein. —

Eine der interessantesten Novitäten unserer Residenz ist das dem Generalsecretär der Ferdinands-Nordbahn, Herrn Heinrich Sichrowsky, verliehene Privilegium, Wien mit Hitzing durch eine atmosphärische Eisenbahn zu verbinden.. Hitzing ist bekanntlich der besuchteste unter den benachbarten Orten, da er dicht neben Schönbrunn liegt. Die Eisenbahn soll beim Kärnthner Thor angefangen, längs dem Flüßchen Wien geführt werden und in Domeyers Casino — also mitten unter Strauß'schen Geigen — münden. „Der große Handelsmann aus Süden" (und aus Norden und aus Osten und aus Westen), Rothschild, soll die Kosten vorläufig decken. Das Bedeutende dieser Eisenbahn ist, daß sie Vorbild einer größern, die über den Sömmering führen soll, werden dürfte, nachdem der Architekt Sprenger einen vortheilhaften Bericht an den Hof gelangen ließ. Die größte Schwierigkeit, die sich der erwähnten Miniatur-Luftbahn entgegenstellte, war die Stadtfortification und die aufgehobene Möglichkeit, Jeden, der von dieser Seite die Linie Wiens passirt, wegen Contrebande zu untersuchen; was nebenbei vielleicht auch den Nibelungen passirte, wenn sie die Donau herab nach dem alten Pechlaren zogen; sie würden kaum ohne Paß in ihre alte Heimath reisen dürfen. Sie wissen vielleicht, daß Ritter von Spaun, landständischer Syndikus zu Linz, neuerdings dem Dichter des Nibelungenliedes einen original-östreichischen Geburtsschein siegreich nachgewiesen hat. — Der Verein zur Unterstützung entlassener Sträflinge findet in allen Kreisen die lebhafteste Theilnahme und Unterstützung; wiewohl er sich der Zustimmung des Polizeipräsidiums nicht zu erfreuen hat, und vielleicht mit Recht, in so lange das östreichische Gefängnißwesen keine zeit- und vernunftgemäße Reorganisation erlebt. Unser Gefängnißwesen ist ganz dazu gemacht, den Verbrecher durch Unthätigkeit und böse Nachbarschaft zu demoralisiren. Die etwas langen und breiten Vorträge des Doctor Wirth, gehalten im juridisch-politischen Leseverein über das Gefängnißwesen Frankreichs, Englands und Amerikas, die unsere anerkanntesten Criminalrichter und Polizeibeamten mit anhörten, scheinen wenig Anklang gefunden, vielmehr das Verbot hervorgerufen zu haben gegen andere in dem Verein zu haltende Vorträge. So wurden z. B. Vorlesungen über Phrenologie, „als dem Materialismus zu sehr huldigend," untersagt. — Sie haben in der allgemeinen Zeitung die Neuigkeit gelesen, daß Hofrath Franz Dingelstedt sich mit der Sängerin Jenny

Lutzer vermählt hat (sie bringt ihm, nebst dem Silbergehalt ihrer Stimme, fl. 100,000 klingenden Silbers als Mitgift). Aber es stand nicht in der allgemeinen Zeitung, daß der orthodoxe Pfarrer bei St. Peter in der Stadt, unmittelbar vor der Trauung, der Braut es scharf zu Gemüthe führte, daß sie, eine Katholikin, einen Protestanten zu heirathen im Begriffe sei und sie sogar zum Rücktritt ermunterte; nichts destoweniger fand das gemischte Ehebündniß zwischen dem cosmopolitischen Nachtwächter und der böhmischen Nachtigall statt. Das Benehmen des Pfarrers, der durch ähnliche Auftritte bereits bekannt ist, wurde sehr getadelt und vorzüglich als einem deutschen Journalisten gegenüber unklug bezeichnet!! — Um die durch den Tod des Hofraths Mosel erledigte Stelle bei der k. k. Hofbibliothek bewerben sich drei dramatische Dichter zugleich, nämlich Grillparzer, Deinhardstein und Halm, wahrscheinlich aber wird sie Herrn Kopitar zufallen, der als erster Custos die nächsten Ansprüche hat; demselben Gelehrten, der den Orden pour le mérite erhalten hat, nicht als Oesterreicher, sondern als Slave, wie es damals ausdrücklich hieß. — Deinhardstein's Gedichte, die so eben bei Dunker in Berlin erschienen sind, enthalten viel Geistreiches. Weniger glücklich fiel sein neues Lustspiel „Modestus" aus, welches vor einigen Tagen zur Aufführung kam. Einen succès d'estime kann man ihm nicht absprechen; die hiesige Journalkritik windet sich, um mehr herauszuschlagen.

— — r.

III.

Notizen.

Caroline Pichler. — Noch einmal die baierische Revolution. — Paß und Laufpaß. — Exempel. — Herr Kuhl und seine Freunde. — Preußische Mohamedaner. — Heine und die Musiker.

— Die Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, von Caroline Pichler*), welche so eben erschienen sind, verdienen Berücksichtigung als eine in vielfachem Bezug interessante, ja gewichtige Erscheinung! Memoiren aus Oesterreich! Aus Oesterreich, wo vielleicht mehr als anderswo der Memoirenstoff angehäuft liegt und wo man doch diese fast gar nicht hat, zum großen Nachtheil der Literatur und des Lebens; denn ein Land ohne Memoiren ist wie ein Haus ohne Spiegel, es weiß Keiner recht, wie er sich ausnimmt, und das Ganze nimmt sich meist schlechter aus, als nöthig, weil eben jene Hilfe fehlt.

Caroline Pichler ist als eine ehrenwerthe, brave Frau, und als eine wohlbegabte edle Schriftstellerin anerkannt. Sie unternimmt es,

*) Wien. Vier Bändchen in 12.

die Denkwürdigkeiten ihres langen Lebens aufzuzeichnen und thut dies mit Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Zwar bietet ihr eigenes Leben keine romantischen Ereignisse dar, und sie selber hat auf ihre Zeitumgebung keinen durchdringenden Einfluß gehabt; aber ihre Lebenstage fallen in die Epoche heftiger Stürme und großer Wandlungen, von denen sie nicht unberührt bleibt, und so gibt sie uns ein treues Bild, wie die Geschichte Oesterreichs, von den Zeiten Maria Theresiens ab bis auf die neuesten, die französische Revolution und der deutsche literarische Umschwung sich im häuslichen Kreise einer gebildeten Wiener Familie des Mittelstandes abzeichnen, und welche Ansichten und Gesinnungen hier jenen Weltbegebenheiten begegnen.

Besonders merkwürdig und dankenswerth dünkt uns Alles, was gleich zu Anfang aus der nächsten Umgebung Maria Theresiens mitgetheilt wird! die große Fürstin, deren ausführliche Regierungsgeschichte und Biographie noch immer zu wünschen bleibt, erscheint in den eigenthümlichen Zügen, die hier von ihr erzählt werden, ungemein vortheilhaft und so charakteristisch, daß wir gleichsam ihre persönliche Bekanntschaft machen. Auch über Kaiser Joseph empfangen wir manche Nachricht, die wir mit Eifer seinem historischem Bild eintragen. In der späteren Zeit kommen die scharfen Züge seltener vor, es verschwimmt Alles in allgemeiner wohlwollender Bezeichnung. Caroline Pichler ist eine eifrige Oesterreicherin und getreue Unterthanin, die sich dabei in der Sphäre ihres Geschlechts und ihres Standes hält, und über die Staats- und höchste Gesellschaftswelt nur insofern urtheilt, als diese in ihre Sphäre hineinfällt oder spielt. Dies geschieht indeß oft genug, und wir sehen eine große Zahl bedeutender Personen an uns vorüberziehen, z. B. Sonnenfels, Frau von Staël, beide Schlegel, Dorothea von Schlegel, Adam Müller, Steigentesch, Hormayr und viele Andere.

Die Verfasserin schrieb im hohen Alter, ohne Leidenschaft, mit sittlichem Ernst und freundlicher Milde. Sie möchte um's Himmelswillen Niemand verletzen, sie gedenkt mit Vorliebe des Guten, das sie wahrgenommen hat, sie wendet sich von dem Schlechten ab. Wir ehren diese Gesinnung, wenn schon dabei die Gefahr nahe liegt, in das Beschränkte, Philisterhafte zu gerathen. Auch ist sich die Verfasserin dieser Gesinnung etwas zu sehr bewußt und gefällt sich in ihr, im Gegensatze zu denjenigen Personen, die nicht so sind wie sie. Deswegen können wir uns einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren, wenn bisweilen, bei dem Stolz auf ein so gemäßigtes, ordentliches, gegen allen Tadel gesichertes Verfahren, die Schärfe und der Unmuth doch hervorbrechen und sich Luft machen, wo man es am wenigsten vermuthet. So kommt es wohl vor, daß noch lebende Personen, oder in ihren Verhältnissen noch fortlebende verstorbene, bei dieser milden

Verfasserin schlechter fahren, als sie es von dem schärfsten Autor gewärtigen könnten. Besonders haben die Frauen einen harten Stand und Frau von Staël, Frau von Humboldt und Andere, die auf die Verfasserin keinen guten Eindruck gemacht, können ihr für die Züge, welche sie zu ihren Bildnissen gibt, nicht eben dankbar sein. Doch diese Frauen betrugen sich wenig zuvorkommend gegen Caroline Pichler, — die Scene, wo Frau von Staël zu ihr aus dem Spiegel spricht, ist wirklich einzig — und die Wiener Schriftstellerin und Wiener Bürgerfrau hat ihre Ansprüche und ihr Selbstbewußtsein trotz jeder Andern. Aber auch Dorothea von Schlegel, ihre gepriesene Freundin, schont sie nicht und stellt sie ohne Noth herbem Tadel blos; überhaupt sagt sie oft mit unbefangener Naivheit, was die absichtlichste Feindschaft nicht schärfer geben könnte, z. B. wenn sie von Häßlichkeit der Personen spricht, von Weibern, die ihren Männern entlaufen oder doch nicht treu sind.

Doch wir wollen darüber nicht mit der guten Frau rechten! Sie meint es im Ganzen doch sehr gut. Daß sie das Geniale nicht leiden kann, daß ihr das Mittelmäßige, zum Herkömmlichen und Vorgefundenen willig sich Beschränkende, allem Geistesfreien, Schwungvollen, Neugestaltenden vorzuziehen dünkt; daß sie mit der jüngeren Literatur sich nicht mehr befreunden kann, Alles das dürfen wir, die wir bekannt mit ihren Schriften sind, nicht anders erwarten. Auch diese Schriften, obschon höchst ehrenwerth, stehen nicht in der Reihe der genialen Productionen, welche in neuester Zeit so reich hervorgetreten sind; das Talent aber, welches in jenen sich darthut, und die Würde und Kraft, mit der es von der edlen Verfasserin gehandhabt worden, wären manchem genialen Fluge, der sich über sie erhebt, als sichernde Begleitung zu wünschen! —

X.

— Wir haben (in voriger Woche) den Münchenern Unrecht gethan. Ihre Revolution war weder so bedeutungslos, noch so ohnmächtig, als wir glaubten. Einerseits hört man jetzt, wie es dem Volke gelungen ist, die angesehensten Brauhäuser zu stürmen und halb zu demoliren, so daß der Bierpreis am folgenden Tage wieder um den verhängnißvollen ½ Kreuzer sank und König Ludwig selbst ein beruhigendes und ruhiges Schreiben, ohne alle Participien, erließ; anderseits erfahren wir (aus einer Correspondenz in der Deutschen Allgemeinen), daß dem Aufstand wesentlich communistische Ideen zu Grunde lagen. Ja, der Hunger ist ein geborener Revolutionär, ein unbewußter Communist seit ewigen Zeiten. Was, nach des Dichters Worten, die Welt allein zusammenhält, der Hunger und die Liebe, kann sie auch oft aus den Fugen reißen. Bei den Baiern aber ist es lediglich Hunger gewesen, nicht etwa Liebe, — ein ideologisches Ele-

Digitized by Google

ment, welches nur bei undeutschen, schwindelköpfigen Völkern den Ausschlag zu geben pflegt; — auch nicht etwa Durst, nicht die frivole, die bestiale Leidenschaft des Trinkens; denn das Münchener Volk nährt sich von diesem gediegenen, echt deutschen Trank, wie das Kind von dem Quell der Mutterbrust; das Bier wird dort — gegessen. Diese stillende, nahrhafte Speise ist auch nicht ohne Einfluß auf Geist und Gemüth; sie gibt das kindliche Temperament, den besonnenen Schritt und die gesetzte Haltung. Und dennoch eine Revolution! Dies beweist nur, daß man auch Kinder nicht ungestraft reizen darf, daß man sich hüten soll, das Heiligste anzutasten. Eine traurige Erfahrung ist es allerdings, wie man selbst in so väterlich ängstlich behüteten Ländern vor den Erdbebenstößen der Zeit nicht sicher ist. Gerade dort, wo wenig raisonnirt, noch weniger gelesen und noch viel weniger gedacht wird; wo keine rindviehmörderische Zweckessen und freche Vivats, keine Studentenversammlungen am hellen, lichten Tage, keine subversive Judenjungenjournalistik, keine Preßfreiheitspetitionen, keine Oeffentlichkeit-Mündlichkeitsbegierden und gotteslästerliche Philosopheme vorkommen — dort brechen die Symptome der politischen Wasserscheu, des anarchischen Wahnsinns, ja des Communismus aus! — Die Bürgerschaft selbst wird übrigens von der Münchner politischen Zeitung von jedem Verdacht einer Theilnahme an dieser Biergährung freigesprochen: sie hat blos zugesehen. Auch die Studentenschaft ist belobt worden, weil sie während der Unruhen sich ganz ruhig verhalten. Ein romantischer Zufall fügte es, daß der Hof gerade hohe Gäste hatte. Der Held von Aspern wurde, nachdem die aufruhrtobende Stadt, gleichsam ihm zur Feier, ihr Festspiel improvisirt hatte, nach Regensburg in die Walhalla geleitet, wo ihn ein vom König Ludwig selbst gedichteter „Bardenchor" als einen der ausgezeichnetsten Teutschen empfing, der einst in Erz und in bester Gesellschaft (hoffentlich neben den meisten jetzt lebenden Bundestagsfürsten) die Ruhmeshalle schmücken werde.

— Laufpässe gab man in frühern Zeiten — wir wissen nicht, ob sie noch üblich sind — solchen Soldaten, die wegen moralischer Untauglichkeit aus dem Dienst entlassen werden mußten. Ein Mensch mit dem Laufpaß war gezwungen, an seinem Geburtsort zu bleiben, wo er unter polizeilicher Aufsicht stand; anderswo war er wie der ewige Jude; nirgends erhielt er bleibenden Aufenthalt. Man sollte es nicht glauben, allein es ist faktisch, daß im freien und einigen Deutschland manchem Studenten ein guter, giltiger und formgerechter Paß ausgestellt wird, der ihm trotzdem dieselben Wohlthaten erwirkt, wie ein Laufpaß dem weggejagten Soldaten, dem notorischen Vagabunden. Wir sprechen aus eigner Anschauung. Es hat z. B. ein Student, ein geborner Preuße, in Berlin die Frechheit gehabt, ein

Vivat! auszurufen, welches ihn in den Verdacht bringt, für Herrn Eichhorn weniger Sympathie zu empfinden, als für Arndt oder Jordan, oder Hoffmann. Er wird aus der Residenz verwiesen. Gut. Er ist vielleicht aus einem Dorfe bei Danzig oder Stettin gebürtig; da er in diesem Dorfe nicht wohl seine Studien oder literarischen Arbeiten fortsetzen kann, so verlangt er einen Paß auf ein Jahr, um in irgend einer andern Stadt des deutschen In- oder Auslandes sich aufzuhalten. Das Papier, welches den Spitzbuben vom ehrlichen Menschen scheiden — soll, wird ihm in aller Form ausgestellt. Was nutzt es ihm? Er wird nirgendwo geduldet; in keiner preußischen, in keiner nichtpreußischen Stadt. Warum? weiß der Himmel. Das muß mit sympathetischer Dinte, oder mit dem Wasserzeichen in das Papier seines Passes geschrieben sein. Ein liberales Krähwinkel nach dem andern weist ihn fort, vielleicht nur, um dem großen Krähwinkel, welches den Anfang gemacht hat, nicht nachzustehen. Er läuft förmlich Spießruthen zwischen den verschiedenen polizeilichen, stadträthlichen und bürgermeisterlichen Weisheiten aller der Groß- und Klein-Abderas seines theuern einigen Vaterlandes. Vielleicht haben die erleuchteten Behörden auch nur die Absicht, solche unruhige Köpfe auf die Wanderschaft zu schicken, damit sie ganz Deutschland gründlich kennen lernen und sich von der Thorheit ihrer Hoffnungen überzeugen. Wer seine Pappenheimer nicht kennt, der glaubt es nicht, was für Chinoiserien dabei vorkommen. Ein Student wurde in Breslau in allem Ernst aufgefordert, seine Gesinnung zu ändern. In Halle wurde ein Anderer wegen seiner Ansichten über Herwegh vernommen und man war verdrießlich, als blos ästhetische Urtheile zum Vorschein kamen: er sollte sich politisch äußern! In einer andern Universitätsstadt wurde einem solchen deutschen Ausländer der gute Rath gegeben, nach Wien zu gehen; dort werde er am ehesten geduldet werden. Und das glauben wir selbst.

— So weit ist es gekommen! Der Buch- und Musikalienhändler Schlesinger kündigt Niccolini's in seinem Verlage nachgedruckten Arnoldo da Brescia mit der gesperrten Bemerkung an: Vom Papste mit dem Interdicte belegt! Und diese Empfehlung ist gewiß höchst wirksam. Möchten sich doch endlich alle Sorten Päpste, weltliche wie unweltliche, an dergleichen eine Lehre nehmen! —

— Meßfremde aus Russisch-Polen versicherten, das bekannte Werk Custine's sei in Rußland so verpönt, daß der Besitz eines Exemplars davon zur Bekanntschaft mit der Knute und zur „Ansiedelung" in Sibirien führen könne Und man will noch läugnen, daß Custine treffende Wahrheiten gesagt hat?! Der flunkernde, witzelnde, echt russisch polirte Cavalier Tolstoi (in seiner Schrift für Rußland) thut freilich,

als könnte Cüstine dem gemeinsten Russen nicht anders als lächerlich und unsinnig erscheinen. Ja, dem gemeinsten, allerdings! Im Auslande und nach außen thun sie fein, bis zum Anstrich des humansten Liberalismus. Besieht man sie genauer, so merkt man, daß ihre Politur eine Hautsalbe ist aus Pech und Patchouli.

— Herr Kuhl aus Butzbach, welcher durch schätzbare Nachforschungen und Angaben über Jordan, Weidig und andere Revolutionäre gewissermaßen das deutsche Vaterland gerettet hat, behauptet jetzt, von seinen Freunden und Gönnern undankbarer Weise um seinen Lohn verkürzt worden zu seyn. Er hat den Freiherrn von Thil und Herrn Stein von Wimpfen deshalb verklagt; er verlangt zwanzigtausend Gulden, während ihm nur viertausend gegeben und auch davon mehrere Hundert vorenthalten wurden. Seine Mittheilungen waren unter Brüdern ihre zwanzigtausend werth. Wir sehen nicht ein, welches Recht man hat, ihn in offiziellen Blättern gleichsam als einen Spion zu desavouiren und verächtlich zu behandeln, nachdem man mit ihm gemeinschaftlich operirt oder wenigstens seine patriotischen Dienste mit Anerkennung aufgenommen und mit Aufmunterung und Werthschätzung gesucht hat.

— Eine preußische Familie ist nach Konstantinopel gekommen, um mohamedanisch zu werden. Ein türkischer Offizier, der in Berlin gewesen und mit einer Tochter dieses preußischen Hauses eine redliche Liebschaft angeknüpft, ist Schuld daran. Der preußische Gesandte in Stambul hat sich an die Pforte gewendet, um den Skandal, so heißt es in den Blättern, zu verhindern. Wie parteiisch! Wie, wenn der Türke, als er in Berlin war, protestantisch werden und der türkische Gesandte gegen diesen Skandal hätte protestiren wollen, was hätte man gesagt?!

— Jährlich einmal nimmt Heinrich Heine die Singvögel alle, die Componisten und Virtuosen auf's Korn, die, von Paris aufflatternd, sich über Deutschland verbreiten. Er ist oft unbarmherzig bei diesem Vogelschießen, das muß man gestehen, aber daß er trifft, wird Niemand läugnen, der unlängst in der Augsburger Allgemeinen seinen letzten Brief las. Sivori nennt er ein geigendes Brechpulver, Berlioz erinnert ihn an antediluvianische Riesenthürme und Ungeheuer, Mendelssohn — gegen den er übrigens für Meyerbeer eifert — erklärt er für einen „ordentlichen modernen Menschen". Am wahrsten schien uns die Bemerkung, daß der ganzen Zeit die Musik (nicht blos im engeren Wortsinne), wie ein Electromagnetismus, in den Gliedern stecke.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Das Bellmanns-Fest.

Ein Lebensbild aus Skandinavien

von Eduard Boas.

Schon seit mehreren Tagen sprach man davon in Stockholm, und wohin ich kam, in Familien, Conditoreien und Ressourcen fragte man mich: Sie kommen doch auch zum Bellmannsfest? — Ja wohl! antwortete ich dann stets, aber ich will's nur offen gestehen, damit meine Leser nicht unnütz erröthen, ich ahnte nicht einmal, was für ein Fest eigentlich zu erwarten sei. Wohl wußte ich, daß in Schweden vor manchem Jahr ein Poet, Namens Bellmann, gelebt hatte, doch an diesen dachte ich kaum. Auch wir in Deutschland haben Dichter gehabt, viel tausendmal größer, als Bellmann einer war, und wird ihnen wohl irgendwo ein Volksfest gefeiert? Nein, nein! Wenn sie todt sind, kommen sie in die Walhalla, und damit ist's gut

Aber hier sollte die Feier wirklich einem Poeten gelten, und als ich nun anfing, mich mit ihm bekannt zu machen, da sah ich wohl, daß er tief in's schwedische Leben eingewachsen sei. Seine Geschichte läßt sich mit wenigen Worten andeuten. Karl Michael Bellmann wurde am 4. Februar 1740 zu Stockholm geboren; seine Eltern waren stille, emsige Leute, und er wuchs in engen Verhältnissen auf. Die Muse der Dichtkunst sucht nicht Marmorsäle mit goldumfaßten Spiegeln und sammtnen Divans; sie tritt am liebsten in solche kleine saubere Häuschen ein. Bellmann's Auge und sein Herz berührte sie, da sah er mehr als andere Menschen, und das Herz wurde gut und fromm, aber auch stolz dabei. Andächtige Lieder dichtete er und pries den großen Gott, der eine so schöne Welt geschaffen. Das war die Zeit seiner idyllischen Jugend.

Sein Blut fing stürmischer an zu fließen, sein Auge blitzte heller und das Leben schaute, jubelnd und traumbekränzt, zu ihm durch's

Fenster, winkte ihm mit üppig weißer Hand und lockte ihn mit schwellender Lippe. Nun wurde es dem Jüngling drinnen zu heiß, er ging hinaus und stürzte sich in den Strudel von Wein und Lust und Abenteuern. Allein er genoß nicht wie ein trunkener Silenos, sondern mit flammendem Freudenauge durchdrang er Alles und gab es wieder, gerade so, wie er es gesehen hatte. Darum glühen und blühen seine Gesänge ursprünglich frisch; da ist von Gemachtem, von Hinzugefügtem keine Spur. Man thut den Bellmann'schen Liedern noch Eintrag, wenn man sie mit den kleinen feinen Bildern der Holländer vergleicht, wo die Maler das winzige Insect, den verlornen Wassertropfen und den Staubfleck der Natur abgelauscht haben. Hier ist doch immer nur Copie der Wirklichkeit, dort aber ist die Wirklichkeit selbst. Bellmann gab seinen Poesien jedesmal die Melodie, welche dazu paßt, wie Quellengeriesel zu einer wollüstigen Mainacht; Text und Musik entstanden im nämlichen Augenblick, beide waren improvisirt, und er sang die Lieder zur Guitarre.

So zogen seine blühenden Worte auf der Töne Flügel durch Skandinavien hin, sie prägten sich tief in die Gemüther, und jede hübsche Dirne trällerte sie nach. Die Mädchen mochten das dreist, denn in welch wüste Kloaken sie sich auch oft verloren, die Sittlichkeit wurde nie verletzt. — Gustav III. konnte ein so begabter Mensch, wie Bellmann, nicht unbeachtet vorübergehen, und er wurde sein Günstling. Der König ließ ihn als Secretär bei der Staatslotterie anstellen, doch Bellmann taugte schlecht zum Rechenmeister, und gegen die Hälfte des Gehaltes trat er seinen Posten einem Anderen ab. Nun fühlte sich der Poet unabhängig und sorgenfrei; er lebte an dem reichen, lüsternen Hofe, und sein Genius schaffte fortdauernd neuen Liederklang. Das sind wahre Volksweisen, verständlich für jedes Kind, einfach und klar, und dabei immer sangbar, immer melodisch. In der Karrikatur, im Spott- und Weinliede ruht seine eigentliche Kraft, und König Gustav hat ihn den schwedischen Anakreon genannt. Seine poetischen Bilder führen uns in Spelunken, zeigen uns das üppige Treiben jener Zeit und reißen unaufhaltsam mit sich fort zu bacchantischem Taumel. Aber auch ernst, tief wehmüthig konnte Bellmann sein, das beweis't er genugsam in seinem Buche: „Gedanken an Frau Hallmann's Grab (1764).“

Ueberhaupt besaß er eine ganz eigene, wandelbare Natur, und

sein Gemüth war von Eiderdaunen. Für den leisesten Hauch empfänglich, wollüstig weich, und stets voll Elasticität. Sobald der Eindruck nachgelassen hatte, erschien er wieder wie zuvor. Er konnte mit dem rechten Auge sich freuen über fremdes Glück, und zugleich mit dem linken weinen über fremden Schmerz. Untüchtige Schriftsteller haben den Bellmann nicht selten als Bänkelsänger und Hofnarren bezeichnet, doch solche Namen können ihn nicht verletzen und zeigen nur vom Unverstand derer, die sie ihm beilegten. Eher möchte ich ihn mit „Puck" vergleichen, der jetzt die tollsten Elfenstreiche macht, Alles durcheinander wirft, den Menschen tausend Schabernack spielt und sich darüber todt lachen will. Kurz darauf steigt er aber in eine öde Kammer hinab, wo arme Unglückliche sich schlummerlos auf dem Lager wälzen. Durch holde Klänge gießt Puck ihnen Trost und Ruhe in's Herz, und wenn sie am Morgen gestärkt erwachen, finden sie helles Gold in der Kammer, das er ihnen heimlich gebracht hat.

Aehnlich machte es Bellmann. Mit den Hofdamen, an deren Unschuld Nichts mehr zu verderben war, trieb er Späße, so schlüpfrig, so lasciv, wie unser Volksbuch sie kaum vom Eulenspiegel erzählt. Aber wenn König Gustav durch solch eine Scene in die vollste Heiterkeit versetzt war, dann legte Bellmann Bitten bei ihm ein für Wittwen und Waisen, für herabgekommene Familienväter, für's ganze Volk, und sie wurden dann selten abgeschlagen. Wohlzuthun war des Dichters höchste Lust, und obgleich selbst nicht mit Erdengütern gesegnet, fühlte er sich reich, wenn er nur Andern geben konnte. Als Bengt Lidner, ein schwedischer Poet, 1793 starb, trat Bellmann einige Tage nachher in's Zimmer der armen, traurigen Wittwe, gab ihr fünfzig Thaler und sagte mit freudeglänzendem Angesicht: Siehe da, das habe ich für Dich zusammengesungen!

Bellmann erlebte zu seinem Glück das schreckliche Ende Gustav's III. nicht; er schloß am 10. Februar 1795 das frohe Auge für immer zu. Auf dem Klara-Kirchhof draußen in Nordermalm ist er begraben; kein Kreuz, kein Stein bezeichnet seine Gruft, und der Hügel, unter dem er ruht, ist verloren gegangen. Allein das thut dem Andenken des Sängers keinen Eintrag, es erhöht noch die Poesie, die um ihn schwebt, und so lange man die schwedische Sprache redet, so lange wird er unvergessen sein.

Uns Ausländern bleiben Bellmann's Dichtungen verschlossen;

Digitized by Google

denn läßt sich von irgend einem Poeten sagen, daß seine Werke unübersetzbar sind, so gilt es für ihn gewiß. Will man ihn verstehen, dann muß man Schwedens und Stockholms Sitten bis in's Kleinste kennen, muß sich mit jener Zeit, welche er schildert, innerlichst vertraut gemacht haben. Denn darauf gründet sich eben seine Originalität und Volksthümlichkeit, daß er nicht in phantastische Fernen flog, sondern sich fest an die Gegenwart schmiegte und sie mit der ganzen Frische und Fülle dichterischer Darstellungsgabe zu schildern verstand. Friedrich Rühs hat versucht, einige Lieder Bellmann's in's Deutsche zu übertragen, und wenn das Ganze auch nur halb gelungen ist, so verdient solches Bemühen doch Anerkennung.

Am 26. Juni schien die Sonne warm und hell. Obgleich ein Wochentag war, strömte die Menge schon vom frühen Morgen in Dampf- und Ruderbooten nach dem Thiergarten hinüber. Dort sollte ja heut das Bellmannsfest gefeiert werden, nämlich der Jahrestag, an welchem einst sein Denkmal eingeweiht worden. Nach Tische fuhr ich denn auch über den See und erreichte den Thiergarten, einen zwar kunstlosen Park, den aber kein Fürst Pückler mit allem Gold und Geist nachzubilden vermöchte. Hoch thürmen sich Granitformen empor, hier mit grünem Moos, dort mit Bergkräutern bewachsen; uralte Eichen, aus Odin's Zeit, krümmen, bald einzeln, bald gedrängter stehend, ihre Wurzeln um den Stein, und wechseln mit dunklerem Nadelholz. Oft ruht zwischen den Höhen und Gehölzen ein stiller See, und wo die Aussicht sich eröffnet, hat man das Meer, den Mälar und die große, prächtige Stadt vor Augen, immer andere, immer schönere Bilder bietend. Mitten in diesem interessanten Naturpark sind Villen, Gasthäuser und Schaubuden hineingebaut; überall herrscht Baumschatten, Wasserfrische und Felsenromantik, überall zieht sich aber auch das muntere Treiben der Menschen hindurch und das ist der Thiergarten.

Mit meinen Begleitern fand ich noch Raum auf dem Altan einer Conditorei, welchem mächtige Bäume als Pfeiler dienten, während oben die kühlen Wipfel rauschten. Kaum dreißig Schritte davon entfernt, erhob sich auf einem von Eichen beschatteten Hügel Bellmann's colossale Bronzebüste. Byström hat sie modellirt und die Aehnlichkeit läßt sich gar nicht bezweifeln. Angenehm, sogar schön sind des Dichters Züge, ein Schalkslächeln flüstert um den weichen

lüsternen Mund, und es kleidet ihn gut, daß er mit Weinlaub bekränzt ist. Hinter dem Standbilde war ein erhöhtes Orchester und vor demselben befand sich ein freier Raum, aber noch sah man keine bestimmten Anstalten zu einer Feierlichkeit.

Der Tag wurde bis jetzt nur noch drüben im Salon der Restauration von einem Kreise eingeweihter Männer mit Gesang und Gläserklang gefeiert. Die Gesellschaft Par=Bricole, deren Stifter Bellmann gewesen, hält nämlich ein wie allemal im Thiergarten ein fröhliches Mahl und erst nach der Tafel beginnt das Fest. So sagte mir mein Nachbar, ein Schwede von trefflicher Bildung, und ich fragte ihn, was denn eigentlich der Zweck dieses Vereines sei. Das wisse man nicht, raunte er mir in's Ohr, doch so viel sei gewiß: die Neophyten erhalten ein Ordensband, woran sich ein kleiner Trichter befindet. Sie müssen auch tüchtige Trinkproben bestehen, ehe sie zu den höheren Graden gelangen können, und sie glauben deshalb gewöhnlich, die ganze Tendenz ziele auf Bacchanalien hinaus. Wenn sie aber tiefer eingeweiht werden, so erfahren sie wohl, daß es des Ordens Absicht ist, die freimaurerischen Eleusinien auf's Allerernsthafteste zu persiffliren.

Unabsehbar waren bereits die rothen Hügelwellen des Granits ringsum mit buntem Menschengewühl überschüttet, und doch wallten immer neue Massen noch heran. Zu Fuß und zu Pferde, in Cabriolets, Halbwagen und glänzenden Carossen kamen die Leute; kein Stand fehlte in dem farbenreichen Gemisch. Die Gräfin mit wallender Straußenfeder auf dem Hut; das Dienstmädchen, ihr Tüchlein à la Fanchon um's hübsche Antlitz geknüpft; der flotte Roué und der fleißige Bürger; der reiche Kaufmann und der arme Lastträger — sie alle hatten sich versammelt, die Feier ihres Lieblingsdichters begehen zu helfen. Das eben zeigt von der überwältigenden Poesie, die in seinen Liedern ruht, daß sie jedem Schweden, welche Bildungsstufe derselbe auch einnehmen mag, gleich werth und theuer sind.

Immer enger schoben sich die einzelnen interessanten Gruppen an einander, je größer die Zahl der Herzuströmenden war, und Wagen, Menschen, Pferde, das Alles stand zuletzt so dichtgedrängt, daß auch nicht ein Fleckchen Erdboden mehr hervorschimmerte. Und dabei war — mirabile dictu! — nirgendwo ein Polizist oder Gensdarm.

zu sehen. Bei uns in Deutschland hätten sie die versammelte Menge kreuz und quer gestoßen, hätten dadurch Unwillen und Tumult erregt, und hätten zum Schlusse einige Leute arretirt. Es läßt sich nicht läugnen, daß Deutschland das Institut der Gensdarmen, wenn auch nicht erfunden, doch sehr vervollkommnet hat. Und die Tausende, von aller Polizei entblößten Schweden benahmen sich so sittig, so still, als ob sie in der Kirche wären — ich will's nur gestehen, ich hätte sie sogar etwas lauter gewünscht.

Aber ich rechnete die tiefe Schweigsamkeit dem erwartungsvollen Schauer zu, der sich bei solchen Gelegenheiten wohl einzustellen pflegt, und dachte: geht der Spaß nur erst los, dann hat die Ruhe gewiß ihr Ende erreicht. — Werden die Par=Bricoler bald kommen? fragte Einer den Andern, und plötzlich rauschte ein Murmeln und Wogen durch's Volk — sie kamen. Wie von selbst bildete sich eine Gasse in dem Gewühl, daß der Zug ungehindert zu Bellmann's Bildsäule gelangen konnte. Voran ging Graf Levenhaupt, der Oberstatthalter von Stockholm, in voller Uniform, mit blau und gelbem Federbusch. Ein Herr begleitete ihn, und die Uebrigen folgten paarweis, doch nicht etwa in feierlich schwarzer Kleidung, sondern dunkel und hell durcheinander, wie es Jedem behagte. Sie stellten sich vor der Büste auf, und ich war fest überzeugt, daß es jetzt anfangen würde; allein es geschah noch immer Nichts, nur das Orchester begann zu spielen. Mit einem zweiten, das sich entfernter, hinter einem Hügel versteckt, gelagert hatte, trug dasselbe abwechselnd Bellmann'sche Tonstücke vor. Anmuthige, bald heiter tändelnde, bald süß wehmüthige Melodien waren es, aber alle hatten einen rein volksthümlichen Charakter, und es zuckte auch freudige Bewegung durch die Versammelten hin.

Man merkte es indeß den Par=Bricole=Brüdern wohl an, daß sie noch etwas erwarteten .... da flogen die Hüte und Mützen von allen Köpfen, ein Vorreiter suchte Raum zu gewinnen, und die Königin, eine bejahrte, aber muntere Frau, fuhr im offenen Wagen bis dicht an den Festplatz. Der Oberstatthalter trat an den Schlag, und die Fürstin unterhielt sich lange mit ihm. Endlich ging er wieder zu der Büste und ich war gespannt, denn jetzt oder nie mußte die eigentliche Feier ihren Anfang nehmen. Allein noch immer geschah Nichts; es ertönte keine Rede, kein Toast, kein Lebehoch. Tiefer

sank die nordische Spätsonne herab, Eichen, Tannen, Felsen und Menschen mit ihren Strahlen purpurgoldig anhauchend. Die Königin grüßte und ließ langsam weiter fahren, die Par-Bricoler kehrten zu ihrem Speisesaal zurück und die Musik schwieg.

Nun lös'te sich, geräuschlos und sicher, das polizeilose Gewirr der Wagen und Fußgänger auf, das wie ein gordischer Knoten erschienen war — man zog nach Hause, oder nach den Restaurationen. Zwar gab es einen herrlichen Anblick, die bunten Gruppen von allen Seiten auf den gewundenen Bergstegen herniederwallen zu sehen, aber ich konnte mich doch einer unbefriedigten Stimmung nicht erwehren. Einige Thatsachen, sichtbare Feierlichkeiten hätte ich gewünscht; solche stumme Andacht paßt für einen Bellmann nicht. Und wie könnten feurige Worte wirken, wenn sie in diese empfängliche Menge hineingeschleudert würden; das müßte herrliche Früchte tragen.

Als der Abend seine braunen Phalänenflügel über den Thiergarten ausbreitete, war Alles öde und leer um Bellmann herum; ich allein saß noch am Postament seiner Büste. Erst in tiefer Mitternacht sollen die Par-Bricole-Brüder noch einmal zu ihm gehen, um ihre Eleusinien zu halten. Es ist davon Nichts weiter verrathen, als daß der Traubensaft dort in Strömen fließt, und daß sie dem weinlustigen Sänger manch volles Glas in's Antlitz gießen.

Louis Philipp und Talleyrand.

(Aus dem unter der Presse befindlichen dritten Theil von Birch's Louis Philipp.)

Niemand in Frankreich ließ sich von jeher weniger von den symptomatischen Erscheinungen täuschen und hatte eine richtigere Diagnose für die inneren Zustände, die zum Durchbruch kommen wollten, als Louis Philipp. Um nicht genöthigt zu werden, seinen Plan zu ändern, durfte Ludwig Philipp nur Jeden den seinen verfolgen lassen, jedoch so, daß er nur dahin gelangte, die Eifersucht des Andern rege zu machen; so daß sie sich gegenseitig aus dem Wege räumten und dieser offen blieb für den stets fertigen Entschluß des Königs, dessen Stärke war, daß er die Schwächen Aller genau kannte; jeder Feldherr, der lange Krieg führte, mußte die Fehler des Gegners für seinen Sieg ausbeuten, aber auch verstehen, sie mit Energie zu benutzen. Aber Frankreich, seine Wohlfahrt, das Glück des Volks, seine Entwickelung, seine Zukunft? Wer möchte behaupten wollen oder dürfen, daß unter denen, die dem Könige widerstrebten, nicht auch Manche in der redlichen Ueberzeugung handelten, das wahre Wohl ihrer Nation zu fördern? Glücklicherweise ist Niemand von ihnen in den Fall gekommen, auf die thatsächlichen Ergebnisse seines Systems hinweisen zu können, und das des Königs hat nun schon in das zweite Jahrzehent hinein Frankreich geordnet, mächtig, geachtet erhalten, ohne daß irgend ein Weg versandet wurde, den es für eine heilsame Entwickelung der Zukunft wählen möchte, wenn diese nicht mit der usurpatorischen Forderung der Alleinherrschaft auftritt. Die große gesellschaftliche Frage, die, von den Ueberforderungen eines mißleiteten Proletariats entkleidet, noch immer einen heiligen Anspruch auf die höchste Beachtung in der Brust eines jeden recht denkenden Mannes hat, ist nicht blos die Frankreichs, sondern die der ganzen Welt, und Ludwig Philipp kennt ihre volle Bedeutung; er hat sie verfolgt von dem blutigen

Richtplatze Babeufs im vorigen Jahrhundert bis zu der Mißgestalt, in welcher sie jetzt wieder sich heraufwühlen will; er hat Blut und Gut gegen ihre Zerstörungswuth eingesetzt; er hat sie gesehen und erkannt, als man seine Warnung für ein Hirngespinst erklärte, sie verdächtigte als eine List, um der kleinbürgerlichen Beschränktheit Angst einzujagen. Hat etwa Jemand eine fertige Vorschrift, wie eine unzweifelhafte Erledigung herbeigeführt werden könne, ohne die Nerven unseres gesellschaftlichen Verbandes zu zerreißen? Und haben die Parteien, die sich dem König entgegenstellen, dafür etwas Anderes als Zugeständnisse, die den lästigen Mahner nur kühner machen, ohne ihn zufrieden zu stellen; wie erweiterte oder gar unbedingte Wahlberechtigung, Zerbrechung der Einheit Frankreichs durch einen Föderalismus der Provinzen, Beschränkung der Gewerbefreiheit durch eine Begrenzung, gegenüber welcher der Zunftzwang goldene Freiheit ist, eine Organisation der Arbeit, die, wie sie bis jetzt vorgebracht wurde, immer noch nicht mehr ist, als ein socialistischer, wenn auch wohlgemeinter Traum — oder — und das ist die geheime Hoffnung bei allen diesen Vorschlägen — Ableitung nach Außen durch Ueberfluthung Europas in einem Kriege, der für Grenzen begänne, um grenzenlos zu werden? Und ist in allen diesen Anschlägen etwas Anderes gewiß, als der Ruin des Bestehenden? In Auffassung der wahren Factoren der europäischen Gesellschaft, in Voraussicht dessen, was das geistige Auge aus künftigen Gestaltungen zu erkennen vermag, steht der König Keinem nach. Oder wo ist der Staatsmann, dessen durch Thaten erprobter Einsicht er sich nicht ebenbürtig bewiesen hätte? Aber er ahmt nicht denen nach, die sich Propheten einer neuen Zeit nennen, die sie bereiten wollen, indem sie das leichte Werk des Zerstörers übernehmen und den Nachkommen überweisen, den Schutt ihrer hinterlassenen Ruinen hinwegzuräumen, um nach Belieben zu bauen. Ludwig Philipp ist ein zu erfahrener Schiffer auf dem politischen Ocean, um auf ruhige See zu rechnen; er hat schlimme Stürme bestanden und kennt die Tücke der Elemente; aber wenn der Seemann dem Unwetter nicht vorbeugen kann, so thut er, was er vermag, er rüstet sein Schiff mit Umsicht, macht es stark und biegsam, daß es widerstehen und nachgeben kann, waffnet sein Auge und schärft seinen Sinn, um die Richtung einhalten zu können, wenn auch die Wogen schäumend im wilden Gewirre sich erheben. Der König

Digitized by Google

weiß, daß, was auch kommen mag, ein wohl gefügter Staatsbau und eine starke Regierung die einzige Gewährleistung darbieten, um der Zukunft entgegen gehen zu können, und daß eine Regierung nicht stark ist, wenn sie nur als die gekrönte Spitze einer Partei dasteht; und da er nicht nach starren Grundsätzen verfährt und nicht sein Glück auf Eine Karte setzt, so vermag er jeder Combination eine Lösung abzugewinnen, ohne in ihr aufzugehen; und man sieht ihn nie ermüdet, noch entmuthigt. Herr von Lamartine äußerte in einer Rede gegen die Rentenumwandlung, welche bald darauf zur Erörterung kam, Folgendes: „Wenn es einen Staatsmann gibt, der kühn „genug wäre, bei der provisorischen Lage der Dinge die Ruhe von „Europa auf sechs Monate zu verbürgen, so möge er aufstehen: die „Regierung gebührt ihm durch das Recht des Muthes, er ist weiser, „als das Geschick und kühner als die Vorsehung.“ Ohne von dem dichterischen Schwung der letzten Worte des ehrenwerthen Abgeordneten von Macon eine wörtliche Anwendung machen zu wollen, bemerken wir doch, daß, wenn der Staatsmann, dem er so Großes einräumen wollte, damals in der Kammer nicht gefunden wurde, so hat Ludwig Philipp seit der Zeit nicht sechs Monate, sondern sechs Jahre die Ruhe Frankreichs, und man kann wohl sagen, größtentheils durch seinen Einfluß die Europas erhalten. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß, wenn der König das Programm angenommen hätte, welches das compte rendu angeboten, das Herr von Lamartine voriges Jahr wieder herausgegeben und der Verfasser von Lucretia in Verse gebracht hat, die Ruhe in Frankreich und in Europa nicht viel über sechs Monate gedauert haben würde. Die Coalition vermochte damals auch nicht, sich dem König aufzunöthigen, obwohl sie ihr Möglichstes that. Später sehen wir mehrere von den Männern, die damals eifrig gegen die königliche Prärogative auftraten, mit dem König eng verbunden. Der König mußte Minister suchen, wo sie zu finden waren, und sie hatten an Talent und Tüchtigkeit nicht verloren, weil sie von ihm eine gute Lehre bekommen.

* * *

An Talleyrand verlor Ludwig Philipp einen Rathgeber, dessen Einsicht er ganz zu nützen wußte. Fürst Talleyrand starb am 17. Mai 1838, vierundachtzig Jahre alt. Wenige Tage vorher war der

Digitized by Google

Fürst ausgefahren, aber Paris war weniger erstaunt, den Tod des hochbetagten Mannes zu erfahren, als die Nachricht, daß der ehemalige Bischof von Autun, der eine constitutionelle Messe auf dem Marsfelde gelesen, Minister der Republik, des Kaiserthums, und Oberstkammerherr der Restauration gewesen war, mit der Kirche versöhnt und mit ihren Gnadenmitteln in der letzten Oelung versehen, starb. Die Kirche ist nicht unversöhnlich und gewährt der vollen Reue volle Vergebung, auch mußte ihr an der Bekehrung eines so weltberühmten Abtrünnigen besonders gelegen sein; allerdings wußte man, daß der Fürst in der letzten Zeit sich seinem Seelenheile zugewendet hatte, aber man wunderte sich, daß er durchgedrungen war bis zur vollen Hingebung in das, was die Kirche nothwendig von ihm hatte fordern müssen. Er hatte sich übrigens auch nicht mit dem entscheidenden Schritte übereilt, sondern erst am Morgen seines Todestages die Schriften unterzeichnet, welche die Kirche vollständig befriedigten. Als man am Tage vorher in ihn drang, es zu thun, verschob er es bis den folgenden Tag mit den Worten: „Ich habe mich mein Leben lang nicht übereilt und bin doch immer zur rechten Zeit gekommen." Der alte Diplomat war auch in diesem letzten Schritte geleitet worden von dem feinen Takt, mit dem er sich durch alle Windungen eines langen und oft tückisch genug gewürfelten Lebens herausgefühlt hatte. Er wollte mit der Kirche versöhnt sterben, weil das die Welt Nichts anging, aber er wollte nicht unschicklicherweise als ein durch den Widerruf seines ganzen Lebens Begnadigter lebendig in der Welt auftreten. Darum fragte er seine Aerzte: „Kann ich davon kommen?" und vernahm mit vollkommener Gelassenheit ihre Aufforderung, alle seine Geschäfte zu beenden, um sich fortan nur zu beschäftigen mit seiner Gesundheit — das heißt mit dem Tode, wie Talleyrand sehr gut wußte, der sich auch von der Diplomatie der Aerzte nicht täuschen ließ. Auch dann behielt er Geistesgegenwart und Willenskraft genug, um sich nicht voreilig seinem Beichtvater zu übergeben, dem Generalvikar Abbé Dupanloup, der nach dem Urtheilspruch der Aerzte vollen Anspruch an ihn zu haben glaubte. Erst am folgenden Morgen unterschrieb er die Urkunden, in denen er sich selbst der Kirche unterwarf, und damit seinen eigenen Todesschein mit vollen Schriftzügen und voller Fassung, wie er denn bis zum letzten Augenblick das Bewußtsein behielt. Er

spielte Schach mit dem Tode und ließ die Kirche warten, bis er sich überzeugt hatte, daß ihm kein Zug mehr übrig blieb. Er schloß das letzte Geschäft vorsichtig ab; man muß gestehen, daß in diesem Benehmen Muth und Würde war. Talleyrand's angeborener Scharfblick, der ihn den Leitfaden finden ließ in den Kern der verschlossensten Charaktere wie der verwickeltsten Zustände, war von der reichhaltigsten Erfahrung ausgebildet und geübt worden, denn er war als Staatsmann thätig gewesen unter fast allen Regierungsformen. So hatte sich dieses merkwürdige Situirungstalent entwickelt, das haarscharf unterschied zwischen Schein und Sein, jedes Verhältniß, wie sehr auch seine Elemente sich vermengt hatten, chemisch zersetzte und in dem Calcul ihres ferneren Zusammenstehens, so wie einer bevorstehenden Ausscheidung, fast einer Sehergabe gleich kam. Er hatte sich nur selten geirrt, weil er nie darauf ausging, sich selbst zu täuschen, und er täuschte auch nur in so fern Andere, daß er, mehr aus Indolenz, als in trügerischer Absicht, ihnen den Schlüssel seines Verständnisses nicht gab, sondern ihnen überließ, ihn selbst zu finden. Er hatte, zählte man, dreizehn große feierliche Eide gebrochen, aber er hatte sich nicht verpflichtet halten können, still zu stehen, wenn Alles um ihn her sich bewegte, und er konnte die Treue nicht begreifen, die aus dem Beharren bei einer Unmöglichkeit eine Tugend machte. Er brachte dem Wiener Congreß das Princip der Legitimität, weil ihm nichts Anderes geblieben war, denn das Frankreich, das er vertreten sollte, hatte damals keine Soldaten und keine politische Macht, und da er nicht mit leeren Händen kommen konnte, so rief er den Diplomaten zu: je vous apporte un principe und warf das in die Waagschale, wie Alexander sein Schwert. Er hatte allerdings das göttliche Recht angerufen, aber in der Zuversicht, daß man es menschlich möglich machen würde, und als man das nicht mehr wollte, und er nicht auswandern wollte mit denen, die sein Princip verkehrt angewendet hatten, so mußte er darin eine Inconsequenz erblicken, der verkehrten Anwendung treu bleiben zu sollen. Talleyrand hat im Grunde Niemand verrathen, der sich nicht schon selbst verrathen hatte, und er hat immer richtigen Rath ertheilt, wenn man ihn verstehen und nützen wollte; ja er hat sogar stillschweigend gewarnt, indem er sich zurückzog und auf die kommende Katastrophe hinwies. Aber das ist nicht zu läugnen, so klar, deut-

lich und bestimmt er jedes besondere Geschäft behandelte, das unter seiner Leitung stand, so war es eben nicht leicht, seine Rathschläge im Ganzen aufzufassen und richtig anzuwenden. Er war ein abgesagter Feind der unnöthigen Rede, belehrte nicht in weitläufiger Auseinandersetzung und hielt nicht Einwendungen Stand; er sprach in Epigrammen und überließ dem Zuhörer die Deutung und Anwendung ohne besonderen Eifer dafür, ob seine Rathschläge befolgt würden oder nicht; aus Indolenz, und wenn man will, aus Egoismus, denn er behielt sich immer vor, wenn er Andere nicht retten konnte, nicht mit ihnen zu Grunde zu gehen, sondern sich selbst zu retten. Ludwig Philipp verstand vollkommen Talleyrand's scharfsinnige Phänomenologie, wußte, was von seinen Wahrnehmungen zu brauchen war, was nicht. Der König hatte **1830** sogleich erkannt, daß Talleyrand der wahre Dollmetscher seiner eigentlichen Absichten bei der europäischen Diplomatie sein werde, daß er sich ganz auf seine Vorsicht und Feinheit verlassen könne. Des Fürsten Sendung nach London galt nicht blos dem Cabinet von St. James, sondern der ganzen europäischen Diplomatie, die auch zum öftersten in London das rechte Verständniß bekam von dem, was die Depeschen des Ministeriums in Paris anders ausdrücken mußten. Hier leistete er die wichtigsten Dienste, und er blieb auch bis zuletzt der wichtigste Mann in dem vertrauten politischen Rathe des Königs, zu dem Sebastiani, Pasquier, Molé, Decazes gehörten. Daher auch verdienterweise das große Ansehen Talleyrand's in der königlichen Familie. Sein Besuch war in den Tuilerien stets willkommen, und er kam auch dann, als sein hohes Alter ihm nicht gestattete, die Treppe hinaufzugehen, und er in einem Sessel hinaufgetragen werden mußte. Der König hatte sich ihm dankbar erwiesen; man versicherte, daß er sein Gehalt als Oberstkammerherr unter der Restauration von **100,000** Franken von der Civilliste fortbezog; an Ehren und Würden hatte er schon längst Alles erreicht, was einem Privatmanne ertheilt werden konnte. Ludwig Philipp fügte noch die Ehre seines persönlichen Besuches bei dem sterbenden Diplomaten hinzu. Als der König an Talleyrand's Sterbebett trat, hatte der Fürst schon die Sprache verloren, die er so sehr in seiner Macht gehabt und nie mißbraucht hatte. Bei dem feierlichen Leichenbegängnisse erschien die Livrée des Königs und eine Reihe von königlichen Hofwagen. Viele glaubten, daß die Idee,

Digitized by Google

seiner Bestattung könnten die üblichen kirchlichen Ehren vorenthalten werden, einen Einfluß geübt hätte auf den Entschluß Talleyrand's, sich mit der Kirche zu versöhnen. Gewiß ist nur, daß er früher, ehe Schritte zu dem Ende eingeleitet wurden, angeordnet hatte, daß, im Falle er in Paris stürbe, seine Leiche nach seiner Herrschaft Valençay gebracht werden solle, wo er mit dem Kaplan seines Schlosses in geistlichem Zuspruch war, und von dem er keine Weigerung des kirchlichen Beistandes erwartete. Die Gazette sagte, Talleyrand sei der Mechaniker des Systems der Juliregierung gewesen, und nach seinem Tode werde das Werk stocken; ihre Hoffnungen und manche andere wurden sehr getäuscht. Wie verdienstlich und dankenswerth der Erzbischof von Paris, Herr von Quelen, die Bekehrung des Fürsten erachtete, kann man daraus ermessen, daß er, einem Gelübde zufolge, einen Denkstein dafür errichtete. Zu La Délivrante im Calvados sieht man das Standbild der Mutter Gottes auf einer Weltkugel. Auf der Kugel steht: Inveni ovem meam, quae perierat. Auf dem Fußgestell lies't man folgende Inschrift: Pro salute aeternae principis de Talleyrand, ad reconciliationem rite admissi ac perseverantibus poenitentiae signis defuncti. So starb der Fürst im Schooße der Kirche, wie er im Schooße des Glücks gelebt hatte; er war in der That auch im Tode nicht zu spät gekommen.

Villareal.

Ein Charakterbild.

(Aus den Papieren eines verabschiedeten Lanzenknechts.)

Unter den merkwürdigen Gestalten, welche mir in Spanien begegneten, verdient Graf Villareal eine ganz besondere Erwähnung. Es ist ein ganz wohlthätiges Gefühl, in der geistigen Sündfluth neuerer Zeit, in welcher Egoismus, Unglaube, Wankelmuth, Feigheit und Leidenschaftlichkeit jede edle, große Eigenthümlichkeit verschwemmt und überfluthet haben, einen Charakter zu finden, der in edler Selbständigkeit über die allgemeine Verfluthung emporragt. Zu diesen gehört Don Bruno Graf von Villareal, zu Larrea in Alava, im Jahr 1801 geboren. Er diente früher im Regimente Savoyen, zog sich später vom Militärdienste zurück und lebte zurückgezogen in Vittoria. Nach König Ferdinand's Tode erschien er wieder an der Spitze eines Bataillons königlicher Freiwilligen, welche er gesammelt hatte. Es gelingt ihm, durch heldenmüthige Anstrengung, trotz der Bemühungen der Christinos, diese Vereinigung zu verhindern, sich an Zumalacarreguy anzuschließen. Seine ganze Laufbahn unter diesem Helden ist eine ununterbrochene Reihe der glänzendsten Waffenthaten, welche endlich mit dem Grade eines Generallieutenants und für die Schlacht von Huesca mit der Verleihung des Großkreuzes des Ferdinands-Ordens belohnt wurden. Seine Tapferkeit wurde unter den baskischen Truppen, und dies war nicht leicht, sprichwörtlich und artete, als er einmal als höherer Befehlshaber wichtigere Obliegenheiten hatte, beinahe zum Fehler aus, — denn, stand er, den Degen in der Faust, einmal an der Spitze eines im Gefecht begriffenen Bataillons, so war er weder mehr von dort wegzubringen, noch für die Anfragen um weitere Dispositionen zu finden. Bei St. Seba-

stian erwarb er sich, durch seinen persönlichen Heldenmuth in diesem homerischen Kampfe, wo die carlistischen und englischen Truppen hauptsächlich mit dem Bajonette fochten, und die beiderseitigen Feldherrn, den Degen in der Faust, sich beinahe persönlich gegenüberstanden, selbst die Bewunderung des Feindes. Diese glänzende Tapferkeit wurde aber noch durch seine ritterliche Gesinnung, seine edle Haltung, sein uneigennütziges, anspruchsloses, ja mildes Benehmen erhöht. Von zahlreichen, mitunter gefährlichen Wunden genesen, ward er zum ersten Generaladjutanten des Generalstabes des Don Sebastian ernannt. Allgemein, von Freund und Feind, hochgeschätzt, in den Provinzen allgeliebt, von den Truppen angebetet, war Villareal ein Charakter, in welchem sich der wackere Soldat und der spanische Ritter verschmolzen hatten. Später zum Chef des Generalstabes beim Infanten Don Sebastian ernannt, begleitete er diesen und nahm den wesentlichsten Antheil an dem Siege von Oriamendi und den glänzenden Vortheilen, welche die königlichen Schaaren errangen, bis der unglückliche Ausgang der Expedition nach Madrid, bei welcher er ebenfalls dem Infanten zur Seite stand, dem Siegeslauf der Carlisten ein Ziel setzte. Don Carlos kehrte in die Provinzen zurück, um, wie man sagte, die Verräther zu richten und zu strafen; wer aber hätte vermuthet, daß unter dieser Benennung die ausgezeichnetsten, tapfersten, erprobtesten Führer der Nordprovinzen verstanden seien? Die in diesem blutigen Drama mit den glänzendsten, unbestrittensten Lorbeeren geschmückten Namen standen auf der Anklageliste *), und Villareal, Simon Torre, Gomez, Zariateguy, Elio Urbistondo, Vargas wurden, als üblen Willens oder militärischer Pflichtvergessenheit beinzichtigt, in Verhaft genommen. Monate, Jahre lang schmachteten sie theils im Kerker, theils in schmählicher Verbannung, und Maroto erst bestand darauf, diese Untersuchungen niederzuschlagen und diese Generale ihrer Haft zu entlassen, vermuthlich in der Absicht, durch ihren Beitritt seine Partei am Hofe und im Heere mächtig zu verstärken, ja unüberwindlich zu machen. Bei einigen er-

*) Urbistondo, Grand von Catalonien, wurde für eigenmächtiges Verlassen seines Postens von der königlichen Person entfernt gehalten, nicht aber angeklagt, — Gomez schon nach Rückkehr seiner Expedition (October 1836) eingekerkert; Villareal und de la Torre nur relegirt, nicht in Anklage gestellt, Vargas rieth später für Invalvertheidigung.

reichte er auch seinen Zweck, z. B. Simon Torre, Urbistondo und Andere erklärten sich bei den späteren Ereignissen unbedingt für ihn, Andere aber und unter ihnen Villareal und Vargas, konnten selbst durch den erlittenen bitteren Undank und die erduldeten Kränkungen nicht von der Bahn der Ehre abgewendet werden, sondern beharrten treu in der Stellung, welche ihnen ihr Pflichtgefühl und ihre Ueberzeugung angewiesen hatten. Als Don Carlos nach dem Verrath, welcher bei Bergara den größten und besten Theil seiner Truppen dem Feinde überliefert hatte, mit den wenigen getreuen Bataillons sich fechtend bis an die französische Grenze zurückzog, kämpfte der Graf Villareal, die Rolle des Feldherrn mit jener des Soldaten vertauschend, in der Mitte der treuen Navarresen, die Muskete in der Hand, — bis an die letzten Grenzmarken den Feinden seines Glaubens und seines Königs die Spitze bietend, und erst als die letzte Kugel verschossen und der erste Schritt auf französischen Boden gethan war, legte er die Waffe aus der Hand — ähnlich Kosciusko, dessen Schmerzensruf „finis Poloniae" das Todtenglöcklein für sein Vaterland war. Denn für einen Villareal war Spanien, wie ein Espartero oder ein Mendizabal es darstellten, so viel, als ob es gar nicht existirte! — Jenseits der Grenze angekommen, lud Don Carlos, gerührt durch den Heldensinn des Treuen, der in diesem Augenblicke keine Zeit fand, sich jener zu erinnern, welche er als Opfer schmachvoller Intriguen im Kerker verlebt hatte, ihn ein, sich dem königlichen Hoflager anzuschließen und dasselbe in das Innere Frankreichs zu begleiten, noch nicht ahnend, daß die verlangte und zugestandene Zufluchtsstätte für ihn selbst sich zu der Gefangenschaft in Bourges umwandeln würde. Allein Villareal lehnte diesen Antrag seines königlichen Gebieters ab. „Herr! rief er, „laßt mich unter meinen Kameraden, „unter den Volontairs, deren Schicksal ich theilen will, bis die Umstände es uns erlauben, diese Grenze wieder zu überschreiten, um „Ihr verrathenes, aber unbeflecktes Panier wieder aufzupflanzen." Die meisten Navarresen, wohl erwartend, daß das Versprechen, die Fueros und Gerechtsame der Provinzen zu erhalten, nur Täuschung sein könne, wie auch die Folge es gelehrt hat, — folgten ihren Führern in das Exil und zogen es vor, in Elend und Dürftigkeit auf fremdem Boden ihr Leben zu fristen, als sich zu unterwerfen und den Vertrag von Bergara anzunehmen. Es war ein jammervoller Anblick,

Digitized by Google

als diese, durch Gefechte und Mühseligkeiten gelichteten Schaaren, begleitet von Weibern und Kindern, aus den Schluchten der Pyrenäen herabstiegen. Es ist ein merkwürdiges Uebereintreffen, daß bei den verschiedenen Parteien in Europa zwei so ganz ähnliche Ereignisse stattfinden: der Uebertritt der polnischen Truppen auf österreichischen, und jener der carlistischen auf französischen Boden. — Dombrowski, Dembinski, Romarino schmachteten aber nicht in Festungen, wie dies mit Elio, Alzoa, Villareal, Cabrera, Balmaceda geschah. Frankreich und Belgien bot den Polen Zuflucht, Unterstützung, Dienste an; was thaten aber die Könige oder ihre Minister für die Navarresen? Bald mußten sie die Waffen, welche sie fünf Jahre so glorreich geführt hatten, ablegen und wurden in die verschiedenen Depots vertheilt.

Villareal lebte arm und dürftig in B . . Er kam gewöhnlich des Morgens zu Herrn M . ., einem angesehenen deutschen Kaufherrn, welcher durch seine Anhänglichkeit an die Sache der Legitimität bekannt war, und trank dort seine Chocolade, welche mit einigen vortrefflichen Cigarren, die Herr M. dazu legte, gewürzt wurde. Dies war das einzige Almosen, welches, trotz seines Elendes, der spanische Stolz dem navarresischen Helden anzunehmen erlaubte. Die weiße Boyna, eine abgeschabte schwarze Pelzjacke, geflickte rothe Beinkleider und zerrissene Stiefel beurkundeten die äußerste Dürftigkeit, aber das blasse, abgemagerte Aussehen bewies noch mehr, welche strenge Entbehrungen sich der Mann auferlegt hatte, welcher die kargen Almosen der französischen Regierung zur Unterstützung seiner kranken oder verwundeten Genossen, oder hilfsbedürftigen Weiber und Kinder, die ihnen gefolgt waren, verwendete. Denn er und der gesunde, rüstige Theil der Refugiés legten den Betrag ihrer Erspарnisse zur Seite, um damit jene zu unterstützen, welche durch Schwäche, Wunden, oder Krankheit außer Stand sich befanden, durch irgend einen Erwerb ihre Lage zu verbessern. Schweigend, düster sinnend verzehrt Villareal eines Tags sein Frühstück, vermuthlich zugleich Mittags und Abendbrod-Imbiß. Da öffnet sich die Thüre, und im gestickten Kleide tritt der christinische Consul herein. Nachdem er Herrn M. gegrüßt, neigte er sich vor dem, solches Zusammentreffen ziemlich unwillkommen aufnehmenden Helden, und sagt: Herr Graf, eigentlich gilt dieser meinem Freunde

M. gemachte Besuch hauptsächlich Ihnen, da ich Sie bei ihm zu finden hoffte und mich eines, mir für Sie gegebenen Auftrages meiner Regierung, der Sie gewiß mit Rührung und Dankgefühl freudig durchdringen wird, zu entledigen wünsche. Ihr persönlicher Charakter, Ihre Tapferkeit, Ihr rechtlicher Sinn ist von der Art, daß er Ihnen die Achtung aller Parteien erworben hat. Ihr ausgebreiteter Einfluß in den Provinzen, das allgemeine Vertrauen, welches Ihr Name einflößt, die Wirkung, welche Ihr Beispiel ausübt, sind Beweggründe, welche es der Regierung der Königin höchst wünschenswerth machen müssen, Ihre Person von der bösen, jetzt ohnehin verlorenen Sache der Factiosen abzuwenden. Auch soll ich in dieser Beziehung nicht markten. Wünschen Sie eine Anstellung in Madrid, an dem Hofe, bei den Garden oder sonst in der Nähe der Königin, so sei sie Ihnen gewährt. Genügt Ihnen ein stilles Privatleben in Ihrer Heimath mit Beibehalt Ihres, wenn auch in einer schlechten Sache, wohlerworbenen Ruhmes, Ihres militärischen Ranges und Ihrer Decorationen, so sei Ihnen auch dieses gestattet, — wollen Sie aber lieber, und zwar ebenfalls mit diesen oben ausgesprochenen Begünstigungen Ihren Aufenthalt in Paris oder sonst einer Stadt Frankreichs aufschlagen, so sollen Sie auch da einen jährlichen, von der englischen Regierung garantirten und zu bezahlenden Jahrgehalt gegen Ihr einfaches Ehrenwort erhalten, wo nicht für, doch wenigstens Nichts gegen die Regierung Ihrer Majestät der Königin Christine zu unternehmen und Ihren persönlichen Einfluß in den Provinzen bei keiner Gelegenheit zu irgend einer zum Nachtheil besagter Regierung sich erhebenden Faction zu verwenden. — Des Erfolgs seines Antrages gewiß, überzeugt, Elend und Noth würde es dem, dem er ihn gemacht, wünschenswerth machen, so schnell als möglich diesen Zustand mit jenem des Ueberflusses und des Ansehens zu vertauschen, glaubte er ihn denselben mit beiden Händen ergreifen und dankbar anerkennen zu sehen, und wahrlich bei vielen Individualitäten unseres Zeitalters wäre diese Berechnung ziemlich richtig und auf tägliche Erfahrung und geübte Menschenkenntniß gegründet gewesen. Aber anders wirkte diese Rede auf Villarcal und seine Antwort ist charakteristisch genug, um als ein Beleg zur Zeitgeschichte und zum Sittengemälde Spaniens zu dienen. Ohne sich von seinem Sitze zu erheben, aber noch blässer durch die Wirkung der ihn bemeisternden Entrüstung und der

Digitized by Google

Leidenschaftlichkeit seines Charakters, welche sich durch die krampfhaft zuckenden Mundwinkel und den feuersprühenden, dunklen Blick kund gab, entgegnete er: Sennor, sagen Sie denen, die Sie geschickt haben, Sie hätten Villareal gefunden, — hungrig, denn bei meiner Ehre, seit vierundzwanzig Stunden ist diese Tasse Chocolade, die hier noch unangetastet vor mir steht, meine erste Nahrung, wir Factiosen haben auf fremder Erde kein Geld zum Schlemmen, — durstig, denn noch steht das Glas Wasser, welches ich erst trinken werde, hier auf dem Tische, — frierend, denn (einen spöttischen Blick auf die Lumpen werfend, die ihn umhüllten) in diesem Stutzeranzug ist der Winter diesseits der Pyrenäen ziemlich frostig, — aber er und seine Kameraden, wenn sie in der Verbannung hungern, dursten und frieren, sehnen sich nach dem Augenblicke und trösten sich mit der sicheren Hoffnung, daß er über kurz oder lang wieder kommen wird, wo sie in christinischem Blute sich sättigen und am Brande christinischer Häuser sich werden erwärmen können!

Es liegt eine furchtbare Energie in dieser Antwort, und sie ist nur zu begreifen, wenn man sich den rachedürstenden Spanier, der in seiner Religion, in seiner Nationalität und in seiner Persönlichkeit sich gekränkt glaubt, und somit den Brand seiner Kirche, die Unterdrückung seines Volkes, das Elend, was er selbst erleidet, oder den Tod seiner Angehörigen mit dreifacher Vergeltung an demselben Feinde zu sühnen hat, nicht mit cispyrenäischen, sondern mit transpyrenäischen Augen und Ansichten sieht und beurtheilt.

Seinen Grundsätzen getreu, lebte Villareal im Elende fort und war nie zu bewegen, durch irgend eine Demonstration der siegenden Partei eine Art von Concession zu machen, oder die gefallene zu verläugnen.

„Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni!"

Tagebuch.

I.

Aus Innsbruck.

Das Ferdinandeum. — Die Vorträge des Nationalmuseums und Graf von Brandis. — Dr. Schuler. — Weber über die Reformationszeit in Tyrol. — Der Benedictiner, Professor Jäger, gegen die Gesellschaft Jesu.

Im Mai.

Unser Ferdinandeum äußert von Jahr zu Jahr eine erfreulichere Wirksamkeit. Diese Anstalt, deren in deutschen Zeitungen schon mehrfach Erwähnung geschah, besteht bekanntlich seit zwei Jahrzehnten zu dem Zwecke, die Geschichte des Vaterlandes sowohl, als seine physische Natur zu erforschen und zusammen zu tragen, was an Druckschriften, Documenten, an zoologischen, botanischen und geologischen Schätzen im Lande vorkommt, oder sich auf dasselbe bezieht, was endlich auch als Zeichen und Erinnerungsmal tyrolischer Kunst und Künstler dienen kann. Zur zweckmäßigen Aufbewahrung der so sich bildenden Sammlungen wird nun auch ein Nationalmuseum erbaut, zu welchem vor zwei Jahren der Grundstein gelegt worden und das bis zum nächsten Jahre vollendet sein soll. Die Kosten hiezu sind von dem Landesfürsten und der Landschaft bereitwillig zusammengesteuert worden, und zwar hat Kaiser Ferdinand 20,000, die ständische Kasse 15,000 fl. C.M. dafür bewilligt. Schon seit seiner Gründung gibt der Verein auch eine Jahresschrift heraus, die bereits zahlreiche und mitunter sehr gelungene Monographien über vaterländische Historie und Naturwissenschaft an den Tag gefördert hat. Ebenso hat die Gesellschaft seit mehreren Jahren während des Winters wissenschaftliche Abendvorträge veranstaltet, eine Einrichtung, die bei den gebildeten Ständen Innsbrucks allgemeinen Beifall fand. Diese Vorträge, welche im großen Saale der Universität gehalten wurden, haben in unserer Stadt manche Bewegung hervorgebracht, insbesondere aber hat eine Reihe historischer Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte, welche in den letzten Monaten an uns vorübergingen, die öffentliche

Aufmerksamkeit in hohem Grade auf sich gezogen, wie es denn auch bei der großen Liebe der Tyroler zu ihrer Alpenheimath nicht anders zu erwarten war. Die Eröffnung dieses Cyclus übernahm der Landesgouverneur, Graf Clemens v. Brandis, selbst, ein Mann, der durch sein Werk: Tyrol unter Friedrich von Oesterreich — seine Freude an den vaterländischen Geschichten und den Beruf, sie darzustellen, sattsam erwiesen hat. Er besprach in einem gediegenen Vortrage die Geschichte unseres Landes von den ersten Zeiten, wo der Name Rhätiens bei den Alten genannt wird, bis zu den Tagen Meinhard II., — eine Epoche, gegen deren Schluß namentlich das kraftige Walten der beiden Meinharde, der Grafen von Görz und Tyrol, lebensfrisch hervortrat und deren Schilderung insbesondere durch ein klares und lichtvolles Bild der sehr verwickelten Territorialverhältnisse, wie sie zwischen den verschiedenen Dynastengeschlechtern des Landes obwalteten, hohen Werth erhielt. In der nächsten Zusammenkunft gab Dr. Schuler, der ständische Archivar, einen Ueberblick der vaterländischen Begebenheiten von der Zeit, wo sein Vorgänger geendet, bis zu Maximilian I., dem geliebten und annoch in der Erinnerung theueren Fürsten, den seine Vorliebe für Tyrol nirgends lieber verweilen ließ, als zu Innsbruck, zu dessen Zeit daher unsere Hauptstadt in all dem Glanze einer kaiserlichen Residenz erstrahlte. Geistreich angelegt und ausgeführt, wie dieser Vortrag war, erfreute er sich der allgemeinen Zustimmung in bedeutend höherem Maße, als der nächste des Professors Weber, der die Epoche der Reformation behandelte und in seiner Anschauung dieser bewegten Zeitläufe wenigstens in einzelnen wesentlichen Stücken nicht mit der zusammenfiel, die sich seine Zuhörer gebildet hatten, obgleich in seiner Rede auch manches gelungene Aperçu hervortrat, dem man den Beifall nicht versagen konnte. Auf Professor Weber folgte Professor Jäger, Benedictiner im vintschgauischen Kloster Marienberg, gegenwärtig hier verweilend und mit der Erziehung der Söhne des Landesgouverneurs betraut, ein Name vom besten Klange in unserer vaterländischen Historie, ein allgemein geachteter Mann von hohem sittlichem Werthe und humanster Gesinnung. Man war um so gespannter auf seine Gabe, als er eine der interessantesten Perioden unserer Geschichte, das innere Leben Tyrols seit der Reformation zu schildern hatte. Als der Angel, um den sich hier Alles dreht, traten billigerweise die religiösen Zustände hervor und er gab davon ein Bild, das die Zuhörerschaft mächtig anzog. Mancher Andere würde hier die Aposiopesen für das unverfänglichste Mittel gehalten haben, sich die schwierige Darstellung dieser Zeiten zu erleichtern, allein Professor Jäger hielt es nicht für ehrlich, sich mit seiner Aufgabe in dieser Art auszugleichen, sondern wagte es vielmehr, die volle Wahrheit auszusprechen. Die Darstellung des versunkenen ethischen Zustandes, der zur Zeit der Reformation in Tyrol

Digitized by Google

sich einstellte, das Bild der Verwilderung des Clerus, der Auflösung aller gesetzlichen Bande, des meuterischen Treibens des Bauernstandes leitete den Vortrag ein und erweckte in Jedem das Gefühl, daß in solchen Nöthen nur eine kräftige Hilfe etwas würde ausrichten können. Als solche wurde dann von der Landesregierung die Gesellschaft Jesu herbeigerufen und dieser gelang es auch bald, ihre ordnende Thätigkeit zu entwickeln und dem ganzen Leben wieder ein kirchliches Gepräge zu geben. Neue Andachten, Bruderschaften, Missionen, Klosterstiftungen u. s. w. traten in zahlloser Menge hervor und ließen glauben, daß man nirgends frommer und sittlicher lebe, als in Tyrol. Allein der Historiker konnte dabei auch nicht verschweigen, wie diese ausschließlich auf das Gemüth berechnete Wirksamkeit durch Vernachlässigung der Intelligenz wie das in seinen Mitteln nicht immer rüstige Streben der Jesuiten, Alles ihrem Einflusse zu unterwerfen, mit der Zeit Folgen hatte, die ein gänzliches Ersterben des geistigen Lebens herbeiführten. So wurde denn mit aller Offenheit dargelegt, wie die Jesuiten durch Beförderung einer gleißenden Frömmelei, durch Hätschelung der Großen, durch Schmeichelei gegen den Adel, durch gedankenlose, geisttödtende Erziehung des Volkes allmälig jene düstere Leere in unserem Leben herbeiführten, die bei ihrer Aufhebung im Lande so fühlbar war und wie zu dieser Zeit alle ihre Stiftungen, ohne Wurzeln in dem Volksbewußtsein, unfähig, dem Andrange einer neuen Denkungsweise zu widerstehen, haltungslos zusammenfielen. Eine Menge angeführter Thatsachen verstärkte den Eindruck dieser Schilderung, die eine tiefe Bewegung auf die Zuhörer hervorbrachte. Es ist nicht zu läugnen, daß die Einwohnerschaft von Innsbruck bisher der Gesellschaft Jesu nicht günstig gestimmt werden konnte, und da in dem Gehörten für diese abholde Meinung eine vollgiltige Motivirung lag, so wurde es nur mit desto größerer Anerkennung aufgenommen. Bemerken wir indessen, daß sich neben der großen Zahl der Beifälligen auch etliche unangenehm Berührte gewahren ließen, welche in der objectiven historischen Darstellung Professor Jäger's Manches finden wollten, was vielleicht nur sie selbst hineingelegt und die den hie und da etwas grellen Thatsachen gern die Begründung abgesprochen hätten. Es fehlte daher nicht an Anschuldigungen, die leichtlich sehr hart geworden wären, wenn nicht Professor Jäger noch zur rechten Zeit erklärte, daß alles Thatsächliche, was er angeführt, aus den bischöflichen Visitationsprotocollen und anderen Documenten der Zeit entnommen sei, wie diese schon seit Jahren in Sinnacher's Beiträgen zur Geschichte der Kirchen von Seben und Brixen vorliegen. Indessen waren Manche schon so tief in Eifer gerathen, daß auch diese Nachricht zu spät kam, zu spät, als daß sie ihre Anklagen gegen das Ferdinandeum, dessen Mitglied Professor Jäger ist, zurückgenommen oder gemildert hätten, und man war daher nicht

Digitized by Google

ohne alle Besorgniß, ob diese Incriminationen nicht etwa zuletzt einen Einfluß ausüben möchten, der auf das bisher so ersprießliche Wirken der Anstalt nachtheilig drücken möchte. Bei solcher Lage der Sachen war es daher von hoher Bedeutung, daß gestern in der Generalversammlung des Ferdinandeums der Herr Landesgouverneur, Graf von Brandis, selbst diese Bestrebungen in's Auge faßte und mit glücklichem Nachdruck sowohl den verkehrten Eifer beleuchtete, mit dem man den Sachebefund früherer Kirchenvorsteher für irreligiös ausrufen wollte, als auch in ernsten Worten, die eines tiefen Eindrucks nicht verfehlten, die Erklärung abgab, daß, so lange er an der Spitze des Ferdinandeums stehe, der wissenschaftlichen Forschung ihr Recht, die Wahrheit darzustellen, nicht verkümmert werden solle.

II.

Aus Berlin.

Tempora mutantur. — Das Berliner Journal des Debats. — Hermes und Schulz. — Oehlenschläger in Berlin. — Döring's Bankett.

Wie verschieden die Zeiten sind! Als vor etlichen und zwanzig Jahren die Verfolgungen gegen die sogenannten Demagogen in Preußen betrieben wurden, als Jahn verhaftet, Arndt in Untersuchung, Wilhelm von Humboldt entlassen war, Görres flüchtig werden mußte, Varnhagen nach Nordamerika gesandt werden sollte, da lastete auch auf Schleiermacher, Reimer, Eichhorn und Savigny schwerer Argwohn und ein feindseliger Hauch streifte über ihre Lebenskreise hin. Besonders wurde Schleiermacher's Haus, vorher so glänzend und gesucht, auffallend öde und gemieden, nur ein kleiner Kreis engerer Freunde harrte aus und bot dem Scheelsehen der Mächtigen ruhig Trotz. Wie damals die Hofluft, wirkt jetzt in ähnlicher Weise auch schon die Volksluft, die Macht der aufstrebenden öffentlichen Meinung, und das zeigt von großer Wandlung der Zeiten! Jetzt kann die Hof- und Behördengunst diejenigen nicht mehr schützen, welche die gute Sache des Fortschritts und freien Aufschwungs irgendwie beleidigt, welche durch unziemliche Erklärungen die eigene Gesinnung geschmäht haben, jetzt sieht man deren Haus veröden und ihren Umgang abnehmen. Welche bedeutsame Lehre! welch ernster Fingerzeig! — Die Polemik gegen die Preußische Allgemeine Zeitung wird mit jedem Tage heftiger, um so mehr — da sie sich in letzterer Zeit es in den Sinn kommen ließ, die rheinischen Blätter, von denen die meisten (namentlich die Kölnische und die Aachener Zeitung) ihr an Geist und Reichhaltigkeit überlegen sind, in plumper Manier herunter zu kanzeln. Die Preußische Allgemeine möchte gerne die Rolle des „Journal des Debats" spielen; aber es fehlt ihr vor Allem das Talent dazu. Die

Spalten des „Debats" werden von den glänzenden Federn eines St. Marc Girardin, eines Michel Chevalier, eines de Sacy geschrieben (vom Feuilleton sprechen wir gar nicht!). Diese Männer üben durch ihren prächtigen Styl, durch ihre überlegenen Kenntnisse und politische Erfahrung eine hinreißende Gewalt auf diejenigen aus, die nicht ihre Meinung theilen. Viele Leute in Frankreich lesen das Journal des Debats, wie man einen classischen Autor lies't — um seines Rufes willen. Welche Rolle spielen die Männer der Allgemeinen Preußischen, gegenüber jenem Pariser Blatte? Bei ihnen tritt gerade der entgegengesetzte Fall ein, selbst jene Leute, die der conservativen Tendenz ihren Beifall zollen, sagen: Ja, ja, es ist recht gut gemeint; wenn es nur nicht gar so abgeschmackt geschrieben wäre! Noch ein anderer, viel wichtigerer Umstand unterscheidet dieses Berliner Blatt von seinem französischen Musterbilde. Das Journal des Debats ist trotz seines Ministerialismus dennoch ziemlich selbständig. In manchen Fällen ist es ganz anderer Meinung als das Ministerium, und vertritt diese mit Freimuth. Ja manchem Ministerium (wie z. B. dem vom 1. März) schließt es sich gar nicht an. Die Redacteure sind Männer von großer politischer Wichtigkeit. Der eine der Eigenthümer ist Pair von Frankreich, der andere, der verstorbene Bertin, hat sogar diese Würde ausgeschlagen, um sich ganz dem Blatte widmen zu können. Dieses gibt dem Blatte ein großes moralisches Gewicht und verschafft ihm Achtung selbst bei seinen Gegnern. Wie verhält es sich dagegen mit dem Redactionspersonale der Preußischen Allgemeinen? Welches ist ihre bürgerliche Stellung? Welches ihre literarische? Sind es nicht meist Männer, die bereits bei anderen Journalen ihren Mangel an Capacität bewiesen? Ist ein einziger unter ihnen, der ein bedeutendes literarisches Renommée zur Unterstützung des Blattes mitgebracht hat? Wie wollen diese Männer dem Publicum, der Oppositionspresse imponiren? Mit welcher Achtung wird ihnen denn von ihrer eigenen Partei begegnet? Ein kleiner Beitrag zur geheimen Geschichte der Redaction dieses Blattes mag hier seine Stelle finden. Vorige Woche kam Herr Dr. Hermes (dessen Anstellung am 1. Juli zu Ende geht) wie gewöhnlich in das Redactionsbureau, um dort seine Arbeit vorzunehmen. Nicht wenig war er erstaunt, seinen Platz bereits durch den Herrn Hofrath Rousseau besetzt zu finden. Er beklagte sich hierüber bei dem Redacteur Dr. Zinkeisen. Dieser aber eröffnete ihm, daß Herr Oberst Schulz (ehemaliger Herausgeber des politischen Wochenblattes und nun Oberherr der Preußischen Allgemeinen) es so angeordnet habe. Uebrigens — wurde hinzugefügt — beziehen Sie ja Ihr Gehalt bis zum nächsten Juli und es kann Ihnen nur angenehm sein, wenn man Ihnen schon jetzt alle Arbeit erspart. — Diese kleine scène d'intérieur (die man schwerlich „berichtigen" wird) zeigt hinlänglich, mit welcher Achtung den Männern be-

Digitized by Google

gegnet wird, welche die Ehre hatten, dem Berliner Journal des Debats anzugehören. Man nimmt sich nicht einmal die Mühe, durch ein kleines Billet der Höflichkeit Genüge zu leisten, sondern man läßt den Mann kommen und sagt ihm wie einem Küchenjungen: Du hast hier Nichts mehr zu thun, Dein Lohn wird Dir bezahlt, es steht schon ein Anderer auf Deinem Fleck! Ist das nicht moralisch, conservativ, imposant, groß, gouvernemental, christlich-germanisch? — — Oehlenschläger befindet sich noch immer hier. Es gefällt ihm wohl in der Hauptstadt Preußens, wo ihm mit großer Zuvorkommenheit überall begegnet wird. Der fünfundsechzigjährige Dichter ist ein noch sehr rüstiger, wohlbehaglicher Mann mit einem freundlichen rothwangigen Gesichte, schönen tiefblauen Augen und vollem Haarwuchs, der noch wenig grau ist. Er citirt gerne seine eigenen Verse. Er spricht das Deutsche mit vollständiger Geläufigkeit, aber mit starkem, nordisch zischendem Accent, ganz wie sein Landsmann Steffens, in dessen Gesellschaft man ihn viel sieht. Der König hat ihm das durch Thorwaldsen's Tod erledigte Kreuz des Ordre pour le mérite verliehen, was von Vielen bekrittelt wird. Besonders hebt man den Umstand hervor, daß in den Statuten des Ordens gesagt wird, bei künftigen Ordensverleihungen werden die Mitglieder zu Rathe gezogen werden, und nun sind gleich beim ersten Fall die Statuten unbeachtet geblieben. Ich hoffe, die Leser dieses Blattes werden sich darüber trösten. — In welchem traurigen Zustande die hiesige Bühne sich befindet, kann man schon aus dem Umstande ersehen, daß es der Intendanz nicht einmal möglich wurde, zu Ehren Oehlenschläger's eines seiner Stücke zu geben; eine Artigkeit, die sonst selbst bei geringeren Celebritäten an allen Bühnen herkömmlich ist. — Döring ist endlich abgereist. Sein dreimonatliches Gastspiel hat ihm drittehalb Tausend Thaler gebracht!! Einige jüdische Banquiers, entzückt über seinen Banquier Müller (in Bauernfelds Liebesprotocoll) haben ihm am Tage seiner Abreise ein glänzendes Diner gegeben und Abends eine weithin schmetternde Serenade veranstaltet. Auch Kränze, Gedichte sind ihm auf der Bühne zugeflogen. Man sieht: die Tänzerinnen haben noch nicht alle Blumenhändlerinnen und Gelegenheitsdichter für sich allein in Beschlag genommen. — „Raum für Alle hat die Erde! —“

—n—

III.

Aus Wien.

Eine Nationalangelegenheit mit Blindekuhspiel. — Hormayr und seine Actenstücke. — Die Augsburger Zeitung undiplomatisch. — Geschichte und chinesische Malerei.

Manche wichtige Nationalangelegenheit hat zwischen der deutschen Diplomatie nicht so vieles Hin- und Herschreiben veranlaßt, als

die Etiquettefrage, welche die sächsischen und anhaltischen Herzoge durch ihre Selbsterhöhung zu Hoheiten erregte. Man hätte hiesiger Seits wenig dagegen, den Wunsch der kleinen Souveräne zu erfüllen und auf den Mittelweg, den ein halb officieller Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vorgeschlagen: die nicht mediatisirten von den mediatisirten Fürsten durch die Veränderung des „Altesse" in „Hautesse" zu scheiden, einzugehen, wenn nicht Preußen dagegen Einsprache thäte. Bin ich recht unterrichtet, so soll die Aeußerung Preußens dahin gegangen sein, man müsse, um das conservative Princip in Ehren zu halten, Deutschland den Beweis geben, daß man nicht blos nach unten gegen die Wünsche der Völker, sondern auch nach oben gegen die Wünsche der Fürsten die bisherigen Verhältnisse des deutschen Bundes streng conservire. Oesterreich, das keine Eroberung in Deutschland machen will, kann es in der That vollständig gleich sein, ob der Titel dieses und jenes Herzogs so oder so lautet; Preußen hingegen, das darauf denken muß, bei einer passenden Gelegenheit seinen Staat zu arrondiren, ist jede moralische Erhebung der kleineren deutschen Souveräne, und wäre sie auch eine blos titulare, sehr unwillkommen. Ich darf mich über diesen kitzlichen Punkt aus leicht erklärlichen Rücksichten nicht so aussprechen, wie ich wohl möchte; das Blinde-Kuh-Spiel zwischen den beiden hohen deutschen Cabineten, wovon das eine bemüht ist, durch allerlei Wendungen seinen eigentlichen Grund zu verstecken, und das andere sich den höflichen Anschein gibt, als läge ihm die Binde fest auf den Augen und als merke es nicht das Geringste; diese interessanten Actenstücke finden vielleicht einst einen Hormayr, der sie mit indiscreter Bosheit aus dem Dunkel zieht und sie als Lebensbilder aus dem deutschen Befreiungsfrieden zur großen Ergötzung der Freunde piquanter Lecture veröffentlicht. — In den höheren Adelskreisen erregt die Hoheitserklärung der erwähnten deutschen Herzoge noch mehr Debatten, als in der Diplomatie. Bekanntlich zählt der hiesige Hochadel viele Fürstenhäuser, die, wenn auch nicht durch Souveränität, doch durch den äußeren Titel „Durchlaucht" mit vielen souveränen Fürsten gleich stehen. Durch die Veränderung der Altesse in Hautesse würden diese fürstlichen Häuser um eine Stufe tiefer kommen, was ihnen um so schmerzlicher fallen muß, als von unten auf die Reihen des Adels immer durch neue lettres de noblesse vermehrt werden *). Das ist ein Schritt mehr zur Untergrabung des Adels-Instituts in der öffentlichen Meinung; von oben sagt der Stolz der Unmediatisirten sich von der Gemeinschaft des Titels los, von unten empfängt er die Gemeinschaft mercantilischer Glückspilze, Börsenspeculanten u. s. w.! —

*) Wir erachten es fur nöthig, hinzuzufügen, daß der verehrte Herr Einsender selbst dem Adel angehört. Die Red.

Digitized by Google

Ich nannte eben den Namen Hormayr. Der dritte Band seiner „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege", wiewohl er meist nur Actenstücke enthält, macht dennoch in allen hiesigen Kreisen so großes Aufsehen, wie die beiden ersten Bände. Die heftige Polemik gegen das ganze Haus Habsburg und das Lob, welches dem baierischen Königshause gezollt wird, ist zwar etwas plump und zeigt, daß Herr von Hormayr sich in München angenehm machen will. Allein, gerade, daß er sich dieses Mittels bedienen darf, ist charakteristisch, um so mehr, da Hormayr in baierischen Staatsdiensten steht und (was vielleicht Wenige wissen) die bedeutendsten Documente, die er in diesem Bande abdrucken ließ, im Original dem König Ludwig überreicht hat, damit man ihn nicht wieder des Unterschiebens unechter Urkunden anklagen könne. Daß gerade ein solches Buch in dem Momente erscheinen mußte, wo König Ludwig öffentlich im Theater den Erzherzog Karl umarmte und in Regensburg in die Walhalla unter obligater Begleitung selbstgedichteter Dichtungen führte — ist ein satyrischer Streich des Zufalls. Der Zufall war nie ein Diplomat; daß aber Herr von Hormayr, der auf diesen Titel Anspruch macht, gerade in demselben Augenblicke nach München kommt, ist hier Keinem entgangen. Auch noch ein anderer kleiner Umstand ist bemerkt worden. Die Augsburger Allgemeine Zeitung hat bald nach dem Erscheinen des erwähnten Buches einen lobenden Artikel über dasselbe gebracht, einen Auszug aus der Weser-Zeitung. (Die Weserzeitung erscheint in Bremen, wo Herr von Hormayr Ministerresident ist.) Gewiß, unsere loyale Freundin, die getreue Augsburger, hat alle Ursache und alle Lust, uns zu schonen; ein Buch, das der österreichischen Regierung mißliebig ist, wird gewiß von ihr ignorirt, oder in ihren Spalten die gründlichste (!) Widerlegung finden. Wie kommt es, daß sie gerade bei diesem Buche eine Ausnahme machte? Aus eigenem Antriebe hat sie es gewiß nicht gethan, wer war nun die einflußreiche Hand, welche diese Reclame in ihre Spalten brachte? —

Im Ganzen ist dem Hormayr'schen Buche nicht beizukommen, Actenstücke können nicht abgeläugnet werden. Leidenschaftlichkeit und wohlgefällige Selbstbespiegelung sind allerdings sehr in dem Buche vorherrschend. Allein in welchen Memoiren ist dies nicht der Fall? Die Wahrheit gewisser historischer Momente ist nur durch das Anhören verschiedener Stimmen zu erörtern möglich. Will man hiesiger Seits Eindrücke, wie das erwähnte Buch sie hervorbringt, schwächen, **so erlaube man andere Memoiren von Oesterreichern, die in jenen Zeiten wichtige Rollen gespielt haben, zu publiciren. Oesterreich hat genug lichte Momente und glänzende Charaktere und viele Papiere wichtiger Männer sind vorbereitet, die der Oeffentlichkeit entgegen sehen. Nur muß man nicht verlangen, daß derlei Papiere die Wahrheit da verschweigen sollen, wo sie herb**

Digitized by Google

ist. Nur die Chinesen malen Licht ohne Schatten; was bis jetzt Geschichtliches unter österreichischer Censur erschien, ist echt chinesisch.

IV.

Notizen.

Russisches Paradies. — Chinoiserie. — Ein interessantes Inserat. — Brieflich aus Stuttgart. — Dialogische Lehrmethode. — Neue Logik. — Judensturm. — Der verabschiedete Lanzenknecht.

— Das russische Paradies ist offenbar Sibirien. Denn will man den halb oder ganz officiellen russischen Autoren wie Gretsch, Tolstoi rc. glauben, so ist es ein Land, wo Milch und Honig fließt, und man muß sich nur wundern, daß Verbrecher in so elysische Gegenden verwiesen werden; andererseits ist dafür gesorgt, daß die Bewohner dieser Strafkolonien blos Glück und Zufriedenheit athmende Briefe (durch den Gouverneur) nach Hause schreiben. Klagen werden durch diese Seufzercensur unmöglich gemacht und, wenn man sie versucht, hart bestraft. Ein ehemaliger Schüler des Warschauer Lyceums, vor sechs Jahren wegen einer Knabenverschwörung exilirt, schrieb — wie die Deutsche Allgemeine berichtet — seinen Eltern, er befinde sich ganz wohl, habe sich an das Klima bald gewöhnt und wünsche blos seinen schwarzen Frack, um auf den Ball gehen zu können. Und dieses Schreiben, dessen verzweifelte Ironie mehr sagt, als alle umständlichen Details, läßt die sibirische Postcensur passiren. Daraus sieht man, daß es wirklich dumme Teufel gibt, und daß eine auf die Spitze getriebene Polizeipfiffigkeit zuletzt in die crasseste Bornirtheit umschlägt. Als ob diese Zwangslügen nicht mehr als unnütz wären, als ob sie nicht blos ein böses Gewissen verriethen! Wenn man von der Schuld des Verwiesenen überzeugt ist, wozu seine Lage mit rosenfarbenem Pinsel malen? Wer erwartet oder verlangt denn, daß ein Verbrecher an seinem Straforte sich glücklich fühlen soll? Das russische Volk nennt bekanntlich die Verbannten „Unglückliche"; deutet dies vielleicht auf eine allgemeine Ueberzeugung hin, daß nicht blos Verbrecher verwiesen werden? — In demselben Sinne sollen die aus Sibirien Erlösten nicht einmal ihren Eltern, Gatten oder Geschwistern das Mindeste über ihren Aufenthalt in der Strafkolonie zu erzählen wagen. Ist ihnen die Erinnerung so schrecklich, oder haben sie hochnothpeinliche Rücksichten zu beobachten?

— Gegenwärtig sitzt in der Berliner Stadtvogtei ein sehr gebildeter junger Mann mit acht bis zehn Sträflingen aus der untersten Volksklasse in einem Zimmer. Wenn der revidirende Kerkermeister die Thüre öffnet, muß er sich mit den Andern in Reihe und Glied stellen. Wie kommt das? Ist es ein Revolutionär, den man auf diese

Weise, praktisch, die Gleichheitsideen austreiben will? Nein, diese Behandlung schreibt sich einfach daher, daß er blos Schriftsteller, ein wegen Preßvergehen zu drei Monaten Gefängniß verurtheilter Schriftsteller ist. Er gehört keinem eximirten Stande an; er ist nicht mehr Student und hat keinen Mandarinenknopf. Ja, er hat nicht einmal einen Titel. Wenn er wenigstens Doctor hieße; ob er sich diesen Gradus errungen, oder in Jena erkauft hätte, das bliebe sich gleich. Man wüßte doch, wornach ihn zu taxiren. Aber so! Blos Schriftsteller! und wenn er einer wie Rousseau, oder wie Lessing wäre, es würde ihm Nichts helfen. Solche Rücksichten walten im Jahre 1844 im Staate der Intelligenz. Erinnert das nicht an den russischen Tschin?

— In einer unscheinbaren Ecke der Augsburger Allgemeinen Zeitung finden wir eines der interessantesten Inserate, das seit langer Zeit das Auge des Lesers reizte; eine wahre historische Zeitarabeske, eine Randglosse, wie sie kein Walesrode und kein Detmold erfindet. Sie lautet:

„Der Verfasser des Artikels „aus Bayern" über die Gustav-Adolphstiftung in Nro. 81. der Allgemeinen Zeitung wird hierdurch aufgefordert, zu erklären, wie er dazu gekommen, die Worte: „Die bornirte preußische Partei" mit Anführungszeichen, als aus dem denselben Gegenstand betreffenden Aufsatz im ersten Heft der von mir redigirten Zeitschrift für volksthümliches Recht entnommen, wiederzugeben, welche sich doch in dem „veröffentlichten" Abdruck dieses Aufsatzes nicht finden."

Halle. G. Eberty.

Das vielbesprochene Manifest der Augsburger Allgemeinen Zeitung gegen den Gustav-Adolphverein führte also aus Eberty's Zeitschrift gewisse Ausdrücke an, um die revolutionäre Tendenz des Gustav-Adolphvereins zu beweisen, welche Ausdrücke aber in Halle unter dem Rothstift gefallen waren. Welche zarte und geheime Fäden da Preußen und Baiern zu verknüpfen scheinen. Welchen Grund hat man noch, über confessionelle Zwietracht in Deutschland zu klagen, wenn man sieht, in welch intimer und sorgfältiger Correspondenz gewisse streng protestantische und streng ultramontane Hochwächter mit einander stehen und wie sie gemeinsam bauen am Hause des Herrn!?

— (Aus Stuttgart.) Ein geistreicher Mann in Stuttgart, an den wir uns um Correspondenzen für die Grenzboten gewendet haben, schreibt uns: Allerdings läßt sich Ihrem Wunsche gemäß so Manches über Stuttgart sagen; freilich nicht, ohne die spruchscheuen Hofdörfler aufzuschrecken. Das Theater lasse ich gern aus, denn das In-

teressanteste darüber wäre eine Schilderung, nicht seiner Leistungen, sondern seiner Hindernisse, die fast in Ihr Novellenheft gehörte und füglich nur geschrieben werden dürfte von einem Verstorbenen oder Abgereisten, was dasselbe ist. Es sind gerade keine besonderen diplomatischen Persönlichkeiten da, vielleicht ein Paar, die man als künftige Brunows und Medems signalisiren könnte. (Graf Buol Schauenstein, der sich hier viele Freunde erworben hat, verläßt uns.) Freilich verschlingen sich hier einige Knoten der österreichischen und preußischen Hegemonie; es ist ein Bohren im Stillen, dem man den Widerstand der Trägheit, des Nichtverstehens entgegenstellt; aber wenn man die Fäden kennt und den Zettel, wornach im Geheimen gesponnen und gewoben wird, so weiß man es dem hinkenden Teufel wenig Dank, der das Dach lüftet an dem Bau dieses Stilllebens — anders nicht über die Stellung des Kronprinzen, des Prinzenklubs, der standesherrlichen Partei, der oberschwäbischen politico-religiösen Roskolniks — alle diese behind doors klaffenden, zankenden, vor Wuth lispelnden Widersacher werden sich vereinigen in einen gemeinschaftlichen Schrei des Unwillens gegen den Verhaßten, der an ihnen zum Publicisten wird. Hat so ein Mensch nicht sonst Stoff genug, die Anlagen, den Rosenstein, den Besenbach, die Eisenbahnen, den Pferdemarkt — wie kann er sich vergreifen an respectablen Personen, das heißt an solchen, die sich entehrt glauben, wenn ihr Name anders vorkommt in einer Zeitung, als in einer allergnädigsten Beförderungsliste? Was öffentlich geworden, ist gemein — so meinen jene — gemein ist Alles, was, aus dem Kreise der Besonderheit gehoben, allgemeines Wissensgut geworden; kann man eine Neuigkeit im Munde führen, die Alle wissen können? Das wäre fast so arg, als sich am Sonntag putzen. Das ist der Zustand des Patienten, den ich behandeln soll

— Der bekannte sinnige Correspondent der Deutschen Allgemeinen aus Berlin entwickelte unlängst klar und scharf den Unterschied zwischen dem freien Vortrag auf den Universitäten und der von Herrn Eichhorn angeordneten neuen dialogischen Lehrmethode; jener setzt selbstdenkende Hörer, diese setzt Schüler voraus, jener ist ein wissenschaftlicher Unterricht, diese ist pädagogisch, erziehend. Außerdem hängt noch allerhand drum und dran. Ein ungeschickter Claqueur des geistlichen Ministeriums in der Deutschen Allgemeinen meint, mit einem gar komischen Stoßseufzer, hätte man diese probate Methode nur früher gehabt, dann würde es Hegel nicht so leicht geworden sein, die Welt über seine Tendenzen zu täuschen und die Regierung hätte sogleich gewußt, woran sie mit ihm sei. Bravo! Es kann sich hier nicht blos um philosophische Dunkelheiten handeln, sonst würde es dem Claqueur nicht entgehen, daß Schelling mit seiner mystischen Speculation, bei einer nicht blos vom Lehrer, sondern auch vom Zuhörer ausgehenden

Digitized by Google

(wirklich peripatetischen) dialogischen Reibung, eher in die Klemme geriethe, als der scharfe dialectische Hegel. Darum setzt man auch besonders bei den jüngeren Professoren und Privatdocenten einigen Widerwillen gegen die neue Methode voraus; denn es dürfte unter den dialogisirenden Hörern zuweilen eine ganz andere Wißbegier, als die studentische, die Ohren spitzen. — Die neue Methode wird von Oben als eine den Docenten und Studirenden freigestellte bezeichnet; doch sollen Jene, welche an den Repetitorien nicht Theil nehmen, weder Stipendien genießen, noch zum Examen zugelassen werden. Nach welcher Logik? —

— Man scheint überhaupt im Staate der Intelligenz damit umzugehen, nicht nur eine neue Lehrmethode, sondern auch eine neue christlich-germanische Logik einzuführen. Wir sprachen unlängst von den zahlreichen Studentenausweisungen in Preußen. Darunter ist ein komischer Fall. Ein Student, der aus Breslau gebürtig und in Königsberg, wo jetzt seine Eltern leben, erzogen ist, wurde aus Königsberg verwiesen und in Breslau nicht geduldet. Er darf auch in keiner anderen Universitätsstadt, so lange er conciliirt ist, verweilen und ist zum Vagabundiren angewiesen. Er wandte sich, mit Auseinandersetzung dieser Verhältnisse, an's Ministerium und erhielt den Bescheid: man werde ihm nicht eher eine Universität zu besuchen erlauben, bis er bewiesen habe, daß er sich auf der Universität gebührend zu verhalten wisse. — ! —

— Ein Paar interessante Episoden sind in der Umgegend von Paderborn vorgefallen. In Gesecke wurden nämlich die Wohnungen der Juden gestürmt und demolirt, weil ein Geistlicher einen religionslästerlichen Schmähbrief erhalten haben soll, der ohne Weiteres den Juden zugeschrieben wurde. In dem benachbarten Orte Störmede wurde dies schöne Beispiel nachgeahmt und dieselbe Tragikomödie aufgeführt. Die Juden leisteten natürlich keinen Widerstand, sondern flüchteten und verbargen sich, so daß wenigstens kein Menschenleben verloren ging. Man erzählt, ein Gensdarm habe zugesehen, und als Alles vorüber war, seien die Behörden erschienen, um das Schlachtfeld zu besehen und Vorbereitungen zu einer Untersuchung zu treffen.

— Vom „verabschiedeten Lanzknecht" (Fürst Schwarzenberg) erscheint wieder ein Band interessanter Memoiren, aus denen Villareal (in diesem Hefte) eine kleine Probe bildet.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Berlin und die unteren Volksklassen.

Man muß oft den harten Ausspruch hören, der Berliner Pöbel sei unter allen Pöbelsorten einer der entartetsten. Wenn dieser Ausspruch wirklich begründet sein sollte, so muß man fragen: Wie hat sich diese Verderbtheit in einer Stadt, die unter den europäischen Großstädten eine der jüngsten ist, so schnell und üppig herangebildet? Die frommen Quacksalber sind mit ihrer Universalursache gleich bei der Hand: Berlin hat zu wenig Religiosität! schreien sie. Es sind zu wenig Kirchen da, die Sonntagsfeier ist zu wenig streng. Mehr Frühgottesdienste, mehr Nachmittagspredigten, strengere Ehe- und Sittengesetze — mehr Einfluß der Geistlichkeit in das Familienleben und wie die wohlfeilen Anweisungen auf Jenseits alle heißen. — Diese heiligen Speculanten, die jetzt eine so laute Stimme führen, möchten in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert ein ähnliches Mittel gebrauchen, wie Law im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich: Mississippi-Actien möchten sie in Umlauf setzen, Anweisungen auf die Herrlichkeiten und Reichthümer einer anderen Welt, und das letzte Gut, das dem Armen noch übrig bleibt, das Bischen irdische Heiterkeit und Lust, das er nach der ermüdenden Tages- und Wochenarbeit noch besitzt, als Zahlung an sich reißen. Sie vergessen, diese heiligen Finanzminister des lieben Herrgotts, daß jenes unglückselige System von Law die Revolution beschleunigt, wo nicht gar herbeigeführt hat. Die Reaction bleibt nie aus bei überspannten Mitteln. Bußtage hat das Volk genug, Freudentage aber hat es wenig! Fasten ist ein gutes Mittel, den kranken Magen zu heilen, aber nur durch Nahrung erhält man den gesunden. Ihr, die Ihr so leicht mit der Kasteiung bei der Hand seid, habt Ihr denn auch für die Vergnügungen des Volkes gesorgt?

Was die Entartung der untersten Klassen in Berlin so schnell entwickelt, ist nicht der Mangel an geistlicher Erbauung, sondern der Mangel an weltlicher Unterhaltung sittlicher Art, nicht der Mangel an Kirchen mit zierlichen Schinkel'schen Säulen, sondern vor Allem der Mangel jener großen, erhabenen Kirche, die man grüne Natur nennt. Ein Wald, ein Berg, buschige Hügel, duftige Wiesen, blühende Felder, vom Duft des Frühlings belebt, erheben und versittlichen selbst den rohesten Menschen. Alle jene heftigen Emotionen, mit welchen die Erhabenheit der frischen Natur auch das stumpfeste Herz aufrüttelt, jene süßen Frühlingsschauer, jene wahren innerlichen Ostertage, wo mit dem Leibe auch die Seele ihre Auferstehung feiert, jene ahnungsreichen Sommerabende in duftgeschwängerter Luft, so reich an Tröstung und wohlthätiger Seelenerschütterung, die kennt der gemeine Mann in Berlin nicht. Der Reiche sucht sie auf durch Reisen, oder auf seinem Landgute, für den Armen geht Jahr für Jahr vorüber, ohne in sein Herz eine Blume zu pflanzen, ohne jene wohlthätige Gährung in seiner Seele zu erregen, die der Frühling jedem Andern bringt. Nur das Bockbier bezeichnet ihm die Ankunft des Lenzes, der wohlfeilere Schnapspreis das Nahen des Herbstes: — seine Sonntagsspaziergänge muß er in der Branntweinkneipe und im Bierkeller machen. So entzündet sich Rohheit an Rohheit und erbt sich fort in steigendem Maße. Das ist das Geheimniß der unverhältnißmäßigen Entartung der niederen Stände Berlins — nicht blos des Pöbels.

Ich fragte einen meiner Bekannten, den Stadtrath Jottrand in Brüssel, als er vor Kurzem von einem Ausfluge in die Rheingegenden zurückkam, wie es ihm in Preußen gefallen habe. — Vieles ist vortrefflich, — antwortete er — Manches bewunderswerth, aber fast Alles geschieht für den höheren und für den Mittelstand; das Volk ist ein Stiefkind in diesem Lande, es wird überall mit Grobheit behandelt, für seine Bequemlichkeit wird nicht die mindeste Sorge verwendet. Der Handelsstand, der Beamtenstand, der Gelehrtenstand sind mächtig und emancipirt — der gemeine Mann ist ein Paria.

Die Wahrheit dieses Urtheils braucht man nicht erst auf dem Lande, in den Provinzen zu suchen, man hat sie schon in der Hauptstadt unter den Augen der Centralregierung vor sich. Berlin ist eine prächtige Stadt mit wunderbaren Bauten, kostbaren Kunstsam m

gen, wohleingerichteten Gasthöfen, Conditoreien, Theatern, Musikgesellschaften, Akademien, Kunst- und Gelehrtenvereinen. Die Regierung zahlt große Summen für antike Dramen, gestiefelte Kater, Sommernachtsträume, Balletänzerinnen und Königsstädter Commissionsräthe. Die Frau wirkliche geheime Räthin fährt mit ihren Fräulein Töchtern auf die Kunstausstellung und ist wirklich sehr zufrieden. Sr. Hochwohlgeboren der Herr Professor und der Herr Justizpräsident finden die Antigone unübertrefflich, der Herr Major und der Herr Hofmaler sind entzückt über die erzene Reitergruppe. Den jungen Gesandtschaftssecretären hat das Pas de Deux der Demoiselles X. und Y. die genußreichsten Stunden verschafft; der Herr Braumeister und der Herr Parfümeriefabrikant finden das Spiel Beckmann's unvergleichlich; der Herr Assessor und der Herr Lieutenant streiten zwei Monate, ob Döring oder Seidelmann den Marinelli schlechter gespielt. — So ist für das Vergnügen eines Jeden! gesorgt. Der Staat hilft nach, wo die Fonds dieser Kunst- und Vergnügungsanstalten nicht ausreicheh, und der steuerbare Bürger hilft dem Staate, diese Zahlungen machen zu können. Aber unter diesen steuerbaren Bürgern gibt es zwei Drittel, denen die kühnste Amazonengruppe, die bestinstrumentirte Symphonie, die kleinsten Balletfüße, das wichtigste antike Costüme nicht das mindeste Vergnügen machen. Haben diese guten Leute nicht ein Recht, zu sagen: Meine Herren Gebildete, Wohlhabende, Hochgestellte, wir zahlen für Euere Vergnügungen, warum zahlt Ihr nicht für die unserigen? Wir müssen dieses sandige Berlin so gut und noch mehr bevölkern und erhalten helfen wie Ihr, warum habt Ihr nur für Euch gesorgt und nicht für uns?

Es gibt wenige Städte in Deutschland, ja überhaupt auf dem Continente, wo der Gegensatz zwischen Reich und Arm auf eine so unverschämte Weise zur Schau liegt, wie in Berlin; wo die Genüsse der höheren Stände mit frecherer Offenheit aus dem Seckel der niedrigeren bezahlt werden, als hier. Je höher die Kunst hier im Gegensatze zu der dürftigen Natur ausgebildet wird, um so schreiender ist die Grausamkeit, die gegen den Armen, gegen den Ungebildeten geübt wird. Wenn anderswo der raffinirte Genuß in Theatern, Concerten, Museen schwelgt, so kann er sich gegenüber der Mittellosigkeit wenigstens dadurch entschuldigen, daß er auf die öffentlichen Gärten und Spaziergänge hinweis't, die Zerstreuung und Erholung auch dem

Digitized by Google

Armen bieten. In Berlin jedoch zieht der bemittelte und gebildete Stand auf offener Straße einen Kreis um sich, in welchem er genießt und von dem doch der Proletarier ausgeschlossen ist, weil ihm die Genußfähigkeit fehlt.

Sogar auf das einzige Stück grüner Erde, über das Berlin gebietet, auf den Thiergarten, hat der wohlhabende Stand seine Privilegien ausgedehnt. Der monotone hügellose Busch, der diesen Namen führt, besitzt weder jene dichten Baumgruppen, noch jene freien Rasenplätze, welche den eigentlichen Reiz solcher Orte bilden und zum stillen, unbemerkten Genusse einladen. Seine mageren, dünnbäumigen Partien sind allenthalben von Alleen und Fahrwegen durchzogen, es ist eine lange, offene Promenade, wo der Unbemittelte seine schlechtere Kleidung, seine plebejische Haltung den Blicken der geputzten, parfümirten und hochnasigen Bildungswelt zur Musterung aussetzt. Dies ist kein Ort, wo der gemeine Mann sich behaglich fühlt. Die Genußplätze, wo man Erfrischungen erhält, sind so eingerichtet, daß nur der Bemittelte sich dort erholen kann. Das Volk, das heißt der größere Theil der Population, ist also selbst von dieser kleinen Oase ausgeschlossen, welche die Natur wie ein Almosen in diese Sandwüste geworfen hat.

Dafür zählt Berlin nach den neuesten officiellen Berichten ein Tausend sechshundert ein und fünfzig Läden, in welchen schnapsartige Getränke verkauft werden!!!

Ich will hier nicht auf Paris hinweisen, und wie dort für zweckmäßige Erholungen und Vergnügungen der unteren Volksklassen, auf den Boulevards, an den Barrieren und in den Champs-elysées gesorgt ist. Paris ist eine Ausnahmsstadt. Ueberdies — kann man einwenden — ist das Pariser Volk gefährlich und reißt das Pflaster auf, wenn man ihm nicht schön thut; das Berliner Volk aber polizeilich fromm, so durch und durch von den christlich-germanischen Ideen der Gensdarmerie durchdrungen, wozu sollen wir uns die Mühe geben, für seine Vergnügungen zu sorgen? — Aber an Wien könnte man sich doch ein Beispiel nehmen!

Man hat in Preußen oft genug über die abgedroschene Redensart von dem „väterlichen Gouvernement" Oesterreichs gespöttelt. Vergleicht man jedoch Alles dasjenige, was in Wien zur Lebenserheiterung des unteren Volkes geschieht, mit dem, was in Berlin nicht

geschieht, so muß man gestehen, daß der Proletarier in Wien weit mehr Ursache hat, an die Väterlichkeit seiner Regierung zu glauben, als sein unglücklicher Stiefbruder in Berlin. Wien hat eine stolzere und eingefleischtere Aristokratie als Berlin; aber der Tisch des öffentlichen Genusses ist nicht für sie allein gedeckt. Während die geputzten Cavalcaden und Equipagen im Prater hin galopiren, ist der gemeine Mann nicht verurtheilt, demüthig wie im Thiergarten zuzusehen, sondern er hat seinen Prater groß und breit gleichfalls bei der Hand, wo Polichinelltheater, improvisirte Comödien, lustige Sängerbanden und fröhliche Musikanten ihn nach seiner Art ergötzen, wo er Herr ist im weiten freien Raum, über Busch und Rasen. Wien hat zwei Volkstheater, wo Raimund's und Nestroy's geistreiche Spiele jenen Ständen Erholung bieten, die kein Verständniß für die raffinirten Genüsse der großen Oper und des Burgtheaters haben. Die gefürchtete Polizei legt ihre Schreckenslarve ab, wo es öffentliche Fröhlichkeit gilt, kein unzeitiger Pietismus und mißverstandene Sicherheitsideen verscheuchen die Geigenspieler, Bänkelsänger und improvisirenden Gaukler, die an allen Ecken ihr heiteres Gewerbe treiben. Ueberall ist für wohlfeile Speise und Trank gesorgt und Vieles beseitigt, was den Armen mit Neid und Galle gegen den Reichen erfüllen könnte. Allerdings liegt hier nicht blos Menschlichkeit, sondern auch Politik zu Grunde. Man sucht die Menge zu zerstreuen und äußerlich zu beschäftigen, man sucht ihr den Glauben an die glücklichen Zustände durch die Sinne einzuflößen. Aber diese Politik ist wenigstens eine menschliche. Auf die höheren Schichten der Gesellschaft mag sie entnervend wirken, indem sie den Geist von den ernsten Fragen des Tages abwendet, nach unten zu aber ist sie wohlthätig und sittlich. Im Ganzen ist das Wort „sinnliche Erschlaffung", das man sogleich bei der Hand hat, wenn man von Wien spricht, eine banale Redensart, mit der ein großer Mißbrauch getrieben wird. Sucht die Erschlaffung in dem mangelhaften Schulunterricht, in der Beschränkung der Universitäten, in dem gefesselten Geist der Oeffentlichkeit, in der Entartung des bürgerlichen Selbstbewußtseins — aber sucht sie nicht in der heiteren Lebenslust, klagt nicht gerade die einzige Freiheit an, um welche Wien zu beneiden ist. Fröhlicher Weltgenuß und frische Sinnlichkeit schließen das politische Bewußtsein nicht aus, wenn nicht andere Ursachen es untergraben. Paris bietet hundertfach mehr Zerstreu-

Digitized by Google

ung und üppige Sinnenlust als die Hauptstadt Oesterreichs. Ist die Liebe zur Freiheit, der Eifer für sociale Entwickelung, der Ernst der Wissenschaft darum erschlafft? Am Rheine, wo der fröhlichste, leichtblütigste Volksstamm Deutschlands unter Rebenlauben und Narrenspielen das Leben in vollen Zügen genießt, am Rheine ist die politische Regsamkeit am weitesten vorgeschritten in ganz Deutschland. Die Furcht vor sinnlicher Erschlaffung brauchte Berlin also nicht zu schrecken, dem Beispiele Wiens zu folgen. Der Schnapsladen und seine düsteren Freuden sind ein schlimmerer Feind, als alle sinnlichen Verführungen, denen das Volk in Paris und Wien ausgesetzt ist. Diesem Feinde gilt es entgegen zu arbeiten. Nachmittagspredigten und Mäßigkeitsvereine werden nur hier und da einige arme Seelen fischen. Die Masse wird nur das Eine aufgeben, wenn man ihr das Andere bietet. Bietet ihr dies Andere. Statt Millionen auf den Bau eines neuen Prachtdoms zu verwenden, laßt Rosen und Bäume herbeischleppen, Gärten und Erholungsplätze dem Volke zu verschaffen, das in Euere Kroll'schen Glanzsäle nicht eintreten kann. Mit dem theuren Sold müßiger Generalmusikdirectoren könntet Ihr ein Volkstheater bauen und unterstützen, in welchem der Gemeine für mäßige Auslagen seinen Feierabend in sittlicher Unterhaltung genießen könnte *). Einige Prachtbauten weniger, einige Volkshallen mehr. Besteuert den Champagner und entlastet das Bier. Sorgt etwas weniger für die Schönheit und etwas mehr für die Fröhlichkeit der Stadt. Jene genießt nur der Gebildete, diese kommt Allen zu Gute. Seid erfinderisch in tausend Mitteln. Der Schriftsteller kann sie nur andeuten: die Männer der Verwaltung müssen sie aufsuchen. Jenen treibt der Drang des Herzens: diese ruft die Pflicht!

J. Kuranda. —

*) Das Königsstädter Theater ist als Volksbühne nicht ausreichend; eines Theils ist es von der italienischen Oper zur Hälfte in Beschlag genommen, anderen Theils ist der Eintrittspreis für jenen Theil des Arbeiterstandes, den wir hier im Auge haben, viel zu hoch angesetzt.

Digitized by Google

Rahel Levin und ihre Gesellschaft.
(1801.)

Aus den Papieren des Grafen **** †).

I.

Brinkmann, Rahel, Gräfin Einsiedel, Ludwig Robert. — Schlegel's Lucinde, „Bekenntnisse eines Ungeschickten." — Madame Unzelmann und eine Tölpelei. — Gualtieri. — Kritik und Kunst. — Herr von Schack. — Eine Spielgeschichte; eine Liebesgeschichte. — Ludwig Robert's Spitzverse. — Xenienfrage.

Gustav von Brinkmann, dem ich von Paris her empfohlen war, sorgte seit den wenigen Tagen, daß ich in Berlin lebte, bestens für meine Unterhaltung, und für den nächsten Abend, wo die Schiller'sche Maria Stuart angekündigt war, hatte er mich in das Theater zu führen versprochen.

Als wir uns dort einfanden, hörten wir, das Stück sei verändert, Madame Unzelmann spiele nicht, und auf diese nur, für welche Brinkmann in starken Flammen stand, hatten wir es abgesehen. Ich verhehlte meinen Verdruß nicht und wollte nun gar nicht in's Theater.

Brinkmann sah meinen Mißmuth, und einer guten Eingebung folgend, rief er plötzlich aus: Wissen Sie was? Statt des Theaters sollen Sie heute die beste Gesellschaft kennen lernen, die beste in Berlin, und da können Sie nur getrost Ihren Maßstab von Paris und Wien anlegen, wir scheuen ihn nicht!

— Mir ganz recht! erwiederte ich, ich kann mir gern gefallen lassen, daß nach so vielem Guten, was hinter mir liegt, das Beste doch eben jetzt noch vor mir sei. Wo wollen Sie mich hinführen?

— Zu Mademoiselle Levin, Rahel Levin.

†) Der Aufsatz stammt aus Oesterreich, und wie wir zu vermuthen Ursache haben, bedeuten die vier Sternchen: Graf Hugo Salm. Die Red.

— Ist es dieselbe, der ich Grüße von Frau von Vandeul auszurichten habe?

— Dieselbe. Ich habe ihr schon gesagt, daß ich Sie bringen werde. Es kann heute so gut geschehen, wie ein andermal.

Frau von Vandeul hatte mir von ihrer Freundin nur im Allgemeinen gesprochen. Auch konnte eine Französin von einer Deutschen nicht wohl das Eigenthümlichste auffassen und sagen, selbst wenn die Französin, wie Frau von Vandeul, eine Tochter Diderot's war. Ich fragte daher, wer und wie diese Person eigentlich sei?

— Sie ist, erwiederte Brinkmann, ein selbständiges Mädchen von außerordentlichem Geist, klug wie die Sonne und dabei herzensgut, durchaus eigenthümlich; Alles versteht, Alles empfindet sie, und was sie sagt, ist in amüsanter Paradoxie oft so treffend wahr und tief, daß man es sich noch nach Jahren wiederholt und darüber nachdenken und erstaunen muß. Die geistreichste und vornehmste Gesellschaft versammelt sich bei ihr, aber ganz ohne Prunk und Ostentation, ja, ich möchte sagen, ohne Unterschied und Auswahl, ganz nach dem natürlichen Zuge der äußeren Anlässe und der inneren Convenienz. Sie ist wohlhabend, lebt sehr unabhängig bei ihrer Mutter, die für reich gilt; sie macht keinen Aufwand, die Bewirthung ist es nicht, um deren willen man hingeht, alles Aeußere ist höchst einfach, aber um so behaglicher und in dieser Art doch wieder reichlich und auserlesen.

Wir hatten in die Jägerstraße eingelenkt, und nach wenigen Schritten standen wir vor dem Hause. Wir wurden gemeldet und angenommen, durch einen Saal in ein anstoßendes Eckzimmer geführt, und Brinkmann stellte mich der Dame des Hauses und bald auch einigen anderen Personen vor, die wir bei ihr fanden.

Demoiselle Levin war weder groß noch schön, aber fein und zart gebildet, von angenehmem Ausdruck; ein Zug von überstandenen Leiden — sie war in der That noch nicht lange von einer Krankheit genesen — gab diesem Ausdruck etwas Tiefrührendes; doch ließ ihr reiner und frischer Teint, zusammenstimmend mit ihren dunklen und lebhaften Augen, die gesunde Kraft nicht verkennen, welche in dem ganzen Wesen vorherrschte. Aus diesen Augen fiel ein Blick auf mich; ein Blick, der bis in mein Innerstes drang, und dem ich kein schlechtes Gewissen hätte bieten mögen. Aber ich schien ihr da-

bei kaum ein Gegenstand näheren Interesses; es war dieser Blick nur wie eine vorüberstreifende Frage, die gar nicht ausführliche, sondern nur ungefähre Antwort wollte, und mit der rasch ergriffenen ganz befriedigt schien.

Ich brachte meine Begrüßungen an, und bei dem Namen Vandeul erheiterte sich das ganze Gesicht. Ich mußte in der Eile hersagen, was ich Alles wußte. Demoiselle Levin schien außerordentlich von der guten Frau eingenommen und sagte mit wenigen Worten so viel Gutes und Bezeichnendes von ihr, daß ich selber anfing, sie unter ganz neuem Gesichtspunkte zu sehen, und sonderbar genug, sie erst jetzt recht kennen lernte, da ich hundert fünfzig Meilen von ihr entfernt war. Ich beklagte mich gegen Demoiselle Levin, daß ich sie selber, da sie ja auch vor nicht langer Zeit in Paris gewesen, nicht schon dort gesehen habe, welches doch leicht wäre möglich gewesen, sowohl bei Frau von Vandeul, als auch bei Frau von Humboldt, wo ich ebenfalls zuweilen hingekommen. Sie meinte, wir wollten das jezzige verspätete Begegnen um so besser pflegen, und ihre Worte waren so gütig, daß ich mich gleich aller Verlegenheit enthoben fühlte und ihr lebhaft ausdrückte, wie ich kühn genug wäre, zwischen ihr und mir viel Uebereinstimmendes vorauszusetzen.

Sie sprach darauf Einiges mit Brinkmann, wobei ich nicht zuhörte, sondern mir unterdessen die anderen Personen näher ansah.

Neben der Wirthin auf dem Sopha saß eine Dame von großer Schönheit, eine Gräfin Einsiedel, wie ich nachher hörte. Sie schwieg und schien wenig Antheil an dem zu nehmen, was ihr ein Herr vorsagte, den man Abbé nannte, und dessen Gesicht und Stimme mir gleich den anmaßlichen Pedanten zu erkennen gaben. Rückwärts abgewendet, sprach Friedrich Schlegel mit dem Bruder von Rahel, dessen Dichtername Ludwig Robert späterhin auch sein bürgerlicher wurde. Beide Herren waren mir schon bekannt; Schlegel hatte ich mit seinem Freund und Lobredner Schleiermacher am Tage zuvor bei Madame Veit gesehen; daß er seinen Roman Lucinde auch „Bekenntnisse eines Ungeschickten" benannt, war mir gleich ganz charakteristisch für ihn, denn ungeschickt im höchsten Grade erschien er mir selbst und sein Roman. Mit Ludwig Robert aber hatte ich Bekanntschaft bei Madame Fleck gemacht, einer schönen und ungemein reizenden Frau, die den Dichter nicht wenig bezaubert zu haben schien;

er war sehr erfreut über einige neue Chansons und kleine Theaterstücke, die ich von Paris mitgebracht hatte, und er hoffte einige der letzteren für die deutsche Bühne zu bearbeiten.

Schlegel und Robert machten sich lustig über den Abbé, wie ihre Mienen deutlich zeigten, und suchten durch verständigende Winke auch mich in den Scherz hineinzuziehen. Eben hatte aber die Wirthin ihre Augen dorthin gewandt und drückte mit ernstem Blicke ihre Mißbilligung aus, als die Thüre aufging und eine rasche allerliebste Dame hereinstürmte, die mit heiterem Lachen auf Demoiselle Levin zudrang und neben ihr auf einen Lehnstuhl sich mehr hinfallen ließ als setzte. Alle begrüßten sie mit Jubel.

— Aber was ist das? hob Demoiselle Levin an, ist denn nicht heute Maria Stuart? und ich denke, Sie sind . . . .

— Ja, denken Sie nur! versetzte die reizende, muntere Frau, Mortimer ist krank, und da schiebt Iffland geschwind ein anderes Stück vor, worin ich Nichts zu thun habe; ich mache mir das zu Nutze und komme zu Ihnen, und wenn Sie mich wollen, bleibe ich den ganzen Abend.

— Prächtig! rief Demoiselle Levin, und wie treffen Sie es! Gleich zwei Ihrer Anbeter finden Sie hier, Schlegel und meinen Bruder . . .

Es ist die Unzelmann! hatte mir Brinkmann zugeflüstert. Sie war vor nicht langer Zeit von Weimar zurückgekehrt, wo sie großes Glück gemacht und Goethe oft gesprochen hatte, von dem sie so bezaubert war, daß sie dessen Iphigenia nun trotz Iffland's heimlicher Abneigung mit Gewalt als ihre Beneficevorstellung auf's Theater bringen wollte. Brinkmann war zu ungeduldig, mir weitere Erklärungen zu geben, und nahm einen vollen Anlauf, sich als den wahren Anbeter der Dame zu bezeigen, als Schlegel unerwartet ihm vortrat und sich gegen sie entschuldigte, etwas feierlich und verlegen, aber dennoch kühn, es sei eigentlich sein Bruder August Wilhelm, der ein Anbeter von ihr heißen könne, und der sie als das Feenkind besungen habe. Mir wurde ganz warm, eine solche deutsche Tölpelei war mir noch nicht vorgekommen. Aber die muntere Frau erwiederte lachend: Ich weiß es recht gut und unterscheide die ungleichen Brüder sehr wohl! Doch wenn ich von Ihnen, lieber Schlegel, nicht mehr fordere, als von Ihrem Bruder, so können Sie in Gottes

Namen einen kurzen Abend ohne Gefahr seine Rolle übernehmen! Aber, liebe Kleine, fuhr sie fort, wo haben Sie denn heute Ihre Klugheit, daß Sie mich auf solche Leute verweisen? Denn sehen Sie nur, auch Ihr Bruder will sich schon entschuldigen! Nicht nöthig, nicht nöthig, lieber Robert, ich weiß, daß Sie für eine Louise brennen, — da wird Ihnen schon werden, was Sie verdienen; nehmen Sie sich nur in Acht, daß, wenn das Feuer aus Mangel an Nahrung plötzlich erlischt, Sie nicht rathlos im Dunkeln stehen!

Brinkmann glaubte nun Raum für sich gewonnen zu haben und suchte ihn eifrigst auszufüllen. Er richtete seine Worte bald an Demoiselle Levin, bald an Madame Unzelmann, bald an beide zugleich. Er sprach mit seltener Fertigkeit, flocht Ernst und Scherz durcheinander, witzelte mit guter Laune; nur dünkte mir Alles, was er sagte, etwas zu redselig, er schien es selbst zu fühlen und wurde nur immer redseliger. Demoiselle Levin schien resignirt, ihn anzuhören, ich hörte ebenfalls zu, während Madame Unzelmann mit Schlegel nebenan ein halblautes Gespräch führte.

Ludwig Robert näherte sich und machte seiner Schwester leise Vorwürfe, daß der Abbé, der unleidliche Mensch, wieder da sei. Du bist einzig! sagte sie mit rascher Aufwallung, als wenn er meine Liebhaberei wäre! Will ich nicht verzweifeln, wenn er eintritt? Weine ich nicht, wenn er ewig dableibt? Hast Du vergessen, wie ich zittere, wenn man ihn nur nennt? Aber was soll ich machen? Wegweisen kann ich ihn nicht und auch soll ihn bei mir Niemand mißhandeln und verspotten, so wenig wie den Baron, der auch meiner ganzen Bekanntschaft verhaßt, mir selbst ein Gräuel ist und doch ewig kommt.

Warum rufst Du ihn aber auch? sagte Robert lachend, indem er nach der Thüre zeigte; und es trat wirklich in dem Augenblicke ein Herr herein, dessen Ordensstern auf einen höheren Rang deutete; ihm folgten unmittelbar zwei Offiziere, die ich als Herrn von Schack und Herrn von Gualtieri begrüßen hörte. Der besternte Baron setzte die Wirthin offenbar in üble Laune, sie blickte die Gräfin neben ihr mit tragischen Blicken an; was sagen Sie zu dem Unglück? lag deutlich darin. Doch faßte sie sich gleich und sprach mit dem Unwillkommenen ohne Widrigkeit, noch Gleißnerei, ganz einfach und gut.

Digitized by Google

Die Gesellschaft aber war in Bewegung gerathen, Brinkmann von seinem Platze verdrängt, und von demselben aus machte nun der Major von Gualtieri die Unterhaltung der Damen. In dieser seiner Verstoßung gesellte sich Brinkmann wieder zu mir, zog mich zum Fenster und wollte mir über die zuletzt Gekommenen nähere Auskunft geben.

— Vor Gualtieri, sagte er, nehmen Sie sich in Acht, er ist streitsüchtig und rechthaberisch, und in seinen Launen gar nicht zu berechnen. Die kleine Levin macht ein großes Wesen von seinem originellen Geiste, von seinem eigenthümlichen Verstande, ich aber muß bekennen, daß ich sie darin nicht begreife; mir gelingt es nicht, mehr in ihm zu sehen, als einen ungeschulten Sophisten, der sich mit den Leuten Alles erlaubt, was ihm einfällt. Ein ganz anderer Mann ist der Major von Schack, man weiß, wie man mit ihm dran ist und kann sich auf ihn verlassen. Sehen Sie auch nur die prächtige Gestalt, dieses ruhige und entschlossene und dabei moquante Aussehen! Er ist ein tapferer Offizier und vollkommener Edelmann, alle Tugenden und Untugenden dieser doppelten Bezeichnung sind in ihm vereint. Gelernt hat er Nichts, er spricht nicht einmal richtig deutsch, doch wer spricht das in Berlin? Aber dafür hat er die reichste Dosis Mutterwitz.

Hier unterbrach uns Schlegel, indem er sich beklagte, die Unzelmann habe von Kunst doch keinen Begriff. Ich bin, sagte er, mit meinen Bemerkungen über ihre bedeutendsten Rollen ganz bei ihr durchgefallen, sie hat mich gar nicht verstanden, hat mir die dümmsten Antworten gegeben, sie ist von keiner ihrer Rollen auch nur die kleinste Rechenschaft abzulegen fähig. Dies Letzte hatte Schack im zufälligen Annahen noch eben aufgeschnappt und antwortete sogleich: Ihr Herren Kritiker wollt auch zuviel! Die Unzelmann weiß Alles auf ihre Art, sie spielt's und bringt's auch leibhaftig vor Augen, und Ihr selbst bewundert sie darin; warum soll sie dasselbe nun auch auf Euere Art geben? Von der himmlischen Frau zu fordern, daß sie — pfui! — raisonniren soll, wie Ihr, ist gerade so, wie von Euch zu verlangen, daß Ihr spielen sollt, wie sie, — ei, das wäre aber nicht pfui, sondern schön!

— Brav, brav, lieber Schack! rief eine Stimme hinter ihm; es war Demoiselle Levin, die aufgestanden und von unserem lebhaft

heimlichen Reden herangezogen worden war. Schack, wie ein Ertappter, war einen Augenblick verlegen, aber nur einen Augenblick, und fragte dann munter: Hab' ich's gut vorgetragen, kluge Kleine? Nun, ich hatte nicht weit dran zu schleppen, denn, meine Herren, was ich eben gesagt, hatte ich den Augenblick vorher von dieser klugen Kleinen gehört, und da wollte ich gleich sehen, wie brauchbar es wäre, und ob Sie was dagegen sagen könnten! Unter launigen Scherzworten ging das Gespräch mit Schack weiter, wandte sich aber von Schlegel und mir ab und wir blieben beide am Fenster allein.

Mir gefiel die Fassung des Mannes in der kleinen Beschämung, und ich theilte meine Bemerkungen darüber Schlegeln mit. O, er hat noch ganz andere Fassung, rief dieser, und davon werden große Dinge erzählt. Was sagen Sie zum Beispiel von diesem Stück? Man gewinnt von einem Kameraden im Spiel eine große Summe; er bezahlt, ist aber ruinirt und schießt sich todt. Das Geld hat man am Morgen empfangen, die Nachricht vom Erschießen kommt am Abend, wie man wieder beim hohen Spiel sitzt und wieder große Summen gewinnt; man hört die Schreckensbotschaft, spricht ein bedauerndes „So? hat er sich erschossen?" aus, aber ohne eine Miene weiter zu verziehen, und bemerkt gleichgültig, wie viel Stiche man voraus habe, mit Eifer den neuen Gewinn verfolgend, unbekümmert, ob auch vielleicht diesem ein schreckliches Ereigniß ankleben werde. So war Schack, als Riedesel sich erschossen hatte. Sie mögen die ganze Geschichte abscheulich finden, ich will sie auch nicht vertheidigen, aber das müssen Sie gestehen, diese Fassung setzt eine Seelenstärke voraus, die in anderer Richtung die größten Heldenthaten gebären kann. Nun hören Sie aber gleich eine hübschere Geschichte. Eine Hofdame der Prinzessin Heinrich konnte eine Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, nicht verbergen; zuletzt hatte Schack, und offenbar genug, ihre Gunst gehabt. Die Prinzessin ließ also den Schuldigen rufen und hielt ihm sein Vergehen vor, wobei die Worte Verführung, Unschuld und dergleichen nicht gespart wurden. Nachdem sie ihn genug gescholten und er immer schwieg, glaubte sie ihn erschüttert und fragte mit gebieterischer Art, was er denn jetzt **thun** werde? Schack, den die Beredsamkeit der Prinzessin wenig gekümmert hatte, fühlte das Gewicht dieser Schlußfrage und erwiederte kurz, doch ehrerbietigst, er wolle fürerst noch warten, um zu sehen, was

Digitized by Google

denn die Anderen thun würden. Die Prinzessin wurde roth bis in die Augen vor Zorn, brach die Unterredung ab und ließ den Schalk seiner Wege gehen. Ich mußte die kaustische Energie dieser Geistesgegenwart anerkennen, jedoch abermals bedauern, daß so schöne Gaben sich im üblen Stoffe verschwendeten.

Unterdessen hatte sich die Gesellschaft durch einige Frauenzimmer vermehrt, mit denen auch Brinkmann sich gleich zu thun machte. Sie gehörten zum Hause; die eine nahm sich des Theemachens an, der anderen wurde ich vorgestellt, sie war die Schwägerin der Demoiselle Levin, mit der sie übrigens keine Geistesverwandtschaft zeigte. Um so mehr fiel mir die liebevolle und sorgsame Art auf, mit der diese sie behandelte, in das Gespräch zog und ihre unbedeutenden Aeußerungen geltend machte. Brinkmann, der wieder zu mir getreten war, sagte mir, das sei kein Wunder, seine vortreffliche Freundin habe so viel Geist, daß sie dessen von Niemanden verlange und mit anderen guten Eigenschaften zufrieden sei. Zudem aber hege sie die stärkste und zärtlichste Zuneigung für ihre ganze Familie, darin sei sie die echte Orientalin, für die Mutter, die in der That eine äußerst gute und würdige Frau sei, für die Geschwister; besonders aber liebe sie leidenschaftlich zwei kleine Nichten, Töchter dieser Schwägerin.

Er schilderte mir in wenigen Worten die Brüder; der jüngste war in der weiten Welt, von den beiden anwesenden war mir der ältere als Kaufmann angegeben worden, er benahm sich zurückhaltend und abgemessen, gefiel mir aber nicht; der jüngere hingegen, Ludwig Robert, zeigte ein bequemes Dasein, eine lässige Gleichgiltigkeit, die gesellschaftlich einen angenehmen Eindruck machte; seine Physiognomie war bedeutend, der scharfe Denker und Beobachter blickte selbst aus der Lässigkeit hervor. Beide Brüder machten zu der herzlichen Wärme und edlen Freiheit der Schwester ein um so stärkeres Gegenbild, als ihr besonders für diese Brüder eine stets thätige und beinahe zärtliche Sorge immer anzumerken war.

Das Gespräch wurde sehr lebhaft und wogte, zwischen den Personen wechselnd, über die mannigfachsten Gegenstände hin. Ich wäre nicht fähig, die raschen Wendungen und den verschiedenartigen Inhalt hier wiederzugeben und wage den Versuch nicht. Man sprach vom Theater, von Fleck, dessen Krankheit und wahrscheinlich nahen

Digitized by Google

Tod man allgemein beklagte, von Righini, dessen Opern damals den größten Beifall hatten, von Gesellschaftssachen, von den Vorlesungen August Wilhelm Schlegel's, denen auch Damen beiwohnten. Die kühnsten Ideen, die schärfsten Gedanken, der sinnreichste Witz, die launigsten Spiele der Einbildungskraft wurden hier an dem einfachen Faden zufälliger und gewöhnlicher Anlässe aufgereiht. Denn die äußere Gestalt der Unterhaltung war, wie in jeder anderen Gesellschaft, ohne Zwang und Absicht, Alles knüpfte sich natürlich an das Interesse des Augenblicks, der Person, des Namens, deren gerade gedacht wurde. Vieles, was in Anspielungen bestand und irgend eine Kenntniß voraussetzte, entging mir ganz, Anderes wenigstens theilweise. Doch wenn Friedrich Schlegel seine Meinung sagte, zwar mühsam und unbeholfen, aber auch tief und gediegen, in der eigenthümlichsten Werkstätte geschmiedet, so fühlte man gleich, daß hier kein leichtes Metall ausgegeben werde, sondern ein schweres und kostbares; wenn Schack, leicht erzählend, manche Personen, die durch Rang und Weltstellung bedeutend waren, in pikanter Weise schilderte, wenn er kleine Bemerkungen geschickt einschob, so waren die Vertrautheit und Uebersicht unverkennbar, mit denen er eine unendliche Erfahrung großweltlichen Lebens spielend behandelte. Die Heiterkeit und Laune der Madame Unzelmann wirkten unaufhörlich belebend ein. Ludwig Robert und Brinkmann erwiesen sich als echte Gesellschaftskinder. Alle waren auf natürliche Weise thätig, und doch Keiner aufdringlich, man schien eben so gern zu hören, als zu sprechen. Am merkwürdigsten war Demoiselle Levin selbst. Mit welcher Freiheit und Grazie wußte sie um sich her anzuregen, zu erhellen, zu erwärmen. Man vermochte ihrer Munterkeit nicht zu widerstehen. Und was sagte sie Alles? Ich fühlte mich wie im Wirbel herumgedreht, und konnte nicht mehr unterscheiden, was in ihren wunderbaren, unerwarteten Aeußerungen Witz, Tiefsinn, Gutdenken, Genie oder Sonderbarkeit und Grille war. Kolossale Sprüche hörte ich von ihr, wahre Inspirationen, oft in wenig Worten, die wie Blitze durch die Luft fuhren und das innerste Herz trafen. Ueber Goethe sprach sie Worte der Bewunderung, die Alles übertrafen, was ich je gehört hatte.

Ludwig Robert wurde aufgefordert, seine neuesten Gedichte mitzutheilen. Er ließ sich nicht lange bitten und las ein Paar Elegien

Digitized by Google

mit vielem Ausdruck vor. Sie ahmten den Ton der Goethe'schen sehr glücklich nach, hatten aber ihren eigenen Inhalt. Nur Friedrich Schlegel verzog die Miene und stimmte nicht in den Beifall ein. Auch Demoiselle Levin selbst, trotz des augenscheinlichen Eifers, den Bruder zu begünstigen, litt etwas bei dieser Vorlesung und verbarg zuletzt ihre Ungeduld nicht. Ich erlaubte mir, sie über die Richtigkeit meiner Wahrnehmung heimlich zu befragen. Sie sah mir ehrlich und gerade in's Gesicht und sagte lebhaft: Sie haben recht gesehen; es ist mein Tod, mir vorlesen zu lassen; ich habe es nie geliebt, aber oft kann ich's besser aushalten.

Durch Vermehrung des Besuchs — zwei Spanier, Graf Casa-Valencia und Chevalier d'Urquijo, beide Diplomaten, waren gekommen, — ließ der Vorleser sich nicht irren. Aber nach Beendigung eines Gedichts, welches vielleicht nicht allgemein verständlich gewesen, verlangte Madame Unzelmann, der Dichter solle doch Komisches und Witziges mittheilen, dessen er ja den größten Vorrath habe. Der lieblichen Frau war nicht zu widerstehen, ihrem anmuthigen Gesuche aber trat Gualtieri mit der ungestümsten Forderung bei. Ich weiß es ja, liebster Robert, rief er aus, Sie haben auf uns Alle wunderschöne Spitzverse gemacht, auch auf mich ganz allerliebste, thun Sie mir den Gefallen und lesen Sie die vor, ich will sie hören, ich kann Alles hören, nur ohne Scheu heraus damit!

Robert las im Stillen für sich einige Blätter, lachte und entschuldigte sich, es ginge doch nicht. Nur um so heftiger drang man in ihn; Alle betheuerten, sie wollten Nichts übel nehmen. Schon wollte er lesen, da verbat es seine Schwester; sie wolle dergleichen nicht leiden, sagte sie, es sei ein schlechter Spaß und es verletze insgeheim doch Jeden, sich in seiner Eigenheit verspottet zu sehen, Niemand dürfe das fordern, Niemand es gewähren. Aber Nichts half. Die erregte Tadellust wollte ihre Beute. So wurde denn Einiges gelesen, was großen Beifall erwarb; Schack, die Unzelmann, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt kamen ganz leidlich weg, einige andere Personen weit schlechter. Das Hauptverdienst dieser Verse war, außer der treffenden Charakteristik, die artige Künstelei, daß die Anfangsbuchstaben der Zeilen jedesmal den Namen bildeten. Gualtieri bestand darauf, sein Akrostichon zu hören. — Nur Geduld, versetzte

Robert, Sie sollen befriedigt werden und sogar doppelt, denn Ihren Namen habe ich zweimal akrostichirt. Hören Sie denn:

„Glatt, doch unwahr nie, und säß' er an fürstlicher Tafel;
Unrecht scheuend, behauptet er oftmals dennoch das größte,
Arglos, kühn und geschickt, bethört im eigenen Scharfsinn;
Listig weicht er sich aus, doch stark auch faßt er sich wieder.
Trau' ihm in seinem Gemach, hier darfst Du, darf er sich trauen,
In der Gesellschaft ist Krieg, und dann er Soldat und Gesandter.
Einigen wird er sich nur mit dem, der immer ihm beistimmt;
Redend herrschet er dann; doch läßt er auch kindlich sich leiten,—
Ja so lebt er, ein Räthsel, gehaßt und geliebt und gefürchtet!"

Die Bezeichnungen müssen treffend gewesen sein, denn die einzelnen Zeilen und Worte empfingen den größten Beifall; nur Gualtieri stand unbewegt, als wenn er gar nicht wüßte, von wem die Rede sei. Als die Anderen aber ihn anriefen und scherzend um sein Urtheil baten, fuhr er aus dem stummen Nachdenken auf. Das verstehe ich nicht! rief er. Lesen Sie doch das zweite, vielleicht ist das deutlicher! — Schärfer gewiß, erwiederte Robert und las:

„Glaube, Dir glaubt er Nichts, doch glaubt er Alles sich selber;
Undankbar stets denkt er, er danke nur Alles sich selber.
Alles scheint er zu lieben und liebt nur den Schein und sich selber.
Laut im Streit und nicht lauter, so schreit er und hört nur sich selber.
Tiefes Gefühl bleibt tief ihm verborgen, er fühlt nur sich selber.
In Verlegenheit bringst Du ihn nie, doch oft er sich selber.
Ehre ist ihm das Erste, drum ehrt er auch ehrlich sich selber,
Reizbar ist er und reizend und reizt auch öfters sich selber,
Jahrlang könnt ihr ihn tadeln, es hilft Nichts, er tadelt sich selber."

Der gesellschaftliche Applaus wird oft durch Kleinigkeiten unmäßig; ich sah es hier. Komisch und spannend war nur Gualtieri's Gegenwart. Er fühlte sich mehr geschmeichelt, als beleidigt, mehrmals hatte er gelächelt, mehrmals sein „Gut gesagt!" dazwischen geworfen. Als aber das Stück zu Ende war, wurde er doch wieder nachdenklich und rief wie verwundert: Aber Sie machen mich ja ganz zum Egoisten! Dann nahm er den Dichter langsam unter dem

Arme, zog ihn bei Seite und sagte: Hören Sie mal, lieber Robert, was denken Sie sich denn unter einem Egoisten? Ich hoffe doch nicht gar zu Schlechtes? Und wenn ich nun ein Egoist bin, was ist damit gesagt? Nein, das müssen Sie mir genauer auseinandersetzen, darüber müssen wir umständlich reden; denn sehen Sie, wenn ich mich selber fühle und kenne und ehre, so heißt das doch noch nicht — und somit führte er ihn in das Nebenzimmer, sich in Prosa nochmals vortragen zu lassen, was er in Versen schon zur Genüge sollte vernommen haben. Der will aus dem Regen unter die Traufe, sagte Demoiselle Levin, und „Gutnacht!" rief sie den Abgehenden noch freundlich nach; wirklich kamen sie nicht wieder zum Vorschein.

Demoiselle Levin erklärte sich ernstlich gegen solche geist- und kunstreiche Spiele, wie überhaupt gegen alle persönliche Satyre, Parodie und Travestie, als gegen einen Mißbrauch der Dichtkunst; Alles dies, meinte sie, trage etwas Böses in sich, das zuletzt nur gemeiner Schadenfreude diene; einen großen Unwillen und Zorn, eine heftige Bitterkeit, ein tief einschneidendes Charakterisiren aus Einsicht und zur Einsicht, das Alles begreife und respectire sie, wo ein innerer Drang es durchaus gebiete, oder wenn wirklich anmuthige und unbezwingliche Laune das Gehässige wieder aufhebe.

Schlegel, der sich solcher Vergehen gegen Schiller schuldig wußte, stellte die Xenien als Einwand auf; allein die rasche Gegnerin versetzte: Das Beispiel spricht gerade für mich, wenn Sie die anführen, stehen Sie schon auf meiner Seite. Denn wo ist wohl der Zorn gerechter, der Unwillen edler, der Witz lebendiger, als eben in den Xenien? Ueberdies sind Goethe und Schiller — nun ja Goethe und Schiller!

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Die Kunst und ihr Verfall. — Gräfin Hahn. — Modestus' Tantième.

Im Mai.

Wie ich erfuhr, hat einer Ihrer Wiener Correspondenten bereits das traurige Amt übernommen, die diesjährige Kunstausstellung zu besprechen, und ich neide ihm diese herkulische Säuberung nicht. Weiterer Bemerkungen will ich mich gern begeben, nur die eine Frage kann ich nicht unterdrücken: wie ist es möglich, daß die Kunst bei uns in solchen Verfall gerathen konnte? Die Maler haben hierauf immer die bequeme Antwort bereit: weil keine Bestellungen gemacht werden, an denen wir unsere Kräfte üben könnten. Das ist wohl leider Thatsache, aber darum noch immer keine Rechtfertigung für die Künstler, sondern nur eine Ausflucht für ihre Ohnmacht. Um Großartiges hervorzubringen, bedarf das Talent nicht erst der Anregung von Außen; um sich selbst zu genügen, muß es das Beste leisten, was es vermag, und gewiß ist noch nie ein Meisterwerk unerschaffen geblieben, weil es nicht bestellt ward. Der Grund jener Lahmheit und Schlaffheit, die so weit geht, daß sich nicht einmal im Schlechten mehr eine bestimmte Individualität zeigt, ist theils in der beständig um sich greifenden sinnlichen Verflachung des österreichischen Nationalcharakters, theils in der verrückten Einrichtung unserer Akademie und außerdem wohl auch in der Unwissenheit der Mehrzahl unserer Maler zu suchen *). Bei diesen ist es eine der Bequemlichkeit wegen angenommene Maxime, daß vieles Lernen dem Genie Eintrag thue; die Herren thäten nicht so übel daran, sich zu besinnen, daß

*) Das ists! Schulen, Universitäten, allgemeine Bildung, hervorgerufen durch freie Aeußerung der Presse, ungehemmte Kritik — das wird bald Künstler schaffen. —

93 *

die größten Maler (ich nenne nur Leonardo da Vinci, Buonarotti, Poussin) Männer von den umfassendsten Kenntnissen waren, deren Leben in ernsten, strengen Studien verfloß. Uebrigens glauben auch manche unserer Literaten allen Ernstes, daß sie an ihrer Originalität verlören, wenn sie etwas Rechtes lernten. Das ist eine schöne Originalität, die darin besteht, sich auf den Isolirschemel hinzuhocken, statt die weite Welt in sich aufzunehmen, um sie mit dem Licht des eigenen Geistes, den Flammen des eigenen Herzens zu verklären? — Gedankenlosigkeit und Nichtigkeit nehmen bei uns mit jedem Tage zu, der Ernst des Strebens, die Fähigkeit, seines Lebens Mühe begeistert an ein schönes Ziel zu setzen, verschwindet immer mehr, und wenn man so zum Beispiel die Chronik des alten Florentiners Ghiberti lies't, möchte man sich schämen, dieser Zeit und diesem Geschlecht anzugehören. Gott bessere es! sage ich mit dem alten Comthur.

Daß Gräfin Ida Hahn einige Tage in Wien verweilte, werden Sie wohl wissen. Sie fand in den Salons des Adels und der Finance die ausgezeichnetste Aufnahme und brachte auch ihrerseits einen sehr günstigen Eindruck hervor. Man fand sie stiller, weicher, angenehmer, als man sie nach dem Charakter ihrer Schriften sich vorgestellt hatte, in denen allerdings, bei ungemein viel Geist, ein gewisses absprechendes, schroffes, hochmüthiges Wesen auf mitunter sehr verletzende Weise hervortritt. In ihrem persönlichen Umgange ist dies nicht der Fall und darum gefiel sie. Welchen Eindruck die Gräfin selbst von hier fortgenommen, wäre wohl schwer zu entscheiden; einerseits mochte es ihr Vergnügen machen, sich so viele Huldigungen dargebracht zu sehen, andererseits mußten die Persönlichkeiten, von denen jene Huldigungen ausgingen, denselben ein gutes Theil ihres Werthes benehmen. Der scharfblickenden Frau konnte es unmöglich entgehen, daß hier weit weniger von wahrhafter Anerkennung eines superioren Talentes, als von einem der Mode und einem Namen gezahlten Tribut die Rede sei. Eine kleine Anekdote muß ich Ihnen doch mittheilen: Gräfin Hahn erzählte in dem Salon einer hiesigen Finanzgröße, daß sie auf ihrer Reise in den Orient in Constantinopel einen Dragoman aufgenommen habe. „Wird ein Dragoman von Pferden oder von Eseln gezogen?" fragte die schwarzlockige Baronin E., die, naiver Weise, einen Dragoman für ein Fuhrwerk hielt. An einem solchen Irrthum wäre nun freilich nicht sehr viel gelegen, eine Frau braucht nicht jeden fremdländischen Ausdruck zu verstehen, aber immerhin bleibt es abgeschmackt und läppisch, ein Interesse für Dinge zu heucheln, von denen man so ganz und gar keinen Begriff hat, daß es auch unmöglich ist, sich für sie zu interessiren.

Unsere Hoftheaterdirection hat auf ihre eigene Kosten erfahren, was für ein herrlich Ding es um die Tantième sei. Wie Sie wis-

Digitized by Google

sen, ist es den Dichtern freigestellt, für ihre Stücke entweder die Tantième, oder das herkömmliche Honorar zu fordern. Deinhardstein's Modestus war angenommen worden, und als kluger Mann, der die Sicherheit liebt, hatte der Verfasser das ein für allemal zahlbare Honorar angesprochen. Modestus kam zur Aufführung, um nach den drei unausweichlichen Vorstellungen auf ewig vom Repertoire zu verschwinden. Bei der Tantième-Einrichtung wäre der Betrag nicht auf die Hälfte der gezahlten Summe gestiegen.

Francis.

II.

Aus Berlin.

Freiheit der Polizei. — Das Hofmarschallamt und die Armen-Direction. — Literarisches. — Woeniger; Bruno Bauer.

Der unangenehme „Vorfall" hier zwischen einem Gensdarmen und zwei Schneidergesellen, in Folge dessen, des Vorfalls nämlich, dem einen Schneider der rechte Arm abgenommen werden mußte, ist sehr unnützer Weise durch subversive Correspondenzen zur Kenntniß des größeren Publicums gekommen. Que de bruit pour une omelette! Der Arm eines Schneiders! Wer erlaubt dem Schneidergesellen, in die Nähe betrunkener Gensdarmen zu gehen? Nun tritt noch obendrein ein unbefugter Arzt auf und erzählt die ganze Geschichte in der Vossischen Zeitung, und alle Welt erfährt nun, ein widerspenstiger Arrestant sei mit dem Kopf auf dem Pflaster durch die Straße geschleift worden, und der schleiflustige Gensdarm habe zwei vorübergehende Harmlose (Berliner) dergestalt in den Arm verwundet, daß der Eine amputirt worden! Unser liberaler Polizeipräsident, der sich erst kürzlich zu einer Erwiederung gegen Dr. Meyen herabließ, hat auch diesmal die öffentliche Meinung berichtigt, oder vielmehr die Anwartschaft auf eine Berichtigung gegeben, die Berichtigung selbst soll erst die Untersuchung liefern, — natürlich, wenn bis dahin die ganze Geschichte nicht vergessen ist. Vorläufig erfährt man, daß der „unberufene" ärztliche Zeuge bestraft wurde. „Möge dies Beispiel als Warnung dienen." Wer den verunglückten Schneider versorgen werde, fragen Sie? Wer anders als die städtische Armenkasse. Daß sie zu dergleichen nicht ungerne bereit ist, hat dieselbe bei einem ähnlichen Vorfall bewiesen. Vor einigen Jahren wurde ein Handwerker von einer königlichen Carrosse überfahren. Da er gänzlich arbeitsunfähig aus der Charité entlassen wurde, meldete er sich beim Hofmarschallamt, wo er auch wirklich zwölf Thaler erhielt, — nicht monatlich oder jährlich), sondern ein für alle Mal. Damit aber war der Undankbare nicht zufrieden. Er wendete sich an die Stadtarmenkasse, diese wieder an das Hofmarschallamt, es wurde einige Mal hin- und

hergeschrieben, bis es zu andeutungsweiser Erwähnung der bedeutenden allerhöchsten Beiträge für die Armenkasse kam, und das Ende vom Lied war, daß die Stadt den Invaliden mit drei bis vier Thalern monatlich „versorgt". Möge dies Beispiel zur Nachahmung dienen.

In meinem letzten Schreiben versprach ich Ihnen über Woeniger's Roman „Zigeuner und Edelleute" etwas Näheres mitzutheilen. Jetzt aber, wo ich denselben gelesen, kann ich mich unmöglich dazu entschließen, Ihre Leser mit einem Commentar solch kläglicher Verirrung zu beleidigen. Ein anderes Werk, obwohl es nicht minder spurlos verschwinden wird, möchte ich jedoch hier nicht so ganz ignoriren. Ich meine den so eben in Charlottenburg erschienenen „Briefwechsel" Bruno Bauer's mit seinem Bruder. Dies Werk soll anscheinend die Bonner Verhältnisse des Verfassers mit der Bonner theologischen Facultät und eine gleichzeitige Anschauung der Berliner Ereignisse geben, in der That aber ist es ein Rahmen für das Porträt der Verfasser, ein sogenanntes „Leben", wie es alle literarisch verkommenen Menschen zu ihrer eigenen Erhebung jetzt geben. Bruno Bauer ist in psychologischer, wie in historischer Beziehung eine lehrreiche Erscheinung. Aus eitler Selbstvergötterung haßte er alle Größe, verhöhnte selbst seine Freunde: er wollte allein sein. Das Schicksal hat sich gerächt, jetzt ist er allein. Die Partei, deren Sache er zu der seinigen machen wollte, hat ihn verlassen, da er sie verrieth; auch die literarischen Proletarier, welche er in der „Literaturzeitung" nicht ohne Absicht neben sich stellt, ziehen sich zurück. Die Kritik der heftigsten Gegner des Radicalismus hat Strauß, Feuerbach und Ruge mit Achtung behandelt, aber sie ignorirt B. Bauer, und wenn sie ihn erwähnt, geschieht es mit Widerwillen. In diesem Briefwechsel beschreitet die Selbstanbetung den Gipfel des menschlichen Begriffs. B. Bauer schämt sich, zu sagen, er selbst repräsentire den Weltgeist, er legt daher einem Bekannten in den Mund, daß dies nicht der Fall sei, und bespöttelt den „Philister"! Bei diesem Buche hat es mir gegraut, wie vor den Fieberreden Eines, dem eben das Delirium naht. Welches das Ende dieses Treibens sein wird, vermag ich nicht zu denken. Es ist wohl möglich, daß B. Bauer, wie schon früher einmal, auch diesmal zu einem anderen Extreme überspringen wird: er steht allein, von der Kritik ignorirt, und sein Ehrgeiz läßt ihn nicht ruhen. Was endlich Edgar Bauer betrifft, so ist dies ein unreifer Schwätzer, der auf Conto seines Bruders existirt, und auf den zu achten der Mühe nicht werth ist.

E. D . . . ke.

III.

Aus Dresden.

Theater. — Schauspieler. — Künstler. — Maria von Weber.

Eine nachtheilige, obschon nicht abzuändernde Einrichtung unseres Theaters ist, daß seine vorzüglichsten Künstler ihren Urlaub gerade zu einer Zeit haben, nämlich vom Monat Mai bis August, wo Dresden am meisten von Fremden besucht wird, so daß diesen die beste Gelegenheit entzogen wird, die hiesige Bühne in ihrem wirklichen Glanz und ihren besonderen Vorzügen zu sehen. So ist uns jetzt Emil Devrient, der in Wien auf dem Burgtheater und in einigen anderen österreichischen Städten gastiren wird, auf drei Monate entzogen; Tichatschek ist in Köln auf Gastrollen engagirt; der Bassist Dettmer macht ebenfalls eine Kunstreise; von den Damen werden Madame Schröder-Devrient, welche seit ihrem neuen Engagement erst einige Mal gespielt, und Madame Bayer noch ihren Urlaub benutzen. Die Direction bemüht sich, dem Mangel dadurch einigermaßen abzuhelfen, daß sie Gäste herzieht. So sahen wir in den letzten Wochen Fräulein Lebrun, eine reichbegabte jugendliche Schauspielerin; sie soll an der Stelle der Bühne und Bräutigam zu gleicher Zeit verlassenden Karoline Bauer hier engagirt werden; ferner Fräulein Wagner vom Bernburger Theater, welche in mehreren Gesangpartien mit so großem Erfolg aufgetreten, daß sie engagirt worden ist; diese Sängerin ist erst 17 Jahr alt und berechtigt zu großen Hoffnungen. Eduard Devrient wird in diesen Tagen als Oberregisseur an unserer Bühne eintreten; seine Stellung wird eine weit schwierigere werden, als er wohl erwartet, und nicht lange wird es dauern, wo er es bereuen wird, Berlin verlassen zu haben. Er, ein Mann, bei welchem der Verstand sonst weit über die Phantasie vorherrschend ist, träumt von einer Regeneration des Theaters, die er in seiner neuen Stellung herbeiführen werde; wie sehr verkennt er sich und unsere Verhältnisse! Er will gern spielen und zwar immer in den ausgesuchtesten Rollen; mit wie vielen seiner Collegen wird er in Conflict und Zerwürfniß kommen; seine Stellung wird ihm und Anderen, gerade wo er die besten Bestrebungen zu zeigen glaubt, unerträglich werden. Dazu kommt noch, daß er namentlich bei seinem letzten Gastspiel hier dem Publikum wenig gefallen hat. Durch das Lob einiger sentimentalen Blaustrümpfe, die er durch sein moralisches Leben und durch seine „treue Liebe" gewonnen hat, hätte er sich nicht irre führen lassen sollen. Der so verständige Mann hat einen Wendepunkt seines Lebens, in argen Illusionen befangen, herbeigeführt. — Dresden hat in den letzten Jahren viele seiner ausgezeichnetsten Männer verloren, ohne nur einen einigermaßen entschädigenden Ersatz dafür zu bekommen, und dieses

Jahr steht hinter den anderen nicht zurück. Dr. Zeis, ein vorzüglicher Arzt, der sich durch chirurgische Schriften einen gerühmten Namen gemacht hat, ist als ordentlicher Professor an die Klinik nach Marburg berufen worden; der bekannte Mathematiker Dr. Snell folgt einem Ruf nach Jena. Julius Mosen ist nach Oldenburg als Dramaturg abgegangen und hat uns beim Abschied eine Schrift: „Die Dresdener Gemäldegalerie in ihren bedeutungsvollsten Meisterwerken" zurückgelassen — über die wir vielleicht noch reden werden, wenn es nicht vorzuziehen ist, die Schwächen eines verehrten Dichters und Freundes mit Stillschweigen zu übergehen. — Jetzt zieht auch Hofrath Hanfstängl, unser Meister der Lithographie, von Dresden fort; er hat sich in seinem Vaterland, im baierschen Hochgebirge am Ammersee, eine reizend gelegene Besitzung gekauft, wo er mit seiner Familie in ländlicher Zurückgezogenheit wohnen wird; doch geht sein lithographisches Institut hier unter Leitung eines seiner Brüder fort und wird er jährlich auf einige Monate hierher kommen, zu fördern und nachzusehen. Auch wird er seine Arbeiten auf seinem Landsitz selbst fortsetzen. Sein großes Galeriewerk war im Anfang auf 120 Lithographien der ausgezeichnetsten Bilder Dresdens bestimmt, doch hat er sich in Folge mehrfacher Aufforderungen entschlossen, ihm noch eine Fortsetzung der vorzüglicheren Bilder der Galerie beizugeben. In einem unserer früheren Briefe haben wir schon angegeben, wie Hanfstängl sich aus sehr beschränkten Verhältnissen durch eigene Kraft und consequentes edles Streben herausgerungen hat zu einer künstlerisch bedeutenden und social höchst angenehmen Stellung. Sein lithographisches Institut mag wohl als das erste Deutschlands angesehen werden; er beschäftigt unter einer Menge von Menschen mehrere sehr vorzügliche Künstler darin. Nur ungern sieht man den Künstler und den im geselligen Leben so allgemein geachteten liebenswürdigen Menschen scheiden. Seine Bekannten, Künstler und Kunstfreunde, vereinigten sich vor einigen Tagen, ihm ein Abschiedsfest zu geben. Es fand dieses in der Rotunde auf der Terrasse statt; der große fensterreiche Saal war festlich geschmückt; die langen Tafeln waren in Hufeisenform aufgestellt; das breite Vorzimmer an der Eintrittsseite, dessen Glasthüren ausgehoben worden waren, war mit Palmen und anderen edlen Bäumen und Büschen und mit hochrankenden Blumen, in welchen des Gefeierten Bild gleichsam zu schweben schien, versetzt und versteckt, und hinter diesem duftigen Wald war das Orchester und der Theaterchor verborgen. Als die Herren, etwa achtzig an der Zahl, vereinigt waren, begann die Musik zu spielen, Toaste und Reden folgten, dann sang der Chor und diesem folgte ein Quartett, bestehend aus den ersten Sängern unserer Oper, an ihrer Spitze Tichatschek. Der weiße Tagesschimmer glänzte schon über die Elbe herüber, als die größere Zahl der versammelten Herren aus einander ging.

Schon lange war es im Werke, Karl Maria von Weber ein Denkmal zu setzen; jetzt hat sich ein wirkliches Comité zu diesem Zwecke gebildet, dessen Mitglieder unter Anderen sind Kapellmeister Wagner, Dr. Schulz, Director des hiesigen Antikencabinets, und Dr. Loire, der Gründer des großen sächsischen Männergesangfestes. Der Gedanke, eine Stiftung für junge Musiker zum Andenken des gefeierten Componisten zu begründen, scheint aufgegeben worden zu sein, und das mit Recht, denn man sollte junge Leute in unserer zu musiksüchtigen Zeit eher in ihren musikalischen Absichten zurückhalten, als fördern; ein plastisches Monument soll gesetzt, ein neues Kunstwerk zur Verherrlichung eines großen Künstlers hervorgerufen werden. — Den vorläufigen Fonds hierzu gehen etwa vierhundert Thaler ab, welche durch ein von der Liedertafel früher veranstaltetes Concert zusammen gekommen sind, und etwa 800 Thaler, die Einnahme für die hundertste Vorstellung des Freischütz auf der Dresdner Bühne, welche der König dazu bestimmt hat. Es kann nicht fehlen, daß, sobald das Comité seine Wirksamkeit begründet, die größte Theilnahme sich für ein Denkmal des geliebten Tonsetzers zeigen wird. Auch Weber's Asche wird nunmehr, mit Einwilligung der Wittwe und unsers Königs, deren man noch ungewiß war, hierher geschafft und auf einem Dresdner Kirchhof beigesetzt werden, und zwar auf Kosten der katholischen Geistlichkeit zu Moorfield Chapel A. B.

IV.

Die Wiener Zeitschrift und Karl Beck.

Witthauer's „Wiener Zeitschrift" ist das pretentiöseste unter den Wiener Journalen, ganz Aristokratin, ganz Anstandsdame. Aber freilich, wenn eine, so hat sie das Recht dazu, sie ist ja die vorzugsweise Loyale, die Gesinnungsvolle, die Gediegene. Wer weiß es nicht? Sie hat eine Mission und rettet fünfmal wöchentlich die Ehre der Wiener Journalistik; sie opfert sich fünfmal wöchentlich auf, beobachtet ein männliches Schweigen, wo sie Nichts zu sagen weiß, und ist lieber mit Heroismus langweilig, als mit Frivolität spaßig. Und Herr Witthauer selbst, der charaktervolle, der ernste Norddeutsche, der so viel Gemüthlichkeit und Herzlichkeit sich angewienert hat, übersprudelt ja von Streben und Bewußtsein, er ist ja stolz darauf, daß Männer, wie Grün und Lenau, Grillparzer und Bauernfeld zuweilen sein Blatt mit ihren Namen beehren, und doch —! Man wird sich wundern, was wir plötzlich einem so respectabeln Blatte anhaben wollen. Aber wir sagen Euch: Hängt die Würdigkeit mitsammt der Anständigkeit, vor Allem hängt die großen Worte, wenn Nichts dahinter steckt. Es ist sehr leicht, von seinem Wollen und Streben ein

großes Wesen zu machen, wenn die Verhältnisse es nie zur That kommen lassen; was soll uns eine Gesinnung, die nur im Verborgenen groß ist und an der kleinsten Probe zu Schanden wird? Dieser Herr Witthauer hat in seine fürtreffliche „Wiener Zeitschrift" eine so regelrechte Denunciation aufgenommen, wie sie nur die Spalten des seligen „Adler" hätte zieren können.

Wir trauten kaum unsern Augen, allein es war nicht wegzuwischen. In der Wiener Zeitschrift erzählt ein Dresdner Correspondent, Beck's neuestes Gedicht: „Auferstehung" sei so subversiv und staatsgefährlich ꝛc. ꝛc., daß das Mißfallen, mit dem es in der öffentlichen Vorlesung im Hotel de Luxembourg zu Dresden aufgenommen worden sei, jeden Besonnenen und redlich Denkenden freuen müsse. Der verleumderische Zweck dieses Berichtes liegt klar zu Tage; der Correspondent äußert kaum Ein kritisches Wort über das Gedicht, er spricht lediglich von der politischen Tendenz desselben und auch darüber ohne ein motivirtes, ohne ein erklärendes Urtheil, sondern nur mit jenen banalen Phrasen, die zur bloßen polizeilichen Anklage hinreichend, die auf tausend Gedichte der verschiedensten Art anwendbar sind und auch schon tausendmal angewendet wurden. Diese Lüge ist doppelt schlecht, weil sie den Argwohn auf ein Gedicht lenkt, das nicht gedruckt und nur Denen bekannt ist, die es vorlesen hörten. Wäre es bereits veröffentlicht, so würde es sich durch sich selbst vertheidigen. Was den Dresdner Correspondenten der Wiener Zeitschrift betrifft, so muß er entweder von sehr niedrigen Motiven getrieben oder von seltener Bornirtheit sein. Es gibt feile Federn genug, die eben so durch ungemessene Lobhudeleien, wie durch plumpe Verdächtigungen bei dieser oder jener literarischen Clique, die sie dem zu besprechenden Autor gewogen oder feindselig glauben, sich einzuschmeicheln suchen und darnach ihr Urtheil einrichten. Es mag auch bloße Beschränktheit sein. Jedenfalls dachte der Dresdner Correspondent, in einem Wiener Blatte mit seiner Denunciation wie gerufen zu kommen und sich als recht convenablen, censurfähigen Mitarbeiter zu erweisen. Und auf diese schmeichelhafte Voraussetzung, auf diese Zumuthung, die er im Namen der Wiener Presse mit Entrüstung hätte zurückweisen sollen, geht Herr Witthauer ein; diese feige Verleumdung eines ungedruckten Gedichtes, die wohl keines von jenen minder „gediegenen" Blättern, auf welche die Wiener Zeitschrift vornehm herabsieht, aufgenommen hätte, läßt Herr Witthauer abdrucken, ohne sich in seinem gesinnungsvollen Anstand im Mindesten genirt zu fühlen!

So wenig das Publikum der Wiener Zeitschrift es wissen kann, so gut konnte Herr Witthauer wissen, wie falsch er von Dresden aus berichtet wurde. Karl Beck hatte in Wien seine „Auferstehung" in einem literarischen Kreise bei Lenau vorgelesen, und die freudige Theil-

nahme, welche dieser edle lyrische Meister für das Gedicht seines jungen Freundes äußerte, wird Herrn Witthauer nicht unbekannt geblieben sein. Er konnte ferner, als Journalist und Zeitungsleser, aus den übereinstimmenden Berichten vieler andern Blätter wissen, daß die Dresdner Zuhörer im Hotel Luxembourg Beck's Dichtung mit Begeisterung aufnahmen; daß man wohl freie Ideen, wie zu erwarten war, aber nichts Staatsgefährliches und Subversives, vielmehr in der darin vorherrschenden humanitären und versöhnenden Richtung einen schönen Fortschritt des Dichters erblickte *). Und wäre die Wahrhaftigkeit des Dresdner Berichtes auch an sich gleichgiltig, was sie nicht ist, so hatte Herr W. noch andere Rücksichten zu beobachten; denn es ist eine Denunciation, Jemand an einem Orte anzuklagen, wo er sich nicht vertheidigen kann. Herr W. kennt aber die Verhältnisse und weiß, daß es ihm schwer fallen dürfte, in seiner Wiener Zeitschrift eine offene Entgegnung des Verdächtigten aufzunehmen. Herr W. ist auch lange genug in Oesterreich, um die Bedeutung einer so leichtsinnig oder böswillig hingeworfenen Insinuation zu kennen. Ja wir begreifen kaum, wie man sich nicht vor dem ersten offiziellen Leser seines Blattes genirt, welcher politische Mittheilungen der Art, weil sie nur einseitig sein können, von einem anständigen Wiener Journal gar nicht erwartet. Muß er nicht erstaunen, wenn ihm über ein ungedrucktes Gedicht eine Kritik vorgelegt wird, die sich gleichsam direct an den Polizeichef in ihm, statt an den bloßen Censor, wendet? Und übrigens wird Herr W. wohl auch wissen, daß Karl Beck, von dem er selbst in der Wiener Zeitschrift ein kleines Gedicht druckte, und der sich jetzt mit einem österreichischen Paß in Deutschland befindet, Oesterreicher (Ungar) ist und bleiben will.

Herr Witthauer täusche sich nicht über das Gewicht der Anklage, die wir gegen ihn erheben. Wir möchten nicht gern eine Ungerechtigkeit begehen und nehmen lieber an, daß die Schuld seinen Mangel an Einsicht, als seinen guten Willen treffe. Schlimm genug, daß es keine andere Entschuldigung für ihn gibt als die crasseste Unfähigkeit. Von dem Redacteur eines Blattes, dem die Autorität einiger verehrten Namen, denen man zuweilen darin begegnet, ein gewisses Renommée, eine Art von Nimbus gibt, darf man ein etwas lebhafteres Gefühl in solchen literarischen Ehrenpunkten, etwas mehr Takt und etwas weniger Leichtsinn erwarten. Wenn Herr Witthauer das nicht einsieht, sollte er das Redigiren lieber sein lassen.

*) Diese Wahrnehmung wird Jeder machen, der die Bruchstücke gelesen hat, welche diese Blätter aus der „Auferstehung" mittheilten.

Digitized by Google

V.

Notizen.

Russische Berichtigungen. — Aus dem Kirchenstaate. — Literarische Hoheiten. — Die Kommafrage. — Die „Jahreszeiten". — Schweizer Wirren; Bluntschli.

— Wir möchten fast um Entschuldigung bitten, daß wir noch einmal auf den vielbesprochenen Custine zurückkommen.

Der Feldzug des bekannten französischen Marquis gegen Rußland hat mit keinem Moskaubrand und keiner Berezina geendet; dennoch, obwohl die Widerlegungen, Berichtigungen und Vertheidigungen seit bald einem Jahre dauern, ist der Sieg in Vieler Augen noch nicht entschieden. Deutschland konnte sich bei diesem Kampfe nicht ganz neutral halten; aber während eine Minderzahl die Schilderungen Custine's mit Heißhunger verschlang und von der Wahrhaftigkeit derselben moralisch überzeugt war, konnten sich die Andern, aus ehrenwerthen Motiven, nicht entschließen, die Allianz des wenig besonnenen, allzu pikanten welschen Marquis anzunehmen. Wir brauchen nicht die französische Brille, sagten sie, ein deutsches Auge hätte schärfer und doch gerechter gesehen und würde eben dadurch siegreicher richten. Hinter den edelsten deutschen Vorsätzen steckt immer ein Wenn! Hätte und Würde! Bei den immer wichtiger werdenden Beziehungen zu dem Slavenreich ist eine genaue und erschöpfende Kenntniß desselben nicht blos wünschenswerth, sondern höchst nothwendig. Man kann also fragen: Warum richtet denn das deutsche Auge nicht? Nun Treumund Welp's Berichte, die, so schlicht sie auftreten, im Wesentlichen mit Custine übereinstimmen, wollen auch nicht munden; Welp ist zu sehr Mann aus dem Volk, zu praktisch und hausbacken, zu wenig gelehrt, zu ungründlich! Kohl, der wegen seiner harmlosen Anständigkeit und liebenswürdigen Virtuosität im Erzählen nicht angefochten wird, hat wenigstens eben so viel Irrthümer begangen wie Custine. Unsere reisenden Naturforscher sind sehr gründlich, aber sie werfen nur gelegentlich einen Seitenblick auf das, was uns das Wichtigste sein muß. Die vortrefflichen Schilderungen eines offenbar hochgebildeten und gewiegten Reisenden aus Rußland und dem Kaukasus (in der Augsburger Allgemeinen Zeitung) erfahren aus St. Petersburg eben so schnöde und zuversichtliche Abfertigungen wie Custine. Göhring's „Warschau, eine russische Hauptstadt" ist reich an authentischen Thatsachen, dürfte aber dasselbe Schicksal haben. Und die deutsche Gewissenhaftigkeit dürfte am Ende nicht eher ein Buch über Rußland für gerecht halten, als bis die Russen selbst es für gut erklären. Wir kommen also immer wieder auf Custine zurück. Was die heftigen Debatten für und wider ihn betrifft, so liegt wohl die Wahrheit — nicht in der Mitte, aber auf beiden Seiten; sein Buch

ist ein sehr schätzbares und wichtiges, trotz seiner subjectiven Verirrungen und objectiven Unrichtigkeiten. Wir wurden in dieser Ansicht durch glaubwürdige und angesehene Männer bestärkt, die Rußland aus eigener Anschauung kennen und übereinstimmend versicherten: Der Marquis habe durch zahlreiche Unrichtigkeiten in äußerlichen und gleichgiltigen Dingen, so wie durch seine Indiscretion seinem Credit geschadet, allein in der Charakterisirung des Volkes, des Staatswesens, des Adels und der Kirche habe er Erstaunliches und kaum zu Uebertreffendes geleistet. So habe er sich einreden lassen, es gebe keine verläßlichen Aerzte in Rußland, während es von den vortrefflichsten Medizinern wimmle; so habe er über die Unwirthlichkeit der Hotels geklagt, während die Schuld davon auf die russische Gastlichkeit zu schieben ist, welche die Hotels eben so überflüssig mache, als sie in Deutschland vor fünf Jahrhunderten waren. Doch dürfe man auch den russischen Berichtigungen nicht trauen. Gretsch widerlegte, was C. über den Bau des Winterpalastes erzählt, durch halbe Wahrheiten. Die Arbeiter waren allerdings bezahlte, aber nichtsdestoweniger gezwungene Leute. Baron Kleinmichel, Adjutant des Kaisers, leitete den Bau, der so wunderbar schnell, aber mit einem großen Verlust an Menschenleben vollendet wurde. Die Arbeiter wurden nicht auf die ganze Dauer der Bauzeit engagirt; doch wer von ihnen einmal den Palast betreten hatte, wurde nicht wieder herausgelassen rc. — Was C. so verhaßt, aber auch so bedeutend macht, ist die erschöpfende Energie und Tiefe seiner Darstellung. Darin liegt seine Kraft und das ist es, wodurch er, bei aller feuilletonistischen Reizbarkeit, bei aller scheinbaren Leichtfertigkeit, unsere gründlichen Forscher weit hinter sich zurückläßt. Man hat es geahnt, tausendmal angedeutet und behauptet jetzt es schon gekannt zu haben, aber Niemand vor ihm hat es so im innersten Nerv getroffen: das in leichtsinniger Sicherheit verachtete, aus Instinkt gehaßte, von Gedankenlosen um seines äußern Glanzes willen angebetete, räthselhafte russische Wesen. Wie russischer Fortschritt und russische Barbarei brüderlich mit einander gehen können, wie der Zwiespalt zwischen erotischer Cultur und heimischer Rohheit so lange ungelöst bleiben kann, sollte freilich Niemand ein Räthsel sein; aber doch hat erst Custine Rußland als das schlagendste Beispiel für die Lehre aufgestellt: daß das schlaueste Cabinet kein Volkserzieher, kein Gesetzgeber und kein Schöpfer sein kann. — Wer die bekannten Correspondenzen aus Berlin, die von derselben Feder für die Deutsche Allgemeine und die Bremer Zeitung geschrieben werden, verfolgt hat, wird erkennen, daß man von Custine lernen kann.

— Privatbriefe aus dem Kirchenstaate (von denen die deutschen Zeitungen schweigen) berichten von der Verurtheilung der bei der letzten Revolte in der Romagna Gefangenen. Wie gewöhnlich gelang

es den Chefs, zu entfliehen, während die armen Düpirten, wie gewöhnlich, der rücksichtslosen Rache der päpstlichen Behörden als Opfer fielen, und nach dem Gesetz, das heißt nach dem Standrecht verurtheilt wurden. Der Angeklagten waren fünfzig, arme Handwerker, zwei oder drei Bauern und einige Lehrlinge, der größte Theil noch halbe Knaben. Von den fünfzig Angeklagten standen dreiunddreißig im Alter von siebzehn bis dreiundzwanzig Jahren. Zwanzig wurden zum Tode verurtheilt, dreizehn lebenslänglich zu den Galeeren, fünf auf fünfzehn Jahre, drei auf zehn und zwei auf fünf Jahre. Die Militärcommission fing ihr Amt damit an, eine heilige Messe zu hören, und sprach ihr Urtheil, nachdem sie „den heiligsten Namen Gottes" angerufen hatte. Von den zum Tode Verurtheilten wurden am 7. Mai sechs von rückwärts im Prato di San Antonio zu Bologna erschossen.

— Victor Hugo ist Graf geworden. Der Moniteur vom 25. Mai meldet officiell; „Der Graf Victor Hugo ist vom König empfangen worden." Es ist charakteristisch für die Wendung der politischen Stimmung Frankreichs, daß die meisten Schriftsteller, welche die Wellen der Julirevolution hervorgeschleudert haben, jetzt bei stiller See ihre alten Adelsbriefe hervorholen und an der Sonne trocknen. George Sand heißt auf ihren Visitenkarten plötzlich Madame la Baronne Dudevant; Alexander Dumas erinnert sich, daß er Vicomte ist, Balzac ist zum de Balzac avancirt. Schade, daß das junge Deutschland sich aufgelöst und seine früheren Musterbilder verlassen hat. Rechtmäßigerweise müßte es jetzt Freiherr von Heine, Graf Gutzkow, Marquis Laube u. s. w. heißen. Vicomte de Mundt wäre auch nicht übel, und Ritter Wienbarg gewiß sehr passend. Schade! — Aber für Einen müssen wir reclamiren: Für Freiligrath. Wie, Victor ist Graf geworden und sein Nachfolger Freiligrath ist noch nicht einmal zum Herrn von avancirt?

— Die größten Umwälzungen bereiten sich in tiefster Stille und haben die kleinsten Anfänge. Blind und stumpf aber stehen die Leithammel und die Hirten der Völker vor der Krippe, in der ein neues Heil der Welt geboren werden soll. Wer hätte es geahnt, daß die Augsburger Allgemeine Zeitung, die in Cabineten, Kaffeehäusern und Lesemuseen als die Hauptstütze der conservativen Partei, als die Fürsprecherin des besonnensten Fortschritts, als die mütterlichste Pflegerin des reinen und streng nationalen Deutschthums angesehen wird, daß dieses solide alte Haus im Stillen an einer allgemeinen deutschen Revolution arbeitet? Das „Vaterland" und die „Dorfzeitung" haben in ihrer Kurzsichtigkeit schon einmal Lärm geschlagen und hätten bald den großen Plan vereitelt. Aber glücklicherweise blieb ihr Mißverständniß ohne Folgen, die Conservativen verharrten in ihrer Sicherheit, die

Digitized by Google

Radicalen in ihrer verblendeten Feindseligkeit, der Bundestag, die Regierungen und der Leipziger Literatenverein schliefen ruhig weiter. Uns aber drängt es jetzt, wo die Unternehmung bereits weit genug gediehen ist, darauf hinzuweisen, damit die echten Söhne der Zeit sie unterstützen. Weiß man noch nicht, was wir wollen? Mein Gott, es ist die Kommafrage! Vaterland und Dorfzeitung sahen darin blos eine Interpunktionsangelegenheit und klagten, daß sie die Augsburger Allgemeine nicht verstünden; daß sie dieselbe nicht mehr ruhig lesen könnten, weil sie die kühnsten Sätze mache und die Phalanx ihrer politischen Gedanken oft in sinnverwirrender Bewegung hin- und herschwanke, bald in großen Massen nach vorwärts stürze, dann wieder labyrinthisch sich verschlinge und in kleinen Plänklerhaufen sich zerstreue. Das sind eben die Wehen, ohne die nichts Großes entsteht, aber ein Glück für Deutschland, daß dies Alles so geheimnißvoll ruhig, ohne Blutvergießen und höchstens zur Bestürzung eines friedlichen deutschen Leserauges geschieht. Die Censoren könnten, wenn sie etwas scharfsinniger wären, längst bemerkt haben, daß es auf sie abgesehen ist; es ist der Kampf der Presse gegen ihre Bevormundung; das Auge des Gedankenaufsehers wird ermüdet, es kann dem eigenthümlichen Marsch seiner Anbefohlenen nicht folgen und dem geschlossenen Zusammenhalten derselben nicht beikommen. Das aber ist die geringste Folge der neuen Kommataktik. Denn, um es mit einem Wort auszusprechen: Die Interpunktion der Augsburger Allgemeinen hat bereits die größte Aehnlichkeit mit der französischen und englischen! So hat die Allgemeine Zeitung, während sie offen dem Purismus das Wort redete, im Geheimen an einer eigentlich unnationalen Organisation der geistigen Bewegung gearbeitet und ehe wir es uns versehen, wird nicht nur die Presse, sondern Deutschland ganz und gar so frei und mächtig dastehen, wie Frankreich und England. Verachtet nicht das kleine Komma; es ist der Seufzer des Beklommenen, das Aufathmen des müden Wanderers in der politischen Zeitungswüste, das Luftloch in den Katakomben des Weltraisonnements, der Meilenstein auf der Straße des Fortschritts, und es ist nichts weniger als gleichgiltig, wie oft und an welchen Punkten es angebracht ist. Die Allgemeine Zeitung kennt das deutsche Volk, sie weiß, wie man von unten auf bei uns anfangen muß und von welcher Bedeutung in der germanischen Welt ein Pünktchen oder Strichelchen sein kann. Man sollte daher nicht klagen, wenn sie mit weiser Oekonomie die heilige Legion ihrer Kommata verwendet. Dieses kleine Komma wird das Samenkorn unserer Erlösung sein.

— Während man in Deutschland, wie die letzten Universitätswirren zeigten, über das alte Studentenleben fast hinaus ist, erwa-

chen erst in Oesterreich die elegischen Sehnsuchtsrufe nach den Herrlichkeiten der deutschen Burschen- und Landsmannschaftlichkeit. (Siehe „Schattenrisse aus Oesterreich." Leipzig, bei Reclam.) So weit sind die einzelnen Glieder der deutschen Fortschrittsarmee auseinander. Die Avantgarde ist in den Morast gerathen, die Arrieregarde ruft aus der blauen Ferne: Ach, wären wir doch auch in dieser schönen Gegend!

— Dem mit vielem Takt redigirten Modeblatt „die Jahreszeiten", welches namentlich durch ein pikantes und reichhaltiges Feuilleton vor anderen Blättern ähnlicher Art sich auszeichnet, müssen wir den wohlgemeinten Rath geben, seinen Wiener Correspondenten etwas mehr auf die Finger zu sehen. Der Bericht über Ponsard's Lucrecia am Burgtheater enthält eine abscheuliche Zote, die allerdings die Redaction nicht verstehen konnte, da sie einen Wiener Localklatsch betrifft, eine Theaterliebschaft und ihre Folgen. Wohl aber ist es die unverzeihlichste Impertinenz, wenn ein solcher Correspondenzler das Zutrauen, das eine Redaction in ihn setzt, auf eine solche Weise mißbraucht und seine Kukukseier ihr unterschiebt. Das achtbarste Blatt kann durch eine solche Perfidie in schlechten Ruf gerathen, wenn es nicht gewarnt wird. —

— Im Kanton Wallis ist ein ernstlicher Bürgerkrieg ausgebrochen. Die ganze Schweiz aber leidet an krampfhaften Zuckungen, die um so abstoßender sind, als die Brutalität der dortigen Bewegungen mit den Endzielen und der politischen Bedeutung derselben in keinem Verhältnisse steht. Die Schweiz ist eine Bühne, auf der, gleichsam zum warnenden Exempel, alle entgegengesetztesten Elemente der europäischen Civilisation ihre Orgien feiern; bürgermeisterliche Tyrannei und Spießbürgerlichkeit, Pöbelherrschaft und starrer Patrizierhochmuth, puritanische Bigotterie und Jesuitenherrschaft, Preßfreiheit und Glaubensprozesse, Alles durcheinander. In Zürich ist jetzt der bekannte Dr. Bluntschli zum Rector derselben Universität erwählt worden, die einst dem Dr. Strauß einen Lehrstuhl antrug. Ob dieses Ereigniß auch eine Revolution zur Folge haben wird? „Die Wahl des Mannes, der nun schon Jahre lang mit den Männern der Wissenschaft im offenen Kampfe lag, die Senatssitzungen nie mehr besuchte, die Lehrfreiheit mit Knitteln austreiben hilft und sich nachher durch Preßprozesse und Beschlagnahmen einen Ruf erwarb" — ist dem Schaffhausener „Verläufer" ein Beweis von dem innigen Zusammenhang zwischen Ultramontanen und sich so nennenden Conservativen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.

Rahel Levin und ihre Gesellschaft.
(1801.)

Aus den Papieren des Grafen ****.

II.

Meyern, der Verfasser von Dya=Na=Sore. — Eine Diversion. — Gentz und Schlegel. — Amor. — Prinz Louis Ferdinand. — Radziwill's Jagd. — Nachtmusik. — Rahel über ihre Gesellschaft und sich. — Gentz und seine Gläubiger.

Es waren zwei Fremde gemeldet worden. Demoiselle Levin empfing sie höflich, aber in Haltung und Ton war die feine Linie nicht zu verkennen, durch welche sie vielleicht unbewußt ausdrückte, daß es nicht vertrauliche Bekannte waren, mit denen sie sprach. Es war ein Graf aus Wien, ich glaube ein Graf ****, sein Begleiter aber hieß Meyern und wäre mir unter diesem Namen leicht entgangen, hätte mir Brinkmann nicht gesagt, daß er der Verfasser des merkwürdigen Buches Dya=Na=Sore sei, der aber jetzt weder Romane noch Indien, sondern nur Krieg und England und Bonaparte im Kopfe trage. Ich hatte früher in diesem schmerzlichen Roman geschwelgt und seine sehnsüchtigen Liebes= und Vaterlandswünsche innig mitempfunden, um so mehr wünschte ich nun den Mann selbst kennen zu lernen, dem es gelungen war, die großen Drangsale der nächsten Wirklichkeit in eine entlegene Dichtungswelt hinauszutragen. Allein es war unmöglich, mehr als ein gewöhnliches Höflichkeitswort aus ihm zu locken, er schwieg sogleich wieder und sah nur immer beobachtend und prüfend auf die Personen hin, die gerade sprachen. Ich vernahm später, er habe es sich zum Gesetz gemacht, als Oesterreicher sich in Preußen möglichst verschlossen zu halten.

Mittlerweile hatte die Gesellschaft sich mannigfach in verschiedene Gesprächsrichtungen abgezweigt, die nur selten auf Augenblicke zu

einer allgemeinen zusammenflossen, wenn etwa eine Behauptung, ein Scherz, ein Witz lebhafter ausbrach und größeren Antheil weckte. Die Gesellschaft war zu zahlreich und zu belebt, um sie noch in einer Einheit zusammenzuhalten und zu leiten; die Wirthin konnte Nichts thun, als auch ihrerseits mit Einzelnen anknüpfen, aber ich bemerkte wohl, daß sie hierbei stets aufmerksam blieb und immer da einzuwirken wußte, wo Stockendes zu beleben, Mißliebiges abzubrechen, Störendes auszugleichen, Angenehmes zu vermitteln war. Auch meine vergebliche Bemühung mit Meyern war ihrem scharfen Blicke nicht entgangen, und ein Wort von ihr hatte Herrn von Schack bestimmt, durch eine Frage über Wien den schroffen Mann zugänglich zu machen, der aber auch diesmal seine Antwort so kurz als möglich einrichtete.

Mit Wohlgefallen sah die Wirthin den Abbé und den besternten Diplomaten in abgesondertem Gespräch ganz vertieft. Schack begegnete ihr in diesem Bemerken, sie winkte ihm, und ich hörte, daß sie ihm auf den Vorwurf, warum sie ihm nicht erlaubt habe, den Kerl wegzubeißen, voll sanften Eifers antwortete: Ist es denn so nicht besser? Welch Vergnügen, zu sehen, wie die Beiden sich für uns unschädlich machen! Einer schluckt den Andern ein, und ich wette, sie suchen sich bald lieber anderswo auf, und wir sind sie los.

Ich weiß nicht, wer es sich erlaubte, einen in ein ziemlich schmutziges Gewand gekleideten Witz vorzutragen; Niemand wollte lachen, und betroffen über die Unziemlichkeit schwiegen Alle. Doch Demoiselle Levin, die wieder auf dem Sopha Platz genommen, duldete die Pause nicht, in welcher die Unart sich gleichsam fortsetzte; schnell übersah sie das Terrain und löste die eigene und fremde Verlegenheit, strafte und beseitigte die Ungebühr, indem sie plötzlich aus aller Menge unerwartet meinen Meyern mit den Augen fassend und ihm das Wort zuwendend, mit dem Ausruf: Ich weiß auch Saugeschichten! eine noch stärkere, aber schon dadurch unschuldigere Derbheit einleitete und dann unvergleichlich rasch und komisch eine französische Anekdote, ich glaube nach Chamfort, sehr glücklich und schicklich erzählte, mit solcher Anmuth und Gewalt, wie ich Aehnliches nur noch Einmal in meinem Leben, viele Jahre später, von der Frankfurterin B— leisten sah! Alles fühlte sich wie befreit und lachte aus vollem Herzen, Niemand aber mit solchem Vergnügen und Abandon, wie mein störrischer

Digitized by Google

Meyern; laut und heftig fing er immer aufs Neue an, so daß er die Andern auch immer wieder mit fortriß. Noch eine ganze Zeit wiederholte er sich die Worte: Ich weiß auch Saugeschichten! und lachte mit größtem Behagen, bis nach und nach der beobachtende Ernst in seinen Mienen wieder die Oberhand nahm.

Mehrere der Damen und Herren hatten sich bereits entfernt, und ich hielt es für schicklich, ebenfalls an den Rückzug zu denken; allein Brinkmann wollte davon Nichts hören und versicherte, daß es hier noch gar nicht spät sei, im Gegentheil würden noch einige Leute kommen, ja er hielt es nicht für unmöglich, daß noch zwei seiner angebeteten Freundinnen, die herrliche Freiin von A— aus Wien, — das Istermädchen, wie Demoiselle Levin sie nenne, — nach abgethanem anderem Besuche noch hier einsprächen.

Das Hereintreten eines Mannes, den der Zuruf: Guten Abend, Gentz! mir sogleich als den berühmten Publizisten zu erkennen gab, erregte einige Bewegung. Kaum habe ich so viel Schüchternheit mit so viel Dreistigkeit beisammen gesehen, wie im Aeußeren dieses Mannes vereinigt war. Mit zaghafter Unsicherheit prüfte er gleichsam die Gesichter und die Plätze und war nicht eher ruhig, bis er sie alle untersucht hatte. Ich als Fremder schien ihm wohl unbedeutend, die Andern erkannte er als Günstige, nur Friedrich Schlegel flößte ihm einen heimlichen Schauder ein, auch wählte er den diesem fernsten Platz. Behaglich und sicher zwischen Madame Unzelmann und seinem Beschützer Schack, knüpfte er mit Beiden gleich ein Gespräch an, das bald aber für Alle gemeinsam wurde. Er erzählte von seinem Mittage, er hatte bei dem Minister Grafen Haugwitz gegessen, dort Gesandte und Generale gesprochen, die neuesten Neuigkeiten aus London und Paris erfahren. Madame Unzelmann verbat aber alle Politik und verlangte nur solche Nachrichten, an denen auch sie Theil nehmen könnte. Ganz recht, mein Engel, erwiederte Gentz mit Lebhaftigkeit, auch wir sprachen am wenigsten von Politik, sondern von den Sitten, den Vergnügungen, von — ist Gualtieri nicht hier? — der Depravation, die sich wieder einfindet in Paris, von den Liebeshändeln, den Theatern, den Restaurateurs, — nicht wahr, das sind hübsche Gegenstände?

Schack, der kürzlich in Frankreich gewesen war und am Hofe des ersten Consuls Bonaparte der ersten dort erschienenen preußischen

Uniform große Ehrenauszeichnung zugezogen hatte, richtete einige Fragen an Gentz, allein dieser antwortete wenig und schien durch Schlegel beunruhigt, der ihn stets finsterer ansah und seinen Widerwillen deutlich in seinen Zügen ausdrückte; die hingemurmelten Worte „feiler Schreiber, nichtswürdiger Freiheitsfeind" und andere solche Artigkeiten, welche dem damals revolutionär und republikanisch gesinnten Verfasser der Lucinde gemäß waren, erreichten zwar nicht des Feindes Ohr, aber die reizbare Seele desselben schien jeden bösen Hauch schon in der Ferne zu wittern.

Demoiselle Levin zog ihn aus der Verlegenheit, indem sie ihn nach einem Frauenzimmer fragte, das ihn lebhaft beschäftigen mußte, denn mit dem größten Feuer sprach er von dämonischem Reiz und eben solchem Charakter, die ihn entzückten und in Verzweiflung setzten; er klagte sich strafbarer Schwäche an, — aber, fuhr er fort, was kann ich dafür? Amor ist blind und wirft auch mir die Binde über die Augen.

— Nein, nein! rief Demoiselle Levin; in dem Punkte ändere ich die Mythologie. Amor ist nicht blind und hat keine Binde; im Gegentheil er löset jede, und die Liebe sieht klar und scharf; daß sie trotz Allem, was sie sieht, zu lieben fortfährt, das ist ihr höchstes Kennzeichen!

Gentz wollte den Satz bestreiten, gab ihn aber bald und immer mehr zu, und rief ihn dann als die wunderbarste Belehrung aus, die er fortan selbst ausbreiten und vertreten wolle. Wohl ist dieses Thema unerschöpft und unerschöpflich, sagte er, und Ihnen, Herzenskundige, kommt es zu, solche Wahrheiten auszusprechen, vor denen die Irrthümer ganzer Zeitalter, ja der Mythologien selbst, zusammenbrechen. Er fuhr in dieser Weise fort, sprach von dem Glück und Unglück der Liebe, von ihren Gründen und Bedingnissen, ihren Wirkungen und Ausgängen; erst nur in kleineren Sätzen, die er noch conversationsartig an seine Nachbarn richtete, fragenweise, problematisch; allmälig entwand er sich diesem Bezug und Ton, nahm einen freieren Schwung, wagte kühnere und festere Behauptungen, und als er sich der Gesinnung und Beistimmung seiner Zuhörer völlig versichert halten durfte, öffnete er gleichsam alle Schleußen seiner Beredsamkeit, deren gewaltiger Fluß nun unwiderstehlich einherströmte und uns mit staunender Bewunderung erfüllte. Friedrich Schlegel

Digitized by Google

und seine Lucinde hätten hier etwas lernen können. Gentz sprach mit Eifer und Wärme, mit Scharfsinn, mit Fülle, und ein solcher Wohlklang, ein solches Wogen der Worte, eine solche Folge glücklicher Ausdrücke, guter Zusammenfügungen, leichter Uebergänge, ein solches wirkliches Einnehmen und Bereden ist mir seitdem bei keinem Menschen wieder vorgekommen. Auch fesselte er jede Aufmerksamkeit und gewann jeden Beifall. Nur unsere Wirthin, welche die klugen vergnügten Augen fest auf ihn gerichtet hielt, rief bisweilen ein: „Recht, Gentz!" ein „Prächtig" oder „Bravo", dann auch wohl ein „Warum nicht gar!" oder „O nein!" dazwischen. Die Anderen horchten schweigend. Ich wünschte mir Glück, von dieser so oft gerühmten und mir bis dahin immer etwas zweifelhaft gebliebenen Vortrefflichkeit ein so glänzendes und in dieser Art vielleicht einziges Beispiel so zufällig erlebt zu haben.

Noch war Alles gespannt und einzelne Funken sprühten noch, gleichsam verspätete Nachzügler des wallenden Feuerstroms, als eine neue Erscheinung auftrat, Prinz Louis Ferdinand. Die ganze Gesellschaft erhob sich einen Augenblick, aber gleich rückte und setzte sich Alles wieder zurecht, und der Prinz nahm seinen Platz neben Demoiselle Levin, mit der er auch unverzüglich ein abgesondertes Gespräch begann. Er schien unruhig, verstört, ein schmerzlicher Ernst umdüsterte sein schönes Gesicht, doch nicht so sehr, um nicht eine liebevolle Freundlichkeit durchschimmern zu lassen, die bei seiner hohen herrlichen Gestalt und freien gebieterischen Haltung um so wirksamer für ihn einnahm. Ich war vom ersten Augenblick bezaubert; einen so günstig ausgestatteten Menschen hatte ich noch nicht gesehen; ich mußte mir bekennen, in solcher Person und in solcher Weltstellung durch das Leben zu gehen, das sei denn doch einmal ein Gang, der der Mühe werth sei! Solche Heldenfigur gibt in der That eine Vorstellung von höherem Geschlecht, Beruf und Geschick, und wirft in das, was bisher nur als Dichtung erschienen, ein lebendiges Zeugniß von Wirklichkeit.

Brinkmann vergötterte den Prinzen und sprach mit Liebe von seinen menschlichen Eigenschaften, mit Bewunderung von den in ihn gelegten Kräften, die ihn fähig machten, das Größte zu leisten, jeden Entschluß zu fassen, jede That zu vollbringen, zu der eine starke Seele nöthig. Doch leider, fuhr er fort, ist es auch sein Unglück, einen so

Digitized by Google

hohen Beruf zu haben, den zu erfüllen die Gelegenheit fehlt. Denn was soll er thun? Ein gleich großer, aber nicht so begünstigter Genius erränge sich erst eine Stellung und verwendete dazu seine Kraft; dieser aber hat seine Stellung und kann Nichts erstreben, als was gerade sie nicht zugesteht. Nur die Welt der Empfindung ist ihm noch übrig und offen, auch hat sein ganzes Wesen sich dahin geworfen, er liebt, liebt leidenschaftlich und unbefriedigt und stellt auch hierin wieder ein eigenthümliches und reiches Menschengeschick dar.

Der Prinz war aufgestanden und hatte sich die Fremden vorstellen lassen, nämlich die beiden Oesterreicher und mich, die Uebrigen waren ihm schon bekannt und zum Theil, wie Schack, Brinkmann und Gentz, völlig vertraut. Seine Leutseligkeit war vornehm und doch durchaus menschenfreundlich, ohne den Beischmack von Herablassung, der die Gnade der Großen meistentheils so ungenießbar macht. Auch wurde der Prinz durchaus nicht schmeichlerisch behandelt, die herkömmlichen Formen der Ehrerbietung fehlten nicht, allein außer diesen konnte ihn Nichts erinnern, daß er mehr sei als die Andern. Nach wenigen Augenblicken fand ich mich so unbefangen und behaglich in seiner Gegenwart, als hätte ich ihn schon Jahre lang gekannt. Ihn selber schien kein Zwang befallen zu können, er verfuhr und sprach, als ob er unter geprüften Freunden sei.

Diese Freiheit, sich überall ohne Scheu auszusprechen, war allerdings ein köstliches Vorrecht seiner hohen Stellung, aber um dasselbe auszuüben, war doch wieder er selbst erforderlich. Ihn compromittirte Nichts, weil er sich nie für compromittirt ansah. Was man ihm nachsagte, das kümmerte ihn nicht. In seiner Sphäre wagte sich Niemand an ihn, und eine fremde Macht, vor der ein Prinz von Preußen sich gebeugt hätte, gab es nicht. So sprach er ohne Zurückhaltung seinen Unwillen und Grimm gegen Bonaparte und gegen die freundschaftlichen Verhältnisse aus, welche die Höfe mit ihm unterhielten. Eine der Anklagen, die er gegen ihn vorbrachte, war in dem Munde eines Prinzen sonderbar; man war überrascht, jenem vorgeworfen zu sehen, daß er die Freiheit untergrabe!

Merkwürdiger noch, als in diesen Aeußerungen, erschien mir der Prinz in einigen anderen, welche hinter scheinbarer Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit die feinste Beobachtung und tiefste Menschenkennt-

niß verriethen. So sprach er von seiner Familie, von seiner Schwester, der dem Fürsten Anton Radziwill verheiratheten Prinzessin Louise, von seinem Bruder, dem Prinzen August, mit eben so großer Zuneigung als Offenheit, als ob uns Allen dieser Umgang und diese Einsicht wie ihm selber vertraut sein müßten. Seinen Schwager, den Fürsten Radziwill, schien er besonders zu lieben, die gemeinsame Liebe zur Musik wirkte hier mächtig ein. Er vermißte ihn und fragte, ob er schon da gewesen? Auf die Bemerkung, er sei wohl zur Jagd gefahren, lächelte der Prinz. Zur Jagd? wiederholte er, da kennen Sie meinen Schwager nicht. O ja, er fährt zur Jagd, wenn es sein muß, er macht Alles mit; aber Alles, was er thut, thut er nur im musikalischen Sinn, und, zum Beispiel, auf der Jagd ist ihm an Wild und Beute Nichts gelegen, sondern seine Jagdlust läuft einzig darauf hinaus, daß er sich mit der Büchse unter einen Baum stellt und dann vor sich hin singt: La caccia, la caccia!

Die den Fürsten näher kannten, bestätigten eifrig das treffende Gleichniß und bewunderten nur, daß der Prinz, der so wenig Acht zu haben schien auf das, was um ihn vorging, zu dieser Auffassung habe kommen können.

Der Prinz nahm seinen Hut und schickte sich zum Fortgehen an, wir Alle thaten desgleichen, und eben wollten Brinkmann und ich als die Letzten dem Prinzen folgen, als auf der Treppe der Fürst Radziwill uns begegnete und unter freudigen Aeußerungen den Prinzen wieder zu dem Salon zurückführte.

Brinkmann aber und ich, wir gingen unseres Weges weiter. Als wir auf die Straße kamen, fanden wir den Himmel ausgestirnt, die Luft milde, und es gefiel uns, in der breiten Straße noch zu lustwandeln. Ohnehin war ich von dem erlebten Abend in großer Aufregung und fühlte das Bedürfniß, Manches auszusprechen und Vieles zu fragen, was mir aufgefallen oder nicht klar geworden war. Wer hätte mir hiebei besser dienen können, als mein Begleiter; wo wäre größere Bereitwilligkeit zu finden gewesen?

Wir waren etwas auf dem Gensdarmenmarkt umhergegangen, kehrten aber nun in die Jägerstraße zurück, wo der Wagen des Prinzen noch vor dem Hause hielt. In dem Zimmer oben war ein Fenster geöffnet, und Klaviertöne erklangen. Wir standen still und lauschten; der Prinz phantasirte mit genialer Fertigkeit, Demoiselle Levin

Digitized by Google

und Fürst Radziwill standen mit dem Rücken gegen das Fenster, und wir hörten einigemal die Stimmen ihres Beifalls. Wie gern hätten wir die unsrigen hinzugefügt! Das Spiel des Prinzen war kühn und gewaltig, oft rührend, meist bizarr, immer von höchster Meisterschaft. Nach einer halben Stunde hörte er auf, bald nachher fuhr er mit seinem Schwager nach Hause. Die Uhr war halb eins. Auch wir gingen nun, und Brinkmann brachte mich zu meinem Gasthofe, wo mir aber die empfangenen Bilder und Eindrücke noch lange den Schlaf versagten.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Ludwig Robert mich auf den nächsten Vormittag zu sich beschieden hatte, weil ich noch einige seiner Gedichte hören sollte. Es war schon gegen Mittag, als ich hinging, und ich glaubte, sehr spät zu kommen. Eine alte wunderliche Magd, die ich schon gestern unter all der großen Welt ein paarmal hatte wirthschaften sehen, führte mich zwei Treppen hinauf; allein die Thüre links, wo man bei Robert eintrat, war verschlossen und es hieß, der Herr schlafe noch. Während ich meine Bestellung zu machen bemüht war, öffnete sich aber die Thüre rechts und ich stand vor Demoiselle Levin. Sie entschuldigte ihren Bruder, der spät nach Hause gekommen sei, und hieß mich bei ihr eintreten, bis er aufgestanden wäre. Ich ließ mir den Wechsel gern gefallen. Eine freundliche Mansarde, bequem, doch ohne Luxus eingerichtet, empfing uns. Wir setzten uns dem schrägen Dachfenster gegenüber, wo ein Bild von Lessing an der Wand hing.

Wir sprachen von dem gestrigen Abend; ich bekannte ihr meine Begeisterung für Prinz Louis und sah, daß ihr meine Aeußerungen Freude machten. Sie hielt mich werth, einige nähere Aufschlüsse über ihn zu empfangen und erzählte mir Züge von ihm, die auch durch die Art, wie sie von ihr aufgefaßt und gedeutet wurden, Bewunderung verdienten. Sie war aber so entfernt von blinder Eingenommenheit, daß sie den Prinzen vielmehr hart und scharf tadelte wegen seines zerstreuten, aufgelösten Lebens, wegen seines Mangels an strenger, consequenter Thätigkeit und Einrichtung. Sie sagte vortreffliche Sachen über Stellung in der Welt, Pflicht, Beruf und über die Beding-

ungen großen Wirkens. Besonders fiel mir auf, was sie von der leichtsinnigen Vergeudung der Zeit sagte, und noch nie hatte ich von einer Frau solche Anempfehlung des Fleißes und der Ordnung, als der Grundfesten jedes Strebens, gehört.

Aehnliches kam über Gentz zur Sprache, jedoch in sehr verschiedener Weise. Dann sprachen wir von Brinkmann, den ich gegen manche Urtheile, die ich über ihn gehört hatte, vertheidigen wollte. Aber Demoiselle Levin entriß mir diese Vertheidigung und führte sie kräftiger. Schwächen und Fehler! rief sie aus; wer hat die nicht, und wer sieht nicht leicht und scharf die fremden, wenn sie sich auch noch so sehr verstecken, um so mehr die, welche sich gutwillig und offen zeigen. Aber um's Himmelswillen! lassen Sie sich das gesagt sein, denn es ist im Leben eine Hauptsache, rangiren sie niemals einen Menschen nach seinen Gebrechen, sondern nach seinem Guten und Tüchtigen; dahin richten Sie den Blick, und je größer dieses ist, um so weniger dürfen jene gelten. Die Gemeinen machen es umgekehrt, und weil sie das thun, sind sie die Gemeinen. Sehen Sie Brinkmann's regen Geist und offenen Sinn, seinen vielseitigen Eifer, seine schönen Talente, und dann seine treue, unzerstörbare Freundschaft, sein Bedürfniß der Anhänglichkeit; erwägen Sie, was er ist und leistet, und dann blicken Sie umher, wie wenige Menschen Sie von solchem Werth ersehen können. Hören Sie nicht auf die seichten Tadler! Die Besten wissen ihn wohl zu schätzen; fragen Sie Schleiermacher, fragen Sie Friedrich Schlegel, der so schwer Jemanden anerkennt, und von mir — denn ich darf mich auch zählen — hören Sie es schon, wie ich von ihm denke.

Ich war auf solchen Lobeseifer fast neidisch und fand ihn doch so schön und richtig. Nach einigen Zwischenreden konnte ich nicht umhin, Demoiselle Levin zu preisen, daß sie der Mittelpunkt eines solchen Kreises sei, wie ich ihn gestern um sie versammelt gesehen. Sie müsse sich sehr glücklich fühlen, sagte ich.

Aber kaum ausgesprochen, bereute ich das Wort schon. Die Saite, die ich berührt hatte, klang unerwartet heftig und schmerzvoll, und ich würde mich in großer Verlegenheit befunden haben, hätte ich nicht bald erkannt, daß ich doch nur unpersönlich bei den Aeußerungen dastand, die mir den Blick in das Innere dieses Gemüths eröffneten.

Digitized by Google

— Wie Sie das nehmen! sagte sie wehmüthig, und ihre Worte richteten sich kaum noch an mich, sie gingen mehr als einsame Klagen in die Luft. Wie steh' ich denn zu den Menschen allen? Persönliche Zufriedenheit habe ich von Keinem. Ihre Schmerzen, Kränkungen, Bekümmernisse und Sorgen bringen sie mir, ihr Bedürfniß nach Unterhaltung führt sie hierher, und glauben sie einmal anderswo eine bessere zu haben, so lassen sie mich gleich. Ich amüsire sie, helfe ihnen, höre sie an, tröste und berichtige sie. Insofern ich das will und muß, weil es in meiner Natur ist, gebe ich mir eine persönliche Satisfaction, aber die Andern empfangen den ganzen Ertrag. Ich weiß, die Menschen sind schwach, unterwürfig, lenksam; auch ich könnte sie mir verpflichten und dienstbar machen, blos durch den Anspruch, den ich zeigte. Aber ich verachte den Zwang der Höflichkeiten, die Formen von Freundschaften, die zu gesetzlichen Titeln von Leistungen werden müssen, denen ich aber keinen Werth beilege, wenn sie nicht ganz frei aus dem reinen Antrieb eines guten Herzens, also wie aus dem Himmel herab kommen. Die Andern aber machen sich diesen meinen Sinn zu Nutzen und haben die Rücksichten nicht, die ihnen nicht aufgezwungen werden. Nur die der geselligen Sitte fordere ich, denn die darf ich nicht erlassen, und wer diese verletzt, mit dem ist es aus bei mir. Mit meinem Besten aber stehe ich unbewaffnet allen Verletzungen da, und wie selten berührt ein Tropfen Balsam die Wunden, deren ich mich nicht erwehren kann. — Soll ich Ihnen noch mehr gestehen? Unter allen den Menschen, die Sie gestern bei mir gesehen, ist nur Einer, der mir eigentlich gefällt, — und diesen haben Sie wohl nicht einmal bemerkt.

Ich fühlte zu sehr, daß ich bei diesen Ausbrüchen nur zufällig dastand, und war zu bescheiden, sie zu beantworten. Auch lenkten die Betrachtungen gleich wieder in's Allgemeine, und es kam die bedenkliche Paradoxie an den Tag, daß zwischen geistreichen und dummen, gebildeten und verwahrlosten Menschen, ja zwischen tugendhaften und sittenlosen, sofern hierdurch nur eine Thatsache und nicht ein Princip bezeichnet werde, im Grunde nur ein geringer Unterschied walte; daß aber der zwischen ursprünglichen, selbständigen und secundären, untergeordneten, ein ungeheuerer, nie zu ermessender, noch zu tilgender sei.

Digitized by Google

Der Eintritt eines Grafen zur Lippe brachte uns anderen Gegenstand und Ton. Noch weiter entführte uns von jener früheren Bahn eine Ueberraschung, die an das Komische grenzte, denn unerwartet stürzte, aber buchstäblich stürzte Gentz in das Zimmer, und ohne auf uns beide Fremde die geringste Rücksicht zu nehmen, warf er sich auf das Sopha und rief wie außer sich: Ich kann nicht mehr! Welche Müdigkeit! welche Qual! Die ganze Nacht geschrieben, gesorgt; seit fünf Uhr verdammte Gläubiger; wo ich hinkomme, treten sie mir entgegen; sie hetzen mich todt, nirgends Ruhe noch Rast. Lassen Sie mich eine halbe Stunde in Sicherheit hier schlafen! Der große Redner von gestern, der gewaltige Schriftsteller und Staatsgelehrte erschien in bedauernswürdigem Zustande. Aber schon lag er und hatte die Arme verschränkt und die Augen geschlossen; der süßen Ruhe, die er begehrte, schien er in seinem Innern vollkommen fähig, sobald sie nur von außen nicht gestört wurde.

Demoiselle Levin, deren tiefes Mitleid doch einem Lächeln nicht wehrte, gönnte dem Armen den schon in Besitz genommenen Raum und führte uns zu den unteren Zimmern hinab. Sie ließ uns hier mit ihrem Bruder, der inzwischen sichtbar geworden war, und der mir aus dem reichen Vorrathe seiner Gedichte Vieles mittheilte, was sich meist auf die Gesellschaft bezog, und wobei die Anmerkungen und Erklärungen mir oft anziehender und wichtiger waren, als die Gedichte selbst.

Ich sah Demoiselle Levin noch mehrmals wieder, und jedesmal vertrauter und herzlicher. Als ich leider allzubald Berlin verlassen mußte, glaubte ich zugleich dasjenige Wesen zu verlassen, dessen Gleichen mir in der Welt wohl am wenigsten ein zweites Mal vorkommen dürfte! Und dieser Glaube ist nicht widerlegt worden. —

Im nächsten Jahre kam ich wieder auf einige Zeit nach Berlin und beeiferte mich, jenen Umgang wieder anzuknüpfen. Ich fand dieselbe gütige Aufnahme und größtentheils noch denselben Gesellschaftskreis. Doch fehlten Friedrich Schlegel und Gentz; Ersterer war nach Paris, Letzterer nach Wien gegangen, jeder in sein Element. Prinz Louis war nur leidenschaftlicher und zerstreuter; ich

Digitized by Google

sah die Geliebte, die ihn beschäftigte und quälte, und mußte gestehen, sie hatte unendlichen Reiz und eine bezaubernde Originalität in Allem, was sie that und sprach.

Demoiselle Levin war antheilvoll und eifrig für ihre Freunde, wie sonst. Sie selbst schien zu leiden. Ihr Geist, ihre Lebensmunterkeit aber walteten in aller Kraft und Frische eines erhöhten Daseins.

Das Theater in administrativer Beziehung.

I.

Man hat es getadelt, daß die deutsche Presse in den letzten Wochen mit einer so unbedeutenden Sache, wie die Einführung der Bühnen-Tantième ist, sich so viel beschäftigt hat. Die Politiker, die Philosophen, die Professoren mit großen und kleinen Zöpfen mißgönnten den armen dramatischen Autoren das Stückchen Platz, welches die Zeitungen ihrer „persönlichen Angelegenheit" widmeten. Das Theater ist diesen weisen Männern eine viel zu unbedeutende und gemeine Sache. Ja, wenn es sich noch um das Theater der Alten handelte, oder um eine dramatische Theorie! Aber eine so gemeine praktische Angelegenheit, bei der weder ein philosophisches System, noch die Frage über Geschwornengerichte u. s. w. betheiligt ist, kann die Aufmerksamkeit eines ernsten Mannes in unserer Zeit nicht mehr in Anspruch nehmen.

Andere Völker, und zwar solche, die an politischer Erfahrung uns um eine Kleinigkeit voraus sind, wie die Franzosen und Engländer, denken hierüber allerdings anders. Die Revue des deux Mondes zum Beispiel, eins der wichtigsten Organe Frankreichs, bringt in ihrer Lieferung vom ersten Mai einen ausführlichen Artikel über die Theater, nicht etwa aus philosophischem und ästhetischem Gesichtspunkte, sondern aus dem praktischen, administrativen. Sie hält den Gegenstand für so hochwichtig, daß sie eine ausführliche Parallele zwischen dem englischen und französischen Bühnenwesen zieht und die Vortheile der darauf bezüglichen Gesetzgebung diesseits und jenseits des Canals mit wissenschaftlichem Ernste abwiegt *). Wir erinnern

*) Etudes administratives: III. Les théâtres, leur situation actuelle en Angleterre et en France par M. Vivien.

uns nicht, daß man in Deutschland diesen Gegenstand aus einem ähnlichen Gesichtspunkt behandelt hätte, und erwarteten daher, daß die deutschen Journale sich schnell dieses eben so interessanten als lehrreichen Artikels bemächtigen würden. Indessen scheinen unsere belletristischen Blätter lieber den Feuilletons von Alexander Dumas und Charles de Bernard die Ehre der Uebersetzung angedeihen zu lassen, während man andererseits an die politischen Journale nicht die Ansprüche machen kann, daß sie die wichtigen Mittheilungen und Aufschlüsse, mit denen sie uns jeden Tag überraschen, einen Augenblick unterbrechen sollten, um von solchen untergeordneten Gegenständen zu sprechen. So halten wir es denn in unserer Mittelstellung zwischen Politik und Literatur für eine diesen Blättern angemessene Aufgabe, jenen Artikel dem deutschen Publicum vorzuführen.

Die Theater, sagt Herr Vivien, in welchen die Menge Zerstreuung und Vergnügen sucht, bieten dem Staatsmanne, dem administrativen Kopfe, überhaupt jedem Geiste, der fähig ist, ihren Einfluß auf die Sitten, auf die Kunst und den literarischen Ruhm eines Landes zu würdigen, einen Gegenstand sehr ernster Betrachtung dar. Sie können, je nach der Beschaffenheit des Gesetzes, welchem sie unterworfen sind, die Herzen läutern oder verderben, den Geschmack bilden oder irre leiten, dem öffentlichen Wohle nützliche Hilfsquellen darbieten, oder den Steuerpflichtigen zur drückenden Last werden. Gewichtige und sehr verschiedenartige Interessen sind bei ihrer Ausbeutung in Betracht zu ziehen.

Vor zehn Jahren wurde die Aufmerksamkeit des Hauses der Gemeinen von England auf diese Frage gerichtet, und dem Gebrauche gemäß ein Verfahren eröffnet, um Thatsachen festzustellen, die Bedürfnisse zu bezeichnen und Vorschläge zu etwa nothwendigen Reformen zu machen. Während zwölf Sitzungen hatten neunundreißig Zeugen, welche die verschiedenen dabei in's Spiel kommenden Interessen vertraten, auf mehr als vier Tausend Fragen zu antworten. Die Theaterunternehmer hatten sieben Eigenthümer, sechs Regisseure oder Directoren von London und zwei Provinzial-Speculanten zu Organen, von welchen letzteren der eine Director von sechs Theatern, der andere Pächter von dreien war. Die Schauspieler wurden durch sechs aus ihrer Mitte vertreten, die aus den verschiedenen Kategorien von Kean und Macready herab bis zu den Mimen der secundären

Digitized by Google

Theater und ambulanten Gesellschaften gewählt waren. Acht Autoren und ein Componist reclamirten das literarische Eigenthumsrecht. Die Erfordernisse der Regierung und der Polizei hatten zwei obrigkeitliche Personen, einen Controleur im Departement des Kämmerers und zwei Censoren zu Organen. Offizielle Actenstücke wurden in Menge beigebracht, und auf dieser gründlichen Untersuchung fußend, erschienen zwei auf die festgestellte Erfahrung gegründete Bills. England ist ein freies Land; die Presse genießt daselbst fast der unbeschränktesten Freiheiten, die Obrigkeit verhält sich beinahe immer ganz passiv und übt nur sehr engumgrenzte Rechte aus. Man sollte daraus schließen, daß die Theater daher gar keinem Zwange unterworfen, daß das Recht, sie zu eröffnen, aus dem Prinzip der industriellen Freiheit abzuleiten sei, so wie das Recht, Vorstellungen zu geben aus dem Rechte, zu schreiben, zu sprechen und sich zu versammeln; ein Recht, welches durch das gewöhnliche Gesetz anerkannt ist. Nichtsdestoweniger hat zu allen Zeiten auf den Theatern die beschränkendste Gesetzgebung gelastet, die Unternehmungen sind der unumgänglichen Autorisation der Behörden und die Darstellungen der Censur unterworfen. Der Usus der Privilegien war seit undenklichen Zeiten im Schwange und die Untersuchung von 1832 weit entfernt, ihn im Prinzip anzugreifen, scheint nur die Absicht gehabt zu haben, dies Prinzip wirksamer durchzuführen.

Es läßt sich schwer begreifen, wie das Gesetz über Theater lange Zeit ganz in Abkommen gerathen war, wenn man nicht die Schwierigkeiten und Hindernisse kennt, welche dessen Anwendung in den Weg gelegt wurden. Das Theater vom Strand war seit zwanzig, ein anderes seit vierzehn Jahren geöffnet, ohne jemals eine Autorisation gehabt zu haben. Der dem Theaterwesen als Behörde vorgesetzte Kämmerer sah seine Macht durch eine sonderbare Subtilität paralysirt. Seine Gewalt, sagte man, sei eine Gewalt „der Erlaubniß, nicht des Verhinderns". Vergeblich drohten die privilegirten Theater mit gerichtlichen Verfolgungen, dieselben halfen ihnen meistentheils Nichts. Wenn eines von ihnen auf die Gefahr hin, sich durch Gerichtskosten zu ruiniren, einen Vortheil erlangte, so substituirten die Verurtheilten sich Jemanden, welcher den Namen dazu hergab und durch seine eigene Insolvenz der Strafe ledig war. Am häufigsten nahmen sogar die Obrigkeiten selbst gegen die Klagenden Partei, in-

Digitized by Google

dem sie „anstatt zu den Angeklagten zu sagen: „Beweisen Sie, daß Sie autorisirt sind, zeigen Sie Ihre Licenz" zu den Klägern sagten: „Beweisen Sie, daß Jene keine Licenz haben." Durch solches Verfahren behaupteten sie dem Gesetze nachzukommen, das es für unzulässig erklärt, daß Angeklagte zum Zeugniß wider sich selbst gehalten sein sollen.

Tausend Kunstgriffe, deren Anwendung der Formengeist der englischen Justiz möglich macht, wurden benutzt, um das Gesetz zu umgehen. Man erzählt, daß in Wolverhampton, wo die vier Kembles nicht autorisirte Vorstellungen gaben, das Publicum eingeladen wurde, das Theater gratis zu besuchen. Durch dieses Mittel hatte das Theatergesetz, welches sich nur auf Theater bezieht, bei welchen man den Eintritt bezahlen muß, keine Anwendbarkeit; die Anzeigen schlossen indeß mit der Nachricht: „Nota bene, das Billet ist gratis, aber Herr T . . . (der Regisseur) besitzt ein ausgezeichnetes Zahnpulver à zwei Shilling, ein Penny die Büchse (box heißt Büchse und Loge). Man trete ein und kaufe." Es wurde keine Verfolgung gegen die Theater eingeleitet.

So war das Gesetz ohnmächtig; mehr als zwölf Theater wurden ohne Autorisation in London von den Unternehmern ausgebeutet, und in den Provinzen war der Unfug ähnlich. Diese Mißbräuche berücksichtigend, verlangte die Untersuchungscommission, daß die Macht des Kämmerers mehr ausgedehnt und bestimmter bezeichnet und Maßregeln getroffen würden, um das Etablissement einer Unternehmung ohne Autorisation zu verhindern; indessen ging sie nicht vom Prinzipe der freien Concurrenz ab, und schlug vor, daß mit Beibehalt der schon autorisirten Theater die Autorisation nicht verweigert werden dürfe, sobald in einem großen Sprengel oder volkreichen Districte die Eröffnung eines Theaters von der Majorität der Familienhäupter petitionirt werde. Der Kämmerer sollte mit dem Rechte betraut werden, jedes nicht autorisirte Theater zu schließen, desgleichen beim Minister des Innern eine summarische Sentenz zur Schließung der Theater erlangen zu können, welche die Bedingungen ihres Privilegiums verletzt oder die öffentliche Moral beleidigt hätten. Eine Bill, welche die Resultate der Arbeiten der Commission zusammenfaßte, ging fast ohne alle Opposition durch das Haus der Gemeinen; das Haus der Lords dagegen zeigte sich strenger gegen dieselbe. Die Bill wurde

verworfen, im nächsten Jahre wieder vorgelegt und abermals nicht angenommen. Erst unter dem jetzigen Ministerium konnte die Frage wieder auf's Neue angeregt werden: eine Bill vom 22. August 1843 adoptirt die Arbeiten von 1832 in einigen ihrer Anordnungen, aber substituirt ihnen ein einfacheres, bestimmteres System. Kein Theater darf sich in ganz Großbritannien aufthun ohne Patentbriefe der Königin oder Licenzen, welche je nach dem Orte entweder vom Lord-Kämmerer, oder von den zu einer speciellen Sitzung vereinigten Friedensrichtern, deren mindestens vier bis fünf sein müssen, ausgefertigt werden. Im Falle der Contravention kann die Strafe sich bis auf zwanzig Pfund Sterling für jede nicht autorisirte Vorstellung belaufen. Die Amtsgewalt des Lord-Kämmerers erstreckt sich auf das Gebiet von London und Westminster, die Bannmeile und die königlichen Residenzen. Die Autorisation wird, wie Alles in England, bezahlt, denn hier muß das Publicum, welches sich an einen Beamten wendet, diesem ein Salar geben. Zu dem Ende ist ein Tarif festgestellt: das Maximum der Vergütung ist für den Lord-Kämmerer 10 Shilling und für die Friedensrichter 5 Shilling für jeden Monat der Eröffnung der Theater. Die Autorisation wird einem verantwortlichen Director ertheilt; sein Name muß auf alle Anzeigen gedruckt werden, er muß eine Caution von mindestens fünfhundert Pfd. Sterling leisten und nach Ermessen der Regierung auch noch zwei andere Bürgen stellen, jeden für noch eine Summe von hundert Pfd. Sterling Maximum. Diese Summen sind bestimmt, für die Einhaltung der dem Unternehmer auferlegten Bedingungen zu garantiren und die Zahlung der Strafen zu sichern, welche in Uebertretungsfällen zu geben sind. Der Lord-Kämmerer hat das Recht, nach seinem Ermessen die Schließung jedes Theaters, in welchem eine Unordnung oder ein Aufstand vorfällt, zu befehlen; desgleichen an bestimmten Tagen die Vorstellungen zu untersagen. Die Friedensrichter bestimmen während ihrer Sitzungen die zu befolgenden Regeln zur Aufrechthaltung der Ordnung und Decenz auf den Theatern ihrer Jurisdiction, zu gleicher Zeit stellen sie die Zeit der Eröffnung und des Schlusses fest. Diese Reglements sind der Autorisation einverleibt und jede Uebertretung derselben, durch eine eidliche Zeugenaussage constatirt, kann eine zeitweilige Schließung herbeiführen. Im Umkreise der Universitäten Oxford und Cambridge auf vierzehn Mei-

Digitized by Google

len müssen die Theater auch noch außerdem von dem Kanzler oder Vicekanzler der Universität autorisirt sein, welcher gleichfalls bei vorkommenden Unordnungen die Erlaubniß zurücknehmen kann. Jeder Schauspieler, welcher auf einem nicht autorisirten Theater spielt, setzt sich einer Strafe aus, deren Maximum zehn Pfund Sterling für die Vorstellung ist; das Gesetz ist anwendbar auf jede Vorstellung, für welche die Zuschauer eine Summe Geldes, eine directe oder indirecte Vergütung geben, oder irgend etwas kaufen müssen; sie erstreckt sich auch auf Schenken, Kaffeehäuser u. s. w., welche Komödie spielen lassen; es ist auf's Formellste bestimmt, daß im Falle einer gerichtlichen Verfolgung das angeklagte Theater den Besitz der Autorisation zu beweisen hat und als nicht autorisirt zu betrachten ist, sobald es seine Licenz nicht beibringen kann. Ausgenommen von diesen Vorschriften sind die Vorstellungen, welche von den Localbehörden bei Jahrmärkten, Festen und sonstigen gebräuchlichen derartigen Versammlungen gestattet werden. Die von den Friedensrichtern ergriffenen Maßregeln können Anlaß geben zu einem Recurs an die nächste Vierteljahrssitzung. Das sind die angenommenen Verordnungen. Der Entwurf schlug noch vor, den Theatern, welche das ausschließliche Privilegium hatten, Shakspeare'sche Stücke zu geben, dieses Recht vorzuenthalten und dem Lordkämmerer die Ertheilung desselben an andere Theater zu verweigern. Dieser Vorschlag wurde nicht angenommen. Das Parlament erklärte, es müsse jedem Theater frei stehen, die Meisterstücke des Nationaldichters dem Beifall des Publicums darzubieten: es ist dies eine dem Genie dargebrachte legitime Huldigung und eine sehr unschuldige Befriedigung englischen Stolzes, denn es ist genügend bekannt und festgestellt, daß die Tragödien Shakspeare's selten gegeben werden und nur ein kleines Publicum anlocken.

Bis zu der Bill von 1840 beschränkten die den Unternehmungen ertheilten Privilegien dieselben auf ein bestimmtes Genre von Werken. Die großen Theater waren blos befugt, Tragödie, Komödie und jede Art von Stücken zu spielen, welche unter der Kategorie des legitimen Dramas begriffen werden. Die Theater zweiten Ranges (minor theatres) waren auf komische Oper oder das Vaudeville (burlettas) und Ballete beschränkt; aber diese verschiedenen Genres verschmolzen in einander und wurden nicht streng geschieden, entweder weil die Reglements unzureichend waren, oder eine genaue

Digitized by Google

Bezeichnung unmöglich war. Die Untersuchung von 1832 bemühte sich, genaue Definitionen zu erlangen, erhielt aber Nichts als unbestimmte, widersprechende Erklärungen. Der eine Zeuge rechnete zu dem legitimen Drama nur die Werke von Shakspeare, Otway, Rowe, Sheridan, Colman und anderen classischen Autoren. Ein anderer nahm nur auf das Theater Rücksicht, wo die Stücke dargestellt waren, und definirte als zum legitimen Drama gehörig „jedes Werk, das in Drurylane oder in Coventgarden aufgeführt sei", Andere wieder „jedes Werk, in welchem weder Gesang, noch Musik vorkomme." Einige meinten, ein Stück, in welchem Musik vorkomme, könne dennoch zum legitimen Drama gerechnet werden, sobald nur Nichts darin die Natur übertreibe. Ein nach richtigeren Grundsätzen urtheilender Zeuge, Payne Collier, versteht unter legitimem Drama „jedes Werk, welches einen guten Dialog, gute Charaktere und gute Moral hat." Die Bezeichnung des Wortes burletta ist nicht minder schwankend. Die meisten Leute vom Fach verstehen indeß darunter „ein kleines Stück, das mit Tänzen und Gesängen vermischt ist." Die Verwirrung der verschiedenen Genres ist durch die Gewohnheiten des englischen Publicums noch größer geworden. Die ersten Theater spielen stets nach der Tragödie oder Komödie Pantomimen oder Possen, welche auf's Seltsamste mit den großen Werken ihres Repertoires contrastiren, und doch ist ein solcher Mißbrauch mit den Genrebezeichnungen getrieben worden, daß man Stücke dieser Art legitime Possen nennt.

Die neue Bill enthält keine auf die Bezeichnung der verschiedenen Genres bezügliche Bestimmung, aber sie überträgt dem Lordkämmerer so ausgedehnte Vollmachten, daß die neuen Autorisationen auch noch specielle Vorschriften über diesen Punkt enthalten können. Die Untersuchung von 1832 hat den Anspruch patentirter Theater ergeben, welche behaupten, allein zur Aufführung des Repertoires der großen dramatischen Schriftsteller berechtigt zu sein: diese Ansprüche sind in der Kammer der Lords sehr vertheidigt worden, und da sie sich auf den Besitz gründen, der in England stets eine so große Rolle spielt, so werden sie gewiß sehr stark berücksichtigt werden.

Das Recht, in England ein Theater zu eröffnen, ist, wie man sieht, von einer Erlaubniß der öffentlichen Behörde abhängig, und diese Erlaubniß kann in gewissen Fällen zurückgezogen werden. Die

Digitized by Google

Vorstellungen selbst sind einer nicht minder strengen Controle unterworfen: obgleich die Freiheit der Presse als eines der ersten Rechte des Volkes anerkannt ist, sind doch die Theaterstücke von der Censur abhängig. Ein dialogisirtes Pamphlet von Fielding, Pasquin, scheint Anlaß zu dieser Ueberwachungsmethode gegeben zu haben. Dieses Stück enthielt eine sehr heftige Satyre gegen die politische Regierung und Fielding trieb die Heftigkeit seiner Angriffe bis zur Schmähung und Provocation. Die Censur wurde bei der Untersuchung von 1832 nur von wenigen unbeschränkten Geistern bekämpft, im Allgemeinen erlitt sie keine Anfechtung, gewichtige Zeugen sprachen sich für ihre Nothwendigkeit aus. „Die politischen Anspielungen", sagt einer von ihnen, Thomas Morton, dessen Werke das glückliche Vorrecht haben, die Menge anzulocken, „werden von den Zuschauern mit Begierde gehört. Die Scene wird ein Herd der Aufreizung; das Applaudiren erhitzt die Geister und die öffentlichen Mißstimmungen werden so leicht in Aufruhr verwandelt. Es gibt nichts Fürchterlicheres, als eine wüthende (enraged) Versammlung. Ich weiß es, sagt er ferner, vom berühmten Talma, daß die französische Revolution nur unbedeutende Fortschritte machte, so lang die Bühne noch nicht zur Arena der Volksleidenschaften gemacht war; aber sobald die Scene zur Tribüne wurde, war die Bewegung unwiderstehlich." Mehrere Zeugen betrachteten die Censur als ein den Theatern vortheilhaftes Institut. Eine strenge und beständige Ueberwachung nur könne die Gesellschaft erfolgreich schützen; zwar würde das Publicum keine offenbar unmoralischen, oder aufrührerischen Darstellungen dulden, aber doch solche, bei denen Unmoral und Aufruhr in kleinen Dosen nach und nach sich wirksam machten.

Die Censur scheint milde und versöhnlich gewesen zu sein, sie hat zu wenig Klagen Anlaß gegeben. Einige klagen sie der Launenhaftigkeit und Parteilichkeit an, aber die Meisten loben ihren guten Geist. Der Prüfer liest die Stücke, streicht die Stellen oder Worte, welche ihm verfänglich scheinen, an und, wenn das Ganze ihm Anlaß zur Rüge gibt, spricht er ein vollständiges Verbot aus. Er läßt es sich angelegen sein, Alles zu unterdrücken, was indecent, profanirend und irreligiös ist, was Laster oder Verbrechen rechtfertigt oder ermuthigt, was Anspielung auf Zeitereignisse macht, und besonders Worte, welche Unordnungen hervorbringen können. Eine Tragödie

Digitized by Google

Karl I. wurde zurückgewiesen, weil der Schilderung des Königsmordes Nichts fehlte, als daß man auch noch auf dem Theater das Haupt des unglücklichen Monarchen hätte fallen sehen. In einem anderen Stücke sollte eine Person vom König Wilhelm sprechend sagen: „Er spielt die Violine wie ein Engel." Diese Phrase wurde unterdrückt. Die Censur streicht unerbittlich alle gemeinen oder gottlosen Ausdrücke, deshalb duldet sie nicht die Worte: „Bei meinem Blut und meiner Seele!"; sie verwehrt den unnützen Gebrauch des Namens Gottes, jede den religiösen Meinungen zuwiderlaufende Stelle, jeden Fluch: Goddam u. s. w. Nach der Ansicht der Censoren darf die Tragödie den Namen des höchsten Wesens anwenden, die Komödie niemals. Mitunter, sagt Charles Kemble, streicht die Censur sehr schwach frivole Sachen und beweis't damit mehr Prüderie und Bigotterie als Erhabenheit des Geistes. Einer von den vernommenen Censoren hat Nichts dagegen, daß ein Liebhaber zu seiner Geliebten „mein Engel" sagt, aber ein Anderer, George Colman, widersetzt sich dem durchaus, als einer Verletzung des Heiligen; er verwirft das Wort Schenkel als indecent und verdammter Kobold als Blasphemie. Der Zeuge, welcher diese Thatsachen zur Sprache bringt, ist der fruchtbare Moncriff, Verfasser von zweihundert Theaterstücken, welche alle censirt worden sind. Nun hat aber derselbe George Colman, welchen der unschuldige Ausdruck Engel empört, selbst für's Theater geschrieben und sich dabei nicht immer so ängstlich bewiesen. Der Präsident der Untersuchung machte sich das boshafte Vergnügen, ihn daran zu erinnern, und spannte ihn unter dem Vorwande der Information durch folgende Unterredung auf die Folter: Der Ausschuß hat erfahren, daß Sie in einem Stücke das Wort Engel als Epitheton für eine Frau gestrichen haben. — Ja, in der That, weil ein Engel zwar eine Frau ist, wenn Sie wollen, aber eine himmlische Frau. Es ist eine Anspielung auf die Engel der Schrift, welche himmlische Körper sind. Alle Personen, welche die Bibel gelesen haben, wissen es, und wenn Sie es nicht wissen, verweise ich Sie auf Milton. — Erinnern Sie sich der Stelle, bei welcher Sie das Wort gestrichen? — Nein, ich kann mein Gedächtniß nicht mit all dergleichen Sachen belästigen, ich weiß nicht, ob es mir passirt ist, daß ich einen oder zwei Engel unterdrückt habe, aber es hat den Anschein, als habe ich es das eine oder das andere Mal

Digitized by Google

gethan. — Die Engel Milton's sind keine Damen (ladies). — Nein, aber einige Engel der heiligen Schrift sind es, glaube ich. — Gesetzt den Fall, Sie entschlössen sich eines Tages, in irgend einer Oper oder Posse einen Engel durchzulassen, welches wäre nach Ihrer Ansicht der Eindruck, welcher dadurch auf das Publicum hervorgebracht werden würde? — Das kann ich nicht gerade sagen, ich kann das Herz derer nicht ergründen, welche auf der Gallerie, in den Logen oder im Parterre sind . . . — Wie vereinbaren Sie aber Ihre Ansichten von heute damit, daß Sie selbst in einigen Ihrer am meisten applaudirten Stücke Worte gebraucht haben, welche Sie gottlos finden, und Flüche, welche Sie empören? — Wäre ich der Censor derselben gewesen, so hätte ich sie gestrichen und ich würde es auch jetzt thun. Damals war meine Stellung eine andere; ich war ein schlüpfriger, leichtfertiger Autor, heute bin ich der dramatische Censor. Damals trieb ich mein Geschäft als Autor, heute als Censor. — Glauben Sie, daß diese Ihre Stücke, welche so viel Beifall gehabt haben, und die Sie jetzt nicht mehr ändern können, die Sitten untergraben haben? — Geläutert haben sie die Sitten gewiß nicht, und es thut mir Leid, daß ich diese Profanationen hineingesetzt habe. In Beziehung auf die Moral wird man erst mit den Jahren weise und ich würde sehr glücklich sein, wenn ich meinen Geist von der Erinnerung an jene Thorheiten befreien könnte. — So thäte es Ihnen also Leid, der Verfasser von John Bull zu sein? — Nein, gewiß nicht, das ist etwas ganz Anderes. Ich kann keine Reue darüber empfinden, einen guten Pudding gemacht zu haben; aber wenn er einige verdorbene Rosinen enthält, so möchte ich dieselben gern daraus entfernt wissen!

Die Untersuchungscommission machte in Betreff der Censur keinen Vorschlag; sie begnügte sich, der Erhebungsart der von den Beamten des Lordkämmerers zu empfangenden Taxen ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Die Bill von 1840 hat das bis dahin üblich gewesene System sanctionirt und geregelt. Nach den Bestimmungen dieser Bill muß eine Abschrift jedes neuen dramatischen Werkes oder jedes Actes, jeder Scene, jedes Fragmentes, das einem alten Stücke hinzugefügt werden soll, dem Lordkämmerer mindestens sieben Tage vor der ersten Vorstellung mit Angabe des Theaters und des Tages, wo man sich vornimmt, es aufzuführen, übergeben werden, und die Darstellung desselben kann immer, vor oder nach diesen sieben Tagen,

Digitized by Google

verboten werden. Für die Prüfung muß eine Gebühr bezahlt werden, welche zwei Guineen nicht überschreiten kann und zugleich mit der Eingabe der Abschrift zu erlegen ist. Das Verbot kann jedesmal ausgesprochen werden, sobald der Lordkämmerer glaubt, daß es im Interesse der guten Sitten, des Decorums oder der öffentlichen Ruhe erheischt wird (for the preservation of good manners, decorum or of the public peace); dasselbe kann absolut oder zeitweilig sein, und alle Theater Großbritanniens oder blos einzelne betreffen. Wer ein verbotenes Werk aufführt oder auch nur ein nicht vorgelegtes, unterliegt einer Strafe, welche sich auf fünfzig Pfund Sterling belaufen kann, und die Autorisation wird dem Theater entzogen. Unter der Bezeichnung dramatisches Werk sind begriffen: Tragödien, Komödien, Possen, Opern, Vaudevilles (burlettas), Zwischenspiele, Melodramen, Pantomimen und andere für die Bühne bestimmte Productionen, sowohl in ihrem Ganzen als theilweis.

Man kann sich nicht mit den Interessen des Theaters beschäftigen, ohne sich auch um die der dramatischen Autoren zu kümmern, welche eng damit verknüpft sind. In dieser Beziehung hatte die Gesetzgebung von 1833 für das literarische Eigenthum die tadelnswürdigste Gleichgiltigkeit gezeigt. Es war nicht nöthig, vor der Aufführung seines Stückes vom Autor die Erlaubniß zu erwerben, noch brauchte man ihm, wie in Frankreich, für jede Vorstellung irgend eine Gebühr zu zahlen. Der Verfasser erhielt nur von dem Theater eine Vergütigung, welchem er sein Manuscript überlieferte, und mit dem er unterhandelte. Die Provincialtheater glaubten sich, und waren in der That berechtigt, jedes in London schon gegebene Stück zu spielen, und die Theater von London gaben jedes schon veröffentlichte Werk, weil dasselbe in diesem Falle als allgemeines Eigenthum betrachtet wurde. Um die Ausübung dieses Rechtes, wenn man so einen wahrhaften Diebstahl nennen will, hinauszuschieben, verlangte das Theater, welches mit dem Autor unterhandelte, daß er sein Werk nicht unter drei Monaten veröffentliche; aber gegen O'Keefe hatte das Gericht entschieden, daß eine Vorstellung auch schon als Veröffentlichung zu betrachten sei, daher bemächtigten sich während der Vorstellung im Theater Stenographen des Stückes; ein Centralbureau verkaufte es und es wurde überall ungehindert gegeben; ganz natürlich ließen die Directoren es an sich kommen, mit dem Autor zu un-

Digitized by Google

terhandeln. Die Copien wurden zu zwei bis drei Pfund verkauft, und diese Pirateninduſtrie bereicherte die Stenographen und die anderen Theater, indem ſie den unglücklichen Autor ruinirte. Deshalb beklagten ſich die dramatiſchen Schriftſteller auch auf's Lebhafteſte und verlangten einſtimmig, daß das franzöſiſche Geſetz angenommen werde. Die ſchreiendſten Thatſachen wurden angeführt. Maſaniello, der mehr als hundert und fünfzig Mal in Drurylane aufgeführt worden war, hatte ſeinem Verfaſſer nicht einen Shilling eingebracht. Nach der Uebereinkunft ſollte derſelbe für drei Vorſtellungen bis zur zwanzigſten fünfzig Pfund bekommen; aber da der Unternehmer bankerott gemacht hatte, bevor er ſeine Verbindlichkeiten gehalten, wieſen ſeine Nachfolger jede Solidarität zurück und fuhren fort, das Stück zu geben, ohne dafür etwas zu zahlen; ſie beriefen ſich auf den Gebrauch, welcher das Eigenthum eines Stückes dem Theater übertrug, auf welchem es einmal dargeſtellt worden war. Auf dieſe Weiſe, ſagte der als Zeuge vernommene Autor, haben mir meine Werke nach den größten und legitimſten Erfolgen nur Verdruß und Erniedrigung eingebracht. Ich habe von Woche zu Woche elende Summen von zehn Pfund für meine Nachtwachen erbetteln müſſen und ich geſtehe, daß ich unter dem Gewichte dieſer abſcheulichen Unbilligkeit erliege. Man hat mir geſagt, daß der Kanzleihof fortan meine einzige Zuflucht ſei; aber ich weiß wohl, daß ein armer Teufel, wie ich, ſich nicht auf Prozeſſe einlaſſen kann. Ein anderer Autor, Jerold, beklagte ſich über ähnliche Spoliationen; eines ſeiner Werke, The blackeyed dezonna, das vierhundert Mal in einem Jahre geſpielt worden iſt, hat ihm nur ſechzig Pfund eingebracht. Er hatte um eine ausnahmsweiſe Entſchädigung gebeten, aber Coventgarden nahm dieſe unverſchämte Prätention höchſt ungnädig auf. Eines von den patentirten Theatern hatte ein Stück von Moncriff von einem Theater zweiten Ranges entnommen, der Verfaſſer wollte es verklagen; unglücklicher Weiſe mußte er zuvörderſt achtzig Pfund Gerichtskoſten herbeiſchaffen; da er dies nicht konnte, ſo verzichtete er darauf, ſich Gerechtigkeit zu verſchaffen. Moncriff, dieſer Verfaſſer von mehr als zweihundert Stücken, war von Drurylane auf zehn Jahre für vierzig Shillinge die Woche engagirt, um Dramen und Poſſen zu verfaſſen oder vielmehr zu improviſiren; man beſtellte ſie bei ihm nach Bedürfniß, mitunter erſt vierundzwanzig Stunden vorher. Eines von dieſen Stücken,

Digitized by Google

das dreihundert Mal gespielt wurde, brachte ihm zweihundert Pfund ein. Wenn man mir nur für jede einzelne Vorstellung, sagte er, einen Thaler gäbe, würde ich, anstatt zu den Aermsten meines Vaterlandes zu gehören, einer der Reichsten sein.

Diese Thatsachen mußten die Commission frappiren; sie erklärte, daß die Autoren der unbilligsten, unerträglichsten Bedrückung Preis gegeben seien, und bewies, daß das Interesse der dramatischen Literatur durch dies räuberische Verfahren in gleicher Weise gefährdet sei. Im Vergleich zu der Stellung, welche andere Schriftsteller einnehmen, sei der Verkehr mit den dramatischen Autoren so traurig, daß bedeutende renommirte Männer von der theatralischen Carriere sich ganz abwenden müßten. Die Commission bestand daher darauf, daß dem dramatischen Autor dieselben Garantien für das Eigenthum seines Werkes gegeben würden, als dem Verfasser jedes anderen Werkes, und daß sein Werk weder in London, noch auf sonst einem Theater der Provinz ohne seine formelle und ausdrückliche Genehmigung gespielt werden könne. Man wollte unmittelbar diesen nicht zu entschuldigenden Mißständen Abhilfe verschaffen und in der folgenden Berathung stellte eine von Hrn. L. Bulwer vorgeschlagene und am 10. Juni 1833 definitiv angenommene Bill fest, mit Anwendung des Prinzipes, vermöge welches die Schriftsteller zum Druck ihrer Werke lebenslang und mindestens achtzehn Jahre nach der ersten Publication das ausschließliche Recht haben: die dramatischen Schriftsteller sollten während gleicher Zeit einzig und allein das Recht genießen, auf den Theatern Großbritanniens und der ihm unterthänigen Länder die Werke ihrer Erfindung zur Darstellung zu bringen oder bringen zu lassen. Den Contravenienten wurde eine Entschädigung nach Verhältniß des usurpirten Gewinnstes oder des vom Autor erlittenen Nachtheiles auferlegt; diese Entschädigung darf jedoch nicht unter vierzig Shilling sein. Die Bill selbst gab indeß kein Mittel zur Eintreibung der Antheile an, welche festzustellen sie bestimmte. Um dazu zu gelangen, haben die dramatischen Autoren sich zu einer Gesellschaft vereinigt und in allen Städten des Königreichs Agenten ernannt. Diese Association autorisirt die Theaterunternehmer, die Stücke ihrer Mitglieder für die Bezahlung nach einem Tarif zu spielen, dessen Minimum sieben Shilling sind; indessen hat eine ziemliche Anzahl Autoren und unter anderen Sheridan Knowles nicht Theil daran

nehmen wollen und haben für sich besondere Agenten ernannt zur Wahrung ihrer Interessen.

Dieses neue Verfahren hat die Lage der Autoren ändern müssen aber gewisse durch die Untersuchung von 1832 entdeckte Mißbräuche haben wahrscheinlich noch fortgedauert. So haben die Theater von London weder Comités, noch bestellte Lectoren, um über den Werth der Werke ein Urtheil zu fällen. Der Director zieht zu Rathe, wen es ihm beliebt, wendet sich jedes Mal an einen anderen Prüfenden, und wenn es sich nicht um einen Autor oder um ein Werk handelt, das ganz und gar eine Ausnahme macht, so läßt er sich nach einander die Ansicht von mehreren Personen mittheilen. In der Untersuchung sind die Schauspieler als wenig zuverlässige Richter hingestellt; sie täuschen sich, sagt man, häufig und beurtheilen die Bühneneffecte falsch. Ein Zeuge gibt den Grund dafür an, daß sie die laumenhaftesten Geschöpfe der Erde sind. Der Autor bleibt Eigenthümer seines Manuscriptes und verkauft es selbst an den mit der Herausgabe beauftragten Verleger; nur dann ist der Werth desselben ein ganz nichtiger. Vor dreißig Jahren waren hundert Pfund Sterling für ein dargestelltes Stück ein sehr mäßiger Preis, heute aber erhält man kaum zehn Pfund und häufig gar Nichts dafür. Seit die fremden Stücke in's Englische übersetzt sind, ist der Preis des Manuscriptes fast auf Nichts gesunken; nur zur Noth hat Sheridan Knowles das des Hunchback, der einen großen Erfolg gehabt hat, verkaufen können. Man betrachtet die dramatischen Werke nicht mehr als zur eigentlichen Literatur, als zu denen gehörig, welche in den Bibliotheken ihren Platz finden. Was die Vortheile anbetrifft, welche für den Autor aus der Darstellung hervorgehen, so scheinen die Gewohnheiten durch die neuen Gesetzbestimmungen Nichts geändert zu haben. Coventgarden bewilligte im Allgemeinen für jedes Stück hundert Pfund bei der dritten Aufführung, hundert bei der sechsten, hundert bei der neunten und hundert bei der vierzigsten. Aber es ist selten, daß es zu der letzteren Zahl kommt; der höchste für eine Tragödie oder Komödie gegebene Preis überstieg nicht neunhundert Pfund. Im Allgemeinen gab man dem Verfasser einer Opernmusik Nichts; indessen hatte Weber von dem für den Oberon gegebenen Preise fünfhundert Pfund bezogen. Auf demselben Theater brachte ein dreiactiges, aus dem Französischen übersetztes Stück im Falle des

Erfolges zweihundert bis vierhundert Pfund ein. Drurylane bewilligte dreiunddreißig Pfund, sechs Shilling, acht Pence für jede Darstellung bis zur neunten und einen Nachschuß von hundert Pfund bei der zwanzigsten. In den sechs der Untersuchung vorhergegangenen Jahren hatten die beiden großen Theater jedes fünfzehnhundert Pfund an Autorenantheil ausgegeben. Die Theater zweiten Ranges hatten andere Tarife. Das Citytheater gab zehn Pfund für das Stück, das Coburgtheater zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund, niemals darüber; mitunter gab man den Verfassern eine Guinee oder eine halbe Guinee für die Vorstellung, aber keine Benefizvorstellung. Die Possen brachten gewöhnlich fünfzig Pfund in drei Vorstellungen. Nach mehreren Aussagen hatte kein Autor in einem Jahre mehr als fünf tausend Pfund bezogen. Indeß beklagten sich die Schriftsteller weniger über die Mäßigkeit des Tarifs, als über die Schwierigkeit, ihre Stücke zur Aufführung zu bringen. Coventgarden und Drurylane, die früher regelmäßig in jeder Season zwei oder drei Komödien und eine große Anzahl legitimer Possen darstellten, gaben fast keine Neuigkeiten mehr. Man gab alljährlich beim Director von Haymarket hundert bis hundert und fünfzig Stücke ein, und er spielte nur fünf oder sechs. In Summa also, abgesehen von den Mißbräuchen, welche die Bill von 1833 abzustellen versucht hat, scheint das Theater wenig ergiebig für die Schriftsteller; die Bill hat nothwendigerweise ihre Lage verbessert, indem sie den Spoliationen ein Ziel setzte: wir zweifeln indessen, ob sie zu ihrem Vortheile Hilfsquellen geschaffen hat, welche der sehr precäre Zustand der dramatischen Schriftsteller hätte erwarten lassen.

Die Untersuchung von 1832 ergab außerdem noch bemerkenswerthe Data über die Schauspieler. London besitzt keine dramatische Schule, kein Institut, ähnlich dem Pariser Conservatorium und seinen Klassen für Declamation und Musik. So bilden sich daselbst auch keine Darsteller für das classische Repertoire, Shakspeare, Otway u. s. w. Die Provinzialtheater dienen als Pflanzschule für die Hauptstadt, York, Bath, Dublin und Liverpool haben den Ruf, die besten Schauspieler zu bilden. Kean ist auf den Provinzialtheatern erzogen.

Die Stellung der Schauspieler ist im Allgemeinen unsicher, schwierig und gar wenig beneidenswerth; weit entfernt davon, sich zu ver-

Digitized by Google

bessern, ist sie unter dem Einflusse gewisser Vorurtheile, welche täglich tiefer wurzeln, kritischer geworden. Ihre Entmuthigung schimmert durch ihre Aussagen hindurch. Wer etwas Anderes thun kann, sagt Macready, wirft sich nicht in die undankbare Theaterlaufbahn. Während die großen Schauspieler Gesetze vorschreiben, müssen die mittelmäßigen sie sich vorschreiben lassen. Um die ersten Rollenspieler streitet man sich und die zweiten geben sich mit Rabatt fort, eine doppelte Folge der übertriebenen Concurrenz. Die Theater, welche überall eröffnet werden, degradiren nach der Aussage eines der Schauspieler die Profession; sie versehen sich mit einem Eliteschauspieler, welchen sie ihren Stern (star) nennen, und der Rest der Truppe ist elend. Die Schauspieler der großen Theater haben nicht das Recht, auf Bühnen zweiten Ranges zu spielen; sie sind gehalten, sich dazu mit einer speziellen Erlaubniß zu versehen, welche ihnen übrigens gewöhnlich ertheilt wird. Es hat eines Befehles des Lordkämmerers bedurft, damit Coventgarden und Drurylane gezwungen würden, ihre Schauspieler während ihrer Ferien vom 30. Juni bis 30. September auf Haymarket spielen zu lassen. Die beiden patentirten Theater waren übereingekommen, daß sie die Schauspieler, welche ihre respectiven Truppen verlassen, nicht früher engagiren wollten, als eine Season nach ihrem Abgange. Außerdem hatten sie sich auch verbündet, um die Gehalte zu limitiren, aber Drurylane hat zuerst diese Verpflichtung verletzt.

Ueber die gewöhnlichen Einkünfte der Schauspieler haben sich keine genauen Schätzungen ergeben. Ein Regisseur behauptet, daß alle bei den großen Theatern angestellten, wenn sie ihre Ausgaben regelten, wenn auch nicht sich bereichern, doch wenigstens ein unabhängiges Vermögen sich erwerben können; aber er hat keine genauen Thatsachen angegeben und zur Unterstützung dieser unbestimmten Behauptung keine Berechnung mitgetheilt. Die Schauspieler werden im Allgemeinen wöchentlich bezahlt, einige für die einzelnen Vorstellungen. Kean hat zwei Jahre in Haymarket für fünfzig Pfund die Woche gespielt; ein anderes Jahr bekam er nicht mehr als dreiunddreißig ein drittel Pfund und im vierten nur dreißig Pfund. Das Coburgtheater gab damals sechzig Pfund für die Vorstellung an seinen besten Schauspieler. In der Provinz ist indessen die Lage der Schauspieler noch trauriger, als in der Hauptstadt. Ihr höchstes

Gehalt bei den Theatern ersten Ranges übersteigt nicht drei Guineen für die Woche; von dieser Summe müssen sie außerdem noch ihre Reisekosten von Stadt zu Stadt bestreiten, sowie den Ankauf und die Instandhaltung ihrer Kostüme. Die wandernden Schauspieler sind den Reglements der Jahrmärkte unterworfen; sie nehmen von den Localbehörden Erlaubnißscheine. Obgleich sie nicht zahlreich sind, sterben sie vor Hunger, — aber, sagt ein Zeuge, sie sind mäßig. — Die Provinzialtheater, fügt einer der ausgezeichnetsten wandernden Schauspieler hinzu, haben mich und meine Familie niemals ernährt. Ich war stets bei den unzureichenden Hilfsquellen, welche sie mir darboten, in Noth. Die großen Theater senden nach allen Theilen Englands Leute zur Aufsuchung von Talenten und rekrutiren sich aus den Provinzialtruppen, welche für eine bessere Schule gelten, als die Theater zweiten Ranges von London; indeß kann nicht ein Sechstel der guten Schauspieler auf ein Engagement in Coventgarden oder Drurylane, das letzte Ziel ihres Ehrgeizes, hoffen.

Bei allen diesen Verhältnissen, welche wir geschildert haben, leiden die Theater und machen vergebliche Bestrebungen, dem Ruine zu entgehen. Die Londoner sind in dem beklagenswerthesten Zustande; merkwürdiger Weise geht die Masse des Publicums hauptsächlich nach dem Italian-Opera-House und dem Théâtre français, und auf den Bühnen zweiten Ranges sind die meisten der aufgeführten Stücke Uebersetzungen aus dem Französischen. Von den beiden Nationaltheatern ist das eine zu wiederholten Malen geschlossen worden: Coventgarden nämlich; das andere, Drurylane, hat trotz der Direction Macready's keine guten Geschäfte machen können. Die Untersuchung von 1832 hat den Gang und die Ursachen dieses Verfalls enthüllt. Schon zu jener Zeit unterlag Drurylane einer Schuldenlast, die auf sechs bis sieben Millionen Pfund Sterling geschätzt wurde. Von 1809 bis 1832 waren die Einnahmen von Coventgarden beständig gesunken, in den zehn ersten Jahren dieses Zeitraumes war die Durchschnittseinnahme dreiundachtzig bis vierundachtzig tausend Pfund Sterling jährlich, in den letzten zehn war sie auf dreiundfünfzig bis vierundfünfzig tausend herabgesunken. Die blühendste Periode war die von 1810 bis 1815, gerade die Zeit der nationalen Bestrebungen und Opfer, aber auch des inneren Flors Englands, was einen

Digitized by Google

Zeugen zu sagen veranlaßt, die Rückkehr des Friedens habe die Quellen des öffentlichen Wohlergehens in England verstopft.

Die Ausgaben, welche die Ausbeutung eines Theaters in London erheischt, sind übertrieben. Bei den großen Theatern ist die Größe ihrer Lasten vorzüglich einem zu zahlreichen Personale zuzuschreiben. Während in Adelphi die ganze Truppe alle Abende erscheint, wird in Drurylane und Coventgarden kaum ein Drittel bei jeder Vorstellung benutzt, die Uebrigen bleiben müßig, und doch müssen, mit wenigen Ausnahmen, die Schauspieler stets bezahlt werden, sie mögen nun thätig sein oder nicht. Da die Vorliebe für die Oper so allgemein verbreitet ist, müssen diese Theater zwei Truppen auf einmal unterhalten, woraus hervorgeht, daß im Falle eines vorzüglichen, andauernden Erfolges einer Oper oder einer Tragödie, die dann alle Abende gegeben wird, die eine Truppe zu einer unnützen Last werden muß, welche ohne irgend eine Compensation auf dem Budget lastet.

Das Bedürfniß, große Einnahmen zu machen, verdammt die großen Theater, zu Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, welche die Neugier des Publicums reizen; sie würden sich nicht halten können, wenn sie sich auf Tragödien und Komödien beschränkten; daher geben sie Pantomimen, Ballets, Spektakelstücke, Farcen; besonders die Pantomimen haben die Jugend, die Menge anzulocken, namentlich zu Weihnachten. Seit der Wiedereinrichtung von Drurylane im Jahre 1809 bis 1821 hat das Unternehmen durch das legitime Drama sich nicht um einen Shilling verbessern können, alle Vortheile sind durch die Weihnachtspantomimen erlangt worden. Man hat die Theater in förmliche Menagerien umgewandelt, zum großen Aergerniß der Freunde der nationalen Schaubühne sind Tiger und Löwen in Coventgarden und Drurylane eingeführt worden und haben daselbst unwürdige Erfolge gehabt. Nach den Farcen sind die populärsten Stücke diejenigen, wo das Verbrechen in seiner ganzen Nacktheit dargestellt wird; Mordscenen locken und fesseln das Publicum vorzugsweise, das Parterre, welches gewöhnlich sehr lärmend ist, wird augenblicklich still und aufmerksam, sobald die Klinge eines Dolches vor seinen Blicken glänzt; das ist das große Verdienst Macbeths, der Grund zu dem

Digitized by Google

Glücke des Thurtilltheaters, das unaufhörlich die blutigsten Dramen darstellt. Dabei hat es den Anschein, als ob während der Entwürdigung der großen Theater die Theater zweiten Ranges einen höheren Charakter annähmen; vor dreißig, vierzig Jahren noch gab man daselbst Stücke, wie sie kaum auf den Brettergerüsten der Jahrmarktbühnen geduldet werden. Seitdem haben sich indeß die Autoren minder scrupulös, die Directoren strenger gegen ihr Repertoire gezeigt und manche Stücke haben Erfolg genug gehabt, bei den großen Theatern Neid zu erregen, welche sich derselben bemächtigt haben und in der Aufführung derselben concurriren.

Allen Bestrebungen aber zum Trotz scheint das Publicum sich immer mehr vom Theater zu entfernen. Früher ließ der König und seine Familie ihm anerkannte Protection zu Theil werden, sie wohnten mindestens einer Vorstellung wöchentlich bei, und der Hof ahmte ihrem Beispiele nach. Diese Sitte existirt nicht mehr, die Hinausschiebung der Stunde des Diners hält die Aristokraten und die reichen Klassen der Gesellschaft in ihren Häusern zurück; um ihren Gewohnheiten sich anzubequemen, müßte man um zehn Uhr die Vorstellungen beginnen, aber dann würden die unteren Klassen dabei wieder fehlen. Daher ist es in der vornehmeren Gesellschaft Mode, nicht in's Theater zu gehen; man wohnt den Morgenconcerten bei, lies't zu Hause bei sich die beliebten Stücke und wünscht gar nicht, sie spielen zu sehen; die Schaulust des Publicums, sagt man, ist erkaltet. Andere Hemmnisse legt der Sectengeist und Rigorismus der Sitten in den Weg, die Theater werden häufig aus Religionsmotiven geschlossen. In Cambridge konnte lange Jahre hindurch kein Theater Erlaubniß bekommen, selbst nur während der Universitätsferien und zum ausschließlichen Vergnügen der Einwohner der Stadt zu spielen. Nach Kean's Ansicht sind die Engländer keine Theaternation, und die Kunst ist mehr als jemals in Verfall. Die Autoren gehen von edlen und erhabenen Stoffen ab, um secundäre Fächer zu bearbeiten, oder verzichten ganz auf's Theater, zu Gunsten der periodischen Presse oder der Romane.

Folgender Art ist also im Ganzen der Zustand des Theaters in England: keine Bühne wird ohne obrigkeitliche Autorisation dem

Publicum geöffnet; keine Darstellung findet statt, wenn das Werk nicht vorher censirt ist. Die Autoren, welche lange Zeit Gegenstand der schreiendsten Erpressungen waren, haben endlich den Schutz eines Gesetzes erlangt; die auf sich selbst angewiesenen Schauspieler sind meistens arm und unglücklich. Die dramatischen Unternehmungen kränkeln, die Kunst wird nicht ermuthigt, das Publicum wendet sich immer mehr vom Theater ab.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Antigone in Deutschland und Frankreich. — Heine und sein Bierschild. — Die Industrie-Ausstellung und ihre Folgen. — Joinville und Katharina II. — Censur. — Rachel. —

Dem Odeon-Theater scheint sein antiker Name Glück zu bringen. Seine der Antiquität entnommenen Stücke schlagen ein; zuerst der reiche Succes von Ponsard's Lucretia und nun die nicht minder glückliche Antigone. Daß die alte Sophokleische Tragödie in Paris gefiel, ist weniger Wunder, als ihr Succes in Deutschland. Frankreich hat seine dramatische Literatur an dem antiken Drama aufgesäugt und wird daher immer eine warme Vorliebe für seine Amme behalten. Deutschland hingegen ist an der Brust der Romantik herangewachsen, die antike Tragödie wird ihm daher immer nur eine Curiosität bleiben; der Philolog, der Archäolog wird sich daran ergötzen, der große Haufe wird aus Modesucht eine Zeitlang Chorus hinterher machen, aber die Masse wird sich nie daran erwärmen, unter dieser Masse meine ich nicht blos den gemeinen Haufen, sondern auch die Gebildeten. Von dem Succes in Berlin, Frankfurt rc. ist ein großer Theil auf die Rechnung der Mendelssohn'schen Musik zu schreiben, der Succes in Paris hingegen galt blos dem Stücke, und die Musik wurde blos in den Kauf mitgenommen, nicht ganz ohne Opposition. Heine wird dieses schlagender commentiren, als ich es vermag, und ich will Ihre Leser daher auf einen Artikel verweisen, der in wenigen Tagen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung unter dem sogenannten Bierschild-Zeichen erscheinen wird. Jemand fragte Heine, warum er seine scharfen, spirituösen Dinge unter einem Bierschild zu Markte bringe. — Weil ein Bierschild, antwortete er, „das lockendste Zeichen für die Deutschen ist, und die neuesten Münchener Erfahrungen beweisen, daß deutsche Revolutionen nur aus den

Bierfässern abgezapft werden; man will auch seitdem die Zapfenstreiche durch das viel ruhigere Wort Nachtruhesignal ersetzen, wie in Zeitungen zu lesen ist. — — Die Industrie-Ausstellung hat im Laufe des Mai **400,000** Menschen aus der Provinz hierher geführt und, gering angeschlagen, würde diese Zahl bis zu Ende der Ausstellung im Monat August an **600,000** betragen. Jemand hat nun dabei folgende Berechnung gemacht. Wenn durchschnittlich jeder dieser Fremden nur **100** Franken während seines Aufenthalts in Paris verzehrt hat (was gewiß eine sehr geringe Durchschnittssumme ist), so bringt die Industrie-Ausstellung durch ihre Besucher blos eine Summe von **60** Millionen Franken nach Paris. Nun schließe man, wenn der Friede in Europa erhalten wird, auf den Ertrag der nächsten Ausstellung in fünf Jahren, wo doch wenigstens funfzehnhundert bis zweitausend Exponenten mehr sein werden. Die großen Eisenbahnlinien und ihre Seitenzweige, entweder ganz oder theilweise vollendet, müssen durch Schnelligkeit und Wohlfeilheit die Reise einer noch viel größern Zahl von Menschen möglich machen, und es ist kein ungeziemendes Verhältniß, wenn man dann auf zwei bis drei Millionen Fremde rechnet. Zwei bis drei Millionen Menschen, — was bringen diese für ein Kapital nach Paris! Ich führe diesen Calcul blos an, weil es auch für andere Städte, wenn auch in geringeren Proportionen, paßt, namentlich für Berlin, das ja auch in diesem Momente seine Exposition ausschreibt. — Während die englischen Journale über die Brochure des Prinzen Joinville Zeter schreien und darin eine politische Manifestation gegen England erblicken, würden die russischen Journale, wenn es solche gäbe, welche diesen Namen verdienen, mit nicht minderm Recht die politische Manifestation hervorheben, welche dieser Tage im théâtre Français stattfand, ich meine die Aufführung des Dramas Katharina II., von Hippolyte Romand. Die famösen Liebesgeschichten dieser Kaiserin sind schon oft von französischen Bühnendichtern bearbeitet worden. Namentlich hat Dumolard, ein sehr achtbarer Schriftsteller, ein vortreffliches Drama geschrieben. Aber die Censur der Kaiserzeit und der Restauration erlaubte die Erscheinung der famösen „nordischen Semiramis" auf der Bühne nicht. Nun wird plötzlich ein ähnliches Stück auf dem ersten Theater Frankreichs, gewissermaßen auf der officiellen Bühne der Nation, gegeben. Katharina ist verliebt in den im Gefängnisse zu Schlüsselburg eingesperrten Prinzen Iwan von Rußland (der bekanntlich von der Kaiserin Anna zum Nachfolger erklärt wurde und auch die Huldigung erhielt, aber von Elisabeth und Katharina II. verdrängt und ins Gefängniß geworfen wurde), aber Orloff kommt dahinter, und nach einer Reihe von drastischen Scenen, in welcher namentlich jene, wo Orloff dem Gefangenen das Leben und die Verbrechen der Kaiserin erzählt, von ungemeiner Wirkung ist, fällt Iwan unter den Strei-

Digitized by Google

chen seines Feindes. Die Rachel spielte die Kaiserin, aber nicht mit Glück. Katharina ist von dem Dichter in jenem Alter dargestellt, in welchem ein bewährter Maler sie unter der Gestalt einer Nymphe zeichnen wollte, welche in der einen Hand Blumenketten hält, indeß sie mit der andern eine brennende Fackel hinter ihrem Rücken versteckt. Die brennende Fackel gelang der Rachel, die Blumenkette nicht. Zudem war sie offenbar ihres Erfolgs in dem neuen Genre nicht sicher; deswegen sollen, wie ich höre, die folgenden Vorstellungen besser reussirt haben. Iwan und Orloff sind zwei glänzende Rollen, wovon die letztere jedoch schlecht gespielt wurde. Das Stück wird übrigens auch, in Prosa übersetzt, auf deutschen Bühnen Glück machen, d. h. wenn die Censur es zuläßt. Und warum sollte sie nicht? — —

P.

II.

Notizen.

Kaiser Nikolaus und die Berliner Correspondenten. — Krähwinkliaden; Bettina's neuestes Buch. — Die Frankfurter Schneidergesellen; Zirndorfer. — Schiller in Wien.

— Die Berliner Correspondenten müssen gar fürnehme große Herren sein. Kaiser Nikolaus war kaum vier und zwanzig Stunden in Berlin, und schon findet man in allen Zeitungen sichere Anzeichen, daß er mit jenen Herren den vertrautesten Umgang gepflogen. Woher wüßten sie sonst so genauen Bescheid über jeden seiner Schritte? Der Eine meldet, wie viel Glas Wein er getrunken; der Andere, wie lang er bei Tisch gesessen; der Dritte sagt auf die Minute, wann sich der Czar zu Bett gelegt und wie das Bett ausgesehen hat; der Vierte fährt mit ihm nach Potsdam und beobachtet das Gesicht, das die beiden Monarchen machen; der Fünfte sieht ihn bis Mitternacht eigenhändig Noten schreiben (diplomatische nämlich) und findet ihn dann noch sehr guter Laune; der Sechste überrascht mit ihm den russischen Gesandten Graf Meyendorf, der in Schlafrock und Unterhosen dasteht 2c. 2c. Da man nicht annehmen kann, daß die Berliner Brutusse bei russischen Stallknechten, Kutschern oder Leiblakaien sich devotest nach jenen wichtigen Momenten der Zeitgeschichte erkundigt haben, so sieht man deutlich, auf wie freundschaftlichem Fuße sie mit dem Selbstherrscher aller Reußen stehen, obgleich dies zu ihren sonstigen Bewußtseinsideen nicht ganz zu passen scheint. Kaiser Nikolaus ist persönlich jedenfalls eine imponirende Erscheinung; schon die Art seiner Geschäftsreisen zeigt die große Energie seines Charakters. Es wäre nur zu wünschen, daß die Andern sich mit ihm messen könnten. So aber verdirbt er das Metier, um uns populär auszudrücken, und da Keiner mit ihm concurriren kann, so läßt sich denken, was er ausrichtet und durchsetzt und wer davon den Schaden hat.

— Bettina's neuestes Buch: „Clemens Brentano's Frühlingskranz, ihm gewunden aus Jugendliedern", in Charlottenburg bei Egbert Bauer gedruckt, ist von der Polizei mit Beschlag belegt worden. Wir sehen schon, nun wird erst wieder die „tiefere Einsicht und die großartige Anschauung" des Königs einschreiten müssen, um die kindlichen Lieder einer geistvollen Frau aus den Händen der Büttel zu befreien. Von selbst kann die Polizei nicht einsehen, daß, wenn eine Frau ihres Bruders Andenken in schwärmerisch lyrischen Ergüssen feiert, dies den Staat nicht einreißen wird. O Krähwinkel! Man hält sich eine Katze gegen Ratten und Mäuse. Die Folge ist, daß besagte Katze nicht nur die Milchtöpfe leert, sondern oft Kanarienvögel, Tauben und Papageien für Mäuse ansieht, wenn keine anderen im Hause sind. Siehe Preßpolizei. —

— Auch die freie Reichsstadt Frankfurt am Main hat wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben. Erst unlängst revoltirten dort die Schneidergesellen. Das war ein böses Omen; doppelt böse, denn die Schneidergesellen waren es nicht, die sich lächerlich machten, sie hatten vielmehr Recht und setzten es durch, daß die Meister sie nicht alle in eine einzige enge Herberge einpferchen durften. — Jetzt hat die Polizei der freien Reichsstadt einen Roman von Zirndorfer, welcher nichts weniger als classisch sein soll, confiscirt und den Autor verhaftet, um ihm wegen „Irreligiosität" und „Unsittlichkeit" den Prozeß zu machen. Zirndorfer selbst, der vor Kurzem wegen gewisser Reibungen mit Schauspielern und Sängern in sehr übles Gerede kam, konnte sich keine bessere Satisfaction wünschen. Niemand hat seine Feder für mächtig oder seinen Roman für sitten- und religionsgefährlich gehalten. Nun aber wird er zum Märtyrer promovirt, er rangirt beim Publicum mit Gutzkow, seine „Hermine" mit „Wally", und, während die Kritik sein Buch wahrscheinlich verurtheilt hätte, wird die Publizistik sich seiner lebhaft annehmen müssen. Wir sind neugierig, wie die Gerichte der freien Reichsstadt sich aus dieser Klemme herausziehen werden.

— Saphir's Humorist meldet bei Gelegenheit einer Aufführung des Don Carlos im Burgtheater: Seit zwei Wochen sahen wir sechs Mal Schiller's Tragödien über die Bretter schreiten und immer das Theater — nicht nur Gallerien, sondern auch Parterre und Logen — gefüllt, und immer einen solchen lebhaften begeisterten Beifall, wie man ihn nicht einmal in der — italienischen Oper sieht.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Das Theater in administrativer Beziehung.

II.

In Frankreich ist wie in England die gesetzliche Existenz der Theater einer doppelten Bedingung unterworfen, der Nothwendigkeit einer speciellen Autorisation und der Verpflichtung, die für die Bühne bestimmten Stücke vor der Aufführung einer Censur zu unterwerfen. Dieses Verfahren, welches seit undenklichen Zeiten beobachtet wurde und nur während der ersten Anfälle des Revolutionsfiebers eine Zeit lang abkam, ist nicht im Widerspruche mit dem Prinzip der industriellen Freiheit. Selbst in Beziehung auf Handelsverhältnisse ist die Concurrenz beschränkt, sobald man voraussetzen muß, daß sie den allgemeinen und öffentlichen Interessen nachtheilig sein würde; man kann daher gar nicht in Zweifel stellen, daß es nothwendig sei, den allergemessensten Bedingungen eine Art von Speculation zu unterwerfen, welche unserer frivolen Gesellschaft ihren vornehmlichsten intellectuellen Nahrungsstoff darbietet.

Mit den Prinzipien der Freiheit, welche durch die constituirende Versammlung proclamirt wurden, begann für das Theater eine neue Aera; die Beschränkungen, welchen dasselbe bisher ausgesetzt war, wurden damals als ein Angriff und eine Verletzung der triumphirenden Theorien angesehen, als ein Hinderniß der Industrie, welche man zu beleben glaubte, indem man sie von jeder Fessel frei machte. Das Gesetz vom 19. Januar 1791 erklärte, daß jeder Bürger ein öffentliches Theater errichten und darauf Stücke von allen Arten aufführen lassen könne, und zwar bedürfe es dazu nur einer einfachen Anzeige bei der Municipalität des Ortes. Nichts war natürlicher, als daß die theatralischen Unternehmungen sich wie durch Zauber

vermehrten; in Paris zählte man allein während der furchtbarsten Jahre der Revolution nicht weniger als vierzig. Diese absolute Unabhängigkeit war indessen der Kunst eben so wenig günstig, als der Industrie mit derselben; trotz der Erfolge einiger schätzenswerthen dramatischen Erzeugnisse sank die Bühnenliteratur bis zur Erniedrigung herab. Die Schauspieler, welche damals glänzten, gehörten durch ihre Bildung noch der vorhergehenden Periode an; die Concurrenz zwischen den Unternehmern eröffnete einen Abgrund, welcher manches Vermögen verschlang. In Beziehung auf öffentliche Moral und Polizei schien das Uebel noch größer zu sein. Man sieht, sagte der Minister des Innern in einem Bericht vom 5. März 1806, man sieht jeden Tag in der Hauptstadt eine Menge von kleinen Theatern sich um eine schwache Einnahme streiten, und um den traurigen Erfolg, die unterste Klasse des Volkes durch rohe Darstellungen anzuziehen, oder die Jugend zu verderben durch angebliche Schulen, welche der Gesellschaft nützliche Individuen entziehen, ohne der Kunst nützliche Ausüber zu verschaffen. Man sieht unbekannte Menschen in den Provinzen Theater eröffnen, Abonnementsgelder einnehmen, Anleihen und ungestraft Bankerotte machen, und sich auf Kosten des Publicums und der Gläubiger bereichern.

Ueber diese Mißbräuche empört, wollte der Kaiser ihnen ein Ziel setzen; es war dies indeß eine sehr kitzliche Sache, da es sich um nichts Geringeres handelte, als um die Unterdrückung von Unternehmungen, welche zufolge eines Gesetzes und unter dem Schutze desselben gebildet worden waren. Ein energischer Entschluß wurde dem Kaiser niemals schwer, sobald er die Nothwendigkeit desselben eingesehen hatte. Am 29. Juli 1807 decretirte er die Reduction der Theater in Paris auf acht, vier große und vier Theater zweiten Ranges. Die anderen sollten bis zum 25. August geschlossen werden; zwei von diesen zu schließenden wurden gleich darauf wieder hergestellt und so besaß denn Paris nur noch zehn Theater *).

Die vorhergängige Autorisation der Regierung, die Trennung der verschiedenen Genres, die Beschränkung der Anzahl der mit einan-

*) Das Odeon und die italienische Oper waren dabei für eine Bühne gerechnet, bei der die beiden Truppen abwechseln sollten. Man dehnte die Duldung auch noch auf einige Volkstheater bei festlichen Gelegenheiten aus und auf Theater für Schüler.

Digitized by Google

der rivalisirenden Unternehmungen, das sind die drei Regeln, auf welchen die kaiserlichen Decrete beruhen und die noch heute die administrative Basis der Theaterbeaufsichtigung bilden. Die Nothwendigkeit der vorhergängigen Autorisation beruft die Regierung, bei der Bildung von Unternehmen einzuschreiten, um zu constatiren, daß der Begründer derselben die zum materiellen Erfolge nöthigen Mittel besitze und um vermöge einer Caution Sicherheit zu geben für die Ansprüche der als Speculanten oder Künstler bei dem Etablissement betheiligten Personen und für die Einhaltung der Bedingungen des Privilegiums. Die Trennung der Genres, welche jedem Theater einen speciellen Kreis des Darzustellenden zuertheilt, bereitet dem Publicum Genüsse, welche seiner würdig sind, und verhindert entmuthigende Profanationen für Theater eines höheren Ranges. Die Beschränkung der Zahl bringt die Bühnen in Proportion mit den Bedürfnissen der Bevölkerung und schützt das Gebiet der Künste vor dem schimpflichen Eindringen der mercantilischen Concurrenz. Der Kaiser wollte noch mehr, er machte es sich zur edelsten Pflicht, das Blühen der Opéra und des Théâtre français zu sichern; er betrachtete sie als National-Institute, deren kostspieliger Glanz auf Rechnung der egoistischen und kleinlichen Speculation erhalten werden müsse. Er stand daher nicht an, alle Scenen zweiten Ranges der Opéra tributpflichtig zu machen, und wenn er diese Maßregel nicht auch zu Gunsten der Comédie française ausdehnte, so geschah es nur deshalb, weil diese damals in einem Zustande merklichen Gedeihens sich befand. Er theilte dem Théâtre français und der Opéra comique wenigstens das Eigenthum der Stücke ihres Repertoires zu, und wollte, daß kein anderes Theater von diesem Repertoire Stücke entlehnen dürfe, ohne Erlaubniß der Eigenthümer und eine Entschädigung nach gegenseitigem Uebereinkommen. In Paris wurde das Recht, Maskenbälle geben zu dürfen, der Oper allein zuertheilt, und in der Provinz den approbirten Theatern.

Bei dieser Organisation combinirt sich Alles und greift in einander. Die große Oper, welche vom Staate unterhalten und von den Theatern zweiten Ranges durch Geldabgaben unterstützt wird, steht an der Spitze der lyrischen Theater und unter ihr die komische Oper, welche durch ihr specielles Repertoire bereichert ist und die Opera buffa als Anhang. Die Tragödie und hohe Komödie, welche da-

mals in großer Gunst standen, sind gleichsam das Erbe und Eigenthum des Théâtre français, zu dem das Odeon einen Anhang für die Komödie bildet. Ein Repertoire, welches aus allen Meisterstücken der französischen Literatur besteht, sichert der ersten französischen Bühne die Suprematie über die anderen Theater. Eine Stufe niedriger und für minder gebildete Geister berechnet steht das Theater de la Gaité und l'ambigu comique, welche sich mit dem Melodrama beschäftigen, dann die Variétés und das Vaudeville, welche für das Genre bestimmt sind, das dem letzteren seinen Namen gegeben hat; ferner duldet man die Porte St. Martin für das Drama und ländliche Ballet und den Cirque olimpique für Reitübungen, pantomimische Darstellungen mit Pferden. Die Theater zweiten Ranges sind sich selbst überlassen, die Privatindustrie, welche sie auf ihre Gefahr und Kosten erhält, ist der Opéra tributpflichtig, welcher sie ein Zwanzigstel ihrer Einnahmen zahlen muß; die großen Theater allein sind eines Schutzes würdig erachtet und unter die Vormundschaft eines Oberintendanten gestellt, welcher beauftragt ist, für das Blühen der dramatischen Kunst, wie für das Wohl Derer zu sorgen, welche zum Vergnügen des Publicums beitragen.

Unter diesem Regime war das Theater blühend, die lyrische Kunst rief allerdings damals noch nicht jenen ausschließlichen Enthusiasmus hervor, an den Rossini später die Franzosen gewöhnen sollte; die Opéra legte dem Staate schwere Aufgaben auf, trotz der verschiedenen Vortheile, welche ihr vorbehalten waren; die Italiener, deren Talente schon damals von aufgeklärten Kennern gehörig gewürdigt wurden, erfreuten sich noch nicht des Beifalls, welchen sie später errangen; aber die komische Oper machte das Glück der Gesellschaft, welche sie ausbeutete, sie brachte dem Publicum so geschickte Schauspieler vor Augen, daß man kaum bemerken konnte, sie seien zu gleicher Zeit auch geschickte Sänger. Was das Théâtre français betrifft, so ist das zu jener Zeit unbestritten das erste Theater der Welt; der Kaiser hielt es nicht für unwürdig, dem Glanze seines eigenen Ruhmes den Schmuck der nationalen Kunst hinzuzuthun und in jeder durch die französischen Waffen eroberten Hauptstadt lud er Europa zur Schaustellung der Meisterstücke ein, welche dem französischen Geiste am meisten Ehre machen. Das Odeon, dessen Unternehmung Picard leitete, bringt die Lächerlichkeiten der neuen franzö-

Digitized by Google

sischen Gesellschaft vor das Parterre, und die untergeordneten Theater genügen der Neugier der arbeitenden Klassen, welche sie durch anständige Erregungen und Erschütterungen fesseln.

Das Gesetz, welches diese Organisation bestimmt hat, ist noch heute in Kraft. Indeß hat sich in neuerer Zeit, besonders seit der Julirevolution, der Uebelstand herausgestellt, daß neue Concessionen gegeben worden sind, ohne daß die Bedürfnisse des Publicums und das Interesse der Kunst dabei berücksichtigt worden wären, wodurch denn das zum glücklichen Bestehen der Theater nothwendige Gleichgewicht zerstört worden ist.

In den Departements beuten achtundzwanzig stehende Truppen mit festen Wohnorten die Hauptstädte des Königreichs aus, achtzehn Provinzialtruppen spielen in den wichtigsten Städten nach ganz gleich eingetheilten Umkreisen, zweiundzwanzig ambulante Truppen, welche in denselben Arrondissements vertheilt sind, bereisen die kleinsten Städte und vier existiren, denen gar keine bestimmte Vorschrift über die Gegend, wo sie spielen, zuertheilt ist. Die meisten größeren Städte bringen ihren Theatern Opfer: die zu diesem Zwecke bewilligten Entschädigungen steigen an manchen Orten bis auf die Summe von **80,000** Francs. Die Stadt Rouen, welche bisher von dieser Last sich frei gehalten hat, wird stets als eine Ausnahme citirt. Die Departementaltheater haben außerdem noch das Privilegium der Maskenbälle und den Anspruch auf ein Fünftel der Bruttoeinnahme aller Schauspiele und Ausstellungen, welcher Art sie sein mögen, wenn dieselben innerhalb der dem Theater angehörigen Kreise stattfinden.

Die große Anzahl der Bankerotte hat die Verwaltung bestimmt, von den Directoren eine Caution zu fordern, welche den Zweck hat, in den Theatern, in welchen dem Staate ein Theil des Mobiliars gehört, ihm seine Ansprüche zu sichern, und außerdem den Künstlern und Theaterbeamten die Zahlung ihres Gehaltes zu garantiren. Diese Caution ist für die Opéra **300,000** Francs, für die Opéra comique **200,000** Francs, für das Vaudeville **40,000** Francs, für das Ambigu **30,000** Francs. Das Théâtre français und die Variétés, welche ein Privilegium für immer besitzen, sind von der Cautionspflichtigkeit befreit. In der Provinz müssen die Directionen in Städten ersten und zweiten Ranges gleichfalls eine Caution stellen. Diese Maßregeln scheinen uns weise und nützlich, indeß können

Digitized by Google

wir nicht dasselbe von gewissen Regeln sagen, welche die Verwaltung dabei aufgestellt hat: so bewilligt sie jetzt nur Privilegien auf eine gewöhnlich sehr kurze Zeit, und im Falle des Todes des Directors erkennt sie seinen Erben oder Stellvertretern keine weiteren Rechte zu und untersagt außerdem jede Art von Association. Dergleichen Beschränkungen scheinen mehr erfunden, um den Unternehmungen zu schaden, als Capitalisten zu denselben herbeizurufen.

Das Gesetz vom September 1835, wie das Decret von 1806 hat zu gleicher Zeit mit dem Grundsatze der Privilegien die Censur eingesetzt, und das konnte geschehen, ohne den Privilegien der Verfassung zu nahe zu treten. Die Charte von 1830 hat, als sie die Wiedereinführung der Censur für ewige Zeiten verbot, die dramatischen Darstellungen dabei nicht im Auge gehabt; man muß nicht, wie ein Beschluß des executiven Directoriums vom 25. Pluviose des vierten Jahres der Republik sagte, „die Freiheit der Presse, welche so mit Recht durch die Verfassung geheiligt ist, mit dem der Civilbehörde vorbehaltenen Rechte verwechseln, über ein öffentliches Etablissement zu verfügen, um durch das Blendwerk der Declamation und Kunst eine große Menge von Bürgern nach Gefallen verlocken und mit Sicherheit das Gift der gefährlichsten Grundsätze verbreiten zu können."

Niemals haben die öffentlichen Schaustellungen trotz der Gesetze, welche die absoluteste Freiheit proclamirten, der Ueberwachung der Gewalt entgehen können. Wenn es die Regierung nicht that, haben die Volksparteien eine furchtbare Censur ausgeübt. Während des Revolutionssturmes bestätigte der Convent das Decret der Commune von Paris, welches das Stück l'ami des lois verbot, und kündigte an, daß jedes Theater, auf welchem Stücke dargestellt würden, die den öffentlichen Geist verschlechterten, oder den schimpflichen Aberglauben des Königthums wieder zu erwecken suchten, geschlossen, die Directoren verhaftet und nach der Strenge der Gesetze bestraft werden sollten; und in demselben Augenblicke bestätigte der Convent auch die Schließung des Théâtre français in Folge der Anklage aristokratischer Gesinnung, welche gegen seine Schauspieler und sein Repertoire anhängig gemacht worden war. Es sind noch die Blätter übrig geblieben, auf welchen diese Beschlüsse beantragt worden sind, und wir haben Gelegenheit gehabt, die Bemerkungen der Verwaltungs-

Digitized by Google

mitglieder dabei zu lesen. Nichts charakterisirt jene Epoche besser. In einem Zeitraum von drei Monaten sind von zweihundert einundfünfzig Stücken dreiunddreißig verworfen und fünfundzwanzig nur mit Veränderungen zugelassen worden. Das ganze alte Repertoire wurde geprüft: die Censur erklärte die vorwurfsfreiesten Werke für schlecht z. B. fast alle Komödien von Molière; die Katastrophe im Brutus und im Tode Cäsar's mußte umgeändert werden und Mahomed wurde untersagt, da er ein Parteichef sei. Dagegen wurden folgende Stücke autorisirt, wir kennen zwar nur die Titel derselben, aber diese deuten schon zur Genüge den Stoff an: „Der letzte Pfarrer", „Keine Bastarde in Frankreich mehr", „Die Päpstin Johanna", „Der republikanische Aesop", „Marat's Tod", „Der Geist der Priester", „Adelsverbrechen" u. s. w. Die Theater bemühten sich zu jener Zeit, selbst diese Verstümmelungen zu machen und kündigten an, daß man die Qualification verdächtiger Personen in den Stücken umgeändert haben. Das Ambigu comique machte bekannt, daß in allen alten Stücken auf der Bühne an die Stelle des Wortes Monsieur das Wort citoyen gesetzt worden sei.

Während des ganzen Kaiserreiches und unter der Restauration wurde die Censur auf das Theater ausgeübt und erst nach der Julirevolution erhoben sich lebhafte Reclamationen gegen dieselbe; die Regierung zweifelte selbst einen Augenblick an ihrem Rechte dazu. In Ermangelung der Censur, welche aufgehoben wurde, mußte man zu Gewaltmaßregeln seine Zuflucht nehmen, willkürliche Verbote aussprechen, sie nöthigenfalls durch Dazwischenkunft der bewaffneten Macht unterstützen, und konnte doch nicht Darstellungen verhindern, welche der bürgerlichen Ordnung wie der allgemeinen Moral zuwider waren. Unwürdige Entheiligungen fanden auf der Bühne statt; man sah einen Schauspieler auf der Scene das Crucifix mit Füßen treten, in dem Drama „der ewige Jude" erschien Christus auf der Bühne. Das Gesetz von 1835 hat durch die formelle Wiederherstellung der Censur diesem schwankenden Zustande ein Ende gemacht. Seit acht Jahren wird dieses Gesetz in Ausführung gebracht. In Paris im Ministerium des Innern ist eine Commission von vier Prüfern eingesetzt, um über die neuen Stücke ihre Stimme abzugeben, und hat sich dieses schwierigen Auftrages mit Eifer, Pünktlichkeit und Geschick entledigt. In acht Jahren sind vier tausend einhundert und

Digitized by Google

neunzehn Werke, bestehend aus sieben tausend vierhundert zwei und fünfzig Acten censirt worden; zwei tausend und fünf und vierzig sind ohne Weiteres autorisirt, ein tausend, neunhundert fünf und vierzig sind Veränderungen unterworfen, und ein hundert neun und zwanzig sind verboten worden. Die letztere Maßregel hat besonders Werke betroffen, welche für untergeordnete Bühnen bestimmt waren; die vier Theater Porte St. Antoine, Délassements comiques, Luxembourg und Pantheon sind unter den einhundert neunundzwanzig Stükken allein mit dreiundsechzig betheiligt. Die fünf großen Theater haben im Ganzen nur sieben Stücke nicht durch die Censur bringen können, nämlich die Comédie française drei, die Opéra comique eins, das Odeon drei.

In der Provinz können die Präfecten Werke, welche noch nicht in Paris gespielt worden sind, autorisiren und selbst Stücke, welche in Paris die Censur erhalten haben, sobald sie vermuthen müssen, daß die Aufführung derselben in ihren Departements Uebelstände herbeiführen könne, mit Verbot belegen. Ein autorisirtes Werk kann später noch verboten werden, und das Recht der Verwaltung bei Ueberwachung der Stücke hört niemals auf; so wurde Vautrin von Balzac nach der ersten Vorstellung verboten. Die Auberge des Adrets und Robert Macaire wurden noch verboten, nachdem sie beinahe schon so viel Erfolg gehabt hatten, als Werke von dieser Art nur beanspruchen können.

Die Manuscripte werden in zwei gleichlautenden Abschriften der Comission von den Directoren übergeben, deren Unterschrift dafür bürgen muß, daß die Stücke von dem Lesecomité ihrer Theater angenommen sind. Die Zusicherung der Annahme beim Theater ist eine erste Empfehlung, besonders von Seiten großer Theater, und es ist ganz in der Ordnung, daß die Commission, bevor sie sich an ihre Arbeit macht, sicher sei, daß das Stück Aussicht zur Aufführung habe. Die Prüfung muß binnen zehn Tagen nach Einlieferung des Manuscriptes an die Commission stattgefunden haben, und diese Frist wird auch fast immer von derselben eingehalten. Die Prüfung selbst geschieht gemeinschaftlich, nachdem jedes Commissionsmitglied von dem Manuscripte Kenntniß genommen. Die Commission ist permanent und versammelt sich alle Tage; wenn sie ihre Arbeiten unter sich beendet hat und die Grundzüge zu einer Entscheidung herausgestellt

Digitized by Google

sind, wird den Verfassern oder Directoren gestattet, Bemerkungen und Einwendungen in Betreff des ganzen Stückes oder einzelner Theile desselben beizubringen. Ursprünglich entschied die Commission ohne Zulassung von Autoren oder Directoren, und ihre Entscheidung wurde den Interessenten durch die Bureaus des Ministeriums mitgetheilt; die Autoren beklagten sich indeß, daß sie ungehört verurtheilt würden, und die Commission selbst bedauerte, daß sie die Gründe ihrer Entscheidung nicht zur Kenntniß bringen könne. Deshalb hat es nützlich geschienen, freundschaftliche Besprechungen anzustellen, bei denen allerdings durch persönlichen Einfluß wohl mancherlei Concessionen der Commission abgedrungen werden können, die aber doch den schätzenswerthen Erfolg gehabt haben, daß der Censur heftige Angriffe erspart wurden, welchen sie früher als wesentlich willkürliche Macht, die über Ruhm und Vermögen zu entscheiden hatte, ausgesetzt war.

Nachdem wir die gesetzlichen Vorschriften geschildert, welche sich auf Errichtung der Theater und das Verfahren der Censur beziehen, bleibt uns jetzt noch übrig, auseinanderzusetzen, in welche Lage unsere Gesetze die Autoren und Schauspieler gesetzt haben.

In den ersten Zeiten des modernen Theaters existirten die Autorantheile noch nicht, wenigstens nicht unter ihrer jetzigen Form. Die Schauspieler kauften vor der Vorstellung das Stück, welches sie aufführen wollten. Der Preis dieses Kaufes war sehr verschieden und hing natürlich vom Verdienste des Werkes und noch mehr vom Rufe des Autors ab. Quinaut war der Erste, welcher so viel Ansehen besaß, daß er bei jeder Darstellung ein pro rata der Einnahme empfing, und von ihm datirt also, was man später den Antheil und das Recht des Autors genannt hat. Indeß erst 1697 hat ein Reglement den Schauspielern die Verpflichtung auferlegt, diese Abgabe an den Autor zu bezahlen; bis dahin war die Bezahlung für das Stück nur nach der Gewohnheit oder dem gegenseitigen Uebereinkommen geregelt. Die Truppe Moliére's zahlte an Corneille 2000 Francs für Bérénice und desgleichen 2000 Francs für Attila. Dieselbe Summe wurde Molière für le **Festin de Pierre** bewilligt, aber nur als ausnahmsweise Gratification, denn man weiß, daß Molière nur eine Handlung der bloßen Gefälligkeit zu thun glaubte, wenn er ein Meisterstück schrieb. Gewöhnlich theilte die Truppe bei jeder Vorstellung nach Abzug der Kosten die Einnahme in sechzehn Theile.

Die vierzehn Schauspieler, zu deren Zahl Molière gehörte, empfingen einen Theil und die beiden letzten Theile gehörten dem Autor.

Diese Regeln fanden aber nur bei der Comédie française Anwendung, bei der Opéra setzten Decrete des Conseil, deren letztes von 1778 datirt ist, für die Autoren zwei hundert Francs für jede der zwanzig ersten Vorstellungen ihrer Werke fest, einhundert fünfzig für die zehn folgenden, und einhundert Francs für die folgenden bis zur vierzigsten, nach welcher der Autor gar keine Ansprüche mehr zu machen hatte. Für kleine Werke in einem Acte minderte sich das Anrecht auf achtzig, sechzig und fünfzig Francs.

So annehmlich die Stellung der dramatischen Schriftsteller bei der Comédie française war, wurden die Grundsätze derselben doch nicht stets mit vorwurfsfreier Loyalität in Ausführung gebracht. Die Sociétaires nämlich weigerten sich mit schwer zu rechtfertigender Sophisterei, die Logenmiethe, welche auf das ganze Jahr bezahlt wurde, und die damals beträchtlich gewesen sein muß, mit in die Gesammtsumme der Einnahme zu begreifen, sie wollten den Antheil der Autoren nur nach der Summe berechnen, welche Abends an der Thüre des Theaters eingekommen war. Auch die Schätzung der Unkosten gab zu häufigen Streitigkeiten Anlaß; die Autoren glaubten ganz reichlich zu rechnen, wenn sie achthundert Livres feststellten anstatt neunhundert, welche von dem bei dem Unternehmen Betheiligten beansprucht wurden, die Honorare der Künstler nicht mit einbegriffen. Die Clausel des Reglements, welche am allerleichtesten gemißbraucht werden konnte, war jene, welche bestimmte, daß Stücke, deren Einnahmen während drei hinter einander stattfindender Vorstellungen nicht ein bestimmtes Minimum erreichten, verfallen, d. h. der Komödie zum uneingeschränkten Eigenthum geworden sein sollten. Dieser Zustand der Dinge unterhielt eine bedauernswerthe Spannung zwischen den dramatischen Autoren und den Dolmetschern ihrer Werke, den Schauspielern. Die Letzteren hatten den Glanz des Talentes, die Macht der Gunst beim Publicum für sich; aber ihre Gegner waren so glücklich, in Beaumarchais einen Advocaten von unerschöpflichem Eifer und gefürchteter Spottsucht zu finden. Der Verfasser der Mariage de Figaro, der seine Berühmtheit durch Prozeßscandale begonnen hatte, unterhielt vier Jahre hindurch den Krieg, welcher gegen die Schauspieler geführt wurde. Seit zwölf Jahren, sagte er

Digitized by Google

1791 in einem Bericht, welcher den Stand der Sachen resumirt, hatten sich die dramatischen Autoren nur in achtunddreißig Francs theilen können, während das Bruttoproduct von einer Million den Schauspielern der Comédie française fünfundzwanzig, sechsundzwanzig, siebenundzwanzig tausend Francs für den ganzen Antheil einbrachte. Wenn daher die Autoren ihre Einnahmen zusammengeworfen und zu gleichen Theilen getheilt hätten, würden auf den Antheil des Einzelnen nur eintausend sechshundert und fünfzig Livres gekommen sein. Endlich gelang es Beaumarchais, das Publicum zu Gunsten seiner Clienten zu gewinnen, und 1791 schnitt die Nationalversammlung alle Debatten darüber ab, indem sie das Eigenthumsrecht der Autoren und die völlige Vertragsfreiheit zwischen ihnen und den Autoren als ein legitimes und natürliches Recht proclamirte. Das Decret vom 8. Juni 1806 bestätigte auf's Neue diese Freiheit und beauftragte die Localbehörden, streng über die Ausführung der zwischen den Theaterunternehmern und den Autoren eingegangenen Verträge zu wachen, und so ist noch heute der Stand der Gesetzgebung. — Die Opéra und die Comédie française, welche weniger mercantilische Unternehmungen als öffentliche Etablissements sind, bewilligen den Autoren die Antheile, welche durch die Reglements der oberſten Behörde festgestellt sind. Die Opéra gibt fünfhundert Francs festen Antheil für jede der ersten zwanzig Vorstellungen einer großen Oper, welche Summe zwischen dem Verfasser des Gedichtes und dem der Musik getheilt wird. Ein Ballet bringt weniger ein. Nach der zwanzigsten Vorstellung sinkt die Antheilssumme auf dreihundert Francs. Bei der Comédie française ist der Tarif für die Autorantheile auf folgende Weise bestimmt: Für fünf Acte das Zwölftel von der Brutto-Einnahme, für drei Acte das Achtzehntel und für einen Act das Vierundzwanzigstel. Bei der Opéra comique ist der Antheil für ein großes Werk in drei bis fünf Acten acht ein halb Procent von der Einnahme nach Abzug des Antheils für die Armen, für zwei Acte sechs ein halb Procent und für einen Act sechs Procent. Wenn ein Werk allein die Vorstellung des ganzen Abends bildet, hat es noch Anspruch auf einen besonderen Nachschuß, welcher auf sechs Procent festgestellt ist. Bei den anderen Theatern sind die Antheilsrechte nach Uebereinkommen festgestellt oder vielmehr von der Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller vorgeschrieben, welche dahin strebt, alle

Digitized by Google

Theaterverwaltungen zu dem unveränderlichen Satze von zwölf Procent der Bruttoeinnahme zu bringen. Dieser Modus ist bei fast allen Melodramen- und Vaudevilletheatern gebräuchlich. Für die Provinz empfangen die Autoren einen bestimmten Antheil, der nach der Art des Werkes und der Wichtigkeit der Stadt modificirt ist. Man weiß, daß neuerdings der König von Sardinien die Rechte der französischen Autoren auch auf seine Continentalstaaten ausgedehnt hat. —

Von der Anzahl Autoren, welche die Literatur als solche anerkennen muß, arbeiten zwanzig ungefähr auf speciellere Weise für die Comédie française und die anderen königlichen Theater; Alle, ausgenommen fünf oder sechs, haben den Melodramen- und Vaudevilletheatern Stücke gegeben. Früher bildeten die Schriftsteller, welche sich dem Théâtre français widmeten, eine Art von Elite, welche mit höchst wenigen Ausnahmen es verschmähte, zu den Bühnen zweiten Ranges hinab zu steigen. Diese Aristokratie ist verschwunden; ob zum Nutzen der Literatur, das ist sehr zu bezweifeln. Man sucht jetzt die leichten und lucrativen Erfolge und merkt nicht, daß selbst von diesem eines bedeutenden Geistes unwürdigen Gesichtspunkte aus man sich verrechnet. Die Vaudevilletheater bieten für Leute, die auf höheren Bühnen sich angewöhnt haben, das Publicum und ihr eigenes Talent zu achten, nur wenig Aussicht auf Erfolg. Man kann es nicht oft genug wiederholen, die edlen Bestrebungen sind niemals ohne Belohnung geblieben, und wenn es möglich wäre, das Budget unserer bedeutendsten Dichter zu controliren, die sich bereichert haben durch Arbeiten für die Bühnen, so würde man sehen, daß das Théâtre français, die Opéra und Opéra comique die solide Basis ihres Vermögens gewesen sind.

Die Autorantheile werden im Durchschnitte auf achtmalhunderttausend Francs jährlich angeschlagen und zweimalhunderttausend Francs für die Provinz, ohne noch die Nebenvortheile zu rechnen, welche wir später erwähnen werden. Davon muß ein Abzug abgerechnet werden von zwei Procent für Paris und fünfzehn Procent für die Provinz zu Gunsten der mit der Erhebung der Gelder beauftragten Agenten. Diese Million, so beträchtlich auch eine solche Summe scheinen mag, läßt für die Heerde nur einen mageren Theil übrig, wenn die Löwen den ihrigen davon genommen haben, und viele

Digitized by Google

goldene Träume werden zu bitteren Täuschungen. Trotzdem rekrutirt das Beispiel des großen Glückes einzelner Autoren und der Reiz gewisser Beziehungen, die jungen und glühenden Köpfen gefallen, unaufhörlich das Corps der dramatischen Schriftsteller, und genau genommen, ist das Theater von allen den Carrieren, welche Leuten von Phantasie offen stehen, noch eine von denen, welche die meisten Hilfsquellen darbietet.

Seit Ende des vorigen Jahrhunderts und auf Antrieb Beaumarchais' zeigten die Autoren eine Neigung, sich zur Aufrechthaltung ihrer Rechte als Corporation zu constituiren. Ein erster Gesellschaftsvertrag vereinigte **1794** die Namen Mehul, Cherubini, Sédaine, Picard und einige andere minder einflußreiche Schriftsteller. **1801** wurde der Contract erneuert und faßte fünfundneunzig Unterschriften; ähnliche, zu verschiedenen Zeiten gestiftete Gesellschaften verschmolzen sich **1829** zu der Association générale des auteurs, welche eine sehr große Bedeutung gewonnen hat. Ihr Zweck ist den Statuten zufolge: **1**) gegenseitige Vertheidigung der Mitglieder den Theaterverwaltungen oder Personen gegenüber, welche in Beziehung zu den Interessen der Autoren stehen; **2**) die Erhebung der Autorantheile mit geringeren Kosten und Stiftung einer gemeinschaftlichen Kasse von einem Theile der Antheile; **3**) die Stiftung eines Unterstützungsfonds zu Gunsten der Mitglieder, ihrer Wittwen, Erben oder Eltern; **4**) Stiftung eines gemeinschaftlichen Fonds zur Theilung des daraus erwachsenden Gewinnes. Diese Gesellschaft, welche **1837** erneuert und mit neuen Statuten versehen wurde, ist jetzt noch in voller Thätigkeit. Vierhundert und zwanzig Autoren etwa haben sich ihr angeschlossen, eine Commission, welche in der Generalversammlung erwählt wird, verwaltet und repräsentirt die Gesellschaftsinteressen; sie hat stets die ersten dramatischen Schriftsteller in ihren Reihen und an ihrer Spitze gesehen. Die Dienste, welche sie den Autoren geleistet, sind unbestreitbar und zahlreich: die Betrügereien, welche von mehreren Theaterdirectionen begangen wurden, sind abgestellt und bestraft, die Erhebung der Autorantheile ist regelmäßiger und weniger kostspielig geworden, die Interessen Aller wurden mit Eifer vertheidigt, Alles beweis't die Ersprießlichkeit der Vermittlung dieser Gesellschaft. Der Unterstützungsfonds hat zahlreichem Mißgeschicke abgeholfen, von **1819** bis **1843** sind beinahe siebzigtausend Francs

Digitized by Google

dazu verwendet worden. Mit Vergnügen erwähnen wir die Verdienste dieser Gesellschaft, und unsere Aufrichtigkeit wird uns später das Recht geben, die Uebergriffe zu bezeichnen, welche uns die Aufmerksamkeit der Regierung zu verdienen scheinen.

Die Lage der Schauspieler bietet im Allgemeinen mit der der Autoren viele Analogien dar. Vor der Revolution waren die Schauspieler mehr noch durch die öffentliche Meinung, als durch die Gesetze beeinträchtigt. Die Revolution machte dieser Intoleranz ein Ende und stellte sie allen anderen Staatsbürgern gleich; Talma wurde unter der Restauration in einem Wahlcollegium zum Wahlzeugen gewählt, und seit 1830 hat ein Künstler bei der Opéra das Kreuz der Ehrenlegion bekommen, und Andere sind mancherlei Auszeichnungen werth erachtet worden.

Die Zahl der Schauspieler in Frankreich ist ungefähr dreitausend. Alte Documente erhöhten schätzungsweise diese Zahl auf achttausend; vielleicht begriff man aber darin die große Menge der ihr erstes Debüt erwartenden Candidaten der Bühne. Unter den Schauspielern, welche wirklich ihre Talente ausüben, findet eine große Ungleichheit ihrer respectiven Stellungen statt. Die Bedeutendsten, welche Gehalte haben und außerdem noch durch Gastdarstellungen in den Provinzen bedeutende Einnahmen machen, gelangen zu Reichthum; Andere in Paris und den Provinzen können bequem leben, der größte Theil aber hat eine erbärmliche Existenz. Die Unternehmungen in kleinen Städten und die ambulanten Truppen werfen kaum so viel ab, um ihre Mitglieder zu ernähren. Nach einem Leben voller Entbehrungen und Leiden sind ihre letzten Tage allen Qualen der schrecklichsten Armuth ausgesetzt. Besonders in der Provinz ist ihre Stellung ungewiß: jedes neue Jahr stellt ihre Lage, man kann sagen, ihre Existenz wieder in Frage. — Das Parterre richtet sie ohne Appellation und zeigt sich häufig unerbittlich. Die Theater-Carrière ist fast immer voller Klippen: sie reizt eine unerfahrene Jugend an und läßt den reiferen Jahren, besonders dem Alter, Nichts als Erniedrigung und Elend.

Im Jahre 1840 ist unter den dramatischen Künstlern eine Gesellschaft entstanden, deren Zweck die Bildung eines Unterstützungsfonds ist für diejenigen, welche das Unglück mit aller Strenge heimsucht, und der Erfolg hat den Wünschen ihrer Urheber entsprochen.

1840 hatten die unter den Theilnehmern, deren mehr als eintausend siebenhundert sind, gesammelten Subscriptionen, die Bälle, Beneficevorstellungen ein Kapital von vierundneunzig tausend zweihundert und sechzig Francs gebildet, das zum Theil zum Ankauf einer Rente von dreitausend Francs verwendet wurde. Monatliche Unterstützungen werden den bedürftigen Künstlern ertheilt, und vom Alter gebeugten Greisen Pensionen ausgesetzt. Obgleich die Gesellschaft erst seit wenigen Jahren besteht, ist sie doch schon sehr bedeutend geworden, und das Wachsen ihrer Einnahmen wird ihr erlauben, ihre wohlthuende Thätigkeit immer weiter auszudehnen. Sie hat Anspruch auf den Schutz der Regierung und auf die Sympathie Aller.

Die dramatischen Künstler bilden sich in verschiedenen Schulen: ein Theil, seit ihrer frühesten Jugend bei den Provinzialtruppen engagirt, widmen sich frühzeitig bei ihren Familien der Ausübung einer Kunst, welche für die meisten Nichts als ein schweres unfruchtbares Handwerk sein soll. Andere gehen auf Kindertheater und spielen Rollen, welche sie nicht immer verstehen. Eine bestimmte Anzahl geht aus dem Conservatorium hervor, der vom Staate errichteten Pflanzschule für Musiker und Künstler. Das Conservatoire, ursprünglich eine bloße Gesangschule, wurde durch Beschluß vom 3. Januar 1784 gestiftet. Am darauf folgenden ersten April wurde es in dem Hôtel der Menus Plaisirs des Königs im Faubourg Poissonière eröffnet. 1786 wurde auf Vorschlag des Barons de Breteuil eine Declamationsklasse hinzugefügt und Molé anvertraut. Der Zweck derselben war, Schauspieler für die großen Theater zu bilden, man hielt es daher für nothwendig, ihre literarische Befähigung zu entwickeln: ein Lehrstuhl für französische Sprache, Geschichte und Geographie wurde errichtet. Dies Etablissement, welches durch die Revolution vernichtet worden war, wurde den 18. Brumaire des Jahres II. unter dem Namen Institut national wieder aufgenommen und den 16. Thermidor des Jahres III. als Conservatoire de musique reorganisirt. Der Kaiser interessirte sich dafür und setzte 1806 jährliche Preise aus, 1809 erweiterte er den Unterrichtskreis, öffentliche Vorstellungen wurden von den Schülern gegeben, die Zahl der Lehrstühle vermehrte sich: Dugazon, Monvel, Dazincourt, Lafon nahmen dieselben ein; Talma und Fleury bildeten den Ausschuß zur Beaufsichtigung. Das Decret von Moskau errichtete achtzehn Schülerstellen

für das Théâtre français und gründete auf's Neue einen Lehrstuhl der Grammatik, Geschichte und Mythologie in Beziehung auf dramatische Kunst. Die Restauration gab dem Conservatorium den Titel Ecole de déclamation und stellte es unter das Hausministerium des Königs. 1830 entthronte die Musik abermals die Declamation, der dafür errichtete Lehrstuhl wurde unterdrückt und erst 1836 wieder hergestellt, der Lehrstuhl der Literatur ist weggefallen. Das Conservatorium hat der Kunst, der Musik große Dienste geleistet und Tausende von Instrumentisten gebildet, welche in Betreff auf Ensemble, Kraft, Eleganz der Ausführung in der Welt nicht ihres Gleichen haben. Sein Nutzen in Bezug auf die Comédie française ist minder unzweifelhaft und bedeutende Männer bestreiten ihn; indessen ist der größte französische Tragöde, Talma, aus den Klassen des Conservatoriums hervorgegangen. Wir haben die allgemeinen Anordnungen unserer Gesetzgebung in Bezug auf die Theater skizzirt und berührt, was unter dem Kaiserreiche dafür geschehen ist. Wollte man nur nach dem äußeren Anscheine urtheilen, so müßte die französische Bühne floriren, das Patronat des Staates ihr Glanz verleihen und sie gegen die Unordnung falscher Rechnungen und der Privatspeculation sichern. Dennoch leidet das Theater; sein Verfall, sein Ruin vielleicht sind bevorstehend. Wir wollen die Ursachen dieses Verfalls später auseinanderzusetzen suchen.

Digitized by Google

Episteln

von Franz Grillparzer.

Weil mich Geselligkeit mit Vielen nicht vereint,
Hält man mich hie und da für einen Menschenfeind.
Euch flieht nur mein Verstand, mein Herz ist Euch geblieben,
Und ich entferne mich, um fürder Euch zu lieben.

I.

Ihr wollt denn wirklich deutsche Poesie,
Die es auch sei, nicht blos nur so sich nenne?
Gerecht're Wünsche hörte man wohl nie,
Doch deutsche Art macht erst, daß ich sie kenne.

Ich weiß Euch ruhig, fest, von schlichtem Sinn,
Zum Handeln minder rührig als zum Denken,
Doch seh' ich auf des Tags Gestalten hin,
Muß ich zum Widerspiel die Meinung lenken.

Da lärmt's und prahlt und tobt und schreit und droht,
Vernichtet jede Stunde zehn Tyrannen,
Will Freiheit, gält' es hundertfachen Tod
Und führt doch Krieg nur mit den vollen Kannen.

Ihr rühmt der Väter Biedersinn und Art.
Historisch, nur historisch, ruft's histerisch,
Im Glauben ruht das Heil der Gegenwart!
Und Strauß macht Euch mit seinen Mythen närrisch.

Freund Hegel gibt Euch einen neuen Gott,
Und Schelling stutzt Euch zu auf's neu den alten.
Die Welt aus Nichts, war schon ein hart Gebot, —
Doch Nichts, — das eine Welt — will gar nicht halten.

Gefühl rühmt man, daß Euer Antheil sei —
Drum kostet wohl Verstand Euch Ueberwindung —
Doch als Ihr todtschlugt die Empfindelei,
Traf mancher harte Schlag auch die Empfindung.

Und statt Gefühl, womit Ihr auch begabt,
Find' ich Euch kalt in holperichten Reimen,
Wo nur Gedanken, die man längst gehabt,
Zum Harlekin sich an einander leimen.

Ein Volk von Denkern? Und sprecht plappernd nach,
Was Ihr gehört von nicht'gen Unterweisern,
Gervinus, Menzel stehen wie zur Wach',
Bald abgelöst, in engen Schilderhäusern.

Was heute gut, weicht morgen schon vom Platz,
So Billigung als Urtheil ohne Stärke,
Ihr lebt von heut, Euch häuft sich nie ein Schatz,
Ihr habt nur Bücher, aber keine Werke.

Wo ist dann deutsche Art? Auf, zeigt mir sie,
Statt Launen, immer bunter und vertrakter;
Und fordert ihr ihn von der Poesie,
So habt vor Allem selber erst Charakter.

Allein Ihr möchtet sein, was Ihr nicht seid, —
Geht in die Schule denn und lernt zu leben,
Und seid Ihr zum Empfangen erst bereit,
Wird Euch die Dichtkunst das Gemäße geben.

II.

Macht nur nicht so ernste Gesichter,
Am End' ist ja viel doch nur Spaß,
Ihr seid nicht Geschworne noch Richter,
Und wär's auch, was hindert uns das?

Seht nur Eure Nachbarn, die Franken,
Den Briten, das wandelnde Faß,
Sie richten und streiten und zanken,
Drauf heben sie lustig das Glas.

Wir wissen, Ihr seid Philosophen,
Sucht Wahrheit, als gält's Blindekuh,
Doch fragen wir, was Ihr getroffen,
Nimmt kaum die Bewunderung zu:

Des Jenseits Maß wär' die Hierzeit,
Euch selber macht Ihr zum Gott;
Doch ist er nicht klüger als Ihr seid,
Dünkt uns der Allweise nur Spott.

Auch habt Ihr die Fremden geschlagen;
Das thaten wohl And're vor Euch:
Der Franke in stürmischen Tagen,
Der Spanier — wen nenn' ich nur gleich?

Es stecken da Manche dahinter,
Manch' Helfer stand Mann da für Mann;
Der hitzigste war wohl der Winter,
Der schlug, als noch voll der Tyrann.

Euch schmückt ein deutsches Bewußtsein,
Als eins, nicht fältig, nur Ein-,
Wie sollt' auch nicht einig die Brust sein,
Da eins der Zoll im Verein.

Nur, streitet Ihr noch um den Glauben,
Fehlt zu Treu und Glauben die Treu',
Auch, wißt Ihr, hält Mancher nur Tauben,
Um Andre zu fangen dabei.

Auch seid Ihr frei. — Nicht in Worten,
Geschrieb'ne bewacht die Censur.
In Thaten? Noch minder als dorten.
Wie treff' ich die Sache doch nur?

Nun denn: Ihr seid frei mit dem Maule.
Nun hab' ich den rechten Pfiff,
Wir sitzen auf Hegel'schem Gaule,
Ihr seid denn frei: im Begriff.

Und da der Begriff auch das Wahre,
Seid frei Ihr in Wirklichkeit.
Man spart so Thaten und Jahre,
Ist wie außer Raum und Zeit.

Google

Und so nun mitten im Rechten,
Ziemt Alles Euch groß und neu;
Laßt Schiller und Goethe den Knechten,
Für Euch seid Dichter, die frei.

Die machen Krieg den Tyrannen
Und rufen Erhebung Euch zu.
Ihr leert einstimmend die Kannen
Und legt um halb eilf Euch zur Ruh.

Statt länger mit Griechen zu prahlen
Und anderm veralteten Schnack;
Von Gothen entstammt und Vandalen,
Sei Euch auch der Väter Geschmack.

Die Nibe- und Amelungen,
Und Gunther, Gudrun, oder was?
Ist's auch etwas knarrend gesungen,
Ein Deutscher! und fragt noch um das?

So viel für die Form. Um die Sache
Braucht Ihr zu suchen nicht weit,
Der Stoff Eurer holprigen Mache
Sei eben die Wirklichkeit;

Die Helden, die Ruhm sich erworben,
Nur größern in Eurer Näh',
Die für die Freiheit gestorben,
Das heißt: in effigie.

Was sonst noch des Fortschritts Bürgschaft:
Zolleinung und Eisenbahn,
Zwei-Kammern-, Drei-Felder-Wirthschaft
Beut sich zum Besingen Euch an;

Das Dasein in all seiner Blöße,
Was sonst als Prosa sich gab;
Klatscht dichtend die eigene Größe
Auf graues Löschpapier ab.

Und so vermengend die Richtung,
Sei, Alles in eines gepackt,
Ein Daguerreotyp Eure Dichtung,
So ähnlich als abgeschmackt.

T a g e b u c h.

I.

A u s B r e s l a u.

Die Weber und ihre Revolte.

10. Juni.

Ich debütire bei Ihnen gleich mit einer Revolutionsgeschichte. In dem Augenblicke, wo dieser Brief anlangt, werden Sie bereits von der Weber-Revolte in Peterswaldau und Langenbielau erfahren haben. Endlich ist den Armen der Geduldfaden, der starke, aus gutem Hanf gesponnene deutsche Geduldfaden gerissen, und nun sind sie „vom Bändel los“, wie der Provinzialismus besagt. Kennen Sie einen schlesischen „Waber“? Denken Sie sich einen kleinen, gebückt einhergehenden Menschen mit verkrummten Händen und dünnen Beinen, mit einer blauen Leinwandjacke und ditto Beinkleidern, geben Sie ihm einen Gebirgsstab in die Hand, und lassen Sie ihn keuchend und stöhnend unter dem „Leinwandschock“ thalwärts steigen, so haben Sie ein ungefähres Bild davon. Und diese Jammergestalten sind aufständisch geworden und wagen es, den Bajonetten und den Kugeln des feinsten preußischen Commisbrod-Mavors Trotz zu bieten! Da habt Ihr einen Commentar zu dem Bericht unseres Oberpräsidenten an den König, wornach das Sprechen und Sagen von der Noth und dem Elende der Weber nur von übelwollenden Zeitungsschreibern und unberufenen Schreihälsen herrühren soll! Hoffentlich wird uns die Genugthuung werden, daß sich die Preßungläubigen jetzt auf unsere Seite schlagen und zugeben, daß wir am Ende denn doch Recht gehabt. Einige fürchten zwar, daß wir gerade deshalb, weil wir Recht gehabt, übel davon kommen werden, und nach dem, was geschehen, fürchte ich es beinahe auch. Wir — nämlich wir Zeitungsschreiber — dürfen an dem Aufstande nicht Theil nehmen, d. h. wir dürfen Nichts darüber in unseren Blättern sagen. Der

Censor, Geheimer Regierungsrath von Ebertz, streicht Alles unbarmherzig durch und bemerkt, daß er ohne Erlaubniß der Regierung keine Zeile drucken lassen dürfe. Ich habe die Censur-Instruction zum hundertsten Male von Anfang bis zu Ende durchgelesen und kann durchaus Nichts finden, was ihm die Berechtigung hiezu geben könnte. Also nicht einmal die Preßunfreiheit ist frei! Wir sind gespannt, was das Ober-Censurgericht, dem die Beschwerde über diese Willkür vorliegt, dazu sagen wird. Da unsere Zeitungen also schweigen müssen, die öffentliche Meinung aber über die Vorgänge im Gebirge unterrichtet sein will, so gebe ich Ihnen nachstehend einige Details darüber.

Der Aufstand nahm seinen Anfang am 4. Juni in dem eine Meile von Frankenstein gelegenen Dorfe Peterswaldau. Die nächste Veranlassung war ein Pasquill, das ein Haufen Weber vor der Wohnung eines wucherischen sogenannten Fabrikanten absang. Letzterer ließ einige der Sänger aufgreifen und sie heimlich durchprügeln. Auf die Nachricht hiervon vergrößert sich bald die Zahl der Weber bis auf mehrere Hundert, und wüthend fangen sie an, die Etablissements, fünf an der Zahl, zu demoliren. Sämmtliche Bücher und Handelspapiere werden vernichtet, die Kasse erbrochen und das Geld vertheilt. Am anderen Morgen wird das Zerstörungswerk fortgesetzt. Als der Vorschlag gemacht wird, die Gebäude nicht zu demoliren, sondern kurzweg zu verbrennen, wird angeführt, daß dann die Eigenthümer Brandgelder erhalten würden, während es jetzt nur gelte, sie ebenfalls zu armen Leuten zu machen. Von Peterswaldau begeben sich die Weber nach Langenbielau, wo sie ebenfalls drei Fabrik-Etablissements zerstören. Hier kommt es zwischen ihnen und einem Detaschement Soldaten zum Kampfe, wobei letztere den Kürzeren ziehen und zurückgeschlagen werden. Auch die Weber ziehen sich zurück in der Richtung nach Landshut und dem Hirschberger Thal hin. Sie sind bereits auf zwölftausend angewachsen und man bemerkt mit Verwunderung, daß sie förmlich organisirt sind. Sehr wahrscheinlich hat sich ihre Macht um das Doppelte verstärkt, denn gerade um Landshut herum ist die Noth und das Elend der Weber ganz bedeutend. Die ansehnliche Militärmacht wird von ihnen in Schach gehalten, und man hört Nichts von neuen Angriffen. Die Sache nimmt eine sehr bedenkliche Wendung. Die „Aufrufe", welche an sie erlassen werden, fruchten Nichts. Freilich, wenn sie deutsch verstehen, müssen sie gerade durch die „Aufrufe" in ihrem Vorhaben bestärkt werden. Einer z. B., vom Grafen Sandreczky-Sandraschütz erlassen, fängt so an: Eben zurückgekehrt, bemerke ich Auftritte, die nicht zu bemerken, ich gefürchtet habe. — Der gute Mann appellirt an die Liebe der Armen zur Grundherrschaft! Weiß Gott, woher es kommt, daß das Echo aus dem Gebirge bis in die Straßen unserer Haupt- und Residenzstadt dringt. Schon seit drei Tagen finden des Abends Aufläufe und

Digitized by Google

Tumulte in Breslau statt, die einen so ernstlichen Charakter annehmen, daß gestern sämmtliches Militär die Straßen besetzt hielt. Was die Aufrührer wollen, wissen sie selbst nicht. Sie sind „halt" unzufrieden! Alle Interessen treten in den Hintergrund vor der Theilnahme an diesen Vorgängen. Die Sängerin Tuczeck, auf die sich unsere Breslauer schon so lange gefreut, hat gestern den Cyclus ihrer Gastrollen vor einem leeren Hause begonnen. Kunstreiter, wilde Thiere, Wachscabinete, alle Sehenswürdigkeiten, die uns die Wollmarktsaison gebracht, kündigen vergebens ihre Herrlichkeiten an, man lies't nur die Placate an den Straßenecken, worin das Polizeipräsidium seinen tiefen Unwillen über die ärgerlichen Excesse ausspricht. Aengstliche Gemüther prophezeihen uns nichts Gutes: Aufhebung der Preßfreiheit, Abschaffung der Constitution u. s. w. Ich denke, so arg wird's nicht werden. Die „germanische Freiheit" wird uns bleiben trotz aller Gegenbemonstrationen.

II.

Aus Wien.

1.

(Aus einem Privatschreiben.)

♁ Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die Ernte dieses Sommers eine große sein. In der Schweiz ist eine böse Saat aufgegangen und macht die alten Theilungsplane reifen; das türkische Reich kann sich selber nicht mehr beschützen und wankt sichtbarlich der Grube näher. Im Osten wie im Westen drohen unnatürliche Staatenglieder zu fallen, wenn Niemand sie früher amputiren will. Und man glaubt, die Wundärzte werden nicht ihre Hände hineinstecken, und man glaubt, auch Andere werden müßig warten, jusque le fait sera accompli. — Mais qui accomplira donc ce fait? Hier täuscht man sich nur in Einem Kreise (freilich in dem wichtigsten, um die höchste diplomatische Notabilität sich drehenden) über die Bedeutung des Kaiserbesuches im Buckinghampalast. Wie, dies wäre Nichts als Galanterie? In dem Momente, wo die russischen Familienpläne bei unserem Kaiserhaus einen so empfindlichen Schlag erhalten und die geniale und schöne Czarentochter einen anderen als einen österreichischen Prinzen ihrem Hause gewinnen wird, in dem Momente, wo es sich entschied, daß Erzherzog Stephan nicht wie Maria Louise dem Geist eines eroberungssüchtigen Staates zur Brücke dienen soll, in diesem Momente besucht der Monarch, der nach Wien kommen wollte und nun nicht hierher kommen wird, die Hauptstadt Englands; er besucht den alten Bundesgenossen Oesterreichs, auf den es aber im

Fall eines Krieges nicht mit Sicherheit zählen kann. Verständigt sich England mit Rußland über die Einverleibung Serbiens und der Moldau (et c'est le commencement de la fin), so wird Preußen, das dabei nicht betheiligt ist, keine Schwierigkeiten machen, und Oesterreich wird seine Grenzen in dichter Nähe russischer Soldaten haben. Frankreich wird in seinen Journalen einigen Einspruch thun, aber wehe uns, wenn Frankreich, der alte Feind, der Einzige wäre, der zu uns hielte. L' Angleterre, la Prusse et la Russie — mais c'est une alliance impossible wendet man von einer gewissen Seite, die zweifelsohne viel Erfahrung in Allianz-Dingen hat, ein. Aber mit dem Terrain wechseln auch die Allianzen. Ein Krieg von Osten wird die Karten anders mischen, als die Kriege gegen Napoleon sie gemischt haben. Und was ist Monströses an dieser Allianz? Rußland will in Europa festen Fuß fassen und wird dieses gerne mit einigen Zugeständnissen an England thun, mit dem es doch nur in Asien collidirt. Es wird keinen Augenblick anstehen, ein Stück Asien mit einem Stück Europa zu vertauschen. Preußen will in Deutschland weiter vor und wird gerne die verschwägerte Macht die Besitzungen an der Donau dafür in Beschlag nehmen lassen. Daß die englisch-französische Freundschaft auf sehr schwachen Füßen steht, dafür liegen die Actenstücke vor. Louis Philipp ist ein alter Mann und seine Söhne haben kriegerische Tendenzen. Die Brochüre Joinville's war nicht erst eine Warnung für England; es hat diese Richtung längst gekannt. Zwischen einem Bunde mit Frankreich und zwischen einem mit Rußland wird die britische Politik immer den letzteren vorziehen. Die Klippen, welche dieser neuen Wendung europäischer Politik entgegenstehen, hat man allerdings genau gezählt, aber eine Brücke, die über allen diesen Widerstand hinwegläuft, schlägt man offenbar zu gering an: die Energie des Kaisers Nikolaus.

Wir, in unserer zähen Widerstandspolitik, glauben nicht gern an die Gewalt der Persönlichkeit und ihrer hinreißenden Kraft. Wir setzen bei unseren Gegnern die möglichste Klugheit voraus und waffnen uns dagegen mit nicht minderer Klugheit. Diesen Ruhm wird Niemand unserem Kabinet absprechen können; aber auf Eins sind wir nicht gefaßt; auf Kühnheit. Der gefährlichste Feind, den Oesterreich zu fürchten hat, heißt Energie. Darum ist Nikolaus uns doppelt furchtbar als Czar von Rußland und — als M a n n. In diese Schaukelpolitik unserer Zeit hätte ein Napoleon, ein Friedrich II. längst sein entschiedenes Schwert geworfen. Ein Mann von Energie, und die Gestalt der Welt hat sich verändert. — Der Czar ist dieser Mann, und wir haben es im Winter hier vom Grafen Orloff gehört, was übrigens alle Briefe bestätigen, daß der Kaiser, weit entfernt, durch das herannahende Alter in seinem Willen geschwächt zu werden, vielmehr an Festigkeit — um nicht das Wort Eigensinn von

Digitized by Google

einem so hohen Herrn zu sagen — zunimmt. Der Kaiser ist eifersüchtig darauf, die Anfänge seiner Politik selbst zu Ende zu bringen, dieses weiß man hier; der Plan einer Eisenbahn zwischen Moskau und Odessa mit ihren handgreiflichen Folgen war unserer Diplomatie schon längst kein Geheimniß mehr, und doch warten wir hübsch ruhig die Dinge ab, die da kommen werden. Unter den fünf Großmächten Europas sinnen vier auf Machtvergrößerung und stehen schlagfertig zur Initiative bereit, nur Oesterreich wartet den Angriff ab und beschränkt sich auf die Vertheidigung; gewiß eine weise und würdige Politik! Aber Oesterreich ist längst angegriffen; von dem Momente, wo die Donaumündungen in Rußlands Hände übergingen, bis auf diese Stunde hat Rußland einen fortdauernden, vortheilhaften Invasionskrieg gegen uns geführt, es hat unseren Einfluß in Konstantinopel geschwächt, es hat die Donaufürstenthümer moralisch erobert, es hat seine Netze tief nach Ungarn, ja vielleicht bis Böhmen geworfen, und wir, haben wir uns vertheidigt?

Für heute nur diese Frage. Wenn Sie diesen Zeilen in Ihrem geschätzten Blatte einen Raum gönnen wollen, so werde ich mir erlauben, in Zukunft noch einige andere Fragen dieser ersten folgen zu lassen. Vielleicht wird sich hie und da auch eine Antwort finden.

2.

Cornelius und die Wiener Künstler. — Die Staatsdruckerei und Fürst Metternich. — Emil Devrient und Löwe. — Baison, Herr von Holbein und seine Maske.

Unsere diesjährige Kunstausstellung sitzt in großem Malheur, nicht nur, daß sie über alle Maßen traurig ausgefallen ist, führt der Zufall auch noch Peter von Cornelius herbei, den großen Maler des Weltgerichts, den größten Dichter unter den Malern, den kühnsten Dramatiker unter den Dichtern der Jetztzeit. Was muß der Mann, der Meister der Düsseldorfer, Münchener und Berliner Schulen für einen Begriff von Wiener Kunst mitgenommen haben? Wie muß er sich nicht nur an den Bildern, wie muß er sich an den Gesprächen unserer Maler erbaut haben, an ihren Kunstansichten, an ihren Bildungsgängen. Am Ende ist Führich, d. h. die fromme Schule, trotz ihrer Richtung, doch noch die beste, weil sie wenigstens die vollständigste ist. — Wissen Sie, daß man unseren Beamten erlaubt hat, Privatunterricht zu ertheilen? — Dies ist von großem Einfluß auf unseren allgemeinen Bildungsgang. Denn fortan werden die Beamten, um unterrichten zu können, selbst erst etwas lernen, und dieses ist ein wichtiger Fortschritt. Daß unter unseren Beamten eine fürchterliche Unwissenheit herrscht, darüber ist man allgemein einig Es ist sogar im Werke, der hiesigen Staats-

Digitized by Google

druckerei eine eigene Verlagsbuchhandlung beizugeben, um die Bildung der Beamten zu befördern. Bisher nämlich bezogen die Buchhändler der Monarchie allen Bedarf an Gesetzbüchern aus der erwähnten Staatsdruckerei. Da diese jedoch keinen Rabatt gibt, so schlagen die Sortimentsbuchhandlungen einige Procente darauf, wodurch das Buch theurer wird und der Zweck der Regierung, ihren Beamten und anderen Rechtsforschenden die Belehrungsmittel wohlfeil zu geben, verloren geht. Der Antrag des Directors Auer, der viele Thätigkeit und Einsicht bei der Leitung der Staatsdruckerei entwickelt, geht dahin, der Staatsdruckerei die Facultät zu geben, die gewöhnlichen Buchhändler-Rabatte bewilligen zu können, damit ihre Artikel dem Privaten wenigstens im Normalpreis geliefert werden können. Die Staatsdruckerei ist übrigens wohl das größte typographische Institut der Monarchie *). Sie beschäftigt sieben Dampfpressen, achtundzwanzig Handpressen und mehrere lithographische Pressen, nebst den nöthigen Schriftgießereien **). Letztere zeichnen sich namentlich durch ihre Leistungen in Bezug auf orientalische Lettern aus. Fürst Metternich hat die Herausgabe einer Reihe von Tractaten zwischen Oesterreich und der Pforte anbefohlen. Diese werden in türkischer, französischer und deutscher Sprache gedruckt und die Publication zählt wohl zu den schönsten Leistungen moderner Typographie. Auch die Bestellungen, die der Kaiser und die Erzherzoge bisweilen machen, werden mit einer Pracht ausgestattet, die von der königlichen Druckerei in Paris nicht übertroffen wird. — Auf dem Burgtheater gastirten Baison aus Frankfurt und Emil Devrient aus Dresden. Unser etwas stark alternder Ludwig Löwe fürchtete sich sehr vor dem großen Rufe, den Letzterer in neuerer Zeit gewonnen, kam aber mit einem blauen Auge davon. Emil Devrient hat sehr gefallen; aber doch nicht in dem Maße, wie er es verdiente, namentlich im Vergleich mit Löwe. Baison hatte einen nicht minder glücklichen Erfolg; es heißt, er werde engagirt. Zu wünschen wäre es; denn unser Burgtheater hat mehr Liebhaber im Publicum als unter seinen Mitgliedern. — Bei der Notiz, die ein anderer Ihrer Correspondenten über Deinhardstein's

---

*) Sollten die Gebrüder Haase in Prag nicht mit ihrem Institute eben so weit sein? Die Red.

**) Die Buchdruckerei des Herrn Brockhaus in Leipzig beschäftigt neun Dampf- und dreißig Handpressen, besitzt jedoch keine lithographischen Pressen, da sie sich mit Lithographie nicht beschäftigt. An Druckern, Schriftgießern und Setzern beschäftigt sie gegen 250 Menschen; ihr zahlreicher Bedarf an Lettern beläuft sich auf 1800 Centner. Die stärksten Auflagen, die sie macht, sind die des Conversationslexikons (30,000 Exemplare stereotyp) und die Illustrirte Zeitung (10,000 Exemplare stereotyp). Es verlohnte sich wohl der Mühe einer ausführlichen Beschreibung dieses großartigen deutschen Instituts. Die Red.

Digitized by Google

Modestus Ihnen einsandte, hätte er den pikanten Spaß nicht vergessen sollen, daß der Darsteller der Titelrolle Laroche die Maske seines Chefs i. e. des Herrn v. Holbein angenommen hatte, was viele Leute, als es bekannt wurde, in's Theater lockte. Herr von Holbein war übrigens Mann von Geist genug, den Spaß hinzunehmen.

Rainer.

III.

Aus Köln.

Musikfest.

Hin und wieder ist in öffentlichen Blättern von unerquicklichen Streitigkeiten die Rede gewesen, die unserem jüngst hier gefeierten niederrheinischen Musikfeste vorangingen. Es hat aber meines Wissens kein Blatt Näheres davon berichtet, obgleich diese Vorgänge zur Beurtheilung hiesiger künstlerischer Zustände nicht ohne Interesse sind. Wer bei unseren früheren und bei anderen großen Musikfesten gewesen, wird beobachtet haben, daß die Frauenchöre in der Regel vor den Männerchören auf eine die Wirkung sehr beeinträchtigende Art zurückgedrängt wurden. Man hatte nicht vermocht, zur Herstellung eines harmonischen Verhältnisses Einleitungen zu treffen. Die Direction des letzten Musikfestes trat aber diesem großen Mißverhältnisse vom Haus aus entgegen. Sie setzte nämlich fest, daß von Kölner Sängern und Sängerinnen nur die Mitglieder der zwei Hauptinstitute für gemischten Chor, der Singakademie unter Weber und des städtischen Gesangvereines unter H. Dorn, außer den zur Comitéwahl erschienenen fünfunddreißig Wählern Antheil nehmen durften. Der Vortheile, die dieses Princip gewährte, waren viele. Man bekam einen wohlgeübten Kern von Sängern und hielt eine Legion bloßer Pfingstsänger und sogenannter verkannter Talente mit allen von ihnen zu erwartenden Störungen ab. Da die Mehrzahl des tüchtigen Männergesangvereins auch bei jenen Instituten wirkt, so wurde hier Nichts verloren; die gleichzeitig von der Theilnahme als Ganzes ausgeschlossene Liedertafel aber ist künstlerisch von geringer Bedeutung, sie lebt mehr für Unterhaltung. Leider hat aber die nur dankenswerthe und im Interesse der wahren Verherrlichung des Musikfestes getroffene Veranstaltung, in welcher die Direction von den Comités der übrigen Vereinsstädte mit Erfolg unterstützt wurde, gerade hier in Köln nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, die kein Einsichtiger ihr versagen kann. Namentlich hat gerade der Männergesangverein eine Art Opposition als Ganzes gemacht und Manchem den schönen Festgenuß vergällt. So erfreulich das in gleich oppositionellem Sinne in Deutz von ihm veranstaltete Morgen-Freiconcert war, bei dem sechzig

Digitized by Google

Männerstimmen ansprechende Compositionen vortrugen, so wenig war die Veranstaltung doch, was sie zu sein vorgab, der Würde des Musikfestes entsprechend. Das Getreibe und Gewirre eines öffentlichen Ortes und das Klappern der Kaffeetassen wollen sich dazu nicht schicken. Am Ende thut das für die Wirkung beim Musikfest Gewesenen eben so viel nicht; sie erfahren wohl den rechten Grund solchen Beginnens, amüsiren sich dabei und vergessen das Nebending. Allein nach Außen nimmt sich solcher kleinlicher Hader traurig aus. Die Verherrlichung der Kunst ist das Ziel eines so künstlerisch bedeutsamen Festes und da geben sich in Köln selbst Kunstfreunde solcher erbärmlichen Eifersüchtelei hin über eine der zweckmäßigsten Veranstaltungen, die seit der Stiftung unserer Musikfeste getroffen worden ist! Aber ihre Umtriebe haben der Herrlichkeit des Festes doch keinen Eintrag gethan; die Energie des städtischen Kapellmeisters H. Dorn, des Dirigenten des Festes, wußte die mehr als sechshundert Sänger und Instrumente, welche zusammenwirkten, zur einmüthigsten Execution der schwierigsten Tonwerke, von denen wieder Beethoven's Missa eines der schwierigsten ist, zu beseelen, und vor der Meisterschaft des Erfolgs ist glücklicherweise alle Einrede und alle Mißliebigkeit elendiglich zu Schanden geworden.

IV.
Notizen.

Nikolaus in Braunschweig. — Lüttich. — O'Connell und Jordan. — Berichtigungen. — Das junge China. — Türkische Gräuel und christliche Diplomatie.

— Wir Deutschen sind ein empfängliches Volk. In abstracto fressen wir Welsche und Slaven, daß es ein Grauen ist, aber ein Mächtiger, woher immer, darf sich nur zeigen, um bei Tausenden nicht blos gerechte Bewunderung, sondern dienstwillige Anbetung zu finden. Ja, man ließe sich von einem Solchen unterjochen, damit er nur nicht glaube, wir wüßten seine Größe nicht zu würdigen. Viele thun jetzt empört über die Vergötterung, die Napoleon bei uns erfuhr, als er der Herr Europas war; das Traurigste ist, daß Napoleon eben so gut von Osten hätte kommen dürfen, ohne den Triumphwagen der Revolution, ohne ein Gefolge heilsamer Reformen, und er wäre vielleicht von Denselben, die jetzt mit nationalem Hasse seines Namens prahlen, wie ein gottgesandter Herrscher aufgenommen worden. Czar Nikolaus reicht lange nicht an den Schatten des großen Corsen, allein er ist ein großmächtiger Herr, ein energischer Souverain, der, ungleich den anderen Monarchen, „die Nacht am Fußboden auf Strohdecken verbringt"; und siehe da, er kann nicht durch Deutschland reisen, jenes Deutschland, wo man endlich die Pentarchie zu be-

greifen anfängt, ohne Huldigungen zu empfangen, die für uns tief beschämend sind. Aus einer norddeutschen Residenz erzählt man eine Scene, die wir für unglaublich halten würden, wäre sie nicht in der ersten deutschen Zeitung, in der Augsburger Allgemeinen, in wohlgefälliger und beinahe rühmender Schilderung zu lesen; und die Redaction jenes Blattes hielt es nicht einmal für nöthig, durch ein strafendes Wort oder ein zweifelndes Fragezeichen die Aufnahme einer so taktlosen Correspondenz zu entschuldigen. Nikolaus war, auf seiner Reise nach London, in Braunschweig angekommen und kaum aus dem Wagen gestiegen, so sammelte sich devotes Publicum, Mützen flogen in die Luft, Hüte und Tücher wurden geschwenkt, und zahlreiche Hurrahs! ertönten! Wäre das in mancher anderen Stadt, z. B. in Prag, vorgefallen, wie würde man da über panslavistische Sympathien schreien. Das Braunschweiger Beispiel zeigt, daß die Devotion vor Rußland, die man da oder dort bemerkt, oft nichts weniger als Panslavismus, vielmehr gutdeutscher Philistersinn ist. Wie der Correspondent zu verstehen gibt, soll die Begeisterung nur dem schönen stattlichen Mann! und seinem freundlichen Benehmen gegolten haben; d. h. es war der unwillkürliche Drang des Philisters, entzückt zu sein, wenn ein großer Herr traulich thut; das Bedürfniß, vor einer so gewaltigen Majestät seine gute Gesinnung und respectvolle Aufführung zu produciren. Nikolaus hat gewiß von Braunschweig recht herablassend Abschied genommen: mehr Achtung, dünkt uns, wird er vor dem englischen Publicum empfunden haben, welches ihn sehr ruhig und mit selbstbewußter Würde empfing, obwohl es seine politischen Talente gewiß recht gut verstehen und anerkennen mag.

— In Lüttich besteht seit April 1842 eine Zufluchtsstätte für gefallene Mädchen (maison de refuge). Es hat seit seiner Begründung bereits achtzig Mädchen (von siebzehn bis dreißig Jahren) aufgenommen, von denen ein Theil aus dem Gefängniß, ein anderer sogar aus prostituirten Häusern kamen. In diesem Augenblicke befinden sich blos achtundvierzig darin. Die übrigen sind in Dienste getreten, oder zu ihren Eltern zurückgekehrt. Die meisten der Letzteren haben sich durch ihre Aufführung bisher als wirklich gebessert bewährt.

— Die endlich erfolgte Verurtheilung Daniel O'Connell's zu einem Jahre Gefängniß, zweitausend Pfund Sterling Buße und zehntausend Pfund Bürgschaft für sieben Jahre zu haltenden Frieden wird in England verschieden angesehen. Einige Torystimmen halten die Strafe für gering: im Gegensatz dazu hat das katholische Irland diesen Ausgang des Prozesses wie ein Nationalunglück aufgenommen, und tiefe Trauer überschattet das grüne Erin. Am Tage, wo sich

die Kunde von der Verurtheilung verbreitete, stockten an vielen Orten die Geschäfte, die Repealblätter erschienen mit schwarzem Rande, in den Kirchen wurde für O'Connell's Wohl gebetet, das Volk von Dublin schlich stumm einher und lagerte sich um die schwarzen Mauern des Richmond Penitentiary, wohin der Agitator sogleich abgeführt worden war, wie die Juden am Tage der Zerstörung Jerusalems im Thale Josaphat. O'Connell hat das Volk von seinem Gefängniß aus aufgefordert, sich ruhig und gesetzlich zu verhalten; seine Gegner sehen dies als eine überflüssige Koketterie mit dem Gesetze an und meinen, Daniel O'Connell wolle sich nur den Anschein der Macht geben, als sei er es, der die Ruhe Irlands aufrechthalte; in der That aber mag der Agitator fürchten, das Volk könnte in ohnmächtigen Excessen unnütz sein Blut verspritzen, da die Insel von englischen Besazzungen überfüllt ist. Selbst jener große Theil des englischen Volkes, der gegen O'Connell ist, rechtfertigt die Verurtheilung weniger als eine gesetzlich gerechte, wie als eine politisch nothwendige Maßregel, um den Einfluß eines Mannes zu brechen, der jedem Ministerium das Regieren erschwerte, oft unmöglich machte. Man denke jedoch in juristischer Hinsicht über das Urtheil, wie man wolle: man wird immer noch Grund haben, bei einem Seitenblick auf andere politische Prozesse die großartige und großmüthige Haltung Englands zu bewundern. So sehr Daniel die Tyrannei Englands anklagen mag: dieses war doch das einzige Land der Welt, dessen Verfassung ihm so lange zu agitiren, ja überhaupt seine Klagen über Tyrannei auszusprechen erlaubte. O'Connell agitirte in gesetzlicher Form, aber sein Wunsch, England zu demüthigen, Irland nicht blos zu fördern, sondern zu rächen, war unverkennbar. Man halte seinen Prozeß für einen Tendenz- oder Gesinnungsprozeß und sehe sich bei uns um; wie kleinlich und elend stehen wir da neben unseren germanischen Vettern jenseits des Canals! Vergleiche sind hier allerdings nicht möglich, doch denken wir an Jordan. Der friedliche Rechtslehrer ist freilich als Mann der That nicht so bedeutend, aber auch nicht so gefährlich wie Daniel. Jordan war ein reformliebender Deputirter von großer Beredsamkeit; das Verbrechen, das man ihm zur Last legen will, ist, daß er vor zehn Jahren um die Vorbereitung einer Emeute gewußt und sie nicht denunzirt habe; Jordan war ferner allgemein geliebt, und die Zeugen gegen ihn sind feile Spione: O'Connell dagegen hat vor noch wenig Monaten den Nationalhaß zwischen Celten und Sassenachs geschürt, er ist des Versuchs angeklagt, Großbritanien zu zerstückeln, seine Drohungen gegen England standen in allen Journalen Europas, und er wird von der Regierung bitter, zum Theil persönlich gehaßt. Seine Strafe wird von Vielen für hart angesehen, und doch ist des armen Jordan Untersuchung schlimmer, als die ärgste

Digitized by Google

Strafe, die Daniel treffen könnte. O'Connell reiste im Lande frei umher und donnerte im Parlament, bis zu seiner Verurtheilung: Jordan durfte nicht einmal sein todtes Kind begraben sehen. O'Connell wohnt in den prachtvollen und geräumigen Zimmern des Gouverneurs von Richmond Penitentiary, ein großer Garten dient ihm zum Spaziergang, er betet und speist in Gesellschaft seiner Verwandten und Mitangeklagten, er erhält theilnehmende Besuche vom Lordmayor Dublins herab bis zum deutschen Touristen Venedey, Adressen von allen Corporationen des Landes und in der That leitet er von seinem Gefängniß aus ungehindert die Angelegenheiten seiner Repealer. Sollen wir noch einen Blick auf Jordan werfen, den kranken, ruinirten Mann, den die Gensdarmen mit geladenem Gewehr begleiten, wenn er einmal einen Schritt über die Schwelle des Gefängnisses thun darf, um Luft zu schöpfen? — Es ist genug.

— Die Verhaftung Zirndorfer's wegen Irreligiosität (siehe vorige Wochenlieferung der Grenzboten) ist, nach der Rhein- und Moselzeitung, eine reine Erdichtung, die zum Besten des Autors und Verlegers ausgesprengt worden.

— Bettina's Brentanobuch ist, wie man jetzt hört, nicht seines Inhalts wegen confiscirt worden, sondern weil, den Gesetzbestimmungen über Zwanzigbogenschriften zuwider, der Name der Verfasserin nicht auf dem Titelblatte genannt war. Die Freigebung der Schrift wird demnach keine Schwierigkeiten haben. Wir berichtigen das mit Vergnügen. Berlin hat in letzter Zeit Krähwinkeleien genug begangen; man kann ihm diese eine schenken.

— Nach dem „Ausland" gibt es jetzt ein wirkliches „junges China", obgleich dieses Wort ein Widerspruch in sich oder eine Satyre auf unsere altklugen und welkgebornen Völkerfrühlinge scheinen könnte. Eine Hauptstütze dieses, mit dem Christenthum und dem Unchinesischen gerade so, wie das junge England mit dem Katholizismus, kokettirenden jungen China ist der Mandarine Schu, der eine Denkschrift über den englisch-chinesischen Krieg und die Zustände seines Vaterlandes verfaßt hat. Gützlaff hat dieses Memoir an Professor Neumann in München geschickt; es ist namentlich im Anfange noch ganz in echt chinesischem, naiv hyperbolischem und schlau einfältigem Style geschrieben, z. B.: „das Mittelreich," so sprechen wir Gelehrte, „ist über alle Nationen der Erde erhaben, und der große Kaiser, der Sohn des Himmels, regiert über alle Länder und herrscht über alle vier Meere . . . Was die Barbaren betrifft, die an den vier Enden der Erde wohnen, die ihm alle unterthan sein müssen, diesen erlaubt er,

Digitized by Google

Tribut zu bringen, und da sie aus Mangel an Rhabarber und Thee sterben würden, so hat er ihnen gnädiglich die Freiheit gegeben, in Canton diese Waaren einzutauschen. Allein was thun diese Elenden? Sie bringen ein Gift, in Geruch und Farbe dem Kothe gleich, welches sie den Einwohnern dieses blumenreichen Landes verkaufen. Nun denke sich Jemand diese unerhörte Frechheit! Wäre es nur der gemeine Pöbel, welcher durch den Gebrauch des Opiums verführt würde, so wäre dies noch zu ertragen, denn an dem ist nicht viel gelegen; aber die Soldaten und ihre Offiziere nahmen so viel von diesem betäubenden Safte, daß sie für den Dienst ganz untüchtig wurden rc. rc." Sehr oft leuchtet aus der Denkschrift eine gewisse Aufklärung und Bewußtheit hervor; so drückt er sich einmal über einen ganz lügenhaften Bericht an den Kaiser dahin aus: „es wurde ihm (des Anstandes wegen) in unserer Sprache mitgetheilt! Wie fein da das schiefgeschlitzte Chinesenauge blinzelt! Tout comme chez nous, aber doch etwas ehrlicher.

— Die entsetzlichen Gräuel, welche die Albanesen gegen die christlichen Unterthanen der Pforte verüben, sollen immer noch im Zunehmen sein; die türkischen Truppen, die der Sultan gegen sie ausgesandt hat, sind theils mit den blutdürstigen Horden einverstanden, theils ohne die Kraft, die Wüthenden im Zaume zu halten. Auch in Asien sollen die Christen die fürchterlichsten Verfolgungen erfahren. Die türkische Bestialität schwelgt wieder einmal in Blut, Brand und unnatürlichen Wollüsten. Man schaudert bei den Nachrichten von gespießten Kindern, lebendig verbrannten Weibern und Greisen — dergleichen läßt sich aber von türkischem Fanatismus nicht anders erwarten. Empörender ist die unmenschliche phlegmatische Berechnung, mit der die Diplomatie der christlichen Mächte diesem höllischen Treiben zuzusehen im Stande ist. Von welchen christlichen Motiven sich die Politik im Orient leiten läßt, sieht man daraus, daß England die Maroniten den wilden Drusen preisgegeben hat, weil jene im freundlichen Verhältniß zu Frankreich stehen. Wenn in den Donauländern die Diplomatie noch lange achselzuckend zusieht, wird es dahin kommen, daß die öffentliche Meinung, bei allem Haß gegen die Moskowiten, die russische Intervention und Occupation wünschen wird, nur um der teuflischen Wirthschaft ein Ende gemacht zu sehen. Dann wird man es glauben, daß diese froschblütige Politik nicht blos eine Sünde, sondern auch ein Fehler ist.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Ein Besuch beim ungarischen Reichstag,

März 1844.

Von Ignaz Kuranda.

III.

Ungarn und die österreichischen Correspondenzen. — Deutsche Ansichten. — Die doppelte Wichtigkeit der Magyaren. — Oesterreichischer Adel. — Regierung und Bürgerthum. — Rußland. — Magyarische Hegemonie. — Der Slavenbund. — Oesterreich und die Türkei. — Die Sachsen in Siebenbürgen. — Adolph Neustadt und die Preßburger Zeitung. — Die deutsche Presse in Ungarn. — Was von der ungarischen Großmuth zu halten ist. — Dr. Henßelmann und die ungarische Vierteljahrsschrift.

Seit dem Abdrucke meines vorigen Artikels hat die „Illustrirte Zeitung" die malerische Physiognomie und die hervorragenden Persönlichkeiten des ungarischen Reichstags in Bild und Schrift veranschaulicht; bei der großen Verbreitung jenes Blattes bin ich wohl der Mühe überhoben, den Cicerone in den Hallen des ungarischen Parlaments zu machen. Dafür darf ich es vielleicht unternehmen, ein Wort über die Seele dieses pittoresken Schauspiels zu sprechen; denn die Bedeutung des politischen Dramas, welches in dem großen Hause an der Donau aufgeführt wird, scheint in Deutschland noch viel zu sehr unterschätzt zu werden. Man erinnert sich, wie eifrig gewisse aus Oesterreich kommende Stimmen die constitutionelle Bewegung Ungarns als eine von den modischen Luftblasen des Jahrhunderts auszuschreien suchten, als ein eitles Schattenspiel an der Wand des Bestehenden, als eine puerile Nachäffung „westeuropäischer Tragikomödien". Diese österreichischen Zeitungscorrespondenten sind schlauer und gewandter, als man von der ungeübten Publizistik Wiener Federn er-

warten sollte. Im Bewußtsein, daß das Terrain einer diplomatischen und viel gelesenen deutschen Zeitung ihnen gesichert ist; im Bewußtsein, daß in Preßburg wenige Concurrenten ihres Geschäftes sich vorfinden, haben sie eine eigenthümliche Taktik eingeschlagen. Sie führen in ihren Berichten die Conduitenliste des Reichstags. Die gute oder schlechte Aufführung desselben wird stets als Hauptsache in den Vordergrund geschoben. Ein Bischen Juratenlärm oder die rednerische Hitze eines feurigen Landedelmannes (als ob es in London, Paris oder Washington an solchen Episoden fehlte!) bringt sie zu dem Ultimatum, daß man nunmehr an der politischen Befähigung der Magyaren verzweifeln müsse. Bringt ein Redner die Freiheit der Presse, die Oeffentlichkeit der Gerichte aufs Tapet, so schreien sie, daß man den Bau des Hauses mit dem Schornstein beginne. Sie haben genau ausgerechnet, wie viel Jahrhunderte noch verstreichen müssen, ehe die Erörterung solcher Fragen an der Zeit sei, denn es wäre eine himmelschreiende Unnatur, wollte ein Volk so aus heiler Haut in die Freiheit springen, ohne erst die heilsame Schule der Erschlaffung und Gedrücktheit durchgemacht zu haben. Jene Fragen aber, deren Lösung über Leben und Tod der Nation entscheidet, werden, weil sie allerdings besser schon erledigt wären, als unnütze Grillenfängerei, als Steckenpferdreiterei, als lächerliche Monomanie geschildert; und wenn, wie erst unlängst der Fall war, nach Durchkämpfung einer solchen Lebensfrage, worin alle großen und edlen Leidenschaften der Nation in voller Gluth aufloderten, die Gemüther abgespannt und für irgend ein materielles Interesse stumpf geworden sind, so heißt es: Seht, wie sie die reellsten Angelegenheiten vernachlässigen und nur für schwülstige Donquixoterien und fanatisches Gepränge mit großen Redensarten Sinn haben.

Diese schlaue Taktik trifft richtig ihr Ziel. Die deutsche Gründlichkeit, welche bald mit wohlwollendem Herablassen, bald mit vornehmem Nasenrümpfen der ungarischen Bewegung einige Theilnahme schenkt, findet in der That, daß man nicht durch den Schornstein steigen dürfe. Diese gründlichen Herren versündigen sich an der Eigenthümlichkeit eines fremden Nationalcharakters durch ähnliche oberflächliche Aburtheilung, wie man sie sonst nur den Franzosen vorzuwerfen beliebt.

Digitized by Google

Und das sind die Einen, dies sind noch die Einzigen, welche aus Bedürfniß oder Handwerk sich um das, was in Ungarn vorgeht, bekümmern. Was soll man von den Andern sagen? Ich will nur ein Beispiel anführen. Ein Berliner, dessen Aufmerksamkeit ich auf das politische Leben des großen Donaureiches zu lenken suchte, meinte in vollem Ernst: Es sei nicht der Mühe werth, von diesem Ungarn lá bas zu reden. Denn, rief er von der Höhe seines philosophischen Standpunktes zu mir nieder, was kann aus Ungarn für eine neue Idee kommen? Die Theorien, welche sie dort erst empirisch zusammenbuchstabiren, haben wir längst innerlich durchgemacht und überwunden. Aus einem naturwüchsigen Lande, aus einem Volke, das noch gar nicht anders als unfrei denken kann, wird sich nie ein neues System entwickeln.

Diesen Herren — denn mein Berliner ist keineswegs blos ein Einzelner, sondern der Repräsentant einer zahlreichen philosophischen Schule in Deutschland — ist es also vor Allem um das System, um die Theorie zu thun. Die Völker werden von ihnen aus demselben Gesichtspunkte betrachtet, wie eine Menagerie von einem Naturforscher: Dieses Thier gehört in jene und dieses in eine andere Klasse; es ist kein neues Exemplar da, es ist Nichts dabei zu lernen. Darin unterscheiden sich unsere philosophischen Politiker von den Engländern und Franzosen. Diese betrachten die fremden Völker zuerst von dem praktischen Gesichtspunkt wie ein Jäger, der in einer Menagerie ruft: wenn ich nur jenen Löwen erlegen könnte, wenn ich nur jene Hirsche in meinem Park hätte! Der Engländer kümmert sich wenig, von welcher ideellen Theorie dieses oder jenes Volk ausgeht, aber er weiß haarklein, welchen Nutzen es seinem Lande bringen kann, wenn diese oder jene Wendung einträte. Er kennt jedes Fleckchen in den fünf Welttheilen, aus welchem seiner nationalen Wohlfahrt ein Vortheil erwachsen könnte; und das unphilosophische Land der Königin Pomaré ist ihm ebenso wichtig und interessant als z. B. die theorienreiche Schweiz, das literarische Comptoir in Winterthur mit eingerechnet.

Wir aber sind immer noch theoretisch-kritische Zuschauer vor jeder großen und kleinen politischen Bühne. Die Geschichte wie die Politik ist uns eine Gellert'sche Fabel, die Hauptsache dabei bleibt

Digitized by Google

die Moral. Wir fragen nicht: Welchen Einfluß auf uns, welchen Nutzen oder Schaden für uns haben unsere Berührungen mit diesem oder jenem Volke? sondern: welche allgemeine Regel läßt sich aus diesem politischen Prozeß abstrahiren? Trotz aller neueren Bestrebungen ist der politische Verstand immer noch zum größten Theil in ein Paar Geheimcabinete eingeschlossen.

Ungarn aber ist für Deutschlands Zukunft von doppelter Wichtigkeit. Alle Welt wird eingestehen, daß die deutschen Verhältnisse einen ganz anderen Aufschwung nehmen würden, wenn Oesterreich sich an die Spitze des politischen Fortschritts stellen, wenn Oesterreich den ständischen und municipalen Corporationen in seiner Mitte eine größere Ausdehnung geben wollte. In dieser Beziehung ist Ungarn für den gesammten Kaiserstaat ein Sporn, dem man auf die Länge nicht widerstehen kann. Ungarn hat dem übrigen Oesterreich ein Beispiel gegeben, welches man nicht, wie einst das französische, als anarchisch verdächtigen, oder wie das englische, als unnachahmlich entkräften kann: das Beispiel, daß mit der feurigsten Freiheitslust sich eine feste Anhänglichkeit an die Dynastie vereinigen könne. Dieses Beispiel für Volk und Regierung kommt nicht aus blauer Ferne, nicht weit über Meer aus einem blos dem Hochgebildeten und Denkenden verständlichen Staatswesen, auch nicht von einem Volke, das uns jeden Augenblick feindlich gegenüber stehen kann, sondern von einem Lande, das mit den übrigen Provinzen Oesterreichs denselben Farben huldigt und durch unzählige historische, materielle und gesetzliche Bande verbunden ist. Daß dieses Beispiel bereits sichtbare Folgen nach sich zieht, hat sich bei den jüngsten Landtagen in Böhmen und Niederösterreich herausgestellt. Der böhmische und österreichische Magnat, der mit dem ungarischen so vielfach verschwägert ist und in den geselligen Salons Wiens, so wie in den Familienkreisen der Landschlösser Jahr aus Jahr ein in gegenseitiger Berührung lebt, wird allmälig von dem nationalen und politischen Ideengange seiner Standesgenossen angeregt und fortgerissen. So stellt sich in Oesterreich in jüngster Zeit die merkwürdige und seltene Erscheinung heraus, daß die politische Bildung des Adels sich eher entwickelt, als die der mittleren Stände. Die jüngste publizistische Literatur über Oesterreich, zum Theil von Adeligen herrührend, zeigt

dieses deutlich. Unter allen Vorschlägen zur Reform österreichischer Zustände ist die Schrift „Oesterreich und seine Zukunft", wenn auch nicht die annehmbarste, wenn auch in ihrem Prinzip verfehlt, doch immerhin diejenige, welche mit dem meisten praktischen Geiste, mit der meisten Kenntniß der Zustände geschrieben ist. Daß das Bürgerthum hinter dem Adel zurückbleiben wird, ist wohl nicht zu befürchten. Möge Jener immerhin die Initiative ergreifen, ist nur das politische Leben einmal in warmer Regung, so wird das Bürgerthum seinen Standpunkt bald zu finden wissen. Die Regierung selbst wird in ihm seine Hauptstütze suchen, wie dieses ja gerade der Fall in Ungarn ist, wo die Städte in ihren Anforderungen um eine größere Repräsentation beim Reichstage von der Regierung gefördert werden. Und jene Oesterreicher, die sonst blos in verbotenen Schriften über heimische Zustände eine Anregung suchten, die nur zu oft in unfruchtbaren Spötteleien, in wohlfeiler Verachtung, in Theilnahmlosigkeit und Entmuthigung bestand, blicken jetzt unverwandt und in frischer Hoffnung nach Ungarn. Das Resultat hiervon ist nicht schwer vorauszusehen. Wie die Regierung einerseits ihre Rechnung dabei finden wird, das Bürgerthum allmälig zu stärken, um den Adel nicht eine gefährliche Uebermacht gewinnen zu lassen, so wird sie andererseits dem zunehmenden Uebergewicht des Magyaren- und Slaventhums nichts Natürlicheres und Kräftigeres entgegenstellen können, als die Emancipation und die organische Belebung der deutschen Elemente im Kaiserstaat. Ein fruchtbarer Wetteifer wird dann in Oesterreich, Steyermark, Tyrol und unter den Deutschen von Böhmen und Mähren entbrennen, denn diese Völker sind im tiefsten Herzen heil und gesund, von unentweihter jugendlicher Kraft und Frische. Kommt das deutsche Leben auf diese Art in freier Entwickelung zu Ehren, dann hat Oesterreich eine ganz andere Stellung zu Deutschland erhalten, als die es bisher einnahm. Und wer kann die Folgen eines Umschwungs berechnen, den Oesterreich, wenn es diese Bahn eingeschlagen, in die politischen Verhältnisse Deutschlands bringt?

So wichtig nun Ungarn, durch seinen politischen Einfluß auf Oesterreich, für Deutschland überhaupt ist, eben so wichtig ist es an sich selbst als eine unserer festesten Vormauern gegen Rußland. Wir haben Polen umwerfen und langsam zerbröckeln lassen — sollen wir auch dieses treue

eiserne Thor dem Erbfeinde gutwillig öffnen? Man täuscht sich wohl nicht mehr über unsere Stellung zu dem Moskowitenreich, das seit einem Jahrhundert wie eine Lawine wachsend, asiatische Volksstämme, entwurzelte Slavengeschlechter, Finnen, Tataren und Armenier sich assimilirend, mit dem doppelten Gewicht raffinirter List und ungebrochener Naturkraft auf die schwachen Dämme unserer (an jenen Grenzen) nur zu unfertigen Cultur und Germanisation losrückt. Man dachte nicht an's Germanisiren, als Ungarn der verlorene Posten gegen den Halbmond war. Auch jetzt, bei dem Kampf gegen den Türken unserer Zeit, wird man einsehen, daß ein heldenmüthiges, freies und uns befreundetes Volk ein besserer Kampfgenosse ist, als eine verwaschene, äußerlich verdeutschte, innerlich grollende oder gleichgiltige Bevölkerung. Sobald es zum physischen Kampfe kommt, wird allen Anzeichen nach wieder Ungarn die Wahlstatt sein, wo die Geschicke Deutschlands und der Civilisation entschieden werden. Die Magyaren aber, die Hüter der Donau, kraft ihres Nationalstolzes und ihres ritterlichen Wesens natürliche Feinde des Russenthums, sind unwillkürlich unsere Vorhut und durch die gefährliche Isolirtheit ihrer Lage auf die innigste Allianz mit Deutschland angewiesen.

Von diesem Gesichtspunkte aus war es eine kluge und sehr zu billigende Maßregel Oesterreichs, daß es dem Reichstagsbeschluß in Bezug auf die ungarische Sprache sich nicht länger entgegenstellte. Was auch die Slaven dagegen einwenden mögen, so viel muß Jedermann gestehen, daß ein Primat der slavischen Ungarn eher dem Magyarenvolk, als dessen Hegemonie dem Slaventhum Ungarns den Untergang drohen würde. Was die Magyaren anstreben und behaupten wollen, die Geltung ihrer Sprache als Staatssprache, ist nur berechnet, Einheit in die politische Repräsentation des Reichs zu bringen, ohne daß es im Stande wäre, die Nationalität der verschiedenen Volksstämme Ungarns anzutasten. — Umgekehrt wäre es schlimmer. — Es ist nicht zu läugnen, daß Rohheit oder Mißverstand von Seiten der Magyaren oft zu weit gegangen ist. Aber die grausenhaften Sprachzwangshistorien, wie sie durch alle deutschen Zeitungen liefen, waren meist Karrikatur. Wer in der Augsburger Allgemeinen zu Anfang dieses Jahres die Erklärung Mailáth's und die nicht widerlegten Enthüllungen von Lukácz las, wird einen Begriff bekommen von den gewissenlosen Mystificationen, die oft von der eigenen

Digitized by Google

Partei mit ihren Führern getrieben werden. Ein Beispiel gaben die groben Täuschungen, die man sich mit dem an sich achtungswerthen und redlichen Slaven Stur erlaubt hatte; und wir glauben gern, daß die Häupter der Slaven oft selbst die dämonische Hand nicht kennen, die aus dunklen Regionen hervor sie schiebt und leitet. Dies Alles beweis't aber nur, daß dem unseligen Sprachzwist tiefere Dinge zu Grunde liegen, als blinder Fanatismus oder lächerliche Rechthaberei. Beide Theile begehen schweres Unrecht, aber die Südslaven durch ihre Zwecke selbst, die Magyaren nur durch die Art, wie sie ihre Zwecke verfolgen.

Die Magyaren kämpfen im Bewußtsein, daß es sich um ihr Sein oder Nichtsein handelt, die Slaven im Glauben an eine große Zukunft. Jene, bisher die Herren, nicht nur durch Besitz und Stellung, sondern durch die Ueberlegenheit moralischer Energie, waren von jeher, obgleich nur ein kleines Häuflein, die Seele Ungarns; das Gepräge ihres ritterlichen Charakters war allen Elementen aufgedrückt, deutschen, wie slavischen, die sich aus der Dunkelheit erhoben. Der Umschwung der Zeit hat anderen Elementen Macht gegeben; es ist nicht mehr immer die Gewalt der Persönlichkeit, was in unseren Tagen siegt: die zähe Ausdauer, die kluge Berechnung, das Gewicht der Massen wie der materiellen Interessen, sind mächtiger als der offene Muth und die heldenmüthige Begeisterung. Darum rafft der Magyar all sein Feuer, all seine gebieterische Thatkraft zusammen, und an die Herrschaft gewöhnt, tritt er manchmal zu herrisch auf: der zähe, geduldige Slave aber, obgleich dem Andern an Zahl dreifach überlegen und darauf pochend, wagt weniger den offenen Kampf, als er durch elegische Anklagen, durch Anrufungen des Auslandes, durch übertriebene Schilderungen seiner Leiden zu wirken sucht; gewöhnt, sich demüthig zu geberden, thut er es auch im Kampf auf Tod und Leben. Das ist es, was den Magyar, diesen neuen Götz von Berlichingen, mit Haß erfüllt und zu den äußersten Mitteln zu treiben droht. Er weiß, daß sein Volk nur eine Insel ist mitten in einem endlosen Meere von Slaven, das nicht mit stürmischen Wogen seine Felsenbrust schlägt, sondern langsam seine Wurzeln zu unterwühlen und hinwegzuwaschen sucht. Im Hintergrunde aber steht noch das griechische Slaventhum Südungarns. Auf diese Slavenstämme ist von den Serben, Moldauern und Wallachen eine Sympathie für

Rußland und ein Haß gegen Oesterreich übergegangen, der dessen beklagenswerther Politik gegen die Türkei zuzuschreiben ist. Als die Pforte nach Joseph's II. Tode alt und kraftlos geworden war, glaubte Oesterreich, in unzeitiger Großmuth, den früheren Feind, der sich nun in den ihm gebührenden Schranken hielt, eben so in seinem Recht schützen zu müssen, wie es gegen ihn sein eigenes gewahrt hatte. Jenes Recht aber war ein Unrecht gegen die jugendlichen, von der Pforte geknechteten Christenvölker, an denen nach dem Laufe der Natur die Reihe war, sich aus den Händen der alterschwachen Despotie loszureißen. Während nun Oesterreich auf mancherlei Weise den zitternden und blutbefleckten Händen der Pforte half, diese Völker festzuhalten, warf sich Rußland zu ihrem Anwalt auf, nicht weil das Recht, sondern weil die Kraft und der wahrscheinliche Sieg auf ihrer Seite war. Vielleicht handelte Oesterreich nur so, weil es frühzeitig die Sympathie der Süd-Slaven für den nordischen Glaubensgenossen erkannte; aber es beförderte eben dadurch nur das, was es verhindern wollte. Und die Früchte dieser unseligen Politik beginnen schon zu reifen. Die feindseligste Agitation gegen die Magyaren, die vom Süden Ungarns ausgeht, hat keine blos slavische Färbung und ist auch nicht blos gegen das Magyarenthum gerichtet. Dort sind die Blößen, wo einst Oesterreich des Erbfeindes Klauen in seinen Weichen fühlen wird; denn bei klug geschürter Zwietracht und steigender Erbitterung werden einst die protestantischen Slaven Nordungarns über der nationalen Verwandtschaft den religiösen Unterschied vergessen und sich mit den Kroaten und Illyriern verbünden, um das Prinzipat des Slaventhums in Ungarn, unter nordischem Schutze natürlich, auszurufen. Das wittert der Magyar und dagegen bäumt er sich in lärmender Wildheit, wie das edle Roß, das von fern schon den Streit riecht und das lauernde Raubthier, während sein Reiter noch harmlos in den schönen blauen Himmel hineinschaut.

Diesem Vorposten gegen den modernen Erbfeind muß der Deutsche Manches nachsehen. Das Hauptinteresse, welches die Magyaren und Deutschen an einander bindet, ist so groß, daß man einige untergeordnete Fragen, wie z. B. die der Deutschen in Siebenbürgen jetzt auf sich beruhen lassen sollte, um so mehr, als derlei Discussionen nur reizen, ohne zu einem Resultat zu führen. Unsere

Hilfe bedürfen jene Deutschen am allerwenigsten. Sie haben kraft ihrer repräsentativen Verfassung, kraft ihrer Eigenschaft als Siebenbürgner eine Selbständigkeit, die ihnen kein deutscher Bundesstaat in dem Grade gelassen hätte. Es sollte ihnen selbst in Baden, Sachsen oder Würtemberg schwer fallen, mit derselben Hartnäckigkeit wie dort, dem Staatsinteresse gegenüber ihre ererbten Eigenheiten und Privilegien sich zu wahren. Kommt die Zeit, wo Ungarn und Deutschland sich verständigt haben und Hand in Hand mit einander dem gemeinsamen Feinde die Stirne bieten, dann wird Deutschlands Wort, zu Gunsten der sächsischen Brüder in Siebenbürgen, viel mehr Gewicht haben als die unfruchtbare nachdrucklose Journalpolemik, die bisweilen über diesen Gegenstand geführt wird. Der echte Nationalgeist besteht darin, den Vortheil der Nation im Ganzen und Großen zu erfassen und nicht in kleine, wenn auch noch so wünschenswerthe Nebendinge, sich zu zersplittern und vom Hauptziel ablenken zu lassen.

Die Vortheile eines freundlichen, herzlichen Verständnisses mit den Magyaren können hier nur angedeutet werden; sie in's Detail zu verfolgen, die vielfachen materiellen und geistigen Berührungspunkte, so oft sie auf der Oberfläche des Verkehrs erscheinen, zu fassen und zu commentiren, dies wäre die Aufgabe der in Ungarn lebenden deutschen Schriftsteller. Es erscheinen in Preßburg, im Angesicht des Reichstags, zwei deutsche Blätter, deren Redacteur ein wackerer und rüstiger junger Schriftsteller, Herr Adolf Neustadt, ist; die eine, die Preßburger Zeitung, ist wegen der Raschheit und Gedrängtheit, mit welcher sie die Verhandlungen des Reichstags bringt, von Wichtigkeit. Das andere Blatt, die Pannonia, bringt Sittenschilderungen, Localnotizen, Correspondenzen aus Wien, Pesth rc. und gilt als eines der rüstigsten Provinzialblätter Oesterreichs. Aber keines von diesen beiden Blättern erfüllt den Zweck einer Vermittelung, oder wenigstens eines klaren Beleuchtens und Gegeneinanderstellens der deutschen und magyarischen Interessen; eine Aufgabe, die um so wünschenswerther erscheint, als die Correspondenzen, die von Preßburg aus in die deutschen Blätter kommen, nur von Parteileidenschaft dictirt sind und entweder allzudienstfertige Vertreter der Regierung oder heißblütige Ultramagyaren zu Verfassern haben. Die in der Mitte liegende Wahrheit ist schwer herauszuschälen. Zudem ge-

hen in der Hitze dieses Ideenkampfes tausend dem Kampfe fern liegende Gegenstände, deren Erörterung Deutschland höchlich interessiren müßte, verloren, weil nur das hervorgezogen wird, was dem Kampfe zur Nahrung dient. Wie viel Gutes, Lehrreiches und Interessantes könnte ein deutsches Journal wie die Preßburger Zeitung nicht bieten, wenn sie ferne von Leidenschaft nur das Interesse der Wahrheit im Auge behielte.

Um nicht ungerecht zu sein, muß vor Allem gesagt werden, daß Herr Neustadt, der mit vielem Talente einen redlichen Willen und einen ungewöhnlichen Rechtssinn verbindet, unzählige Versuche gemacht hat, um die hier angedeutete Bahn einzuschlagen, aber immer daran scheiterte, woran so Vieles in Oesterreich scheitern muß — an der Censur. Denn wohlgemerkt, die deutschen Blätter in Ungarn stehen nicht unter ungarischer, sondern unter österreichischer Censur und bilden so ein jämmerliches Gegenbild zu den freiern Bewegungen der magyarischen Blätter. Welch ein schreiendes Mißverhältniß! In welchem Staate der Welt findet sich ein ähnlicher Widerspruch? In einem und demselben Lande, unter der Herrschaft derselben Gesetze erscheinen Blätter in verschiedenen Sprachen, und während man den einen ihre volle Mannbarkeit zugesteht, setzt man die anderen, die obendrein noch die Sprache der Centralregierung, des Kaiserhauses sprechen, unter die schärfste, kleinlichste Vormundschaft.

Die Ursache dieses unerhörten Widerspruchs dürfte Manchem unbegreiflich sein. Schützen die Landesgesetze nicht Einen wie den Andern in diesem Ungarn? höre ich fragen, und andererseits, wenn die Regierung die Macht hat, die Presse zu beherrschen und wenn sie in einer strengen Censur ihren Vortheil zu sehen glaubt, warum dehnt sie dieselbe nicht auch auf die magyarischen Blätter aus? Hierauf muß ich eine Antwort geben, die mir schwer fällt in einem Aufsatze, dessen Zweck es ist, zu einem freundlicheren Verständniß zwischen Magyaren und Deutschen etwas beizutragen und den Ersteren das Wort zu reden bei den Letzteren. Denn frei herausgesagt, in Bezug auf die ungarisch-deutsche Presse haben die Magyaren einen unverzeihlichen Egoismus an den Tag gelegt, den Blättern ihrer Zunge haben sie Schutz und eine liberale Censur erwirkt; die deutschen Blätter in ihrem Lande haben sie schmählich im Stich gelassen. Dies ist keineswegs würdig einer Nation, die so gerne ihre Großmuth rühmt,

und auch oft genug dieses Ruhmes sich würdig gezeigt hat. Als Frankreich die Abschaffung der Censur decretirte, hat es die Blätter deutscher Zunge, die im Elsaß erscheinen, nicht bei Seite gelassen, obgleich in mehreren derselben für Deutschland gesprochen wird. In England ist die irische Presse, die Repeal und Haß der Sassenachs predigt, unter demselben Gesetzschutz wie alle übrigen Blätter. Der Standesunterschied, der in Ungarn zwischen magyarischer und deutscher Presse herrscht, ist wie eine Rückkehr zu jener Tendenz, welche den Magyar, den Adeligen, als den alleinigen Herrn des Landes anerkennt. Die Magyaren protestiren gegen die Auslegung ihres jüngsten Sprachgesetzes, sie behaupten, daß das Vorrecht, welches sie der ungarischen Sprache eroberten, nur ein diplomatisches sei, keineswegs aber in einen Sprachzwang ausarten solle. Der Nothstand, in dem sie die deutsche und die slavische Presse belassen, ist, wenn auch ein indirecter, aber darum nicht minder offener und schreiender Sprachzwang. Selbst das Verfahren der Regierung, in Bezug auf die ungarisch-deutsche Presse, ist weit eher zu motiviren und in gewisser Art sogar eher zu entschuldigen, als das der Magyaren. Oesterreich sieht sich in der Verlegenheit, durch Gleichstellung der deutschen mit der magyarischen Presse in Ungarn, in der einen Ecke der Monarchie Meinungsäußerungen sich erheben zu sehen, die in allen übrigen proscribirt sind. Die größere Freiheit, welche die magyarische Presse genießt, ist in den übrigen Provinzen nicht gefährlich, da die ungarische Sprache außerhalb Ungarns nicht verstanden wird. Bei einer freieren Bewegung der deutschen Journale in Ungarn würden die dort geäußerten Prinzipien sich mit reißender Schnelligkeit durch die Monarchie verbreiten, wo das Deutsche überall gelesen und verstanden wird. Die ungarischen Blätter könnten allerdings für das übrige Oesterreich verboten werden, dies wäre jedoch bei der dichten Nachbarschaft nicht gut durchzuführen und wäre zugleich eine Maßregel, der Oesterreich in seiner Scheu vor allem Aufregenden und Aufsehenmachenden gerne ausweicht. Viel leichter ist es, Alles beim Alten zu lassen, bequem und vorsichtig zugleich. — Leider ist dies eine Consequenz jenes Irrthums, den Oesterreich nicht etwa blos in Bezug auf Preßfreiheit, sondern in Bezug auf die Presse überhaupt hegt. Oesterreich wird noch lange nicht glauben, daß die Presse die Wunden heilt, die sie schlägt. Und doch hat es gerade in Ungarn

Digitized by Google

den Beweis davon erhalten. Als Kossuth durch seine geschriebene Zeitung zuerst bewies, wie alle Censurmaßregeln unzureichend sind gegen Verbreitung politischer Ideen, da riethen die Freunde des Fortschritts und der Regierung, an die Stelle dieser geheimen Presse, die man doch weder beherrschen, noch widerlegen könne, lieber die Meinung der Opposition in offener Schrift frei zu geben, um sie mit ihren eigenen Waffen bekämpfen zu können. Dies geschah wirklich; der magyarischen Presse wurden die Fesseln abgenommen. Die Discussion begann und die Regierung — war nichts weniger als unglücklich in diesem Kampfe. Vielmehr fand sie in dem Grafen Aurel Dessewffy, der die Leitungsartikel in dem Regierungsblatte Világ (Welt-Licht) schrieb, einen beredten und gewinnenden Wortführer, der dem „Pesti Hirlap" des feurigen und radicalen Kossuth ungefähr in demselben Verhältniß entgegentrat, wie das Journal des Debats dem National. Obgleich Dessewffy mittlerweile gestorben ist, hat die Regierung bis auf diesen Augenblick nicht Ursache gehabt, die freie Bahn, die sie der magyarischen Presse eröffnete, zu bereuen. Sollte das für die deutsche Presse kein Beispiel geben?

In einem weit günstigeren Verhältnisse, als die deutschen Blätter in Ungarn*) befindet sich die von Dr. Henßelmann in Preßburg redigirte, aber in Leipzig bei Georg Wigand erscheinende „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn." Ihr Druckort enthebt sie den österreichischen Censurschranken, während ihr Redacteur und seine vorzüglichsten Mitarbeiter in Preßburg auf dem Schauplatze des Reichstages selbst ihr Material sammeln. Diese Review verdiente ob ihres reichhal-

*) Außer der von Herrn Neustadt redigirten Preßburger Zeitung „Pannonia" erscheinen in Ungarn noch die Ofener Zeitung, welche manche interessante Correspondenz über die Donaufürstenthümer bringt, die Agramer Zeitung (slavischer Tendenz), ferner in Pesth die Zeitschriften: „Der Ungar", redigirt von Klein, unter Mitwirkung von Julius Seidlitz, „das Pesther Tageblatt", redigirt von Dr. Sigismund Saphir, „der Spiegel", redigirt von Dr. Rosenthal, und mehrere andere Provinzialblätter, unter welchen die zwei Siebenbürgischen Blätter, die mir leider nur flüchtig zu Gesicht kamen, von einem merkwürdigen geistig-politischen Leben der Siebenburgischen Sachsen Zeugniß geben. Warum — da man doch in Deutschland so viel Theilnahme für die Deutschen in Siebenbürgen affichirt — findet man nirgends diese zwei siebenbürgischen Journale, die eine so ganz eigenthümliche originelle Farbung haben und interessante Aufschlüsse über die Bewegung dieser deutschen Colonie liefern? Nicht einmal in dem sonst so completten Museum in Leipzig finden sie sich vor; und doch beträgt das jährliche Abonnement auf beide Blätter nur eine Kleinigkeit. (Wenn ich nicht irre, vier Gulden C.M.)

Digitized by Google

tigen Materials eine größere Aufmerksamkeit von Seiten des deutschen Publicums. Daß ihr diese nicht nach dem Maße ihres Verdienstes gezollt wird, liegt vielleicht in der bisweilen leidenschaftlichen Fassung ihrer leitenden Artikel; eine Leidenschaftlichkeit, die sich sogleich im Anfange auch gegen Deutschland richtete*.) Es ist natürlich, daß man von einer Nationalität, die heißeres Blut besitzt, nicht fordern kann, daß sie sich nach unserer Weise ausdrücke. Das leidenschaftliche Feuer, mit welchem ein Publizist zu seiner eigenen Nation spricht, ist hoch in Ehren zu halten. Der Volkstribun, und ein solcher sei der Journalist, kann nur durch Feuer die Massen hinreißen; es wäre kleinlich, um eines zu heftigen Ausdrucks willen mit ihm zu rechten. Aber der Publizist, der zu einer fremden Nation spricht, die nicht mitwirkend, sondern nur Zuschauerin ist, von dem erwartet man, daß er, zum Heile seines eigenen Zweckes, auf die Natur und Richtung dieses Publicums Rücksicht nehme. Was kann die Absicht der Vierteljahrsschrift für Ungarn sein? An wen wendet sie sich? Nicht an die Magyaren, sonst würde sie ihrer Sprache sich bedienen; also an Deutschland. Sie will die Deutschen offenbar über die Rechte und Bestrebungen Ungarns aufklären, sie will den Magyaren Sympathien bei ihren deutschen Nachbarn erobern. Ist Leidenschaftlichkeit, Ironie (wie z. B. in dem erwähnten Artikel), das rechte Mittel hiezu? Es ist nicht anzunehmen, daß Herr Dr. Henßelmann deshalb die deutsche Sprache für seine Publication wählt, um den Deutschen Bitterkeiten sagen zu können; ich habe vielmehr die Ueberzeugung, daß nur die Entfernung von Deutschland und das fortgesetzte Leben unter den aufregenden magyarischen Debatten inmitten der betheiligten Landsleute, dem Redacteur und seinen Mitarbeitern ihren ursprünglichen Gesichtspunkt bisweilen entrücken und ihren Artikeln eine Färbung geben, die mit ihrer primitiven, beifallswürdigen Absicht im Widerspruche steht. Mögen diese Herren den wohlgemeinten Rath und Tadel beachten, der aus der Theilnahme entspringt für ein Organ, das viel dazu beitragen könnte, Deutsche und Magyaren über ihr gemeinsames Interesse aufzuklären

Leipzig, im Mai 1844.

*) Siehe „Stimme eines Weisen aus dem Auslande". Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn 1843.

Die Berliner Universität.

Die Universität als pädagogisches Institut. — Gans, sein Auditorium und der Facultätsneid. — Die Neuberufenen. — Rückert. — Schelling. — Michelet und Rosenkranz. — Mundt. — Nauwerk. — Studentenkrawalle.

Die Berichte über Universitätsverhältnisse, insonderheit aber über die Zustände der Berliner Universität haben in den letzten Jahren fast eine stehende Rubrik in den Zeitungen gebildet und das allgemeine öffentliche Interesse für sich in Anspruch genommen. Wurde ein neuer Professor nach Berlin berufen, hielt ein Privatdocent dort seine erste Vorlesung, machten die Studenten eine Demonstration, gleich waren die öffentlichen Blätter davon voll, als handle es sich um eine Angelegenheit von allgemeiner Wichtigkeit. Allerdings war dies Alles immer von mehr als blos localer Bedeutung, und es lag dem Lärm, den man davon machte, das Bewußtsein von dem Zusammenhang zu Grunde, in welchem die Entwickelung und der Kampf der Wissenschaft mit der Gesammtentwickelung unserer Zeit überhaupt steht. Man betrachtete aber die Sache von einem durchaus falschen Gesichtspunkte, wenn man meinte, daß die Universitäten die Orte seien, an denen dieser wissenschaftliche Kampf frei und aufrichtig durchgekämpft werden könne; wenn man ihnen innerhalb desselben noch eine Bedeutung vindicirte in einer Zeit gerade, wo sie doch so offen zeigten, was sie ihrem Wesen und ihrer Natur nach sind und werden wollen, nämlich Nichts weniger als Institute der Wissenschaft. Diesen Namen konnten sie nur so lange führen, als die Wissenschaft, an sie geknüpft und innerhalb ihrer Schranken sich bewegend, keine weitere Freiheit kannte, als die sie ihr gewährten, und auch nach keiner weiteren verlangend, noch nicht aus innerer Nothwendigkeit jede ihr von Außen gesetzte Grenze durchbrach, noch nicht wirklich frei, d. h. eben von den Universitäten vertrieben sein wollte. Durch diese nothwendige That, einerseits der mächtig emporstrebenden Wissenschaft und andererseits der Universitäten, haben die letzteren ihre ganze

Bedeutung innerhalb der Entwickelung der Zeit verloren, sind alle ihre Demonstrationen nur für dieselbe höchst gleichgiltig geworden. Die Wissenschaft, indem sie mit der ihr gebotenen Lehrfreiheit Ernst machte, zeigte, was denn nun eigentlich ihr Wesen, d. h. eben die Freiheit sei, und die Universitäten wiederum bewiesen, wie sie sich zu diesem Wesen der Wissenschaft verhalten müßten; daß sie eben nicht Institute der Wissenschaft, sondern ganz außerhalb derselben stehender, bestimmter praktischer Interessen seien, daß es ihnen nur um diese, um die ihnen von Außen gegebenen Schranken und Voraussetzungen, nicht aber um die Wahrheit und Erkenntniß zu thun sei, die, keine Voraussetzung und Schranken anerkennend, sie mit einer wissenschaftlichen Nothwendigkeit durchbrechen. Indem die Universitäten so den vermeintlichen Irrthum nicht anders zu bekämpfen, als von sich fern zu halten oder zu verjagen wußten, haben sie sich selber das testimonium paupertatis und in ihm ihr Todesurtheil ausgestellt innerhalb einer Zeit, wo es sich eben um einen offenen, entschiedenen Kampf der Gegensätze, um Thaten der wissenschaftlichen Erkenntniß, um den Muth der kritischen Aufrichtigkeit handelt und man nicht mehr durch Polizeimaßregeln beweisen kann, ob etwas Wahrheit sei oder nicht. Die Gründe, warum, und die Art, wie sie eine gewisse Art der Wissenschaft von sich ausgestoßen haben, beweisen hinlänglich ihre Stellung zur Wissenschaft überhaupt. Die von ihnen frei gewordene Theorie hat uns durch ihre einfache That und deren Folgen ihr Wesen erklärt, wir wissen jetzt, was die Universitäten der Zeit leisten können und was sie von ihnen zu erwarten hat. Mögen sie immerhin gute pädagogische Anstalten, Abrichtungsanstalten für zukünftige Staatsdiener sein: Institute der Wissenschaft, Repräsentanten wissenschaftlichen Fortschritts und wissenschaftlicher Entwickelung sind sie nicht mehr.

Vor mehreren Jahren hatte man es noch der Mühe werth gehalten, eine weitläufige kritische Darstellung der inneren Verhältnisse der Berliner Universität, so wie der Bedeutung und Wirksamkeit ihrer hervorstechenden Persönlichkeiten zu liefern; was aber damals noch von Interesse war, ist jetzt bedeutungslos geworden; die Wissenschaft, noch innerhalb der Universitäten sich bewegend, hatte noch nicht jene reifen Früchte erzeugt, die sie abschütteln mußten, aus der schlummernden Knospe hatte sich noch nicht die stolze Blume entwik-

kelt, für deren starken, kräftigen Duft diese Räume zu eng wurden. Indem die Wissenschaft und Forschung sich frei machte, mußte sie sich eben von den Universitäten emancipiren, und diese sind auch hinterher gekommen, diesen Schritt auch äußerlich darzustellen. Bevor aber dies Alles, alle diese Thaten der Wissenschaft mit dieser Energie geschehen waren und der Bruch noch nicht vollendet, zum Durchbruch geworden, als man da noch eine Kritik der Berliner Universität schrieb, da war die letztere auch noch von Bedeutung; und Jeder, der die wissenschaftliche Entwickelung der beiden letzten Jahrzehnte verfolgt und begriffen hat, wird auch diese Bedeutung kennen. Die Berliner Universität verdankt ihren Ruf einzig und allein der ersten Anregung und Entwickelung jenes frischen wissenschaftlichen Geistes, dessen scharf ausgebildete Consequenzen es eben sind, welche die kritische Bewegung, die kritischen Thaten und die ganze kritische Collision der letzten Jahre hervorgerufen haben. Seit langer Zeit ein Sitz gelehrter und schöngeistiger Bildung, wurde Berlin seit der Gründung der Universität nun auch ein Mittelpunkt der Wissenschaft, nicht der trockenen dürren Brodwissenschaft, mit der die übrigen Universitäten die Jugend fütterten, sondern jener wahrhaft wissenschaftlichen Interessen, jener lebendigen Forschung, deren einziger Zweck die Erkenntniß ist. Die besonders auf den Universitäten nicht mehr beachtete, zurückgesetzte oder in den Staub der Trivialität herabgezogene Philosophie flüchtete sich nach Berlin und begann von hier aus ihre neue Entwickelung. Als Hegel den Lehrstuhl in Berlin betrat, fing sich eben das philosophische Interesse in Deutschland aus seinem langen Schlafe zu erheben an. Er war es, der es geweckt hat mit seinem mächtigen, weit- und tiefgreifenden Geist, und ihm verdankt daher auch die Berliner Universität — das abgerechnet, was Männer wie Fichte, Niebuhr u. s. w. schon früher geleistet hatten — hauptsächlich ihre geschichtliche Bedeutung und jene letzten, schon matter gewordenen Reste eines lebendigeren Geistes, der ihr vor den übrigen Universitäten den großen Vorzug gewährt. Ein Geist ist es, der noch, dahinsterbend, durch ihre Räume weht und sie lange Zeit hindurch zur Repräsentantin eines neuen Strebens, eines neuen kräftig wissenschaftlichen Geistes gemacht hat. Bis auf den heutigen Tag hat sich die dort studirende Jugend ein lebensvolleres, frischeres Streben erhalten, die allgemein wissenschaftlichen und philosophischen Vor-

träge werden mit einem Eifer besucht, wie man ihn an keiner anderen Hochschule findet, und es sind wohl nur die ganz gedankenlosen Strohköpfe, die von Berlin nicht wenigstens etwas Interesse dafür mitbrächten. — Hegel starb, nachdem er die Saat der Entwickelung ausgestreut hatte. An seine Stelle traten seine Schüler, die sogenannten älteren Hegelianer, Männer, die in dem Dogma des Systems festgewurzelt, das eigentliche Wesen desselben, die Entwickelung, vergaßen. Aus ihnen wuchs eine classische Natur hervor, Eduard Gans, dessen Wirksamkeit nach der Hegel's zuerst wieder von wirklich historischer Bedeutung ist. Den ersten Kampf mit dem starren Dogma unternehmend und es zuerst durchbrechend, ist er wohl an diesem gewaltigen Zwiespalt zu Grunde gegangen. Denn Gans war nicht der Mann, dem es in dem dumpfen Gebäude der festgewordenen Schule lange behagen konnte; er fing an, seinen Meister zu begreifen, sein stolz emporstrebender Geist war nicht dazu geschaffen, abstracte Kategorien zu entwickeln, sein lebendiger, feuriger Charakter zog ihn zum Leben hin, zur Geschichte, zur Politik. Eine Erscheinung wie Gans hat wiederum die Geschichte keiner anderen Universität aufzuweisen. Alle, die ihn gehört, erinnern sich seiner mit Liebe, mit Verehrung, ja mit Begeisterung. Der kleinliche Neid hatte ihm in der Regel gewöhnlich recht enge, kleine Hörsäle angewiesen, aber schon in der ersten Vorlesung konnte gewöhnlich der beschränkte Raum die herbeiströmende Menge nicht fassen, man drängte sich, man rang um die Plätze, man stellte sich auf die Fenstergesimse, auf die Ofenabsätze, man mußte endlich, da der Zudrang immer größer wurde, nach dem größten Auditorium auswandern. Ein wehmüthiges Gefühl ergreift mich jedesmal, wenn ich in diesen Hörsaal trete. Hier hielt Gans seine berühmten historischen Vorlesungen und regte eine Lebendigkeit und eine Begeisterung unter seinen Zuhörern an, wie sie wohl nie, weder vor noch nach ihm, ein deutscher Professor angeregt hat. Gans's Katheder war auch kein Lehrstuhl, es war eine parlamentarische Tribune, sein Wort nicht das gedrechselte, aufgeschriebene und abgelesene eines Professors, sondern der feurige warme Hauch des Lebens. Da saß er mit dem männlich schönen Kopf und dem imperatorischen Blick, in stolzem Selbstgefühl auf die zusammengeschichteten Massen herabschauend und ihnen die Fülle seines Geistes in großartigen Worten entgegendonnernd; ein

zweiter Mirabeau, diesem auch ähnlich durch die mehr declamatorische Gewalt seines Wesens. Er war es, der zuerst auf einem deutschen Katheder zu sprechen und in der Jugend die Begeisterung für eine lebendigere wissenschaftliche Erkenntniß anzufachen wußte; ein freier, rücksichtsloser Mann, war er überhaupt der Erste, der mit den Waffen des lebendigen Wortes den Kampf gegen die Bornirtheit und das Vorurtheil unternahm, dieses Wortes, das bald hochgehoben durch das innere leidenschaftliche Feuer, bald eine kalte oder humoristische und tiefsatyrische Geißel der Dummheit war. Auch war er es, der nach Fichte's und Hegel's Vorgang, wieder den Anfang damit machte, die französische Revolution in ihrer Idee aufzufassen, in ihrer Entwickelung zu charakterisiren, ihre Helden von den dummen Vorurtheilen zu befreien, die der Unverstand über sie gebreitet hatte. Konnte er auch noch nicht die strenge theoretische Durcharbeitung der Sache geben, die die entschiedene, mit der Vergangenheit abschließende Kritik jetzt liefert, so hatte er doch bei den meisten Partien die wichtigsten Gesichtspunkte und besonders eine geistvolle, wenn auch nicht immer wahre Auffassung des Ganzen. Die Revolution war ihm nicht gestorben, sie lebt noch, sie macht die große Reise um die Welt und Napoleon war ihm der großartige Held, der sie auf seine atlantische Schulter nahm und durch die Gefilde Europas trug, das letzte große Individuum, das die Geschichte hervorgebracht hat. Ich habe noch jene letzten Vorlesungen besucht, die Gans im Wintersemester **1838—39** über „Geschichte der neueren Zeit“ hielt. (Der Facultätseid hatte ihm untersagt, historische Vorlesungen zu halten, da er bekanntlich Jurist war, er mußte daher auf die Ankündigung setzen: „mit Bezug auf rechtliche Verhältnisse“.) Am Schlusse dieser Vorlesungen sagte er, er wolle und könne nicht prophezeihen, aber die Zukunft der Geschichte sehe er klar vor sich. Die Geschichte der neueren Zeit sei die einer großartigen Revolution. Früher habe der Adel die Revolutionen gemacht, überhaupt die Privilegirten, da habe dann die französische Revolution die Aristokratie des dritten Standes geschaffen, der die alte Welt umgestoßen und seine Privilegien gesichert habe mit Hilfe des Volkes, d. h. des armen Volks, des Pöbels. Die dritte Revolution werde aber die dieses Pöbels, der ganzen großen Masse der Nichtprivilegirten und Besitzlosen sein; und wenn diese einträte, werde die Welt erzittern. Das waren die letzten Worte

Digitized by Google

die Gans auf dem Lehrstuhl gesprochen. Unter lautem anhaltendem Beifallruf verließ er den Hörsaal, den er nie wieder betreten sollte. Sein letztes Wort war eine Prophetie.

Als der Frühling kam, da starb Eduard Gans in der Blüthe seiner Jahre. Sie sangen fromme Lieder, sie predigten, sie beteten und weinten an seinem Grabe; sie wußten, was sie verloren und begriffen es doch nicht. Mit ihm war der lebendige Hauch untergegangen, den seine großartige Persönlichkeit dem deutschen Universitätswesen noch einzuhauchen wußte; er hatte es verstanden, innerhalb des veralteten Instituts noch ein neues Leben zu schaffen, ein frischer, grünender Baum hatte er einsam dagestanden in dürrer Sandwüste. Mit seinem Tode war das natürlich aus, und die verwelkten Sträucher um ihn her, die an seiner Kraft gesogen, von ihr gelebt hatten, senkten wehmüthig ihre Häupter. Mit Gans' Leichnam wurde der letzte Lebensfunke begraben, den die Universitäten noch in sich geborgen hatten, der letzte glänzende Schein, den sie noch über sich gebreitet hatten; Gans mußte sterben, ehe der große Kampf begann, der diesen und all und jeden Schein zu einer Wahrheit machen wollte: diesem neu sich durcharbeitenden Geiste mußte er Platz machen, und wir wollen nicht fragen, wie er sich zu ihm verhalten hat, da er in dem Kampfe mit dieser neuen Entwickelung wahrscheinlich gestorben ist.

Fast unmittelbar nach Gans' Tod beginnt an der Berliner Universität, so wie in Preußen überhaupt eine Reaction gegen die Wissenschaft, so wie auf der anderen Seite wieder die Herausarbeitung der letztern aus den Schranken des Universitätswesens überhaupt. Man fing an, die ersten Consequenzen der bisher begünstigten Philosophie zu sehen und gerieth in Angst und Schrecken davor; man wollte endlich Einhalt thun. Die Kämpfe, die hier beginnen und sich durch die folgenden Jahre hindurchziehen, trugen nur dazu bei, das Wesen der Universitäten klar und deutlich zu entwickeln. Die letzteren, bisher „die Sitze der freien Wissenschaft" genannt, sollten einem ganz neu aufstrebenden Geiste gegenüber beweisen, wie weit diese Freiheit gehe und ob mit ihr Ernst gemacht werden dürfe. Denn bis jetzt war Alles, Altes und Neues, Freiheit und Unfreiheit noch wild durcheinander gelaufen, das Neue aber fing mit einem Male aus diesem Wirrwarr herauszustreben an, entwickelte sich zur

Klarheit und sagte kritisch, bewußt und entschieden von jedem Zusammenhang mit dem Alten sich los und nun stießen die Sitze der „freien" Wissenschaft und Forschung es von sich aus. Natürlich. Sie kennen ja nur eine Freiheit, die innerhalb ihrer Grenzen und Voraussetzungen sich bewegt, eine andere, die darüber hinausstrebt, und machte sie die nüchternsten, mühevollsten Forschungen und fände sie die schlagendsten, unwiderlegbarsten Wahrheiten, dürfte sie nothwendig nicht dulden. So konnte man wohl auf Gans' Lehrstuhl einen Stahl, überhaupt einen Schelling nach Berlin, einen Hävernick — den würdigen Schüler Hengstenberg's, bekannt als orthodoxer Exeget des Alten Testaments — nach Königsberg berufen, während man eine Kritik und Forschung wie die Bruno Bauer's aus Bonn vertreiben mußte. Diese letztere war ja aber nur das Resultat eines anderen Standpunktes, den sie überschritten, aus dem sie sich entwickelt hatte, eines Standpunktes, der allerdings auch eine gewisse Freiheit der Forschung in Anspruch nahm — man denke z. B. an die Kritik Vatke's — den aber die Resultate seiner Arbeit noch nicht in directen Widerspruch mit dem Universitätswesen gesetzt hatten und den man deshalb auch nicht so leicht verjagen konnte. Man mußte es versuchen, ihn auf andere Weise zu bekämpfen, und dieser Kampf war es, zu dem man die Neuberufenen bestimmte, die in den letzten Jahren, besonders in den Räumen der Berliner Universität, alle jene vielbesprochenen lächerlichen Komödien aufgeführt haben. Wo in irgend einem Winkel ein Mann von Geist saß, den man für fähig hielt, dem alten Positiven einen neuen Glanz zu verleihen, die abgestorbene Romantik mit neuem Glimmer zu umgeben, da berief man ihn gewiß nach Berlin. Doch war man auch wiederum liberal; auch ein Paar politische Flüchtlinge, die Brüder Grimm, sollten eine Zierde der preußischen Hauptstadt und ihrer Hochschule werden, ein Paar brave, ehrliche Biedermänner, ausgezeichnete und auch geistvolle Gelehrte, aber weder Universitätslehrer, noch von Bedeutung für die Zeit. Das letztere wußte man wohl vorher, und ich habe mich längst gewundert, daß die loyalen und ehrlichen Brüder nicht schon früher — wie sie jetzt gethan — eifrig gegen die Masse der bewußtlosen Schwätzer und Lärmmacher protestirten, die sie durchaus zu einer politischen Scheuchpuppe machen wollten. — So sprach man auch lange mit großer

Wichtigkeit davon, daß nun auch Rückert nach Berlin kommen werde. Rückert kam wirklich, der Beginn seiner Vorlesungen ist angekündigt, der Hörsaal ist gedrängt voll. Unter dem tiefsten, erwartungsvollsten Stillschweigen der versammelten Zuhörer besteigt der gelehrte Dichter den Katheder, man sieht seine hohe Gestalt über dem Hefte liegen, hört einige abgebrochene Laute, aber versteht kein Wort. Natürlich waren bei diesem gänzlichen Mangel an allem Vortrag Rückert's weitere Vorlesungen fast gar nicht besucht. Er hat sie fast ganz eingestellt, da er überhaupt nur sehr ungern liest. — Aus seinem mystischen Versteck hervor, in das er sich vierzig Jahre gehüllt hatte, ruft man einen dem Grabe nahen Greis, den Einzigen, auf den man seine größte Hoffnung gesetzt hatte. Er sollte mit seinem gewaltigen Zornwort die junge Zeit niederschmettern, mit seiner Autorität den aufstrebenden neuen Geist an der Universität vernichten. Dieser aber war ihr leider schon längst entflohen; aus ihr herausgewachsen, hatte er schon außerhalb ihrer ein neues frisches Wirken begonnen. Es handelte sich schon nicht mehr um eine neue Lehre, ein neues Dogma, sondern um die Kritik, die sich jetzt an Alles wagte, Alles zu durchdringen anfing, was die Welt bisher beherrscht hatte. Doch wurde die Erscheinung Schelling's in Berlin wie eine Weltbegebenheit begrüßt, man sah darin den Beginn eines neuen Kampfes, man glaubte damals noch an die Bedeutung der Universitäten, es sollten in jenem Winter großartige, entscheidende Thaten geschehen. Alle die damaligen Parteien erwarteten Schelling mit Spannung, Alles war begierig, sein neues System zu hören, mit dem er die „Schmerzen" der Zeit heilen, den Sturm der Zeit beschwören, den vierzigjährigen Irrthum, zu dem er still geschwiegen, vernichten und eine neue Wahrheit verkündigen wollte. Als ob die Kritik nicht eben damit beschäftigt gewesen wäre, die große welthistorisch neue Wahrheit, die Wahrheit, die das achtzehnte Jahrhundert, der ganzen Vergangenheit gegenüber, entdeckt und geschaffen, die unsere ganze Zeit mit allen ihren politischen und wissenschaftlichen Heroen bewegt und durchschüttert hat, als ob nicht, sagen wir, die Kritik damals gerade angefangen hätte, diese einzig neue Wahrheit kritisch und consequent zu entwickeln. Schelling's Hörsaal gewährte einen höchst interessanten, mehr spaßhaften als ernsten Anblick; ein Gemisch der verschiedenartigsten Köpfe und Trachten drängte sich dort bunt durch

einander, alte und junge Universitätslehrer der verschiedensten Farben und Fächer, Geheimräthe mit Glatzen und goldenen Brillen, Beamte, Lehrer, Journalisten, Studenten, Kaufleute, Commis u. s. w., die vielen Offiziere und besternten Generale nicht zu vergessen. In allen Kreisen und Gesellschaften sprach man ja von Nichts als von Schelling, und da mußte man doch natürlich in seine Vorlesungen gehen, um auch ein Wort mitsprechen zu können. Selbst die Eckensteher, die Barbiere u. s. w. konnte man von Schelling reden hören. Als ich einst in einer Conditorei Kaffee getrunken hatte und um fünf Uhr eilig weglief, sagte mir die Ladenmamsell: Ach, Sie wollen gewiß zu Schelling.

Schelling trat mit einer anmaßenden, vielversprechenden Rede auf und ennuyirte darauf seine Zuhörer fünf Monate lang. Sie harrten auf das große Erlösungswort und bekamen Nichts als mythologischen Wust, Malicen auf die neueren Bestrebungen, Vornehmheit und hohle Abstractionen. In den nächsten Semestern waren die Vorlesungen Schelling's nur von einer unbedeutenden Zuhörerschaft besucht, der Eifer verminderte sich; es war ein kurzer Triumph, der Nichts bewirkte als einige erzwungene Demonstrationen und Huldigungen, die wieder eine Masse anderer Gegendemonstrationen und Fackelzüge zur Folge hatten, wobei die gelehrten Herren sich vom Fenster aus unter dem Hurrahrufen der lieben Jugend und zum Ergötzen der neugierigen Berliner als Redner gerirten. Außer diesen Straßenspektakeln hielt man auch Vorlesungen gegen Schelling — Michelet und auch Rosenkranz in Königsberg — hielt man es der Mühe werth, gegen ihn aufzutreten, da doch sein Wirken inmitten einer Zeit, die er nicht mehr verstand, und die er nicht bekämpfen, sondern nur verächtlich behandeln konnte, höchst bedeutungslos war. So ist denn auch diese letzte Berliner Universitätskomödie ohne weitere Resultate spurlos vorübergegangen. Man wollte den Geist, durch den die Berliner Universität ihre Bedeutung erhalten hatte, verdrängen und durch einen anderen, wie man ihn gerade haben wollte, ersetzen. Man hatte aber dabei ganz vergessen, daß von jenem nur noch die überschrittenen Standpunkte innerhalb der Universität zurückgeblieben waren, denn die Entwickelung derselben ist ja so schon von den Universitäten weggezogen oder von ihnen ausgestoßen und hatte außerhalb ihrer Schranken schon ihre neuen Thaten begonnen. Wie

gesagt, die Facultäten haben nur die Entwickelung und den Fortschritt von sich vertrieben, weil er sich nicht mehr mit ihrem Wesen vertragen, weil er so weit gediehen war, daß er sich von ihnen emancipiren konnte. Was da noch zurückgeblieben, was sich noch unter dem Namen freier Wissenschaft da bewegt, ist entweder abstracte Theorie, die höchstens mit einer anderen abstracten Theorie im Kampf liegt, oder wenn sie dies nicht ist, so geht ihre Freiheit bis an die Grenze, wo sie mit der bestehenden sanctionirten Wahrheit in Collision geräth oder gerathen könnte, wenn sie dieselbe nicht vertuschte und vermiede. Hätte sie auch über diese Grenze hinaus die höchsten neuesten Wahrheiten gefunden, sie müßte sie verschweigen, denn — es gilt die Ausstoßung aus der Facultät. Das aber, was diese Standpunkte, die sich so mit dem Universitätswesen noch einigen, thun und arbeiten, ihre Forschung und Kritik ist durch das, was die neueste Kritik gethan und geleistet hat, längst überwunden und unnöthig gemacht. Wer es noch würdigen will, mag es immerhin von Seiten seiner praktischen Nützlichkeit für die aufstrebende Jugend würdigen, von objectiv-wissenschaftlicher Bedeutung, von Bedeutung für die Zeit ist es nicht mehr; und davon sprechen wir auch hier nur, nicht von der Wirksamkeit und den früheren und jetzigen Verdiensten einzelner Lehrer in ihren besonderen Kreisen. Wir hoffen übrigens, daß man auch dieses letzte Restchen beschränkter Freiheit der Wissenschaft und Forschung noch an den Universitäten unterdrücken wird, damit dieselben ihr Wesen, nicht Institute der Wissenschaft, sondern Staatsanstalten, d. h. Anstalten dieses bestimmten, z. B. christlichen Staates und seines Prinzips, Anstalten zu sein, in denen diesem Staate seine Diener und Beamten eingelernt und abgerichtet werden, immer freier und ungeschminkter darstellen können; es wird gewiß noch dahin kommen, daß auf ihnen die Wissenschaft nach vorgeschriebenen Compendien gelehrt wird, man wird der „freien" Forschung vorschreiben, wie sie nur forschen darf.

Den Reactionskomödien entsprechen die Freiheits- und Fortschrittskomödien, die in der letzteren Zeit von Lehrern und Studirenden an der Berliner Universität aufgeführt wurden. Es ist dies Nichts als reiner inhaltsloser Skandal und die Regierung thut Unrecht, ihn zu fürchten oder zu unterdrücken. Von dem großen und bewährten Mann der Freiheit, dem Doctor Theodor Mundt gar nicht zu reden,

der jetzt dort „Aesthetik vom christlichen Standpunkt“ liest und eine Schrift über „die protestantische Universität“ herausgegeben hat, so mußte wenigstens ein Nauwerk, wenn er eben Universitätslehrer sein und bleiben wollte, wohl seine Stellung als solcher kennen. Eine Probe brauchte er nicht erst zu machen, denn diese ist längst gemacht; er hat gegen seine Stellung gefehlt und kann sich nicht beklagen, daß man ihn aus derselben vertrieben hat; man hat consequent gegen ihn gehandelt. Was aber die mit seinen Vorlesungen und seiner Wegweisung mehr oder minder zusammenhängenden Studentenunruhen betrifft, so weiß jeder vernünftige, klare Beobachter der Verhältnisse, was er davon zu halten hat. Es ist dies freilich der Funke eines neuen Bewußtseins, der in diese Jugend gefahren ist: die Art aber, wie dasselbe sich äußert, ist ein Beweis, wie unsicher und haltlos es noch ist. Die Zeit ist vorüber, wo man mit dieser massenhaften Aufregung, mit diesem Enthusiasmus und seinen Demonstrationen, mit Straßenkrawall, Liedersingen, Toasten und Gedichtdeclamationen, mit bloßer Auflehnung gegen die bestehende Gewalt und Verhöhnung der Polizisten ein Held der Freiheit wurde und etwas auszurichten glaubte. Die ernste, klare, ruhige, theoretische Arbeit und Kritik ist es allein, die uns die Thore der Zukunft öffnet, mit allem Schreien und Raisonniren und Renommiren kommt man zu Nichts. Denn auch der ernsteste Skandal wird zuletzt lächerlich und läuft in Nichts aus. Das haben die Berliner Studentenbewegungen wieder einmal recht deutlich bewiesen.

A. F.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Luftactien. — Neue Eisenbahn. — Kunstausstellung. — Cornelius' Toast. — Bürgermiliz. — Wetter und Theater.

Das dreizehnte Jahrhundert hatte Kreuzzüge, das vierzehnte und fünfzehnte Heinrich den Seefahrer und Weltentdeckungen, das sechszehnte Pulver, Lettern und Reformation, das siebenzehnte hatte gar Nichts, das achtzehnte die französische Revolution und das neunzehnte?

„Hätt' ich mir nicht die „Eisenbahnen" vorbehalten,
„Ich hätte nichts Aparts für mich."

Sonst hieß ein Thor, wer auf Sand baute, jetzt sind sogar diejenigen klug, die auf ein noch beweglicheres Ding, auf Luft bauen. Die Wien-Hütteldorfer Lufteisenbahn (durch zweihundert Actien jede von zehntausend Gulden C.M. begründet) hat noch nicht die Sanction des Kaisers erhalten und schon werden an der Börse die Actien mit dreitausend Gulden Agio verkauft. — Der Ministerialerlaß in Berlin in Bezug auf Börsenspeculation ist nicht ohne verderbliche Rückwirkung für den hiesigen Platz geblieben. Seit Neujahr herrschte an der hiesigen Börse eine fast immerwährende Steigerung der Papiere. Starke Gewinnste und schwache Verluste. Das Verbot in Preußen, mit noch nicht ganz eingezahlten Actien zu handeln, hat seit acht Tagen die Sache anders gestaltet, die dortigen Börsenspeculanten senden ihre Vorräthe hieher, und der Platz ist daher von Papieren überschwemmt. Natürlich, daß dieses eine Krisis brachte; seit gestern sind die Actien abermals in die Höhe gegangen. Zu einem wichtigeren Unternehmen haben sich einige Kapitalisten in Oedenburg vereinigt: diese Stadt nämlich mit Wiener-Neustadt (an der Südbahn gelegen) durch eine zwei und eine halbe Meile lange Eisenbahn zu verbinden. Die Baukosten sind auf eine und eine halbe Million Münze veranschlagt und das Unternehmen für den in Oedenburg zusammenströmenden ungarischen Productenhandel von großer Bedeutung.

Die Säle der diesjährigen Kunstausstellung sind wieder geschlossen; die Klage, daß es in Oesterreich an historischen Bildern fehle, ist in Oesterreich seit Jahren stereotyp; wie anders auch? Ist doch das Studium der Geschichte selbst an unseren Universitäten ein unobligates und nur für Jene vorgeschriebenes, die vom Schulgelde (zwölf Gulden C.M. jährlich) befreit sein wollen. Sie sehen also, wie hoch die Geschichte bei uns taxirt ist, aber auch sonst fehlte es an Bildern, die einen bleibenden Eindruck zurückgelassen hätten. Entwickelte Technik und gar keine Poesie charakterisiren mit wenigen Ausnahmen die diesjährige Kunstausstellung. Ammerling's und Dannhauser's Bilder (letztere abgesondert ausgestellt) und Raffelli's Gewitterlandschaft sind die bedeutendsten Erscheinungen. Auch an Ungeheuerlichem fehlte es nicht; Waldmüller's Kreuzesabnahme mit einem veilchenblauen Leib des Herrn und Petter's Tod des heiligen Wenzel, der so abenteuerlich gigantisch aufgefaßt ist, daß er nur Lachen erregen konnte. Auch Führich, Schnorr und Kuppelwieser, die heilige Trias der gottseligen Malerkunst, blieben hinter ihrem Rufe zurück. — Die Anwesenheit Cornelius' wurde durch ein Souper gefeiert, das ihm die Akademie gab, wobei er auf einen ausgebrachten Toast erwiedert haben soll: „Ich erhebe dieses Glas auf das Wohl und Gedeihen der Kunst und Künstler in Wien. Mögen sie fortan nicht blos geduldet sein, sondern geehrt und, in's Leben eingeführt, den Rang einnehmen, der ihnen in einem gebildeten Staate gebührt." Der Beifallssturm, mit dem diese Worte aufgenommen wurden, beweis't nur zu deutlich, wie unsere Künstler in gar so geringem Grade Patrioten sein können.

Das Frohnleichnamsfest wurde, wie jedes Jahr, feierlich begangen und erhielt diesmal eine besondere Bedeutung. Seit längerer Zeit nämlich regt sich die Eifersucht des wirklichen Militärs gegen das paradirende Bürgercorps immer mehr; es kann diesem das goldene Portepé und die Freiheit, mit auf Hofbällen sich am Buffet zu erlustigen, nicht verzeihen. Man sprengte aus, daß beide Gerechtsame den Bürgern entzogen werden sollten. Die Bürger verabredeten sich daher, bei der Frohnleichnamsprozession nicht, wie es sonst gebräuchlich ist, in höchster Gala zu folgen, sondern vielmehr völlig wegzubleiben. Der Bürgermeister erließ jedoch alsobald ein gedrucktes Manifest, worin die Bürger an ihre frühere Tapferkeit gemahnt wurden und worin die Grundlosigkeit der ausgestreuten Gerüchte angedeutet und die Anmahnung zu „tapferer Ausdauer" enthalten war (letzteres ist um so wichtiger, als die Bürgermiliz während mehrstündigen Paradirens sich gewöhnlich schaarenweise in Kneipen begibt). Wirklich fehlte bei der Feier nicht ein Mann, und während die Waisenknaben ihr rührend frommes Kirchenlied sangen, marschirten die Friedenssoldaten beim Klange Strauß'scher Quadrillen muthig hinterdrein.

Der literarischen Welt ferne stehend, höre ich gewöhnlich nur von bedeutenderen Erscheinungen, und da ich Ihnen über solche Nichts zu berichten weiß, so scheinen sich nur Productionen gleichgiltiger Art in die Druckwelt, aber nicht in's Leben zu fördern.

Die Schauspieler Baison und Devrient waren durch einige Wochen Rivalen am Hofburgtheater; ersterer soll bei vielem Verstande zu kalt, letzterer bei berechnetem Feuer zu geziert gespielt haben.

Während aus allen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs die erfreulichsten Nachrichten über den Fruchtsegen dieses Jahres eingehen, hört man aus Böhmen, namentlich aus dem Bidschower Kreise, die betrübendsten Nachrichten. Hagelschlag und Winde sollen die Felder verheert haben, und der Landmann soll froh sein, wenn er nicht die Aussicht hat, verhungern zu müssen. Bei der geringen Culturstufe, auf welcher der Ackerbau noch in manchen Gegenden Böhmens sich befindet, ist ein solcher Schlag doppelt hart. — Die geizige Wirthschaft des Herrn Ballochini, ehemaligen Schneidermeisters und zeitweiligen Impresario unseres Kärnthner-Thortheaters, geht nun zu Ende. Der Pachtcontract wurde ihm nicht wieder erneuert, sondern ein neuer mit dem wackeren und eifrigen Director des Josephstädter Theaters, Herrn Pokorny und dem bisherigen Geschäftsführer des Herrn Ballochini, Herrn Merelli, abgeschlossen. Beide übernehmen das Theater in Compagnie; ob der Böhme und der Italiener in dieser Gemeinschaft sich vertragen werden, wird von Manchem bezweifelt. Pokorny ist im Publicum wegen seiner Gutmüthigkeit und Generosität beliebt. Herr Merelli gilt als ein Zögling Ballochinischer Theaterpolitik, was kein günstiges Vorurtheil für ihn erweckt.

— Rainer. —

II.

Nehmt Euch ein Exempel dran.

Der Erlaß des Preußischen Ministeriums gegen den Eisenbahnactienschwindel, der nicht blos in Berlin und Breslau, sondern auch in Wien, Hamburg, überhaupt an allen großen Börsenplätzen Deutschlands eine fürchterliche Krisis und ungeheuere Verluste herbeigeführt hat, kann den Regierungen als eine große und wichtige Lehre dienen. In Frankreich könnte eine solche Maßregel den Sturz eines Ministeriums herbeiführen. Wir verlangen für Deutschland eine solche Rigorosität nicht. Bei den vielfachen Geschäften, die auf den Schultern eines Gouvernements ruhen, bei den mannigfachen Decreten, die es zu erlassen hat, kann man eine Maßregel, die namentlich einer wohlgemeinten Absicht entsprang, nicht so hart strafen. Wohl aber ist sie ein warnendes Mene tekel gegen den Hochmuth, mit welchem gewisse Staatsmänner die Kritik und den Rath der Presse

betrachten; gegen den Dünkel, in welchem manches Gouvernement seine Beschlüsse für unfehlbar hält. Von einem Acte, wie der in Bezug auf den Börsenschwindel, dessen unglückliche Folgen ihm so schnell auf dem Fuße gefolgt waren, über dessen Unangemessenheit jeder Börsenmäkler richten kann, kurz von einem Gesetze, das auf den lautesten Markt kam, lernt selbst der gemeine Mann auf andere Dinge schließen. Wie viele Erlasse mögen aus dem Ressort des Ministeriums jährlich gehen, deren Erfolge, wenn auch erst später, minder heftig und plötzlich, darum nicht weniger nachtheilig sich bewähren? Dieses Mal ist alle Welt Richter und Verständiger; wie aber bei Dingen, die nicht auf den lauten Markt kommen und über die nicht Jedermann urtheilen kann? Wir gehören nicht zu Denjenigen, die in jeder Maßregel eines Ministeriums reactionäre und absolutistische Tendenzen wittern; wir setzen sogar den besten Willen und die wohlmeinendsten Absichten voraus, aber die unfehlbare Capacität streiten wir Jedermann, selbst den Höchstgestellten ab; wir glauben nicht, daß ein Minister und seine wenigen Räthe klüger sind, als der Gesammtverstand der Nation, daß diese unbedingt als gut anerkennen müsse, was Jene im geheimen Scrutin beschlossen. Die Organe der öffentlichen Meinung, sei es nun die Presse, seien es Stände oder Deputirte, müssen die Regierung unterstützen, müssen ihr Aufklärung und Rath geben über alle Dinge, die selbst ein Minister mit dem schärfsten Verstand und mit dem patriotischsten Herzen (und nicht viele Minister sind so ausgestattet) unmöglich ergründen kann. Das Börsenedict geht den Leuten an den Beutel, darum schreien sie lauter als bei Dingen, die blos Geist und Seele betreffen. Aber die höhere Einsicht eines Gouvernements muß wissen, welche Bedeutung letztere im Staatsleben haben. Möge es durch das wirksame und heftige Geschrei auf der einen Seite auch stutzig werden in seinem Selbstvertrauen auf der anderen, möge es die Hand auf's Herz legen und sein Gewissen befragen, ob es sich auf dem Gebiete des Justiz-, des Unterrichts-, des Militär-, des Beamtenwesens nicht ähnliche unglückliche Irrthümer und Mißgriffe zu Schulden kommen läßt, möge es in Zukunft eine ernsthaftere und dankbarere Aufmerksamkeit schenken den Meinungen jener großen Börse, die man die Presse nennt, und in der moralischere und intelligentere Stimmen sich aussprechen, als die interessirter Geldspeculanten und Actienspieler.

III.

Die Werke Friedrich's des Großen.

Friedrich's des Großen Werke sollen in Berlin das Licht der Welt erblicken, d. h. in einer nicht zu kostspieligen, dem ganzen Publicum zugänglichen Gesammtausgabe erscheinen. So wird seit meh-

Digitized by Google

reren Jahren prophezeiht, und immer gibt es neue Hindernisse, die den alten Fritz nicht in die Oeffentlichkeit lassen. Erst hieß es, man fürchte die Censur. Der berühmte Fritz war bekanntlich nicht sehr christlich-germanisch, und Preußen wäre in das Dilemma gekommen, entweder seinen größten Mann, oder seinen jetzigen religiös-romantischen Nimbus verläugnen zu müssen. Allein auch da ließe sich helfen. Einiges könnte ein schöpferisch begabter Censor umgießen, Anderes ließe sich durch den Umstand entschuldigen, daß Friedrich es nicht als König, sondern als Kronprinz, also gewissermaßen mit noch „beschränktem Unterthanenverstande“ geschrieben. Jetzt ist man auf eine neue Klippe gestoßen. Man hat plötzlich entdeckt, daß Friedrich der Große in der Orthographie und Grammatik seines Französisch und auch in anderen Dingen mehr Böcke, als seine Armee in allen Schlachten Feinde geschossen hat. Also wieder ein Dilemma. Soll man den angebeteten Fritz als einen ungeschulten, ungebildeten, autodidaktischen Menschen erscheinen lassen? Wird die Berliner Intelligenz so viel Pietät besitzen, um sich nicht über die Unwissenheit des berühmten Königs zu moquiren? Oder soll man selber die Impietät begehen und, wie Schlegel angerathen hat, dem Helden sein Gewand sauber ausbürsten und Manschetten anziehen, d. h. ihn sauber corrigiren und einen eleganteren Styl schreiben lassen? Wir möchten doch lieber vorschlagen, den Fritz mit Haut und Haar zu geben. Man sollte bedenken, daß Napoleon auch ein schlechter Sprachmeister gewesen wäre und die Orthographie mit der Willkür eines orientalischen Despoten mißhandelt hat. Friedrich hat ja auch andere Böcke geschossen, als stylistische, und ist doch Friedrich.

IV.

Der ewige Jude.

Im Jahre **1834** erwartete ganz Deutschland mit Herzpochen die Ankunft der Cholera. Im Jahre **1844** erwartet man mit ähnlichem Herzpochen die Ankunft des ewigen Juden. Die Anstalten zu seinem Empfange sind dieselben; als man für die Cholera sich rüstete, wurden in den Spitälern neue Betten aufgestellt, mehr Krankenwärter engagirt, Bauchpflaster geschmiert u. s. w. Nun man für den ewigen Juden sich rüstet, da werden in den Druckereien neue Pressen in Bereitschaft gehalten, mehr Uebersetzer engagirt, Papierballen geglättet. Wo wird der ewige Jude zuerst ausbrechen? In Leipzig stehen die Druckerjungen der Deutschen Allgemeinen Zeitung von früh bis Abends auf dem Nicolaithurm und sehen nach der Frankfurter Straße, ob er kommt. Die Kollmann'sche Buchhandlung hat schon vor mehreren Wochen Commissäre nach Paris geschickt, um die große Erscheinung an Ort und Stelle zu studiren und mit dem be-

rühmten Schwitz-Eugen zu contrahiren. Auch Otto Wigand, der glückliche Geheimnißkrämer, und zwei andere Buchhandlungen stehen auf der Warte der Zeit. In Frankfurt will das Conversationsblatt dem Ankömmling rasch den Weg abschneiden und mit Hilfe der langsamen Thurn- und Taxis'schen Postexpedition den anderen Concurrenten vorauseilen. In Berlin haben drei Buchhandlungen und ein Unterhaltungsblatt schon die Aermel aufgeschürzt, um gleich zuzugreifen. Wer sonst im lieben Vaterlande noch wartet und sich bereit macht von Verlegern und „Lesefrüchten", ist uns zur Zeit noch unbekannt; so viel ist gewiß, ganz Deutschland ist plötzlich judenfreundlich geworden. Und wenn man auch die zeitlichen Juden noch nicht emancipirt, den ewigen Juden steckt man mit beiden Händen in die Emancipation. Denn wohlgemerkt, die zeitlichen Juden waren vor 1800 Jahren Einwohner des Orients und können daher jetzt unmöglich bereits germanisirt sein; der ewige Jude aber kommt direct aus Frankreich und ist in drei Tagen mit Hilfe des Lexikons deutsch getauft. Und noch ein Grund: die zeitlichen Juden sind Concurrenten in allen Gebieten des Handels und sind daher lauter Schwerenöther; an dem ewigen Juden aber ist was zu verdienen, und der verdienstvolle Jude ist überall willkommen, wie es offiziell heißt. Wenn nur der Juif morbus nicht eben so viel fahle Gesichter zurückläßt, wie die Cholera errant. Wenn der ewige Jude nur die Erwartungen nicht betrügt; dies könnte ein neuer Erschwerungspunkt gegen die Verleihung des Staatsbürgerrechts an seine zeitlichen Glaubensgenossen werden.

V.

Notizen.

Mars auf der Börse. — Polenball in London. — Die Brüder. — Philosophisches Stylrecept.

— Nichts ist charakteristischer für unsere Zeit, als daß den Offizieren in Berlin vom Kriegsministerium verboten wurde, in Actien Geschäfte zu machen Das Verbot setzt voraus, daß man den tapfern Friedenskriegern dergleichen moderne Speculationen zumuthet. Und warum nicht? Man weiß, daß Soldaten eine Stunde vor der Schlacht zu würfeln und die Karte zu biegen pflegen. Das Börsenspiel ist ja auch nur Hazardspiel, und stehen wir nicht fortwährend am Vorabend großer Ereignisse? Heutzutage, wo der Staatspapiermann, wie jener Römer aus den Falten seiner Toga, aus Coupons und Actien Krieg oder Frieden schüttelt, ist es nur billig, daß auch Mars auf die Börse geht.

— Fast die ganze Zeitungspresse Europas beschäftigt sich mit des Kaisers Nikolaus „acht Tagen in London"; weniger der politischen

Wichtigkeit wegen, welche die englische Fahrt haben mag, als wegen des Schauspiels, das der Besuch des Alleinherrschers beim freiesten Volk der alten Welt darbot. England bewies seine Gastfreundschaft dem Czaren in glänzender, dem gleichzeitig anwesenden König von Sachsen mehr in herzlicher Weise; die großartige Ungenirtheit der Nation aber spricht aus dem tausendstimmigen Concert, das die Londoner Journalpresse anhob. Da machten sich alle Meinungen, Launen und Eigenheiten John Bull's mit gleicher Freiheit Luft; die Toryblätter, welche die Honneurs machten, vergaben Nichts der Würde Altenglands; es fehlte nicht an Bosheiten in den radicalen Zeitungen, der große Chorus der populären Journalistik aber behandelte die Sache mehr mit gesundem und lustigem Humor, als mit Aerger und Bitterkeit. Es regnete Wortspiele und Karrikaturen; unter den charakteristischen Zügen, die man erzählt, wollen wir blos einen erwähnen. Kaiser Nikolaus reichte dem Herzog (Wellington) die Hand zum Kusse, Wellington nahm die Hand und — schüttelte sie. Während die fashionable Welt den hohen Gast mit der seiner Persönlichkeit und Stellung gebührenden Achtung empfing, versäumte sie nicht den Polenball, den Lord Dudley Stuart jährlich am 10. Juni veranstaltet; ja es wurden in diesem Jahre dreimal so viel Billets als im vorigen verkauft, und Graf Ostrowski, der, eines Attentatsplanes beschuldigt, tausend Pfund Caution hatte stellen müssen, wurde von den aristokratischen Damen, die an der Spitze des Ballcomités stehen, mit besonderer Auszeichnung empfangen. Wie es scheint, glaubte der Kaiser, durch einen eclatanten Zug die Demonstration pariren zu müssen. Man erzählt, er habe durch seinen Gesandten ein Billet zum Polenball verlangen lassen und dafür fünfhundert Pfund dem Comité geschickt, welches, wie vorauszusehen, das Geld zurückwies. Wir können diesem Gerüchte keinen Glauben beimessen, denn die fünfhundert Pfund würden weniger Großmuth, als Unzartheit verrathen. Kaiser Nikolaus wird wohl wissen, daß es sich nicht blos darum handelt, das materielle Elend der Polen zu lindern. Könnten diese eine Unterstützung von ihrem Feinde annehmen, so dürften sie ja nur um Amnestie und Anstellung bitten; und es ließ sich doch nicht erwarten, daß die Flüchtlinge sich selbst zu mehr als gemeinen Bettlern erniedrigen würden. Oder sollten die fünfhundert Pfund andeuten, daß der Kaiser sie fürnichts Besseres halte?

— Deutschland besitzt ein Gebrüderpaar, das in seiner Thätigkeit den merkwürdigsten und für unsere Verhältnisse bezeichnendsten Gegensatz bildet. Beide Brüder sind öffentliche Charaktere und führen die Feder, der eine öffentlich, der andere geheim; doch ist jener nicht so allgemein bekannt, als dieser. Beide suchen politisch zu wirken, und thun dies auf die verschiedenste Weise, im verschiedensten

Sinn und wohl auch mit dem verschiedensten Erfolge. Ist diese seltsame Erscheinung noch Niemand aufgefallen? Wir meinen die Gebrüder Brunnow, von denen einer deutscher Schriftsteller und Mitglied des Leipziger Literatenvereins, der andere russischer Gesandter in London ist. Jener hat einen Ulrich von Hutten geschrieben, der den altgermanischen Freiheitsgeist im Herzen der Jugend anfachen soll; dieser wird wohl weniger germanische Zwecke verfolgen und keine so lebhaften Sympathien für deutsche Einheit und Größe hegen. Wir möchten nur Eins wissen: welche von beiden Federn hat mehr Einfluß auf unser Wohl oder Wehe? Die, welche politische Tendenzromane zum Besten der deutschen Einheit, oder die, welche diplomatische Noten im Interesse Rußlands schreibt?

— Ein Berliner Denker, der einem literarischen Novizen „eine Anleitung, den wahren philosophischen Styl zu schreiben", gab, sagt unter Anderm: Von besonderer Wichtigkeit sind die Worte: Standpunkt und Forschung, wissenschaftlich und unwissenschaftlich, frei und unfrei, bewußt und unbewußt, beschränkt und unbeschränkt nebst den davon abzuleitenden Haupt-, Zeit- und Kraftwörtern; ferner die Worte: in sich und an sich, außerhalb und innerhalb, von Außen und von Innen; nicht zu vergessen „das Wesen", „die Entwickelung", das „sich verhalten" und „sich bewegen". In diesen wenigen Zauberformeln steckt der Inhalt der ganzen modernen Weltideen. Setzest Du noch statt: „Ich", jedesmal: „Die entschiedene Kritik", so wird kein Berliner anstehen, Dich für einen tiefen Philosophen zu halten. Obige Wörter dürfen aber in keinem Satze fehlen, er mag noch so groß oder klein sein; je öfter sie in einem und demselben Satze vorkommen, desto besser. Zum Beispiel: Die entschiedene Kritik, die sich auf dem vollkommen freien Standpunkt der wissenschaftlichen Forschung befindet, muß das Wesen des vernünftigen Menschen, das heißt des bewußten Menschen, des Menschen an sich, darin sehen, daß er außerhalb der Schranken der Unfreiheit, sich vielmehr innerhalb des Bewußtseins der menschlichen Freiheit bewege und gegen die von Außen gegebenen Resultate der unwissenschaftlichen Entwickelung mit unbedingter Freiheit verhalte. — Wie schlagend und wie schön zugleich! Sagst Du dasselbe in gewöhnlichem unwissenschaftlichem Styl, so heißt es: Ich glaube, ein gescheidter Kerl soll nicht dumm sein. — Damit lockst Du aber keinen Hund vom Ofen.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.

Beilage

zu

den Grenzboten.

Aus Wien.*)

Seit einigen Tagen cirkulirt unter dem hiesigen diplomatischen Corps ein als Manuscript gedruckter Brief an den französischen Deputirten De Castellane, der in der Verhandlung über Polen so vehement gegen die österreichische Regierung aufgetreten ist. Der Brief macht großes Aufsehen, da eine sehr hochgestellte Person als Verfasser genannt wird. Ich bin so eben in den Besitz eines der wenigen Exemplare gekommen und beeile ich mich es Ihnen mitzutheilen, als einen höchst charakteristischen Beitrag zur Kenntniß der Stimmung in unsren höchsten Regionen.

Lettre à Monsieur de Castellane, membre de la chambre des députés de France.

Vienne, mars 1846.

Vous avez, dans la séance de la chambre des députés du 13 Mars, parlé des scènes désastreuses qui venaient de se passer en Galicie, vous l'avez fait, Monsieur, avec un mouvement d'indignation, qui prenait sa source dans un profond sentiment d'humanité, vous avez lancé les foudres de votre anathème contre un gouvernement qui mettait à prix les têtes d'une classe de la société.

Vous êtes venu, feuille en main, formuler votre acte d'accusation contre des autorités locales assez lâches, assez corrompues, pour soudoyer ainsi l'assassinat; pour expliquer de pareilles monstruosités, vous avez porté un second acte d'accusation contre

*) Dieser Brief ist uns zu spät zugekommen um ihn noch ins Heft zu bringen, wir geben ihn daher in einer Beilage. D. Red.

Digitized by Google

le despotisme du gouvernement, qui a conservé le servage du paysan en Galicie, et qui ne sait règner, **qu'en excitant la haine naturelle des classes des citoyens l'une contre l'autre.**

Je ne suis l'avocat de personne, je n'ai donc le droit de parler ni pour ni contre; le tems, à lui tout seul, suffit d'ailleurs toujours, pour faire justice des erreurs du jour; mais il est un fait qui est déjà du domaine de l'histoire, et c'est de celui-là, Monsieur, que je me crois le droit de vous parler. —

J'aime les hommes, comme vous les aimez; c'est par suite de ce sentiment, que le sort du plus grand nombre m'a toujours occupé de préférence, car c'est le plus grand nombre qui souffre; je me suis donc instruit de la condition sociale des masses.

La publicité législative n'imposerait-elle pas à ceux qui savent la vérité, le devoir de la dire à ceux qui ne la savent pas? —

Le libre arbitre est un des plus profonds mystères de la nature morale de l'homme; aucun individu n'a le droit de porter atteinte à ce droit, parcequ'il est individuel. Cependant l'existence collective des hommes pose des limites à l'exercice de ce droit. Le décalogue renferme huit commandemens prohibitifs; c'est ainsi que les loix parviennent à protéger l'innocence contre la force, et à défendre la vérité contre l'erreur.

Il y eut une fois dans une enceinte législative une montagne, du haut de laquelle ruisselaient des sentences de mort, comme réponse à des interrogations qu'elle trouvait importunes; cette montagne s'écroula, quand la parole redevint libre. Les hommes ne sont plus croyans assez faciles aujourd'hui, pour rester muets au pied de cette autre montagne, du haut de laquelle descendirent ces tables de la loi qui nous régit encore.

Ainsi vous pouvez parler — vous aimez à user de cette faculté — et vous avez entre vous l'obligation d'écouter. — Moïse dictait des lois à une époque de foi et de soumission; s'il avait eu à régler une parole plus libre et plus facile, il eut ajouté une loi de plus à ses tables; il aurait dit: **vous n'avez pas le droit de parler de ce que vous ne savez pas.** — Croyez-vous, Monsieur, qu'il ne serait pas utile, d'écrire ce commandement en lettres d'or sur la porte d'entrée de tout sanctuaire législatif? — La raison publique devrait suffire, il est vrai, pour

le faire découler naturellement de ce huitième commandement mosaïque, qui dit:

vous ne porterez point faux témoignage contre votre prochain.

Or, voilà ce que vous avez fait, Monsieur, en parlant à l'occasion de la condition, dans laquelle sont placés, selon vous, les paysans de la Galicie. Vous avez, comme legislateur, plus encore que tout autre homme, le droit de chercher et de demander la vérité. — Permettez-moi, de vous venir en aide, dans une question que vous avez rendue grave pour vous, parceque vous en avez fait un acte d'accusation. —

Veuillez ouvrir le code civil autrichien, publié l'année 1811, vous trouverez au §. 16 du premier chapitre la disposition suivante: „l'esclavage ou le servage, et l'exercice d'un pouvoir qui „en dériverait, n'est pas chose permise.“ Ce code était une forme définitive donnée à des loix antérieures. Ainsi dans une patente publiée le 17 Janvier 1799, l'Empereur François s'exprimait de la manière suivante:

„Les mêmes principes qui ont porté Nos prédécesseurs, „de glorieuse mémoire, à supprimer le servage dans leurs pays „héréditaires de Bohême et d'Autriche, puis en suite dans les „provinces réunies aux états héréditaires autrichiens sous le „nom de Galicie et Lodomérie Nous décident à supprimer aussi „totalement le servage dans Notre province de Galicie occiden„tale etc. etc.“

L'Empereur suivait l'exemple qui lui avait été légué par ses prédécesseurs — il appliquait à la Galicie occidentale, de récente acquisition, les loix rendues par Marie Therèse et l'Empereur Joseph en faveur des territoires polonais acquis sous leur règne.

Deux patentes, l'une du 5 Avril 1782, l'autre du 10 Mai 1787, réglèrent alors définitivement la condition du paysan de Galicie. — Les dispositions principales de ces deux actes législatifs sont: l'affranchissement du servage et de la glèbe; le droit de posséder en propre le terrain qui jusqu'-alors ne lui avait été concédé qu'à titre d'usufruit; — cette nouvelle propriété était déclarée indivisible, et devait être possédée par droit de primogéniture.

Votre discours, malgré des erreurs de fait, qui ne pouvaient vous conduire à la vérité, prouve toutefois, que votre esprit sait calculer l'influence des loix sur le sort des peuples; ainsi le droit de primogéniture, appliqué à de petites possesions rurales, suffira pour vous signaler son importance; ne vous y méprenez pas, Monsieur, ce mot qui vous semblera peut-être se rattacher à un vocabulaire de féodalité, est au contraire une des puissantes barrières qui pouvaient lui être opposées.

Le problème social le plus difficile à résoudre, a été, et se trouve être encore, celui de la transition de l'état du moyen âge à celui des sociétés modernes; il y a des hommes d'impatiente philantropie, qui ont préféré, et qui préfèrent encore la voie des révolutions pour conduire ce problème à plus prompte solution. On est d'un esprit moins vif en Autriche; c'est dans l'action des loix, plus lente, mais plus sûre, qu'on a cherché les voies de transformation.

Veuillez être attentif au phénomène remarquable, que présentent les deux pays de plus ancien affranchissement: le nombre des paysans propriétaires est presque nul en Italie et en Angleterre, si on le compare à celui de ceux qui ne possèdent pas. — La liberté du sol ajoutée à celle de l'homme, amène necessairement un parcèlement sans limites, qui finit par mettre le peuple agricole hors de possession au profit de ceux qui sont plus riches que lui; le droit du plus fort n'est pas toujours celui de l'épée, une liberté absolue de mouvement fait passer ce droit à l'argent. — Des loix de protection contre ce droit moderne existent depuis longtems dans la législation autrichienne et rendent témoignage de la plus sage prévision. Ainsi, Monsieur, depuis un tems dejà trop ancien pour que je puisse le déterminer, **ce n'est plus le paysan qui est attaché à la glèbe, c'est la glèbe qui est attachée au paysan.** Celui qui la possède dans une mesure rendue indivisible, peut la quitter et s'en aller, mais c'est un autre paysan qui doit venir la posseder à sa place; c'est un fief rustique placé dans des conditions de dépendance déterminées par les loix; la force qui pourrait ressortir trop oppressive du majorat nobiliaire, se trouve contrebalancée par le majorat du paysan. La classe des paysans ne peut donc jamais

être dépossédée; cette condition de chef de famille est tellement respectée par le gouvernement, que même en tems de guerre, le soldat, qui par la mort de son frère aîné, devient le chef de famille est à l'instant même renvoyé chez lui. —

Ainsi vous voyez le sol partagé en deux grandes divisions, qui existent conjointes, sans pouvoir jamais se confondre, car jamais noble ne peut acquérir aucune des parties du sol qui appartient à la classe des paysans; et si des vues d'arrondissement pouvaient lui faire désirer l'acquisition d'une parcelle, ce n'est, qu'avec autorisation de l'autorité supérieure et sous la forme d'un échange territorial d'égale valeur, qu'elle pourrait avoir lieu.

Il vous sera facile de comprendre, que ce n'est pas un financier moderne, qui aurait pu être le créateur d'une organisation de cette nature. Elle est stérile pour le trésor, qui trouve peu de droits de timbre et de mutations à percevoir; le but principal du gouvernement, auquel on croit donner un sobriquet dérisoire, en l'appelant paternel, n'est donc pas de s'enrichir, mais de gouverner par des lois qui empêchent l'appauvrissement des classes les plus faibles.

Cette lettre, provoquée par l'importante séance des interpellations du 13 Mars, ne comporte pas de plus grands détails, que vous pouvez d'ailleurs trouver dans les codes autrichiens; mais les indications qu'elle donne, doivent suffire pour faire comprendre à tout esprit logique, qu'ne administration, qui repose sur de pareils principes de justice et de protection, ne peut pas tout-à-coup se livrer à l'infame trafic de têtes dont elle a été accusée; car remarquez-le bien, c'est parceque l'éxistence légale des classes supérieures était respectée comme un droit, que des loix protectrices étaient devenues nécessaires.

Les évènemens de Galicie sont venus fondre sur cette province comme une trombe que des vents d'ouest y ont apportée. La force centrifuge, qui l'a fait naître, s'est formée dans l'atmosphère morale de régions occidentales; elle s'est grossie par son propre mouvement, entrainant avec elle les élémens qu'elle pouvait s'amalgamer; elle est venue se briser contre des obstacles plus forts qu'elle, mais elle a couvert, en se brisant, le sol de ses propres débris.

L'agriculteur paisible, serait-il coupable des dévastations, que produit un pareil phénomène sur le sol, objet de ses soins et de son amour?

On a joué dans l'Ouest avec les commencemens de cette trombe, que l'on voyait former; elle est venue frapper sur un terrain où l'Autriche était tranquille du repos que lui donnait la conscience qu'elle avait de sa justice; — car si l'on parle des fautes du passé, a-t-on le droit d'en fixer la date à son gré? l'objet de ses soins les plus constans était donc de travailler à effacer les misères des anciennes fautes, qui avaient mis inévitablement à sa charge l'obligation de le faire.

Permettez-moi, Monsieur, de recommander à votre attention des pensées de Plutarque sur les délais de la justice divine dans la punition des coupables, vous les trouverez dans une traduction de cet ouvrage faite par le Comte de Maistre.

En voici de courts extraits: pag. 46 á 50.

„Il y a entre les choses d'un ordre supérieur, comme entre „les choses naturelles, des liaisons et des correspondances se-„crètes, dont il est impossible de juger autrement que par l'ex-„périence, la tradition et le consentement de tous les hommes.

„Ceci se rapporte à l'homme considéré individuellement; mais „si nous venons à le considérer dans son état d'association, il „semble qu'il n'y a plus de difficulté, et que la vengeance divine „tombant sur un état ou sur une ville long-tems après la mort „des coupables, ne présente plus rien, qui choque notre raison.

„Mais si l'état doit être considéré sous ce point de vue, il „en doit être de même d'une famille provenant d'une souche „commune, dont elle tient je ne sais quelle force cachée, „je ne sais quelle communication d'espèce et de qualités, qui „s'étend à tous les individus de la lignée; les êtres produits par „voie de génération ne ressemblent point aux productions de l'art; „à l'égard de celles-ci, dès que l'ouvrage est terminé, il est sur „le champ séparé de la main de l'ouvrier et ne lui appartient „plus; il est bien fait par lui, mais non de lui, au contraire ce „qui est engendré provient de la substance même de l'être géné-„rateur; tellement qu'il tient de lui quelque chose, qui est très

„justement puni ou recompensé **pour lui**, car ce quelque chose „est **lui**.

„Les enfants des hommes vicieux et méchants sont une „dérivation de l'essence même de leurs pères, ce qu'il y avait „dans ceux-ci de principal, ce qui vivait, ce qui se nourrissait, „ce qui pensait et parlait, est précisément ce qu'ils ont donné „à leurs fils; il ne doit donc point sembler étrange, ni difficile „à croire, qu'il y ait entre l'être générateur et l'être engendré „une sorte d'identité occulte, capable de soumettre justement le „second à toutes les suites d'une action commise par le premier.“

Ces réflexions que l'étude à dictées à un des auteurs, qui a peut-être le mieux connu les ressorts secrets de l'histoire du monde ancien, ne pourraient-elles pas s'appliquer également aux grands faits de l'histoire moderne?

Y a-t-il pour les peuples des peines, qui ne seraient pas méritées? et s'il existe un principe de solidarité entre les générations, n'est-ce pas continuer à compromettre le sort de celles qui doivent venir, que de chercher la réparation des malheurs du passé dans l'appel aux mêmes passions, qui les ont produits?

L'intérêt que vous portez aux populations de Galicie devrait donc, ce me semble, vous engager, Monsieur, à chercher d'autres voîes, pour leur être utile.

Digitized by Google

Digitized by Google